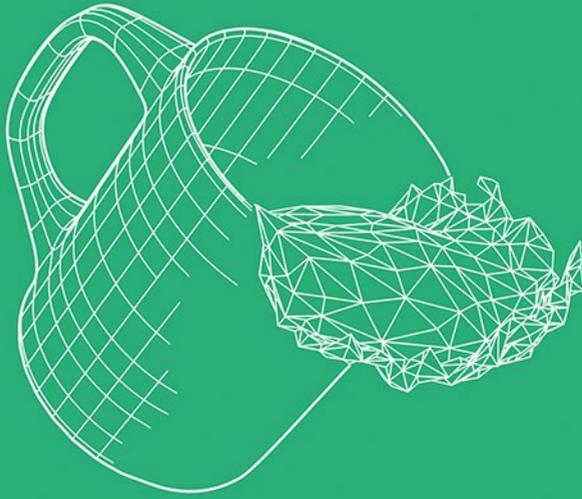


Tom Poljanšek



REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

Zur Ontologie geteilter Welten

[transcript]

Medien- und Gestaltungsästhetik 17

Tom Poljanšek

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

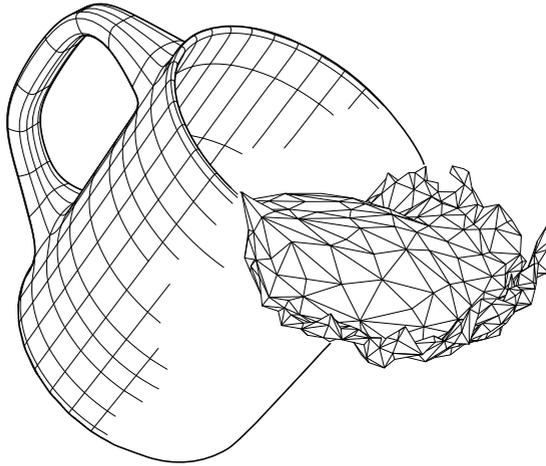
Zur Ontologie geteilter Welten

EDITORIAL Mediale Produktionen und gestalterische Diskurse bilden ein vehement zu beforschendes ästhetisches Dispositiv: Medien nehmen nicht nur wahr, sondern werden selbst wahrgenommen und wahrnehmbar(er) – insbesondere durch die Grundkonstellationen ihrer oft technischen Artefakte und der diesen voran gehenden Entwürfe, mithin vor der Folie des dabei entstehenden Designs. Die Reihe **MEDIEN- UND GESTALTUNGSÄSTHETIK** versammelt dazu sowohl theoretische Arbeiten als auch historische Rekapitulationen und prognostizierende Essays.

Die Reihe wird herausgegeben von Oliver Ruf.

TOM POLJANŠEK lehrt und forscht am Philosophischen Seminar der Georg-August-Universität Göttingen. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Phänomenologie, Sozialontologie, Technikphilosophie und Ästhetik. Aktuell befasst er sich mit Situativität und Immersion als Grundmerkmalen menschlicher Erfahrung.

Tom Poljanšek



REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

Zur Ontologie geteilter Welten

[transcript]

Medien- und Gestaltungsästhetik 17
Hrsg. v. Prof. Dr. Oliver Ruf

Diese Arbeit wurde von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Stuttgart im Wintersemester 2018/19 als Dissertation angenommen (D 93). Hauptberichter: Prof. Dr. Catrin Misselhorn, Mitberichter: Prof. Barry Smith (Buffalo). Tag der mündlichen Prüfung: 01.02.2019.

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch den Fachinformationsdienst Philosophie.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2022 im transcript Verlag, Bielefeld

© Tom Poljanšek

Umschlagkonzept: Natalie Herrmann, Theresa Annika Kiefer, Lena Sauerborn, Elisa Siedler, Meyrem Yücel

Designkonzeption: Andreas Sieß

Gesaltung und Satz: Tom Poljanšek

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-6240-5

PDF-ISBN 978-3-8394-6240-9

<https://doi.org/10.14361/9783839462409>

Buchreihen-ISSN: 2569-1767

Buchreihen-eISSN: 2703-0849

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhaltsverzeichnis

Einleitung – 11

Kapitelübersicht – 46

1. Wirklichkeit ≠ Realität – 53

1.1 Sellars und Husserl zur Differenz von manifestem und wissenschaftlichem Bild der Welt – 57

Manifestes und wissenschaftliches Bild der Welt – 58 | Sellars zum Verhältnis der beiden Bilder – 60 | Husserls Konzeption des Verhältnisses von Lebenswelt und wissenschaftlichem Bild – 65 | Vergleich der Auffassungen Husserls und Sellars' – 68 | Die Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit als Alternative – 69

1.2 Der Mythos des Gegebenen und die vermittelte Unmittelbarkeit der direkten Wahrnehmung – 71

1.3 Bedeutsamkeit als konstitutives Merkmal der Objekte direkter Wahrnehmung – 82

1.4 Wirklichkeit, Realität, Gegebenheitsontologien und Existenzontologien – 87

1.5 Die Schichtung gegebenheitsontologischer Objektklassen – 92

1.6 Exkurs: Dennetts »notional worlds« und die Idee der »Heterophänomenologie« – 101

1.7 Das Verhältnis alltagsontologischer Überzeugungen zur Differenz von Wirklichkeit und Realität – 108

1.8 Die menschliche Neigung zur Verdinglichung des Gegebenen – 117

Perzeptive Verdinglichung – 118 |
Institutionelle Verdinglichung – 124

1.9 Versachlichung als epistemisches Korrektiv der menschlichen Tendenz zur Verdinglichung – 133

Alltagsontologische Urteile über das Angenehme (Kant) – 138 |
Alltagsontologische Urteile über Erscheinungen (Kant) – 141 |
Substruktion (Husserl) und der Fehlschluss der (vorschnellen)
Naturalisierung gegebenheitsontologischer Objekte – 143

1.10 Es gibt keinen wissenschaftlichen Tisch – 149

1.11 Exkurs: Die Relativierung des existenzontologischen Apriori in den Naturwissenschaften – 157

1.12 Eine unnötige Vervielfältigung der Objekte? Über das Verhältnis von GOOs und EOOs – 161

GOOs als ›intentionale_s‹, EOOs als ›intentionale_g‹ Objekte der Wahrnehmung – 177 | Die Ablösbarkeit von Wahrnehmungsgehalt und Seinsglaube – 182 | Phänomenale Gegebenheit von GOOs als zuverlässiger Indikator für die Existenz von EOOs – 191 | GOOs just ain't in the head. Über Innen und Außen von Wirklichkeit und Realität – 197

1.13 Eine Realität – Verschiedene Wirklichkeiten? – 202

Was es heißt, alltagsontologisch zu existieren – 217

2. Wahrnehmung und Vorwegnahme – 223

2.1 Gegebenheitsontologische Objekte als Resultate subpersonalen Konstitutionsprozesse – 227

Die empirische Unterbestimmtheit der distalen durch die proximalen Reize – 229 | Was in der Wahrnehmung phänomenal ergänzt wird – 234 | ›Unbewusste Schlüsse‹ in der Wahrnehmung als Wetten auf naheliegende Möglichkeiten – 240 | Veranschaulichung der Wirkmächtigkeit unbewusster Schlüsse in der Wahrnehmung – 245

2.2 Appräsentation und amodale Ergänzungen – 251

Räumliche und zeitliche Appräsentation – 254 | Appräsentation als unwillkürliche Leistungen der Imagination – 257 | Exkurs: Wieso es schwierig ist, zwischen gewöhnlicher und imaginativer Wahrnehmung zu unterscheiden – 261

2.3 Argumente für die Geltung der Vorwegnahmethese – 264

Wie Menschen in ihrer Wahrnehmung in die Zukunft sehen – 266 | Das Überraschungsargument – 268 | Das funktionalistisch-evolutionsbiologische Argument – 272

2.4 Wahrnehmung als Als-Wahrnehmung – 276

Zweistufige Theorien der Etwas-als-etwas Struktur – 280 | Sinne und Aspekte. Wittgenstein *contra* Frege – 283 | Welche Rolle spielen begriffliche Vermögen bei der Als-Wahrnehmung? – 292 | Die vermittelte Unmittelbarkeit des Bedeutsamkeitserlebens – 296

3. Begriffe-von – 305

3.1 Apperzeption und Appräsentation in der Wahrnehmung (Herbart, Lazarus, Steinthal, Husserl) – 312

3.2 Empirische Schemata bei Kant – 326

3.3 Von Typen (Husserl) und Substanzen (Millikan) – 332

Husserls Typen – 332 | Millikans Substanzen (darunter kulturelle Meme) – 336 | Millikans Substanzbegriffe – 346 | Husserls Typen vs. Millikans Substanzbegriffe – 351

3.4 Sind ihre intentionalen_e Objekte konstitutiv für Begriffe-von? – 352

3.5 Direkte Wahrnehmung als Wahrnehmung *in sensu diviso* – 359

3.6 Gegebenheitsontologische Objekte als sich bewährende Einheiten der Vorwegnahme – 368

Wieso sich in Bezug auf GOOs eine ereignis- oder prozessontologische Explikation nahelegt – 369 | Die Theorie der Ereignissegmentierung – 376 | GOOs als sich zeitlich entfaltende Einheiten der Vorwegnahme – 385 | Sind gegebenheitsontologische Objekte syntaktisch strukturiert? – 397

3.7 Begriffe-von von Begriffen-für – 405

4. Die Bedeutsamkeit der Wirklichkeit – 413

4.1 Pragmatisch-phänomenologische Theorien der Bedeutsamkeit (Mach, Heidegger, Enaktivismus) – 416

Exkurs: Erklären *versus* Verstehen. Orientierung als philosophische Aufgabe – 422

4.2 Deweys Theorie der Objekte als Ereignisse-mit-Bedeutung – 429

4.3 Die Bedeutsamkeit der »geistigen Welt« bei Dilthey und Plessner – 431

4.4 Semiotische Theorien kultureller Bedeutsamkeit (Barthes, Eco) – 435

4.5 Bedeutsamkeiten als »Affordances« (Gibson, Norman, Uexküll) – 444

4.6 »Concern-based construals« und »thick action properties« (Roberts, Nanay) – 451

4.7 »X zählt als Y in K« – Searles regelbasierte Add-on-Theorie der Bedeutsamkeit – 454

4.8 Bedeutsamkeit als natürliche Bedeutung lokal wiederkehrender Zeichen (Millikan) – 458

4.9 Eine Gebrauchstheorie der Bedeutsamkeit (Musil) – 461

Exkurs: Bedeutsamkeit als das Ergebnis kollektiver »make believe games« (Walton) – 467

4.10 Vorläufiges Fazit: Wirklichkeit UND Irrealität der neuen Kleider des Kaisers – 471

5. Geteilte und ungeteilte Wirklichkeiten – 475

5.1 Hintergründe – 476

Vorläuferkonzeptionen des Hintergrunds und das relativierte erfahrungskonstitutive Apriori in der französischen Epistemologie – 482 | Angst vor einem Relativismus der vielen Wirklichkeiten – 486 | Die Unterstellung der einen gemeinsamen Welt – 496

5.2 Welt- und Fremdverständnis. Inwiefern wir andere und ihre Wirklichkeiten verstehen – 499

Wechselseitige Wirklichkeitssynchronisation und die Geräuschlosigkeit alltäglicher Interaktionen – 499 | Die Erfahrung des Fremden und der Wunsch nach seiner Vermeidung – 511 | Spielräume und Grenzfälle des Fremdverstehens – 520

5.3 Kern und Hüllen gemeinsamer Wirklichkeiten – 524

Der universale Kern menschlicher Wirklichkeiten – 526 | Der globale Kern menschlicher Wirklichkeiten – 528 | Ontogenetische Elaboration menschlicher Wirklichkeiten – 531 | Lokale Hüllen menschlicher Wirklichkeiten und die gemeinschaftliche Geltung von Man-Erwartungen – 536 | Varietätenlinguistische Überlegungen – 555 | Standardvarietäten – 560 | Nonstandardvarietäten – 569 | Anwendung der varietätenlinguistischen Überlegungen auf die gemeinschaftliche Geltung von Bedeutsamkeiten – 575 | Fähigkeitsabhängige Bedeutsamkeiten – 580 | Zusammenfassung: Kern und Hülle geteilter Welten – 581

Schluss – 585

Dank. – 590

Literatur – 593

»Für diese Bühne des Lebens ist die
Rückwand der Kulissen einerlei.«

Wilhelm Dilthey, 1878

Einleitung

Die Wirklichkeiten, in denen wir leben, sind nicht identisch mit der Realität, an deren wahrnehmungsunabhängige Existenz zu glauben die Naturwissenschaften uns zumindest gute Gründe geben. Wollte man die ›Welt‹ beschreiben, wie sie ›wirklich‹ oder ›in Wahrheit‹ ist, sollte man deshalb nicht den Fehler machen, Wirklichkeit und Realität vorschnell miteinander zu identifizieren. Es sind zwei verschiedene Dinge: Die Wirklichkeit so zu beschreiben, wie sie uns tatsächlich in unserer alltäglichen Erfahrung *erscheint*; und die Realität zu beschreiben, wie wir etwa auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Theorien – wenn auch stets fallibel – glauben können, dass sie *als solche beschaffen sei*. Eine Überlegung dieser Art liegt auch dem Beginn von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* zugrunde:

Über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Minimum; es wanderte ostwärts, einem über Rußland lagernden Maximum zu, und verriet noch nicht die Neigung, diesem nördlich auszuweichen. Die Isothermen und Isotheren taten ihre Schuldigkeit. Die Lufttemperatur stand in einem ordnungsgemäßen Verhältnis zur mittleren Jahrestemperatur, zur Temperatur des kältesten wie des wärmsten Monats und zur aperiodischen monatlichen Temperaturschwankung. Der Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes, der Lichtwechsel des Mondes, der Venus, des Saturnringes und viele andere bedeutsame Erscheinungen entsprachen ihrer Voraussage in den astronomischen Jahrbüchern. Der Wasserdampf in der Luft hatte seine höchste Spannkraft, und die Feuchtigkeit der Luft war gering. Mit einem Wort, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet, wenn es auch etwas altmodisch ist: Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913. (Musil 1987a [1930], 9)

Der letzte Satz des Abschnittes verrät die Pointe des Romanbeginns: Wir haben es hier nicht mit *einem*, sondern mit *zwei* Varianten ›desselben‹ Romanbeginns zu tun, der »altmodisch« gelautet hätte: »Es war ein schöner Augusttag

des Jahres 1913«. Dabei bemüht die erste Variante – wenn auch in poetisierender Diktion – wissenschaftliches und meteorologisches Vokabular, macht, indem sie physische Vorgänge und Regelmäßigkeiten beschreibt, einen sehr exakten und objektiven Eindruck, sie besticht durch ihre umständlich-präzise Genauigkeit. Gegenüber einer solchen Beschreibung muss das vorgeschlagene »Wort, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet« zunächst reichlich ungenau und vage, ja, »altmodisch« anmuten. Ruft nicht die Rede von einem »schönen Augusttag des Jahres 1913« allerlei subjektive und möglicherweise gar intersubjektiv divergierende Assoziationen und Konnotationen auf? Scheint demgegenüber die wissenschaftliche Beschreibung nicht viel neutraler, viel objektiver darzustellen, was mit »schöner Augusttag« in Wahrheit gemeint und bezeichnet ist?

Die Pointe der alternativen Romananfänge besteht nun gerade nicht in der Vorstellung, dass die naturwissenschaftliche Perspektive uns präziser erfassen ließe, was wir aus der Perspektive unserer Alltagserfahrung nur vage und ungenau begreifen. Sie zielt vielmehr auf die Betonung der Behauptung, dass »das Tatsächliche« unserer Alltagswirklichkeit durch die vertrauten, »altmodischen« Worte doch »recht gut bezeichnet« ist. Ein »schöner Augusttag«, das ist gerade nicht eine Sache, die durch die Angabe bestimmter, meteorologischer Sachverhalte präziser zu bestimmen wäre. Ein schöner Augusttag ist vielmehr etwas, das es für Menschen wie uns (bzw. Menschen des Jahres 1913) als eine erlebbare – und in Formulierungen wie »schöner Augusttag« im Alltag intersubjektiv anschlussfähig kommunizierbare – Wirklichkeit *gibt*.

Wirklichem, wie es uns konkret in der Erfahrung gegeben ist oder gegeben sein kann, und *Realem*, wie es an sich verfasst sein mag, korrelieren zwei unterschiedliche Auffassungen dessen, was es heißt, *zu sein*: Die Behauptung, dass es ein Ding innerhalb einer menschlichen Wirklichkeit *gibt*, besagt etwas anderes als die Behauptung, dass ein Ding wahrnehmungsunabhängig *real existiert*. Wir haben hier, wie sich noch deutlicher zeigen wird, einerseits mit einer Bestimmung von Sein als (in unterschiedlichem Ausmaß) *bewährbarer Gebbarkeit*, andererseits mit einer Bestimmung von Sein als *bewusstseinsunabhängigem Bestehen* (im Sinne etwa einer cartesischen *res extensa*) zu tun.

Das Buch hat zwei wesentliche Anliegen: *Einerseits* geht es ihm um eine Bestimmung des Verhältnisses von *Wirklichkeit*, wie wir sie alltäglich wahr- und hinnehmen, und *Realität*, wie wir sie – nach allem, woran zu glauben wir auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Forschung gute Gründe haben – als wahrnehmungsunabhängig existierend postulieren. Das Verhältnis dieser beiden wird als ein *indirektes* charakterisiert: Während uns Wirkliches in un-

serer Wahrnehmung direkt gegeben sein kann, können wir Reales nur fallibel als existierend postulieren. Dabei stellen Wirklichkeiten als solche strenggenommen weder Ausschnitte noch partielle Repräsentationen einer als wahrnehmungsunabhängig angesetzten Realität dar. Bestimmte Merkmale dessen, was Subjekten in ihrer Wahrnehmung gegeben ist, erlauben vielmehr zuverlässige, wenn auch grundsätzlich fallible Schlüsse auf real bestehende Sachverhalte. Dadurch werden allerdings die Wirklichkeiten, in denen wir uns wahrnehmend vorfinden, weder epistemisch noch ontologisch diskreditiert. Wirklichkeiten sind vielmehr wirklich das, *worin* wir als Lebewesen leben; keine aufgrund unserer beschränkten Menschenperspektive verwackelten und unscharfen Abbilder einer wahrnehmungsunabhängigen Realität. *Menschen leben nicht in der Realität, sondern in Wirklichkeiten* – wobei die Wirklichkeiten, in denen wir leben, sich mitunter intersubjektiv voneinander unterscheiden.

Andererseits geht es den folgenden Überlegungen um die Etablierung eines Wirklichkeitsbegriffs, der die *synchrone Diversität* und den *diachronen Wandel* menschlicher Wirklichkeiten beschreibbar macht, ohne zu einem ›Relativismus‹ füreinander unerreichbarer und miteinander unvergleichbarer Wirklichkeiten zu führen. Indem sie wahrnehmungsunabhängige Realität und menschliche Wirklichkeit(en) als *disjunkte* oder *windschiefe*, also in keinem unmittelbaren Verhältnis zueinander stehende Seins- oder Beschreibungsbereiche konzeptualisiert, verbindet die hier vertretene Position einen *indirekten* (oder *kritischen*) *wissenschaftlichen Realismus* (der die Annahme, dass die Naturwissenschaften wesentliche strukturelle Aspekte der Realität erfassen, mindestens ernsthaft erwägt) mit einem *pluralen, direkten* (oder *naiven*) *Realismus menschlicher Wirklichkeiten* (der menschliche Wirklichkeiten gegenüber der Realität in ihrem ontologischen wie erkenntnistheoretischen Eigenrecht ernst nimmt). Es soll also gezeigt werden, inwiefern man sinnvoll davon reden kann, dass es *viele Wirklichkeiten* gibt, während es zugleich zumindest gute Gründe für die Annahme gibt, dass nur *eine einzige, einheitliche Realität* existiert.

Die Realität erweist sich somit nicht als die verborgene Wahrheit der Wirklichkeit, die zutage tritt, sobald man den Schleier der Erscheinungen ontologisch lüftet. Die Wirklichkeiten, in denen wir als Menschen tatsächlich leben, sind vielmehr diese Erscheinungsschleier selbst. Menschliche Wirklichkeiten sind also wirklich so, wie sie und ihre Objekte den Menschen in ihrer alltäglichen Erfahrung gegeben sind. Bezüglich der wahrnehmungsunabhängigen Realität gehen die folgenden Überlegungen demgegenüber – um es möglichst angreifbar zu sagen – mit Wilfrid Sellars' Ummünzung des *Homo Mensura* Satzes davon aus, dass die Naturwissenschaften *idealiter* »das Maß aller Dinge«

sind, »der seienden, dass sie sind, und der nicht-seienden, dass sie nicht sind« (1997, 83 [m.Ü.]).

Tatsächlich hat die »Unterwürfigkeit der Tatsachen« (Musil 1981, 1026) unter die empirisch-quantifizierenden und formalisierenden Zugriffe der naturwissenschaftlichen Methode exemplarisch etwa Rudolf Carnap (1928, 260) zu der »stolze[n] These« verleitet, »dass für die Wissenschaft keine Frage grundsätzlich unlösbar sei«. Angesichts eines solchen szientistischen Überschwangs spricht Musil (1981, 1026) in Bezug auf die Erfolge der naturwissenschaftlichen Methode demgegenüber von einem »unverdiente[n] Entgegenkommen der Natur«, welches (wie Carnap) »in allen Fällen zu verlangen dann freilich eine menschliche Taktlosigkeit« sei. So entzöge sich die menschliche Wirklichkeit, die Musil (ebd., 1028) auch als das »Gebiet der Reaktivität des Individuums gegen die Welt [die hier *Realität* heißt, TP] und die anderen Individuen« beschreibt, systematisch einem solchen, naturwissenschaftlichen Zugriff, der auf die Erkenntnis einer Realität an sich zielt.

Eine derartige Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit besitzt einige philosophische Vorläuferkonzeptionen. Eine der philosophiehistorisch einflussreichsten unter diesen ist René Descartes' Unterscheidung von *res extensa* und *res cogitans*, die bezüglich dessen, was hier als Wirklichkeit(en) bezeichnet wird, allerdings zu der äußerst missverständlichen Vorstellung einlädt, diese seien irgendwie ausdehnungslos ›in den Köpfen‹ von Subjekten zu verorten, während außerhalb dieser Köpfe die tatsächlich existierende, ausgedehnte ›Außenwelt‹ zu lokalisieren sei. Paradigmatischer für das Folgende steht demgegenüber Pate die von Sellars vorgeschlagene Unterscheidung von ›manifestem‹ und ›wissenschaftlichem Bild‹ der Welt – der Welt, wie sie uns aus der Perspektive der Alltagserfahrung erscheint, und der Welt, wie sie aus naturwissenschaftlicher Perspektive postuliert wird. Hinter dieser Unterscheidung steht die Vorstellung, dass zwischen wissenschaftlichem und manifestem Bild der Welt ein *Bruch* besteht, man also nicht ohne Weiteres voraussetzen kann, dass beide unproblematisch zu einem einheitlichen Bild der ›Welt‹ integriert werden können. Eine in diesem Zusammenhang häufig zitierte Veranschaulichung, welche einen solchen Bruch zwischen manifestem und wissenschaftlichem Bild verdeutlichen soll, liefert der Astrophysiker Sir Arthur Stanley Eddington in *Das Weltbild der Physik und ein Versuch seiner philosophischen Deutung*. Die moderne Physik, so Eddington (1931, 1), habe dazu geführt, dass jeder Gegenstand unseres Alltags einen wissenschaftlichen »Doppelgänger« erhalten habe. Eddington verdeutlicht dies an seinen ›zwei‹ Schreibtischen: Dem Schreibtisch seiner alltäglichen Erfahrung – dem Schreibtisch

als einem Objekt der Wirklichkeit des Alltags – und dem Schreibtisch, wie er der Physik zufolge real existiere. So sei der Schreibtisch der alltäglichen Erfahrung zunächst ein »Ding«, ein »gewöhnlicher Gegenstand« jener Umgebung, die wir für gewöhnlich »Welt« nennen – ein »merkwürdige[s] Gemisch von Außenwelt, Einbildungskraft und ererbtem Vorurteil, das sichtbar und greifbar vor mir steht« (ebd.). Zwar sei es nicht ganz leicht zu definieren, was dieses merkwürdige Gemisch eigentlich als solches auszeichne, aber »wenn Sie ein einfacher Mensch mit gesundem Menschenverstand sind, der nicht zu viel von wissenschaftlichen Skrupeln geplagt wird, so werden Sie nicht im Zweifel sein, daß Sie das Wesen eines gewöhnlichen Tisches richtig erfassen« (ebd.). Anders aber stehe es um den zweiten, den »wissenschaftlichen Tisch«. Dieser bestehe, so zumindest lehre uns die moderne Physik, »fast ganz aus leerem Raum – allerdings einem Raum, der von Kraftfeldern durchsetzt ist«; »elektrische Ladungen« seien in diesen Raum spärlich eingestreut, »die mit großer Geschwindigkeit hin und her sausen« (ebd., 2). So erweise sich der zweite Tisch bei genauer Betrachtung als ein unanschauliches, komplexes Konglomerat von Kräften und Wirkungen, auf welches die alltäglichen Vorstellungen von Gegenständlichkeit und Substantialität nicht mehr zuträfen. Der wissenschaftliche Tisch gehöre nicht zu »jener Welt, die unmittelbar rings um mich erscheint, sobald ich meine Augen öffne, von der ich indessen hier nicht untersuchen will, wieviel davon objektiv und wieviel subjektiv ist« (ebd.). Dennoch versichere uns die moderne Physik »mit ihren empfindlichen Prüfmethoden und ihrer unbarmherzigen Logik«,

daß mein zweiter, wissenschaftlicher Tisch der einzige ist, der wirklich da ist, wo immer dieses »da« auch sein mag. Aber ebenso selbstverständlich ist es, daß *es der modernen Physik trotzdem niemals gelingen wird, den ersten Tisch zu verbannen – jenes merkwürdige Gemisch aus Außenwelt, Einbildungskraft und ererbtem Vorurteil, das sichtbar und greifbar vor mir steht.* (Ebd., 4 [Herv. von mir])

Eddington suggeriert hier also eine ontologische Unvereinbarkeit, Inkommensurabilität von manifestem und wissenschaftlichem Bild der Welt. Aus der Perspektive der Naturwissenschaften erscheint die objektive, physische Realität als ein komplexer Zusammenhang von Elementarteilchen, Elementarprozessen und gesetzmäßigen Abhängigkeiten, dem sich die verschiedenen Naturwissenschaften auf verschiedenen Auflöse- und Abstraktionsstufen mithilfe ihrer jeweiligen empirischen Methoden zuwenden. Diesem Bild gegenüber steht das Bild der Wirklichkeit, wie wir sie aus unserer ganz alltäglichen Erfahrung kennen, einer Wirklichkeit – im Verhältnis zu uns selbst – »mittelgroßer« oder mesoskopischer, gewöhnlich dreidimensionaler Gegenstände, die

sich durch allerlei qualitative, dispositionale, atmosphärische, kulturelle und ästhetische Merkmale und Valenzen auszeichnen.

Je nachdem, wie eng wir uns nun bei der Beschreibung dieser Wirklichkeit an unsere Erfahrung selbst halten, rücken verschiedene ihrer Eigenheiten in den Blick.¹ Vor dem Hintergrund eines im gemeinschaftlichen Überzeugungshaushalt bereits sedimentierten naturwissenschaftlichen Weltbildes mag es zunächst so scheinen, als ließe sich aus dem Reichtum unserer gewöhnlichen Erfahrung der Welt unmittelbar und unproblematisch derjenige Anteil herauslösen, der einem auf unsere perzeptiven Vermögen formatierten Ausschnitt der objektiven Realität entspricht, wie sie auch durch die Naturwissenschaften erforscht wird. Zwar mögen wir Menschen aus unseren jeweiligen Perspektiven allerlei ›subjektive‹ oder ›kulturelle‹ Merkmale auf die Gegenstände der Erfahrung ›projizieren‹, aber wir meinen doch, den ›objektiven‹, ›materiellen‹ Aspekt der Gegenstände recht gut vom subjektiven Rest abheben zu können. Was in einer solchen Vorstellung übrigbleibt ist eine Art *Drahtgittermodell* des materiellen Anteils der Welt, von dem man sich etwa vorstellt, es sei ein Teil der objektiven Realität, allerdings in menschengemäßer Auflösung (sofern Menschen keine Elementarteilchen oder ähnliches sehen). Zwar mögen die Menschen dieses Drahtgitter in ihrer Wahrnehmung mit allerlei ›projizierten‹ Merkmalen und Eigenschaften behängen und überspannen, aber man ist doch zugleich der Überzeugung, in diesem Drahtgitter selbst zumindest so etwas wie einen kleinen Zipfel objektiver Realität zu erhaschen.

Nimmt man ein wenig ernster, wie uns die Wirklichkeit in unserer unmittelbaren Erfahrung *tatsächlich gegeben* ist, verändert sich dieses Bild. Schon auf einer sehr allgemeinen Ebene sind uns in unserer Wahrnehmung nicht einfach gleichförmig verschiedenfarbige dreidimensionale Gegenstände unterschiedlicher Formung gegeben. Vielmehr schlägt sich beispielsweise die Unterschei-

1 Zu den Begriffen ›Wahrnehmung‹ und ›Erfahrung‹ sei grundsätzlich angemerkt, dass sie hier und im Folgenden in einem sehr weiten Sinne gefasst sind, der alle Register und Modi bewusstseinsmäßiger Bezugnahme – also auch die ›unthematischen‹ oder ›impliziten‹ – einschließt. Sie sollen also etwa auch das umfassen, was Edmund Husserl als »vorprädikative Evidenz« (Hua I, 52) bezeichnet, was Heidegger als die »Sichtart« des »gebrauchend hantierenden Umgangs« (SZ, 69) bestimmt und was man heute vielleicht mit Michael Polanyi (1966) als »tacit knowing« in Bezug auf die Wahrnehmung beschreiben würde. Zudem wird, wie im Laufe der Überlegungen noch deutlicher zur Geltung kommt, gegen eine kategorische Scheidung ›rein sinnlicher‹ und ›sinnhafter‹ Aspekte der Wahrnehmung argumentiert, die es etwa erlauben würde, einen ›begrifflich strukturierten‹ Anteil von einem ›unbegrifflichen‹ Anteil der Wahrnehmung zu unterscheiden.

ding zwischen *Lebewesen* und *Unbelebtem* auch in der Phänomenologie unserer Wahrnehmung nieder. Etwas *als belebt* wahrzunehmen fühlt sich anders an als etwas *als unbelebt* wahrzunehmen. Gleichzeitig scheint sich die Differenz von Belebtem und Unbelebtem aus der Perspektive eines naturwissenschaftlich geprägten Alltagsverständnisses immer noch etwa in der Differenz von Biologie und Physik widerzuspiegeln. Rücken wir noch ein Stück näher an unser konkretes Erleben der Alltagswirklichkeit heran, gerät vielleicht zusätzlich die Kategorie der *Gebrauchsgegenstände* in den Blick, die uns mit bestimmten praktischen Funktionen und Vermögen ausgestattet scheinen, die jeweils durch ein spezifisches ›Um-zu‹ ihrer Verwendbarkeit charakterisiert sind. Noch ein Stück näher und es fällt auf, dass viele Objekte der erlebten Alltagswirklichkeit noch ganz andere als nur qualitative und funktionale Merkmale aufweisen. Wörter, kulturelle Gegenstände, Gesten und Symbole beispielsweise besitzen Bedeutungen, Statusfunktionen, spezifische Valenzen und Konnotationen, die wir im Alltag in vielen Fällen als intersubjektiv-verbundene Merkmale dieser Objekte auffassen und behandeln. Ein ausgestreckter Mittelfinger erscheint unmittelbar als Beleidigung, ein Rosenstrauß als Ausdruck leidenschaftlicher Zuneigung, ein Film David Lynchs möglicherweise beunruhigend. Sehen wir noch ein wenig aufmerksamer hin, geraten auch solche Objekte in den Blick, die zwar keine materielle Gegenstände darstellen, die sich allein schon durch ihre visuellen Konturen bei guten Beleuchtungsverhältnissen von kontrastierenden Hintergründen abheben und auf kontinuierlichen Trajektorien durch die Raumzeit bewegen, sondern etwa auch typische *Ereignisse*, *Prozesse* und *Situationen*, die nichtsdestotrotz in unserer Wirklichkeit eine zentrale Rolle spielen: eine Geste, eine Melodie, ein Streit, eine Seminarsitzung, ein Date, ein Gespräch, ein Spaziergang. Mehr noch als bei den materiellen Gegenständen, die ihre ›Einheit‹ gewissermaßen schon durch ihre physische Verfassung zu besitzen scheinen, drängt sich bei solchen ›Objekten‹ unserer Alltagswirklichkeit die Vorstellung auf, dass deren Individuation als signifikante, sinnhafte Einheiten nicht so sehr durch eine etwaige Realität an sich vorgezeichnet ist, sondern von der besonderen Art und Weise abhängt, wie der Mensch die Welt in seiner Wahrnehmung in für ihn signifikante und bedeutsame Einheiten eingeteilt vorfindet.

Man könnte eine solche Nuancierung verschiedener ontologischer Ebenen der erlebten Alltagswirklichkeit noch weiter fortführen. Allerdings geht es hier zunächst um die Kritik einer bestimmten Vorstellung des grundlegenden ontologischen Zusammenhangs von Alltagserfahrung und Realität an sich, die durch eine solche Stufenleiter nahegelegt scheinen könnte: Die

Vorstellung nämlich, dass wir – wenn wir erkennen wollen, wie die Welt tatsächlich verfasst ist – zwei Tendenzen oder Aspekte innerhalb unserer gewöhnlichen Wahrnehmungserfahrung voneinander unterscheiden müssten. Nehmen wir das Beispiel meiner Lieblingskaffeetasse: Diese erscheint in der Wahrnehmung einerseits als ein mittelgroßer, materieller Gegenstand mit einem bestimmten Gewicht, mit einer bestimmten Farbe, einer bestimmten Oberflächenbeschaffenheit und so weiter. Andererseits nehme ich sie aber auch als ein Objekt wahr, welches eine bestimmte Funktion erfüllen kann. Sie ist ein Objekt, welches dem Trinken dient. Spezifischer noch erscheint die Tasse nicht einfach nur als ein Objekt, aus dem aufgrund seiner materiellen Verfassung *getrunken werden kann*, sie erscheint zudem als ein Objekt, das innerhalb bestimmter ›kultureller‹ Kontexte in ganz spezifischer Weise *gebraucht werden soll*. Man trinkt ›bei uns‹ aus Tassen dieser Form Heißgetränke, dafür *sind sie gedacht*. (Daher reagieren mit diesem Brauch vertraute Menschen auf Zweckentfremdungen mitunter irritiert.) Weiterhin besitzt die Tasse auch ästhetische und atmosphärische Qualitäten, sie ist zum Beispiel nicht besonders elegant, eher schlicht und funktional. Da es sich um die Lieblingstasse handelt, besitzt sie für mich zudem eine individuelle Bedeutung und Valenz. Ich trinke lieber aus ihr als aus anderen Tassen, verbinde mit ihr bestimmte Erinnerungen und Gefühle; möglicherweise finde ich mich auch bereit, sie bei Bedarf von Hand zu spülen, weil ich mich aus ihr trinkend wohler fühle.

Nun scheinen nicht alle aufgezählten Merkmale dem wahrnehmungsunabhängig existierenden, physischen Objekt zuzukommen, welches die Tasse ›in Wahrheit‹ oder ›an sich‹ zu sein scheint. Mögen auch, wie an dieser Stelle zunächst vorausgesetzt sein soll, die aufgezählten Merkmale in meinem Erleben unmittelbar als Merkmale der Tasse erscheinen, so scheinen doch nur bestimmte dieser Merkmale ›objektiv‹ zu der Tasse als wahrnehmungsunabhängigem, materiellem Objekt zu gehören, während andere dieser Merkmale in gewisser Weise nur durch meine Wahrnehmung auf die Tasse ›projiziert‹ erscheinen. Überlegungen dieser Art brachten John Locke zur Unterscheidung »primärer« und »sekundärer Qualitäten« wahrnehmungsunabhängiger Körper, die ihm zufolge die Gegebenheit zweier verschiedener Arten von »Ideen« in der bewussten Erfahrung verursachen.² Im Falle primärer Qualitäten stell-

2 »[T]he ideas of primary qualities of bodies, are resemblances of them, and their patterns really exist in the bodies themselves; but the ideas, produced in us by these secondary qualities, have no resemblances of them at all« (Locke 1997 [1690], 136).

ten die dem Subjekt gegebenen Ideen Abbilder dieser Qualitäten dar, während sie im Falle sekundärer Qualitäten arbiträr, willkürlich mit diesen verknüpft seien. Was sich aus einer solchen Perspektive nahezulegen scheint ist also die Unterscheidung ›objektiver‹ und ›subjektiver‹ Elemente innerhalb der Wahrnehmung, wobei sich aus den objektiven Elementen erschließen lasse, was tatsächlich wahrnehmungsunabhängig der Fall ist, während die subjektiven Elemente auf die Vorstellungsart des Subjekts zurückzuführen wären. (Egon Brunswik (1934, 124f.) unterscheidet hier zwischen einem »Objektsanteil« und einem »Subjektsanteil der Wahrnehmung«.) Wollte man aus einer solchen Perspektive in Erfahrung bringen, wie es tatsächlich um die Realität an sich bestellt ist, müsste man sich also letztlich nur streng an die objektiven Elemente in der Erfahrung halten und die subjektiven Elemente so gut es geht ausschalten. Alles, was nur unserer spezifisch menschlichen und subjektiven Perspektive geschuldet ist, scheint so einer Erkenntnis der Welt, wie sie wirklich ist, im Weg zu stehen. Tatsächlich haben die Naturwissenschaften in dieser Hinsicht unter der Ägide empirisch-quantifizierender Methoden Erstaunliches zu Wege gebracht. Max Planck spricht bezüglich der Naturwissenschaften entsprechend von einer »Emanzipation von den anthropomorphen Elementen« (1909, 8), die etwa dazu geführt habe, dass die »physikalischen Definitionen des Tons, der Farbe, der Temperatur [...] heute keineswegs mehr der unmittelbaren Wahrnehmung durch die entsprechenden Sinne entnommen« (ebd., 7) werden. An die Stelle qualitativer Merkmale wahrnehmungsmäßig gegebener Objekte treten physikalische Prozesse und Zustandsgrößen, als wären die qualitativen Merkmale und Empfindungen nie etwas anderes gewesen als ein undeutlicher Verweis auf in der sogenannten Außenwelt bestehende, quantifizierbare Sachverhalte. Nun ist eine solche Ersetzung qualitativer Merkmale durch physikalische Größen jedoch nicht gleichzusetzen mit der alltagsontologischen Annahme, dass wahrnehmbare mittelgroße materielle Objekte selbst diese qualitativen Merkmale besitzen. In der physikalischen Beschreibung der Welt tauchen die qualitativen Merkmale als solche vielmehr gar nicht auf. An ihre Stelle treten diejenigen physikalischen Prozesse, die bei Subjekten wie uns zur Gegebenheit entsprechender Entitäten und Merkmale führen. Wie Thomas Nagel (1986, 14 [m.Ü.]) in *The View From Nowhere* schreibt, ist die von der »objektiven Konzeption« beschriebene Welt daher »in einem gewissen Sinne merkmalslos«: »While the things in it have properties, none of these properties are perceptual aspects« (ebd.). *Der Realität als solcher entspricht kein Blick*, sie erscheint nicht, besitzt keine phänomenalen Merkmale. Für eine Erkenntnis der Realität, wie sie unabhängig von

der Art und Weise verfasst ist, wie wir Wirklichkeit erleben, dient die konkrete Wahrnehmungserfahrung also nur als epistemischer Ausgangs- und Abhebungspunkt. Dass wir durch die empirischen Bewährung und die technische Anwendbarkeit naturwissenschaftlicher Forschung zumindest gute Gründe haben, an ein Bild der wahrnehmungsunabhängigen Realität (mit Elementen wie elektromagnetischer Strahlung und Schallwellen) zu glauben, wie es die Naturwissenschaften uns nahelegen, scheint schwer abzustreiten.³ Robert Brandom (2015, 61 [m.Ü.]) gibt in diesem Zusammenhang kritisch zu bedenken, dass die These, dass nur naturwissenschaftliche »Begriffe sich auf das beziehen, was real existiert«, die »perverse [perverse] Konsequenz hätte, dass es prinzipiell unmöglich ist, irgendetwas Reales zu beobachten [observe]« (ebd.). Wie erst noch zu zeigen ist, stellt die hier vorgeschlagene Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit den Versuch dar, mit dieser Konsequenz ernst zu machen und ihr zugleich so viel wie möglich von ihrer vermeintlichen Anrühigkeit zu nehmen.

Aus der Perspektive unserer Alltagserfahrung lassen sich in Bezug auf ein (rein) naturwissenschaftliches Bild der Welt jedoch durchaus Zweifel anmelden: Fassen wir nicht gerade auch viele der Merkmale, die den Objekten nur insofern zuzukommen scheinen, als sie uns in dieser Weise in der Wahrnehmung gegeben sind, als intersubjektiv verbindliche Merkmale unserer wirklichen Welt auf? Und erscheint es nicht bezüglich dieser wirklichen Welt als eine Verfehlung unseres Themas, wenn wir an die Stelle ihrer Objekte und Merkmale Objekte und Merkmale setzen, wie sie – tatsächlich oder vermeintlich – unabhängig von unserer Wahrnehmung existieren oder plausibel postuliert werden können? Haben wir wirklich etwas über Farben, Geräusche und Temperaturen als wesentliche ›qualitative‹ Aspekte unserer Wirklichkeit gelernt, wenn wir in Erfahrung bringen, welche physikalischen Zustandsgrößen und Prozesse für gewöhnlich mit deren wahrnehmungsmäßiger Gegebenheit korrelieren? Ist es das, nach dem wir suchen, wenn wir nach dem Wesen unserer wirklichen Welt fragen?

3 Die Pluralität naturwissenschaftlicher Disziplinen stellt hier nur insofern ein Gegenargument dar, als man die Vorstellung aufzugeben bereit ist, dass diese eine Tendenz zur Vereinheitlichung aufweisen oder zumindest auf eine solche ausgerichtet sind. Eine solche Vereinheitlichungstendenz scheint es allerdings nicht (oder zumindest nicht in derselben Weise) in Bezug auf das Bild unserer alltäglichen Wirklichkeit und das wissenschaftliche Bild der Welt zu geben.

Tatsächlich existieren unterschiedliche philosophische Bemühungen, die als Versuche interpretiert werden können, ein »merkmalsloses« Drahtgittermodell unserer Alltagswirklichkeit um einige der vermeintlich nur *subjektseitig* »projizierten« Merkmale zu ergänzen, sofern wir solche Merkmale alltagstologisch durchaus in verschiedenem Umfang als konstitutiv für die Objekte unserer Wirklichkeit ansetzen. Dabei lassen sich, wie wir eben am Beispiel der Tasse gesehen haben, verschiedene Ebenen solcher angenommenen »Projektionen« unterscheiden, die sich jeweils durch den Grad ihrer intersubjektiven Bewährbarkeit und Kongruenz voneinander abheben. Vier dieser Ebenen seien hier noch einmal hervorgehoben: Auf einer sehr allgemeinen Ebene erscheinen bestimmte Merkmale (wie Farben) von allen Menschensubjekten gleichermaßen und kongruent auf die Gegenstände »projiziert«, weil alle Menschen sich etwa hinsichtlich ihrer neurophysiologischen Konstitution als Organismen oder hinsichtlich der transzendentalen Bedingungen möglicher Erfahrung gleichen. Auf einer weiteren Ebene treten Merkmale hinzu, welche die mit bestimmten Gegenständen für ein Subjekt aufgrund seiner Bedürfnisse und Fähigkeiten verbundenen Interaktionsmöglichkeiten betreffen. Auf einer dritten Ebene werden solche Merkmale ergänzt, die von bestimmten Gruppen von Menschen kongruent »projiziert« werden, sofern diese etwa durch dieselben »kulturellen« Zusammenhänge geprägt sind. Eine vierte Ebene schließlich betrifft Merkmale, die individuell von Subjekten »projiziert« werden, sofern diese bestimmte individuelle Eigentümlichkeiten aufweisen, die beispielsweise ihrer konkreten Sozialisation oder ihrer individuellen Konstitution geschuldet sind.

Auf der ersten Ebene finden sich theoretische Ansätze, die beispielsweise »sekundäre Qualitäten« wie Farben als dispositionale Eigenschaften materieller Körper zu beschreiben versuchen, als Dispositionen also, bei Subjekten bestimmter Art Empfindungen der entsprechenden Sorte zu verursachen. Farbprädikate etwa können materiellen Objekten aus einer solchen Perspektive insofern zuverlässig zugeschrieben werden, als die Oberflächen der meisten Körper (Flüssigkeiten zum Beispiel sind ein bisschen komplizierter) bei gewöhnlichem Tageslicht unabhängig vom Blickwinkel ein bestimmtes Spektrum elektromagnetischer Wellen reflektieren und dieses bei den meisten Menschen zu entsprechender Farbempfindungen führt, auch wenn diese Oberflächen unter anderen Licht- und Umgebungsbedingungen zu anderen Farbempfindungen führen. Ähnliches lässt sich in Bezug auf andere »sekundäre« Qualitäten vorstellen. Man erhält auf diesem Wege ein um basale qualitative Merkmale ergänztes, ontologisches Drahtgittermodell der Alltagswelt,

welches dann im Wesentlichen dreidimensionale Körper mit solchen ergänzten Merkmalen enthält. Viele Theorien der Wahrnehmung arbeiten mehr oder weniger explizit mit einer solchen Ontologie materieller Körper mit sinnlichen Qualitäten, die dann das objektseitige Korrelat ›einfacher‹ ›sinnlicher‹ Wahrnehmung bildet. Auf der zweiten Ebene verorten sich Ansätze, die – beispielsweise in Anlehnung an Überlegungen Jakob von Uexkülls, Martin Heideggers oder James Gibsons – die pragmatische Dimension der Wahrnehmungsgelalte mitzuthematisieren versuchen. Die dreidimensionalen Gegenstände mit sinnlichen Qualitäten erhalten hier zusätzlich – mit Gibson häufig als ›affordances‹ bezeichnete – Merkmale, die dem Subjekt als die ihm durch einen Gegenstand offerierten Handlungsmöglichkeiten gegeben sind. Eine Türklinke erscheint als *etwas zum Drücken*, ein Apfel als *etwas zum Essen*, usw. Die dritte Ebene betrifft Ansätze, die heute gelegentlich unter dem Stichwort ›Sozialontologie‹ verhandelt werden. Dabei ergänzen solche Merkmale das Bild der auf Menschenperzeption formatierten physikalischen Realität, die Gegenständen aufgrund gesellschaftlicher Setzungen und Gepflogenheiten anzuhaften scheinen. Hier geraten also Merkmale in den Blick, die sich als Phänomene eines *gesellschaftlichen Geltens* beschreiben lassen: Das bedruckte Stück Papier, der ausgestreckte Mittelfinger, die Person im weißen Kittel, der gebundene Strauß Rosen, das gehörte Geräusch »Tasse«, sie alle vermögen innerhalb bestimmter Gemeinschaften als etwas je Bestimmtes zu gelten (als Geldschein, als Beleidigung, als Ärzt:in⁴, als Ausdruck von Leidenschaft, als Bezeichnung von Tassen), was über die bisher genannten Merkmale hinausgeht und sich für gewöhnlich dennoch in der unmittelbaren Wahrnehmung dieser Objekte (etwa in dem, was Wittgenstein als Aspektwahrnehmung beschreibt) niederschlägt. In Bezug auf diese symbolische oder kulturelle Dimension unserer Alltagswirklichkeit ist in der jüngeren Debatte John Searles (2011, 49) Theorie der Konstruktion der sozialen Wirklichkeit so einschlägig wie suggestiv: Zu einer Welt der »rohen, physikalischen Tatsachen« (»X«) treten ihm zufolge symbolische »Statusfunktionen« (»Y«), die durch kollektive Akzeptanz konstitutiver Regeln der Form »X zählt als Y in K« hervorgebracht werden. Hier erhält also die Welt dreidimensionaler, mit qualitativen und pragmatischen Merkmalen ausgestatteter Gegenstände zusätzlich noch eine Schicht kultu-

4 Aus persönlicher, nicht ideologischer Präferenz wird im Text meistens die »:«-Schreibweise mit generischem Femininum verwendet. Für alles Nähere zum Wesen ›kultureller Meme‹, wie die »:«-Schreibweise eines ist, lese man die entsprechenden Absätze aus den Kapiteln 3.3 und 5.3.

reller Statusfunktionen, die für Mitglieder der jeweiligen Gesellschaften *qua* konstitutiver Regeln verbindlich seien und durch Sozialisation auch ihre unmittelbare Wahrnehmung der Wirklichkeit bestimmen würden. Die intersubjektiv divergierenden Merkmale schließlich können beispielsweise Unterschiede der Empfindung des Angenehmen oder Unangenehmen betreffen (dem einen schmeckt der Kanariensekt, dem anderen nicht) oder auch solche Merkmale, die individueller Verbundenheit mit Objekten geschuldet sind (die Lieblingstasse).

Das naturwissenschaftlich inspirierte Drahtgittermodell der mesoskopischen Realität in menschlicher Auflösung, von welchem Ansätze dieser Art auszugehen scheinen, fungiert somit als eine Art ontologisches Scharnier, welches zwischen naturwissenschaftlicher, objektiver Realität und menschlichen Wirklichkeiten vermittelt. Diese Scharnierfunktion besteht einerseits in der Vorstellung, dass die phänomenal merkmalslosen dreidimensionalen Gegenstände unproblematisch in ein naturwissenschaftliches Bild der wahrnehmungsunabhängigen Realität integriert werden können. Man fühlt sich also ontologisch auf der sicheren Seite, wenn man den als ›bloß materiell‹ identifizierten Anteil der menschlichen Wirklichkeit als ontologische Unterlage für alles Weitere gebraucht. Andererseits kommt diese Scharnierfunktion in der Vorstellung zum Ausdruck, dass menschliche Subjekte durch die häufig als ›rein sinnlich‹ beschriebenen Aspekte ihrer Wahrnehmung direkten epistemischen Kontakt zu dieser ontologischen Drahtgitterunterlage besäßen; ganz so, als wäre den Subjekten in ihrer Wahrnehmung selbst eine scharfe Trennlinie gegeben, entlang derer sie zwischen den *rein sinnlichen* und den zusätzlichen – möglicherweise auf ›Interpretationen‹ oder dem Einfluss ›begrifflicher Vermögen‹ beruhenden – *sinnhaften* Merkmalen ihrer Wahrnehmungserfahrung unterscheiden könnten. Aus einer solchen Perspektive mögen also manche der in der Wahrnehmung gegebenen Objektmerkmale zusätzlich an dieses Gitter angehängt sein wie Schmuck an einen Weihnachtsbaum – eine echte, ontologische Objektivität käme ihnen nicht zu.

Mag also auch die breite, womöglich eisen-automatische, Verankerung im Naturreich das wissenschaftliche Ziel sein, so mischt sich doch ebenfalls ein eigentümlicher Überschwang hinein, der sich ungefähr durch den Satz ausdrücken ließe: *was niedrig steht, steht fest. [...] Der Mensch hat sich lieber als einen Faden im Gewebe des Weltstoffes sehen wollen denn als einen auf diesem Teppich Stehenden[.]* (Musil 1987b, 1144 [Herv. von mir])⁵

5 Für den Hinweis auf diese Textstelle danke ich Benjamin Kunz.

Auf der anderen Seite des philosophischen Spektrums finden sich Ansätze, welche die Frage nach dem Verhältnis von wissenschaftlichem und manifestem Bild der Welt zugunsten einer Fokussierung auf die Wirklichkeit, wie sie sich uns in der alltäglichen Erfahrung zeigt und darstellt, tendenziell oder weitestgehend ausblenden. Prominent ist hier etwa die Phänomenologie zu nennen, welche die Frage nach einer erfahrungstranszendenten Realität durch das, was Edmund Husserl als Methode der *Epoché* beschreibt, bewusst ein- bzw. ausklammert. Stattdessen widmet sich die Phänomenologie – unter anderem – einer immanenten Explikation der Wirklichkeit, wie sie Menschen in ihrer Erfahrung erscheint (vgl. hierzu Poljanšek 2022d). Wie Sellars (1963, 8) argumentiert, lassen sich auch die Strömungen der Philosophie der ›gewöhnlichen Sprache‹ und des ›common sense‹ dieser Tradition einer *philosophia perennis* zuordnen, welche sich um die immanente Explikation der menschlichen Wirklichkeit, wie sie uns im Alltag erscheint, bemüht. Von der Geltung jeweils bestimmter manifester Bilder der Welt gehen auch solche Bereiche der philosophischen und sozialwissenschaftlichen Theoriebildung aus, welche sich mit konkreten Ausschnitten der menschlichen Wirklichkeit, wie sie Subjekten in der gewöhnlichen Erfahrung gegeben ist, beschäftigen. Man denke hier an Beispiele philosophischer Forschung in Disziplinen wie etwa der Ästhetik, der Ethik oder der Technikphilosophie, in denen jeweils ein Teilbereich der menschlichen Alltagswirklichkeit mit entsprechend zugeschnittenen Entitäten und Merkmalen mehr oder weniger implizit als geltende Ontologie fungiert. Hier wird häufig – aus einer Art verallgemeinerten Erste-Person-Perspektive – ein bestimmter ontologischer Zuschnitt der Wirklichkeit durch Entitäten wie beispielsweise Subjekte, Handlungen, Praktiken, Kontexte oder Artefakte mit bestimmten Eigenschaften als intersubjektiv geltende Welt vorausgesetzt und der weiteren Analyse zugrunde gelegt. In diesen Bereich fallen auch Analysen der menschlichen Alltagswirklichkeit, wie sie sich exemplarisch etwa in Erving Goffmans *Rahmenanalyse* (1974) realisiert finden. Goffman beschreibt hier die Wirklichkeit des menschlichen Alltags als ein Ensemble unterschiedlicher sozialer ›Rahmen‹ oder Situationen, als würden diese objektiv und insofern intersubjektiv verbindlich in der menschlichen Wirklichkeit vorliegen.⁶ Ansätze dieser Art können einerseits aus dem vollen Reichtum der

6 Zugleich gibt er kritisch zu bedenken, dass »die entscheidende Frage, wie es [zwischen verschiedenen Subjekten, TP] zu einer anscheinenden Übereinstimmung über die Beschaffenheit« von »etwas« kommt, »das vor den Augen der Beobachter vor sich geht« (1996, 18), einer eigenständigen Antwort bedürfte.

von Menschen erfahrenen Wirklichkeit schöpfen, beziehen dabei andererseits aber oft eher nur am Rande oder implizit Stellung zu der Frage, ob und inwiefern man die so angesetzten Wirklichkeiten als ontologisch objektiv oder intersubjektiv verbindlich auffassen kann und in welchem Verhältnis sie darüber hinaus zu einem möglichen wissenschaftlichen Bild der Realität stehen, dessen grundsätzliche Geltung häufig ihrerseits vorausgesetzt wird.

Zwischen Ansätzen, die zunächst von einem *Kontrast* zwischen wissenschaftlichem und manifestem Bild ausgehen, um sich dann am angenommenen ontologischen Primat *eines* der beiden Bilder zu orientieren, finden sich theoretische Vorschläge, die von einer *gleichberechtigten Einheit* von manifestem und wissenschaftlichem Bild, von einer Einheit von Wirklichkeit und Realität ausgehen, die dann häufig einfach als ›Welt‹ bezeichnet wird. Exemplarisch seien hier zwei solcher Ansätze – die sich in Hilary Putnams *Reason, Truth and History* (1981) und in John McDowells *Mind and World* (1996) finden – in gebotener Kürze skizziert, sofern sich die hier vertretene Auffassung Ansätzen dieser Art gerade entgegenstellt. Beide Ansätze lassen sich als Ko-Konstitutionstheorie bzw. als Theorien der Gleichursprünglichkeit von ›Geist‹ und ›Welt‹ beschreiben. Sie vertreten jeweils die Überzeugung, dass Geist und Welt sich gegenseitig hervorbringen und insofern die eine Seite nicht sinnvoll unabhängig von ihrer Korrelation mit der anderen thematisiert werden kann.⁷ Metaphorisch formuliert Putnam diese Auffassung so:

If one must use metaphorical language, then let the metaphor be this: the mind and the world jointly make up the mind and the world. (Or, to make the metaphor even more Hegelian, the Universe makes up the Universe – with minds – collectively – playing a special role in the making up.) (1981, xi)

Für Putnam sind es dabei die »begrifflichen Rahmenwerke« (ebd., 52) und »kategoriale Systeme« (ebd., 53) der denkenden Wesen selbst, welche die Objekte der Welt erzeugen würden, wobei die Objekte selbst diesen Begriffsschemata »intern« seien (ebd.): »Objects‹ do not exist independently of conceptual schemes. We cut up the world into objects when we introduce one or another scheme of description« (ebd., 52), wobei selbst die einfachsten Gehalte der Wahrnehmung »durch unsere Begriffe geformt« (ebd., 54) seien. Die Annahme einer »externen« Realität jenseits der durch begriffliche Rahmenwerke struk-

7 Bei Quentin Meillasoux findet sich eine analoge Kritik an Ansätzen, welche er als »korrelationistisch« beschreibt (2008).

turierten Wirklichkeit verwirft er dabei als »metaphysisch« und bezeichnet seine Position im Gegenzug als »internalistisch« (ebd., 52). Auch McDowell vertritt – unter Bezugnahme auf den von Sellars sogenannten »Mythos des Gegebenen« – die These, dass begriffliche Vermögen je schon an der Konstitution von Wahrnehmungsgehalten beteiligt sind. Es gäbe also, so die Idee, keine Ebene des in der Wahrnehmung Gegebenen, die nicht schon begrifflich durchwirkt wäre, vielmehr seien die »Eindrücke auf unsere Sinne [...] bereits mit begrifflichem Inhalt ausgestattet« (2012, 59). Wie Putnam geht auch McDowell davon aus, dass die »Tatsachen, die sich uns in diesen Eindrücken manifestieren oder zumindest zu manifestieren scheinen, [...] nicht jenseits einer äußeren Grenze [liegen], die den begrifflichen Bereich umgibt, und die Einwirkungen auf unsere Sinnlichkeit sind keine nach innen gerichteten Grenzübertritte« (ebd.). Die Tatsachen der Welt selbst, die sich in Fällen erfolgreicher Wahrnehmung dem Subjekt in dieser als solche präsentieren würden, erscheinen hier also begrifflich formatiert, wobei McDowell (anders als Putnam) zugleich auf der »Unabhängigkeit der Realität« (ebd.) insistiert. Mit allen anderen rationalen Subjekten haben wir also McDowell zufolge die eine, unabhängige Welt gemeinsam im Blick, für die wir qua Sozialisation und das, was er in Anlehnung an Aristoteles »zweite Natur« nennt, rational empfänglich oder sensitiv seien. Mehr suggestiv als argumentierend behauptet er, »daß wir uns keine Außengrenze des begrifflichen Bereichs vorstellen dürfen, hinter deren Umzäunung die Realität liegt, die nach Innen auf das System einwirkt« (ebd.). Täten wir dies, so könnte jeder Einfluss einer solchen Realität jenseits des Gebbaren und Gegebenen »nur kausaler und nicht rationaler Natur sein« (ebd.), uns also keine Gründe für oder wider spezifischer Überzeugungen bezüglich der Welt liefern. So kommen Putnam und McDowell auch in ihrer Ablehnung einer Perspektive überein, die *wie von außen* auf die Realität blicken und diese beschreiben zu können glaubt. Putnam (1981, 50) nennt diese auch die »externalistische Perspektive«, den »God's eye point of view« oder einen »No Eye view«, McDowell (2012, 59) spricht stattdessen von einer »seitlichen Perspektive«, einem »sideways-on view«. Suggestiert wird durch derlei Beschreibungen, dass Verfechter:innen der Möglichkeit solcher externalistischer Perspektiven sich der Naivität schuldig machten, eine *perspektivlose Perspektive* auf die Realität an sich für möglich zu halten, statt einzusehen, dass jedes (wissenschaftliche) Bild der Welt beispielsweise Begriffe und Beschreibungen zu seiner Artikulation in Anspruch nimmt und schon insofern nichts weiter als eine weitere *Perspektive*, ein weiteres Bild liefern kann. Man fasse dann etwa die Methode der Naturwissenschaften so auf, »als kön-

ne sie von sich aus nichts verzerren« (McDowell 2009 [1998], 188), als sei man durch sie mit einer »reinen oder transparenten Form des Zugangs zur Wirklichkeit, wie sie an sich ist, ausgestattet« (ebd., 189).

Statt also die Möglichkeit eines eigenständigen wissenschaftlichen Bildes der Realität an sich anzunehmen (mag ein solches auch stets vorläufig, fallibel und annähernd bleiben) und diese von einem manifesten Bild der Welt klar zu unterscheiden, umfasst der »Begriff der Welt« (ebd., 202), der McDowell vorschwebt, sowohl »eine wissenschaftlich objektive Komponente« (ebd., 201), als er andererseits auch die Behauptung erlaube, dass etwa Werte »ebenfalls zur Welt« (ebd., 202) gehören. Dass auch Werte zur Welt gehören kann bei McDowell nun allerdings nicht – etwa im Sinne des oben skizzierten Drahtgittermodells plus projiziertem Anhang – heißen, dass beispielsweise divergierende, einander entgegenstehende Werte von Gemeinschaften mit unterschiedlichen Lebensformen auf dieselben Artefakte projiziert werden. Vielmehr will McDowell mit der Unabhängigkeit der Welt auch insofern ernst machen, dass Merkmale, die von rationalen Subjekten in Fällen erfolgreicher Wahrnehmung als Merkmale der Welt wahrgenommen werden, auch tatsächlich objektive Merkmale *der einen Welt* sind, die alle rationalen Subjekte gleichermaßen im Blick haben. Er konzeptualisiert daher Werte als »etwas zum Gefüge der Welt Gehöriges« (ebd., 183), für das Subjekte aufgrund divergierender »Sensitivitäten« (ebd., 182), die beispielsweise von den ihnen vertrauten Lebensformen abhängig sind, empfänglich sein oder werden können.⁸ So deutet er etwa in Bezug auf die Ästhetik an, dass der »Platz [...], den die Welt etwa zur Beherbergung ästhetischer Werte zur Verfügung« (ebd.) stelle, groß genug sei, um auch divergierenden (wenn auch nicht kontradiktorischen) Wertungen Raum zu geben (die dann gleichermaßen zum Gefüge der einen Welt gehören würden). McDowells ›Welt‹ wird so zu einem ontologischen Amalgam, in dem reale Merkmale, wie sie von den Naturwissenschaften angesetzt werden, gleichberechtigt neben beispielsweise ästhetischen und evaluativen Merkmalen firmieren, wie sie uns in der gewöhnlichen Erfahrung als Merkmale von Objekten gegeben sind.

Putnam (2016, 118 [m.Ü.]) scheint in einem jüngeren Aufsatz zu einem ähnlichen Schluss zu gelangen, wenn er sowohl gegen Husserl – sofern dieser vom ontologischen Primat der Wirklichkeit ausgeht – als auch gegen Sel-

⁸ McDowell bezieht sich hier auf John Mackies Kritik an der Vorstellung, Werte gehören zu einem solchen »Gefüge der Welt« (2009, 179).

lars – sofern dieser vom ontologischen Primat des wissenschaftlichen Bildes der Welt ausgeht – die Überzeugung vertritt, dass man »Realist *sowohl* in Bezug auf wissenschaftliche Objekte und Eigenschaften *als auch* in Bezug auf ›common-sense‹ Objekte und Eigenschaften sein kann und soll«. Die Einheit der ›Welt, die auch bei Putnam auf diese Weise gleichberechtigt sowohl reale als auch wirkliche Merkmale enthält (unter denen auch bei ihm unter anderem Werte firmieren), wird dabei durch die Unterscheidung von »Extensionen« und »Stereotypen« von Begriffen getragen (ebd., 119).⁹ Dabei zeige die Wissenschaft nicht, wie etwa Sellars suggeriere, dass es die Objekte des Alltags *nicht gibt*, vielmehr finde sie heraus, was diese, im Sinne ihrer Extension, *tatsächlich sind* (ebd.).

Es ist durchaus zuzugestehen, dass derartige Konzeptualisierungen der Welt als Einheit realer und wirklicher Sachverhalte *prima facie* attraktiv erscheinen können.¹⁰ Statt das wissenschaftliche Bild grundsätzlich abzulehnen, heben sie hervor, dass die Welt neben naturwissenschaftlich explizierbaren Komponenten zudem auch solche Merkmale umfasst, die dieser in unserer gewöhnlichen Wahrnehmung als ›objektive‹ Merkmale zuzukommen scheinen, sich jedoch einer unmittelbaren naturwissenschaftlichen Explikation entziehen. Damit kommen sie sowohl unseren Alltagsintuitionen in Bezug auf die Denkunabhängigkeit der erfahrbaren Welt als auch einem moderaten Naturalismus entgegen,¹¹ wie er heute zum Überzeugungshaushalt vieler Subjekte zu gehören scheint. Gegenüber dem zuvor erläuterten Drahtgittermodell scheinen sie zudem den Vorzug zu besitzen, beispielsweise auch Werte nicht als bloße, ontologisch letztlich asignifikante Projektionen, sondern als Teil der einen, objektiven Welt behandeln zu können. Aus einer solchen Perspektive

9 Die Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit besitzt gewisse Ähnlichkeiten zur Unterscheidung von Extensionen und Stereotypen von Begriffen, sofern Putnam die Extensionen von Begriffen als diejenigen Entitäten in der Realität bestimmt, die durch einen Begriff referiert werden, während Stereotypen die typische Art und Weise bezeichnen, wie man sich eine Instanz eines Begriffs typischerweise als wahrnehmbares Objekt vorstellt. Später (3.4) wird allerdings gezeigt, dass Extensionen in diesem Sinne nicht wesentlich für Begriffe-von sind, welche der Wahrnehmung zugrunde liegen. Indem er Extensionen und Stereotypen als zwei Seiten von Begriffen konzeptualisiert, kaschiert Putnam meines Erachtens die Unmöglichkeit, Realität und Wirklichkeit zu amalgamieren.

10 Bei Marcus Willaschek findet sich in einem Beitrag zum »direkten Realismus« eine analoge Auffassung von ›Welt‹ unter dem Begriff ›Wirklichkeit‹: »Die Wirklichkeit ist so bunt und vielgestaltig, wie unsere (wahren) alltäglichen Beschreibungen von ihr sie uns darstellen« (1993, 575).

11 Vgl. zu Alltagsrealismus und Denkunabhängigkeit: Willaschek 2015, 42ff.

können dann sowohl die Behauptung, dass allein die Naturwissenschaften das Maß dessen sind, was tatsächlich existiert, als auch die Vorstellung, zwischen wissenschaftlichem und manifestem Bild bestehe ein epistemisch-ontologischer Bruch, als die weniger attraktiven Optionen erscheinen. Erkauft wird diese Attraktivität meines Erachtens jedoch durch eine sehr viel geringere Tiefenschärfe des Weltbegriffs selbst. Man behauptet hier schlichtweg, dass die Welt ein solches Amalgam von Realität und Wirklichkeit darstellt, ohne genauer zu erläutern, wie diese Amalgamierung physischer und »meta-physischer« Komponenten eigentlich vonstatten geht oder zu erklären ist.

Wie angedeutet wird bei Putnam und McDowell die Vorstellung einer solchen Einheit von Wirklichkeit und Realität unter anderem durch eine Kritik der Möglichkeit einer externalistischen Perspektive auf die Realität motiviert. Fiele die Möglichkeit einer solchen Perspektive weg, so blieben – so die suggestive Idee – nur noch internalistische (oder korrelationistische) Perspektiven auf die *eine* Welt übrig, welche wir in der Wahrnehmung im Blick haben. Gegenüber einer solchen Vorstellung votieren die folgenden Überlegungen für eine strikte Unterscheidung von Realität, wie sie aus naturwissenschaftlicher Perspektive wohlbegründet hypothetisch und fallibel postuliert werden kann, und Wirklichkeiten, wie sie aus internalistischer Perspektive beschreibbar sind. Dieser Unterscheidung liegt die These zugrunde, dass der Gegenstand der jeweiligen Beschreibung in beiden Fällen nicht identisch ist. Man widmet sich nicht demselben Erkenntnisprojekt, wenn man einerseits die Silhouette einer Realität, wie sie an sich verfasst sein mag, mittels naturwissenschaftlich-konstruktiver Methoden in Theorien schrittweise präziser zu ziselieren versucht, oder wenn man andererseits darum bemüht ist, die Welt so zu beschreiben und erfassbar zu machen, wie Menschen sie in ihrer gewöhnlichen Wahrnehmung als mehr oder weniger intersubjektiv-verbundlich im Blick haben.

Um hier den französischen Wissenschaftstheoretiker Gaston Bachelard (1978, 54f.) zu zitieren, heben sich naturwissenschaftliche Bilder der Welt von einer deskriptiven Metaphysik der alltäglichen Wahrnehmung gerade dadurch ab, dass sie den »unmittelbaren Empirismus« der »primäre[n] Erfahrung« überwinden. Die wissenschaftliche Perspektive auf die Welt kommt »mit einer Art metaphysischer Ironie auf die Erfahrung zurück«, indem sie »die Wirklichkeit als Funktion ihrer Theorie« (ebd., 55) betrachtet. Die Wirklichkeit wahrnehmbarer Phänomene wird dadurch innerhalb der naturwissenschaftlichen Perspektive etwas, das nicht so sehr *systematisiert* und *beschrieben*, sondern vielmehr als Oberfläche von Erscheinungen durch das stipulierte, naturwis-

senschaftliche Bild der Realität *erklärt* werden soll. Der Weg der naturwissenschaftlichen Erkenntnis führe daher »von den staunenden zu den geschlossenen Augen« (ebd.).

Aus diesem Grund sei auch die vertraute Perspektive der menschlichen Wirklichkeit – die Bachelard auch die »primäre Erfahrung« nennt – mit ihrem »Zauber der einzelnen und farbigen Beobachtung« immer ein schlechter Ausgangspunkt für die naturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem Phänomen (ebd., 54). »In der Tat bietet sich diese erste Beobachtung mit einer Fülle von Bildern dar; sie ist malerisch, konkret, natürlich, einfach. Man braucht sie nur zu beschreiben und zu staunen. Schon glaubt man sie zu verstehen« (ebd.). Will man jedoch zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis der wahrnehmungsunabhängigen Realität fortschreiten, müssen Bachelard zufolge die Gewohnheiten und Vorurteile gerade ausgeschaltet werden, die Menschen aus ihrer unmittelbaren Wahrnehmung sowie aus den pragmatisch für den Alltagsgebrauch nützlichen Alltagsontologien mitbringen. Die »sinnlichen Evidenzen« mit ihrem Eindruck der »Unmittelbarkeit« müssten durch »rationalistische Beweise ersetzt werden« (1993, 77). Das »In-Klammern-Setzen der Phänomenologen« – die phänomenologische *Epoché* als Ausschaltung aller Annahmen und Setzungen bezüglich der Existenz der wahrnehmungsunabhängigen Realität – will Bachelard (ebd., 216) im Zusammenhang wissenschaftlicher Erkenntnis der Realität deshalb durch ein »In-Anführungszeichen-Setzen« unserer alltagsontologischen Begriffe konterkarieren; weshalb er die Beschreibungssprache der Naturwissenschaften auch als eine »Neosprache« bezeichnet. So habe in der Naturwissenschaft »das *Unmittelbare* vor dem *Konstruierten* zu weichen« (1980, 164), weshalb wir uns davor hüten sollten, unsere alltagsontologischen Intuitionen auf die Neosprachen der Naturwissenschaften zu übertragen. Solche Intuitionen stellen Bachelard (1978, 46ff.) zufolge vielmehr »Erkenntnishindernisse« dar, die zu überwinden zum Propädeutikum naturwissenschaftlicher Forschung und Bildung gehört. An die Stelle der »intuitiven und unvermittelten Metaphysiken« des Alltags würden so in den Naturwissenschaften »objektiv überprüfte diskursive Metaphysiken« (1988, 8) treten. Das »unmittelbar Gegebene« sei in naturwissenschaftlicher Hinsicht »ein Angeklagter, und zwar ein Angeklagter, der früher oder später der Lüge überführt werden wird« (1993, 19; vgl. hierzu auch Gaukroger 1976, 204). *Der Realismus des Alltags ist nicht ohne Weiteres mit einem wissenschaftlichen Realismus kompatibel*, auch wenn kontinuierlich-realistische An-

sätze dies häufig suggerieren, ohne allerdings genauer zu erklären, inwiefern dies der Fall ist.¹²

Es besteht also tatsächlich nicht die Möglichkeit, wie von außen oder von der Seite auf die Realität zu ›blicken‹, weil Realität stets *hypothetisch gesetzt* werden muss. Reales ist kein Gegenstand möglicher Gegebenheit. Wir müssen also nicht unterstellen, dass wir in den Naturwissenschaften – wie McDowell (2009, 190) formuliert – über eine ›transparente Form des Zugangs zur Realität‹ verfügen. Was wir unterstellen müssen ist lediglich, dass dasjenige, was aus naturwissenschaftlicher Perspektive je hypothetisch und vorläufig als Realität postuliert wird, sich in seiner ontologischen Formatierung grundsätzlich von dem Wirklichkeitsbild unterscheidet, welches eine explanative Erforschung der (menschlichen) Erscheinungswirklichkeit *als Erscheinungswirklichkeit* zutage fördert. Man kann also durchaus einräumen, dass auch naturwissenschaftliche Theorien von interessierten Menschen konstruiert werden, dass ihrer Konstruktion (menschliche) Begriffe zugrunde liegen, dass man naturwissenschaftliche Beschreibungen der Realität nicht mithilfe irgendeines metaphysischen Verfahrens mit der Realität selbst vergleichen kann und so weiter; und dennoch die grundsätzliche Differenz im Blick behalten, die zwischen Versuchen der begrifflichen Erfassung menschlicher Erscheinungswirklichkeiten und naturwissenschaftlichen Versuchen, die hinter diesem Erscheinungsschleier liegende Realität zu beschreiben, bestehen. Um diesen Aspekt zu verdeutlichen, orientieren sich die im Folgenden verwendeten Beispiele für die Differenz von Realität und Wirklichkeit daher nicht primär an irgendwelchen avancierten physikalischen Theorien, sondern an so einfachen Beispielen wie der Unterscheidung von Schallwellen und Geräuschen oder elektromagnetischer Strahlung und Farben, da die grundlegende Differenz

12 Eine interessante Parallele zweier möglicher Interpretationen des wissenschaftlichen wie des alltäglichen Bildes der Welt sei hier am Rande notiert: So lassen beide sowohl eine realistische als auch eine instrumentalistische (bzw. antirealistische) Lesart zu, wobei die instrumentalistische Lesart jeweils darin besteht, die vermeintlich ontologischen Setzung von *an sich Seiendem* in Begriffen der Antizipation und Vorhersage gewissermaßen zu ›immanentisieren‹ und so das An-sich durch potenzielle künftige Bewährung zu explizieren. Real gesetzte Entitäten erscheinen in der ›immanentisierten‹ Perspektive dann als nichts weiter als Systeme von Antizipationen auf je unterschiedlichen Ebenen der Beobachtung. Sofern ein unmittelbarer Zugriff auf ein An-sich Menschen epistemisch unmöglich ist und alle Setzung sich nur einerseits synchron an Gegebenem, andererseits je in der perzeptiven Zukunft bewähren können, sind dabei antirealistische Interpretationen jeder realistischen Position nie grundsätzlich auszuschließen, was auch für den hier entwickelten Ansatz gilt (vgl. hierzu Blumenberg 2020, 88).

von Realität und Wirklichkeit schon an diesen fassbar wird. Wer einräumt, dass wir gute Gründe haben, beispielsweise von der wahrnehmungsunabhängigen Existenz von Schallwellen und elektromagnetischen Strahlungen auszugehen und zugleich zuzugestehen bereit ist, dass wir weder Schallwellen noch elektromagnetische Strahlungen direkt wahrnehmen, sondern Geräusche und Farben (wenngleich man durchaus zugestehen kann, dass etwa die Gegebenheit eines Geräuschs ein zuverlässiger Indikator für die Existenz von Schallwellen ist), findet sich schon auf der Linie der Überlegungen wieder, welche durch die hier vorgeschlagene Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität vorgezeichnet ist. Die »wahrnehmbare[] Welt« (McDowell 2012, 51) ist eben nicht mit der Realität zu identifizieren, zu der uns die Naturwissenschaften immer noch den »objektivsten« uns zur Verfügung stehenden Zugang bieten. Insofern wirbt der hier vertretene Ansatz dafür, die erfahrungstranszendente Realität nicht als vermeintlich metaphysischen und theoretisch überflüssigen Ballast zugunsten einer integrativen Konzeption von Welt als Einheit von Realität und Wirklichkeit aus dem Bild zu streichen. Es kommt keiner naiven Wissenschaftsgläubigkeit gleich, sich etwa auf die empirisch fundierte Annahme einzulassen, dass wahrnehmungsunabhängig etwa Schallwellen und elektromagnetische Wellen existieren, wenn wir solche auch nie unmittelbar zu Gesicht bekommen.

Aus einer solchen Perspektive erweist sich sodann auch das oben diskutierte Drahtgittermodell der uns in der Wahrnehmung vermeintlich zugänglichen, wahrnehmungsunabhängigen Realität zusammen mit der Vorstellung, »dass es eine Ebene der Erfahrung gibt und geben muss, auf der sich uns die Welt selbst *in propria persona* präsentiert« (deVries 2016, 53 [m.Ü.]), als fragwürdiger, als es auf den ersten Blick vielleicht erscheinen mag. Die Vorstellung war hier, dass wir in einem häufig als »rein sinnlich« charakterisierten, auf die primären Qualitäten wahrnehmungsunabhängiger Körper gerichteten Anteil der Wahrnehmung so etwas wie einen perzeptiven Durchblick auf denjenigen Ausschnitt der Realität besäßen, welcher der Formatierung und Auflösung der menschlichen perzeptiven Registraturen entspricht. Auf diese Weise schien das Drahtgittermodell einen unproblematischen epistemisch-ontologischen Übergang von Wirklichkeit und Realität zu gewährleisten: Wir mögen zwar aufgrund des Auflösungsvermögens und der perspektivischen Beschränkung unserer Wahrnehmung nur einen Ausschnitt der wahrnehmungsunabhängigen Realität erhaschen, aber diesen erhaschen wir – so die Idee – zuverlässig und intersubjektiv verbindlich. All das andererseits, was phänomenal und intentional in der Wahrnehmung zu diesem Drahtgitter hinzutritt, erscheint

dann beispielsweise als bloße subjektseitige Ergänzung, als bloße *Gegebenheitsweise* der Entitäten dieses basalen Realitätsausschnittes. Damit scheint die Kontinuität zwischen Realität und Wirklichkeit gesichert und all das, was wir über dieses Drahtgittermodell hinaus als Merkmale der Wirklichkeit wahrnehmen, zugleich ontologisch diskreditiert. Was aus einer solchen Perspektive eigentlich oder tatsächlich existiert, ist die Realität, wie sie an sich sein mag, während die Wirklichkeiten als solche als bloße Erscheinungsschleier erscheinen, hinter denen sich diese »eigentliche« Realität verbirgt. (Das macht sich etwa auch daran bemerkbar, dass entsprechende semantische Theorien die Extension von Begriffen durch ihre realen Referenten bestimmen und ihren sinnhaften Gegebenheitsweisen nur eine Vermittlungsfunktion zwischen Bewusstsein und Referenz zuweisen.)

Gibt man nun allerdings die These auf, dass Wirklichkeiten einen solchen, unmittelbaren Durchblick auf die Realität als solche erlauben, auf die alle menschlichen Subjekte gleichermaßen bezogen sind, scheint man Gefahr zu laufen, den Boden intersubjektiver Verbindlichkeit unter den Füßen zu verlieren. Gegen eine solche Sorge wird im Folgenden für die These argumentiert, dass es eine basale Schicht der menschlichen Wahrnehmung gibt, die als intersubjektiv kongruenter (und insofern objektiver) *Kern der menschlichen Wirklichkeit* beschrieben werden kann, der allerdings nicht mit einem Ausschnitt der wahrnehmungsunabhängigen Realität gleichzusetzen ist. Es ist also durchaus richtig, dass – wenn auch nicht aus der Perspektive der Wahrnehmung selbst, so doch aus analytischer, rekonstruktiver Perspektive – eine Art Drahtgittermodell der menschlichen Wirklichkeit als intersubjektiv verbindlich und insofern als »externer« Maßstab angesetzt werden kann. In Bezug auf dieses sind Menschen also dazu berechtigt davon auszugehen, dass sie es mit allen anderen menschlichen Subjekten teilen. Aus einer gewissen Entfernung lässt sich sagen, dass Immanuel Kant es in der *Kritik der reinen Vernunft* unter anderem auf die transzendente Rechtfertigung der intersubjektiven Voraussetzbarkeit der Geteiltheit eines solchen Drahtgittermodells der menschlichen Erscheinungswirklichkeit abgesehen hat, welches wesentlich unterscheidbare materielle Gegenstände in der homogenen Raumzeit zum Inhalt hat.¹³ Kant hegt allerdings zugleich die Vorstellung, dass dieses

13 Deutlich wird dieser Umstand etwa an dem von Kant selbst gegebenen Beispiel eines Regenbogens als »bloße Erscheinung«, der gegenüber der »Regen aber die Sache an sich selbst« genannt werden könne, »so fern wir den letzteren Begriff nur physisch verstehen« (KrV A 45/B 63). Wir sehen also zwar den Regenbogen, aber als nicht zur physi-

Drahtgitter nicht nur intersubjektiv als von allen vernünftigen Menschen-subjekten geteilt unterstellt werden kann, sondern, dass es darüber hinaus auch als ontologisches Raster für mögliche wissenschaftliche Bilder der Welt fungiert. Die Bedingungen der Möglichkeit *der Erfahrung* von Gegenständen identifiziert Kant gerade mit den Bedingungen der Möglichkeit *der Erkenntnis* von Gegenständen, sodass auch die Physik letztlich auf die Erkenntnis der menschlichen Erscheinungswirklichkeit beschränkt bleibe. Damit liefert er zugleich ein Paradigma für die kontinuierliche Vorstellung, Menschen hätten im alltagsontologischen Drahtgittermodell der Wirklichkeit so etwas wie das nackte Skelett der Realität vor Augen, welches auch einem jeden möglichen wissenschaftlichen Bild der Welt zugrunde liegen oder irgendwo in diesem Platz finden muss.

Im Gegensatz zu einer solchen Auffassung wird im Folgenden die These vertreten, dass der intersubjektiv kongruente Kern der menschlichen Wirklichkeit nicht unmittelbar identisch mit einem Ausschnitt der wahrnehmungsunabhängigen Realität ist, wenn es auch gute Gründe für die Annahme gibt, dass dieser Kern besonders eng mit bestimmten Sachverhalten korreliert ist, die in der wahrnehmungsunabhängigen Realität bestehen. *Es gibt* also menschliche Wirklichkeiten und ihre Objekte, *die direkt wahrgenommen werden können*,¹⁴ während die wahrnehmungsunabhängige Realität und die in ihr vorkommenden Entitäten *wahrnehmungsunabhängig existieren, aber grundsätzlich keine Gegenstände unmittelbarer Wahrnehmung sein können*, sondern fallibel postuliert werden. Terminologisch wird im Folgenden entsprechend zwischen den *Gegebenheitsontologien* von Subjekten, welche deren jeweilige Wirklichkeiten kategorial zu explizieren beanspruchen, und *Existenzontologien* unterschieden, welche von Subjekten mit dem Ziel der Darstellung der wahrnehmungsunabhängigen Realität gesetzt und konstruiert werden. Der vorgeschlagene Ansatz kombiniert somit einen »empirischen Realismus« im Sinne Kants, welcher »der Materie als Erscheinung eine Wirklichkeit zu[gesteht], die nicht geschlossen werden darf, sondern unmittelbar wahrgenommen wird« (KrV A

schen Welt gehörige Erscheinung. Demgegenüber sind Regenbögen aus der hier entwickelten Perspektive gewöhnliche Objekte der menschlichen Wirklichkeit, sofern sie sich intra- und interexperienziell bewähren.

14 Selbstredend kann man sich auch in der Wahrnehmung der Objekte der Wirklichkeit täuschen: Man kann etwa zunächst eine freundlich winkende Dame in der Ferne wahrnehmen, die sich bei näherer Betrachtung als Puppe entpuppt. Die Wahrnehmung hat sich im Laufe weiterer Erfahrung nicht einstimmig bewährt.

371), mit einem wissenschaftlichen Realismus bezüglich der Natur im Sinne wahrnehmungsunabhängiger, objektiver Realität, welche nicht unmittelbar wahrgenommen wird, aber (grundsätzlich fallibel) geschlossen werden darf.

Anliegen des hier entwickelten Ansatzes ist somit, eine konstitutionsidealistische Auffassung menschlicher Wirklichkeiten mit einem kritischen wissenschaftlichen Realismus oder Naturalismus zu verbinden, indem er Wirklichkeit und Realität strikt voneinander unterscheidet. Argumentiert wird somit für eine *dualistische Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität* (wobei sich der Autor des Umstandes bewusst ist, dass in einer Zeit, in der kategorische Unterscheidungen vielerorts eher als Aufforderungen zu ihrer Überwindung und Verflüssigung erscheinen, Positionen dieser Art nicht unbedingt Attraktivitätsvorschusslorbeeren zu ernten in Aussicht stellen). Die Wirklichkeiten, in denen Menschen sich wiederfinden, unterliegen Konstitutionsbedingungen, welche die Objekte so erscheinen lassen, wie sie Subjekten in der Wahrnehmung wirklich gegeben sind. Menschlichen Subjekten erscheinen in ihrer gewöhnlichen Erfahrung somit nicht Objekte, wie sie an sich wahrnehmungsunabhängig existieren mögen, sondern Erscheinungen, die kantisch gesprochen der »menschlichen Vorstellungsart« entsprechen: »Nun sind aber äußere Gegenstände (die Körper) bloß Erscheinungen, mithin auch nichts anders, als eine Art meiner Vorstellungen, deren Gegenstände nur durch diese Vorstellungen etwas sind, von ihnen abgesondert aber nichts sind« (KrV A 370). Insofern nun die subpersonalen Bedingungen, die der Konstitution von Erscheinungen zugrunde liegen, intersubjektiv übereinstimmen, finden Subjekte sich auch in kongruenten Erscheinungswirklichkeiten wieder; wobei man sich die Erscheinungen, die Menschen in der Wahrnehmung gegeben sind, nicht als Abbilder oder Repräsentationen draußen in der Welt fertig vorliegender, wahrnehmungsunabhängiger Gegenstände an sich vorzustellen hat.¹⁵ Auch diesbezüglich gehen die folgenden Überlegungen mit Kant konform.

15 Folgte man Tobias Rosefeldts Rekonstruktion von Kants Auffassung des Verhältnisses von *Dingen an sich* und *Erscheinungen*, so beruhen Erscheinungen und ihre Eigenschaften auf der kognitiven und perzeptiven Verfassung des Menschen und stellen kognitive Reaktionen menschlicher Subjekte auf wahrnehmungsunabhängige (Rosefeldt spricht hier von »außergeistigen«) Objekte dar. »So wie Farben außergeistigen Gegenständen nicht an sich selbst, d.h. unabhängig von uns zukommen, sondern nur deswegen, weil wir mit bestimmten Empfindungen auf diese Gegenstände reagieren, so sollen alle raum-zeitlichen Eigenschaften den außergeistigen Gegenständen nicht an sich selbst zukommen, sondern nur deswegen, weil unsere Anschauungen gemäß unserer Anschauungsformen Raum und Zeit strukturiert sind [...]. Alle erkennbaren raum-zeitlichen Ei-

Abtrünnig werden sie Kants Überlegungen an der Stelle, an der auch Sellars die Differenz seiner Auffassung zur kantischen markiert: »I agreed with Kant that the world of common sense is a ›phenomenal‹ world, but suggested that it is ›scientific objects‹, rather than metaphysical unknowables, which are the true things-in-themselves« (1968, 143; vgl. auch Seibt 2016, 193). So stellt sich Kant vor, dass die transzendentalen Ermöglichungsbedingungen der Erfahrung der Wirklichkeit zugleich die Ermöglichungsbedingungen objektiver Erkenntnis der Realität darstellen, sofern Wirklichkeit und Realität – im Sinne des objektiv durch die Naturwissenschaften erkennbaren – für ihn letztlich zusammenfallen. Konkret bedeutet dies: Auch die Physik bleibt auf die durch das transzendente Apriori vorgezeichneten Bedingungen zurückverwiesen, bewegt sich also innerhalb der (menschlichen) Erscheinungswirklichkeit. Daher haben wir es Kant zufolge »überall (in der Sinnenwelt) *selbst bis zu der tiefsten Erforschung ihrer Gegenstände* mit nichts, als Erscheinungen, zu tun« (KrV A 45/B 62f. [Meine Herv.]). Wir finden also auch bei Kant, wie bei Putnam und McDowell, die Vorstellung der einen ›Welt‹ als Einheit von Wirklichkeit und Realität.

Dagegen wird im Folgenden für die These argumentiert, dass *einerseits* die menschliche Wirklichkeit subjektseitigen Konstitutionsbedingungen unterliegt, von denen zumindest einige universal von allen menschlichen Subjekten geteilt werden. Insofern kann man dann davon sprechen, dass menschliche Subjekte zumindest einen gemeinsamen Wirklichkeitskern teilen. Dieser Kern jedoch vermag *andererseits* nicht als direktes ontologisches Scharnier zwischen Wirklichkeit und Realität zu fungieren. Die Realität ist ontologisch aus einem anderen Holz geschnitzt als die menschliche Wirklichkeit, weshalb eine Welt, die als Einheit von Wirklichkeit und Realität konzeptualisiert wird, ein höl-

genschaften außergeistiger Gegenstände sind demnach Eigenschaften, die unsere kognitive Reaktion auf diese Gegenstände betreffen« (2013, 243). Es gibt also einer solchen Lesart Kants zufolge (existenzontologisch) *Dinge an sich*, während Subjekten in direkter Wahrnehmung stets nur von ihrer kognitiven und perceptiven Verfassung abhängige *Erscheinungen* als »kognitive Reaktionen auf diese Gegenstände« gegeben sein können. Rosfeldts Formulierungen schillern hier allerdings, sofern sie implizieren, dass raum-zeitliche Eigenschaften wie Farben zwar »außergeistigen Gegenständen nicht an sich selbst«, wohl aber außergeistigen Gegenständen *für uns* zukommen, sodass Erscheinungen als *Dinge an sich für uns* konzeptualisiert scheinen. Eine solche Position unterstellt unproblematisiert die Möglichkeit, dass den Objekten der direkten Wahrnehmung jeweils »außergeistige Gegenstände« zugeordnet werden können, in Bezug auf die Menschen »kognitive Reaktionen« zeigen können.

zernes Eisen ist. Bachelard spitzt diesen Gedanken wie folgt zu: »Man lebt in der Welt der Schopenhauerschen Vorstellung. Man denkt in der Welt der intellektualisierten Vorstellung. Die Welt, in der man denkt, ist nicht die Welt, in der man lebt« (1980, 129). Zwischen der Wirklichkeit des Alltags und der naturwissenschaftlich postulierten Realität, der »sinnlichen Erkenntnis und der wissenschaftlichen Erkenntnis« bestehe ein epistemologischer »Bruch« (ebd., 24). Der Wissenschaftstheoretiker Bas van Fraassen formuliert diesen Gedanken so: »For everyone of us there is therefore some point of rupture between, as we are inclined to say, the way we see the world and the way science describes it« (1999, 44). So erscheinen Menschen zwar kognitiv dazu in der Lage, ihr immanentes Bild der Welt in ihrem Denken fallibel auf die erscheinungstranszendente Realität hin zu überschreiten. Die Wirklichkeit, in der sie leben, verwandelt sich dadurch jedoch nicht in die wahrnehmungsunabhängige Realität, deren Existenz sie annehmen. Die sinnlich-phänomenalen wie auch die sinnhaften Qualitäten, die für uns konstitutiv zu der uns in der Erfahrung gegebenen Wirklichkeit gehören, sind – nach allem, was wir heute über die Wahrnehmung zu wissen glauben – nicht einer Realität an sich zuzurechnen.¹⁶ In der Realität an sich gibt es weder Farben noch Geräusche, weder Süße noch Wärme. Auch die in der Wahrnehmung unmittelbar aufgefassten Bedeutsamkeiten und Valenzen, das ganze Ensemble der »phänomenalen Schichten, die nur dem Erleben aufgeschlossen, nur für das Erleben vorhanden sind« (Plessner 1975, 35) scheinen nicht sinnvoll der Realität als solcher

16 Dabei lassen sich zwei unterschiedliche Formen einer sogenannten »Relativierung« des kantischen »Apriori« unterscheiden: Die eine findet sich exemplarisch bei Hans Reichenbach, der in *Relativitätstheorie und Erkenntnis apriori* (1920) zwei Merkmale des kantischen Apriori unterscheidet. Das Apriori sei von Kant zum einen als »apodiktisch gültig« und zum anderen als »den Gegenstandsbegriff konstituierend« aufgefasst worden (ebd., 46). Der Fortschritt der Physik habe gezeigt, dass das kantische Apriori zwar keine apodiktische Geltung besäße, es bleibe aber die Notwendigkeit der Ansetzung eines Apriori im Sinne eines transzendentalen Rahmens für mögliche Gegenstände naturwissenschaftlicher Erkenntnis (vgl. unten Kapitel 1.11). In der Tradition der französischen Epistemologie, die etwa von Léon Brunschvicg über Bachelard bis Foucault und teilweise Bourdieu reicht, stand demgegenüber nicht so sehr die Relativierung des *erkenntniskonstitutiven* Apriori der Naturwissenschaften, sondern die historische und geographische Relativierung des *erfahrungskonstitutiven* Apriori der menschlichen Wirklichkeiten im Vordergrund (vgl. unten Kapitel 5.1). Der hier entwickelte Ansatz würde es erlauben, beide Dimensionen dadurch miteinander zu verbinden, dass er sie unterscheidet: Das für objektive Realitätserkenntnis konstitutive Apriori der Naturwissenschaften (sollte es ein solches geben) ist nicht identisch mit dem für die Erfahrung der Wirklichkeit konstitutiven Apriori menschlicher Wirklichkeiten.

zurechenbar, wie sie sich in einem wissenschaftlichen Bild darstellt. Ebenso wenig existieren in der Realität einfache visuelle Gestalten oder sehr viel komplexere, sich etwa in der Zeit entfaltender Entitäten wie ein kritisches Lächeln oder die Geste eines freundlichen Winkens als signifikante Einheiten. Musil (1978, 526) spricht hier auch von den »ausgefrorenen Grimassen des Weltalls«, die wir jedoch in unserer Wahrnehmung »als einen Tisch oder einen Stuhl, ein Schreien oder einen ausgestreckten Arm, eine Geschwindigkeit oder ein gebratenes Huhn erkennen« würden. Die Realität an sich mag die »quantitativ faßbaren Bedingungen« bereitstellen, »an welche das Auftreten der qualitativ nur für das Erleben aufgeschlossenen Phänomene gebunden ist« (Plessner 1975, 29), wir sollten aber nicht den Fehler machen, solche Bedingungen vorschnell mit den durch sie auftretenden Phänomenen zu identifizieren. Eine Schallwelle (oder ein Ensemble von Schallwellen) ist kein Geräusch und noch weniger ist sie identisch mit einem unmittelbar in seiner Bedeutsamkeit gehörten Satz, aber sie kann bei entsprechenden Organismen dafür sorgen, dass diese Geräusche oder Sätze hören.¹⁷ Zwischen Wirklichkeit und Realität liegt – wie Plessner (1975, 5) formuliert – »ein Sprung, die Betrachtung kann nicht homogen von der einen zur anderen Dimension überleiten«: Menschliche Erscheinungswirklichkeiten sind keine Teilmenge, kein bestimmter Ausschnitt der wahrnehmungsunabhängigen Realität, wie sie aus der Perspektive eines wissenschaftlichen Bildes der Welt erscheint; und sie lassen sich auch nicht ohne Weiteres mit einer so konzipierten Realität in ontologischer Kontinuität denken.¹⁸ Eine vorschnelle Identifikation von wirklichen mit realen Objekten und ihren Merkmalen wird im Folgenden in Abhebung vom »naturalistischen Fehlschluss« entsprechend als *Naturalisierungsfehlschluss* bezeichnet.

Man kann in erkenntnistheoretischer Hinsicht also durchaus die Möglichkeit einräumen, dass der Mensch (in gewissem Ausmaß bereits aus der Perspektive seiner Alltagserfahrung, in einem sehr viel weiterreichenden Sinn mittels empirisch-naturwissenschaftlicher Methoden) dazu in der Lage ist,

17 Dieser Formulierung ist allerdings unscharf, sofern sie das Subjekt, dem etwas gegeben ist, mit dem Organismus identifiziert, auf den kausale Reize wirken. Sofern die hier vertretene Position richtig ist, sind Organismus und Subjekt allerdings nicht miteinander zu identifizieren. Zwischen Organismus und Subjekt besteht ein Verhältnis »struktureller Kopplung«, ein Verhältnis der »Interpenetration« (vgl. Luhmann 1987, 294ff.), kein Verhältnis der Identität.

18 Wenn sich auch, wie dies unten geschieht, dafür argumentieren lässt, dass Menschen aufgrund ihrer neurophysiologischen Konstitution auf bestimmte Ausschnitte der wahrnehmungsunabhängigen Realität mit Wahrnehmung reagieren.

abduktiv, d.i. durch fallible Schlüsse auf die ›beste Erklärung‹, auf die mögliche oder wahrscheinliche Verfassung einer objektiven Welt zu schließen, wie sie sich wahlweise intersubjektiv verbindlich in der Erfahrung verschiedener Subjekte bewährt oder als bewusstseinsunabhängig postuliert werden kann. So bewähren sich gewisse Merkmale und Eigenschaften der in der Wahrnehmung gegebenen Objekte (man denke etwa bei mittelgroßen, massiven Objekten exemplarisch an Ausdehnung und Form) bereits auf der Ebene der individuellen Erfahrung diachron und transsituativ sehr viel zuverlässiger, erweisen sich als transsituativ robuster als andere Merkmale. Solche diachronen und transsituativen Bewährungen bestimmter Merkmale liefern dem Subjekt bereits auf der Ebene seiner individuellen Alltagserfahrung erste Anhaltspunkte, in versachlichender Einstellung gegenüber der Welt, wie sie ihm unmittelbar in seiner Erfahrung gegeben ist, eine objektive Alltagswirklichkeit zu postulieren, die sich in der Auseinandersetzung mit anderen Subjekten zudem intersubjektiv mehr der weniger zu bewähren vermag. Die methodisch sehr viel rigoroser verfahrenen Naturwissenschaften knüpfen an diesen Impuls zur versachlichenden Objektivierung der Perspektive an, um die durch sie postulierten Modelle der wahrnehmungsunabhängigen Realität systematisch mittels empirischer Verfahren zu raffinieren. Die epistemische Erschließung einer so postulierten Realität an sich erfordert aber gerade methodische Anstrengung und wird nicht schon mit der Alltagswahrnehmung als solcher frei Haus geliefert. Und sie bleibt zudem stets fallibel.

Eine solche, hinter oder unterhalb der Oberfläche der phänomenalen Erscheinungswirklichkeit postulierte Realität an sich ist dabei gerade zu unterscheiden von der alltagsontologischen Annahme einer verschiedenen Subjekten in ihrer jeweiligen Erfahrung kongruent und sich bewährend gegebenen (und in diesem Sinne intersubjektiv verbindlichen) Alltags- oder Erscheinungswirklichkeit mitsamt ihren sinnlich-phänomenalen und sinnhaften Qualitäten, wie sie Menschen häufig alltagsontologisch als objektive Welt ansetzen. Die ontologischen Annahmen und Verpflichtungen, die mit einer etwa aus naturwissenschaftlicher Perspektive unterhalb der Oberfläche der Erscheinungswirklichkeit postulierten (oder ›substruierten‹) Realität an sich einhergehen, besitzen eine sehr andere Form als die ontologischen Annahmen und Verpflichtungen, die mit einer als intersubjektiv kongruent gesetzten Erscheinungswirklichkeit oder Lebenswelt aus der Perspektive sich intra- und intersubjektiv bewährender Erfahrung einhergehen. So erfolgt schon die Einteilung des jeweiligen Objektbereichs in signifikante Einheiten auf sehr unterschiedlichem Wege. Für unsere gewöhnliche Wahrnehmung (und insofern

auch für unsere Alltagswirklichkeit) ist charakteristisch, dass in dieser die verschiedenen Entitäten *in Verhältnissen von Teilen und Ganzen* erscheinen. Ein menschliches Gesicht, welches einen sehr basalen Objekttypus der menschlichen Wirklichkeit darstellt, setzt sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammen und erscheint uns doch in unserer Wahrnehmung unmittelbar als *Einheit*, die ihrerseits zur Einheit eines Menschen gehört. Dasselbe gilt für das in diesem Zusammenhang paradigmatische Beispiel einer gehörten Melodie im Verhältnis zu den Tönen, aus denen sie sich zusammensetzt.

Die Wahrnehmung solcher mereologischer Ganzer aus verschiedensten Teilen ist in unserer Alltagswirklichkeit keine Ausnahme, sondern die Regel, weshalb Ansätze, welche den Alltagsrealismus primär oder ausschließlich als einen Realismus mesoskopischer Materiedinge konzipieren, bereits ein reichlich abstraktes und auf das wissenschaftliche Bild der Welt hin kalibriertes Bild der Alltagswelt ansetzen, in welchem sich der Reichtum unserer ganz gewöhnlichen Wirklichkeitserfahrung kaum widerspiegelt. So spielt etwa die unmittelbare perzeptive Auffassung verschiedenster Formen von Kontexten, Ereignissen und Situationen als mereologische Einheiten in der menschlichen (und wohl auch in der tierischen) Erfahrung eine zentrale Rolle. Die meisten solcher mereologischer Einheiten, die zum Basisinventar der menschlichen Wirklichkeiten gehören, finden *als Einheiten* allerdings keine Entsprechungen in einem naturwissenschaftlichen Bild der Realität. So existieren beispielsweise für die Einteilung der Wirklichkeit in unterschiedliche soziale Situationen oder Ereignisse in physikalischen Beschreibungen keine unmittelbaren Gegenstücke, die diese als signifikante Einheiten erscheinen lassen könnten. Analoges gilt in abgeschwächter Form für die Individuation mittelgroßer, massiver Entitäten, die häufig – im Sinne eines entsprechend reduzierten Drahtgittermodells – das Paradigma für Gegenständlichkeit überhaupt abgeben und für die menschliche Alltagswirklichkeit in der Tat eine tragende Rolle spielen: Auch sie finden, als signifikante mereologische Einheiten, in entsprechenden mikrophysikalischen Beschreibungen keine unmittelbaren Gegenstücke.

Die wahrnehmungsunabhängige Realität, wie sie aus einer naturwissenschaftlichen Perspektive postuliert wird, ist also nicht die hinter einer Oberfläche von Erscheinungen verborgene, nackte Wahrheit der menschlichen Wirklichkeit. Als solche Erscheinungsoberflächen, die Menschen in ihrer Erfahrung gegeben sind, genießen menschliche Wirklichkeiten gegenüber einer etwaig hinter diesen Oberflächen existierenden Realität an sich vielmehr ein *epistemisch-ontologisches Eigenrecht*. Zwar sind menschliche Wirklichkeiten gegenüber der wahrnehmungsunabhängigen Realität nicht vollkommen autonom

– es gäbe wohl keine Wirklichkeiten, wenn keine Realität existierte – sie fallen jedoch nicht (auch nicht teilweise) mit dieser zusammen.

Neben der grundsätzlichen Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit bildet die Behauptung der *Pluralität und Diversität menschlicher Wirklichkeiten* die zweite Kernthese der folgenden Untersuchung. Gegen die hier Kant, McDowell und Putnam zugeschriebene Behauptung von der *einen, einheitlichen Welt*, in der wir uns als menschliche Subjekte alle gleichermaßen vorfinden, wird im Folgenden für die These argumentiert, *dass es eine Vielzahl menschlicher Wirklichkeiten gibt*. Diese Konsequenz ergibt sich aus dem Umstand, dass die subjektseitigen Konstitutionsbedingungen, welche der einem Subjekt in seiner Erfahrung gegebenen Wirklichkeit zugrunde liegen, intersubjektiv divergieren. So gibt es, neben dem intersubjektiv kongruenten Kern der menschlichen Wirklichkeit, der als von allen menschlichen Subjekten geteilt unterstellt werden kann, auch intersubjektiv divergierende *Wirklichkeits-hüllen*, die konstitutiv zur Wirklichkeit eines jeweiligen Individuums gehören. Sollte diese Behauptung sich als richtig erweisen, leben Menschen dann und insofern in *geteilten Wirklichkeiten*, als die jeweiligen Konstitutionsbedingungen, welche ihren Wirklichkeiten zugrunde liegen, sich hinreichend ähneln. Wie zu zeigen ist, erweisen sich die Wirklichkeiten verschiedener Menschen dabei als *synchron divers* und *diachron variabel*. Menschen leben in unterschiedlichen Wirklichkeiten – und Wirklichkeiten verändern sich historisch.

Ohne möglicherweise problematisch oder kontraintuitiv anmutende Konsequenzen ist ein solcher Ansatz allerdings nicht. Eine dieser potenziell kontraintuitiven Konsequenzen liegt in dem Umstand, dass das Teilen von Welt oder auch die gemeinsame intentionale Bezugnahme auf ein und denselben Gegenstand ihm zufolge nicht dadurch erklärt werden kann, dass menschliche Wirklichkeiten und ihre Objekte bereits vor ihrer Wahrnehmung wahrnehmungsunabhängig fertig vorlägen. Geteiltheit von Welt ist, sofern die Gegenstände der Wahrnehmung (bzw. menschliche Wirklichkeiten überhaupt) Produkte subpersonaler Konstitutionsprozesse sind, einem solchen Ansatz zufolge – er teilt sich dieses Problem allerdings mit einem Ansatz wie dem kantischen – vielmehr ihrerseits eine *indirekte* Angelegenheit, eine Frage der intersubjektiven Kongruenz dessen, was Subjekten jeweils in ihrer Wahrnehmung direkt gegeben ist (ohne das interagierende Subjekte dazu in der Lage wären, mit Sicherheit in Erfahrung zu bringen, ob sie situativ mit einem anderen Subjekt eine Wirklichkeit teilen). Zunächst mag sich an dieser Stelle eine Kritik nahelegen, die Searle (2018, 66 [m.Ü.]) an der Auffassung äußert, »dass wir Objekte und Sachverhalte in der Welt nicht unmittelbar wahrnehmen«,

welche er unter anderem Descartes, Leibniz, Spinoza, Locke, Berkeley, Hume, Kant, Hegel und Mill zuschreibt. Diese Auffassung werde durch Variationen eines Arguments verteidigt, welches Searle auch geradewegs das »Schlechte Argument« [»The Bad Argument«] nennt, dessen verbreitetste Form das ›argument from illusion‹ sei (ebd.). Verkürzt funktioniert dieses Argument so: Fälle veridischer Wahrnehmung und Fälle von Wahrnehmungstäuschung oder Halluzination lassen sich aus der Perspektive des wahrnehmenden Subjekts selbst phänomenal, auf der Ebene der Wahrnehmungserfahrung, nicht unterscheiden. Sofern das Subjekt in beiden Fällen den Eindruck hat, *etwas zu sehen*, legt sich die Vorstellung nahe, dass das Subjekt in beiden Fällen ›ein Objekt‹ sieht. Dieses kann nun jedoch nicht das materielle Objekt sein (sofern im Falle der Halluzination kein solches existiert), sondern beispielsweise eine ›Erscheinung‹, eine ›Repräsentation‹ oder ein ›intentionales Objekt‹. Die unmittelbaren Objekte der Wahrnehmung wären somit nicht die Objekte selbst. Searles Widerlegung des Arguments läuft auf die Behauptung hinaus, dass wir es hier mit einer Äquivokation von »sehen« zu tun hätten. Während wir in Fällen erfolgreicher Wahrnehmung direkt materielle Objekte der Welt sehen würden, würden wir im Halluzinationsfall eben *nichts* sehen – »in the hallucinatory case *I do not see anything*« (ebd., 70). Allerdings setzt diese Widerlegung voraus, was sie zu beweisen suggeriert: Dass wir im Erfolgsfall der Wahrnehmung die Dinge so sehen, wie sie wirklich ›in der Welt‹ sind. Searle selbst macht sich hierbei eine Ambiguität zunutze, die in seinem Gebrauch des Begriffs »Welt« angelegt ist und die sich oben ähnlich bei Putnam und McDowell fand. So erweist sich aus der hier entwickelten Perspektive seine Position als korrekt (wenn auch zugleich als verfeinerungsbedürftig), wenn mit »Welt« *Wirklichkeit* gemeint ist, jedoch als falsch, sofern mit »Welt« *Realität* gemeint sein soll. Dabei wird hier für einen *pluralen direkten Realismus der Wirklichkeiten* in Verbindung mit einem *indirekten Realismus der Realität* argumentiert. Der hier vertretene direkte Realismus der Wirklichkeit besitzt jedoch eine radikal begrenzte intersubjektive Reichweite, sofern aus dem Umstand, dass ein bestimmtes Objekt zur Wirklichkeit eines Subjekts gehört, nicht in jedem Fall und nicht in jeder Hinsicht geschlossen werden kann, dass es in derselben Weise auch in der Wirklichkeit eines anderen Subjekts firmiert. Ob also Subjekte in einer gemeinsamen Welt leben oder nicht, hängt davon ab, ob dasjenige, was ihnen jeweils in direkter Wahrnehmung als Wirklichkeit gegeben ist (oder gegeben sein kann), hinreichend kongruent ist. Searle suggeriert demgegenüber, dass die Welt unserer Alltagserfahrung wahrnehmungs- oder denkunabhängig so vorliegt, wie sie uns in Fällen erfolgreicher

Wahrnehmung gegeben ist. So mogelt er sich zugunsten einer – aus unserer alltagsontologischen Gewohnheit, die je von uns als sich bewährend wahrgenommene Wirklichkeit als intersubjektiv-verbindlich anzunehmen, abgeleiteten – Annahme einer intersubjektiv-verbindlichen Wirklichkeit, zu der wir in Fällen erfolgreicher Wahrnehmung direkten epistemischen Kontakt hätten, um eine Auseinandersetzung mit der Frage herum, ob und inwiefern die Welt und die Objekte unserer Alltagserfahrung auch ein *Produkt* der Art und Weise sind, wie wir als Menschen wahrnehmen.

Der hier vertretenen Auffassung nach leben Menschen also dann und insofern in einer gemeinsamen, geteilten Wirklichkeit, als ihre entsprechenden Wahrnehmungen hinreichend kongruent sind. Ein Bild, das zur plausibilisierenden Veranschaulichung dieser Vorstellung dienen mag, ist das einer *Silent Disco*: Silent Discos sind Tanzveranstaltungen, bei denen die Musik nicht mittels Schall in den Raum emittierender Lautsprecher, sondern individuell durch Funkkopfhörer gehört wird, wobei häufig unterschiedliche Kanäle mit unterschiedlicher Musik zur Auswahl stehen. Während man hier also ›von außen‹, ohne Kopfhörer, nur in verschiedenen Rhythmen tanzende Menschen sieht, ohne irgendeine Musik zu hören, können die mit Kopfhörern Tanzenden sich – zumindest bezüglich all derjenigen, die auf demselben Kanal wie sie selbst unterwegs sind – so verhalten, als wäre die gehörte Musik wirklich *draußen im Raum*. Das je individuell Gehörte ist in diesem Fall intersubjektiv hinreichend synchron und kongruent, um die entsprechende musikalische Wirklichkeit als intersubjektiv-verbindlich aufzufassen, auch wenn dem Gehörten ›draußen‹ nichts entspricht.¹⁹ Analog verhält es sich nun, so der Vorschlag, bezüglich der individuellen Wirklichkeiten von Subjekten: Subjekte sind dann und insofern pragmatisch in der Annahme gerechtfertigt, *sich mit anderen in ein und derselben Wirklichkeit zu befinden*, als diese auf denselben (gegebenheits-) *ontologischen Wirklichkeitskanal* eingestellt sind. Die Wirklichkeiten, in denen wir leben und auf die wir uns in unserer Alltagsüberzeugungen beziehen, ist nicht die Realität an sich, wie sie sich als unscharfe Silhouette hinter den Glei-

19 Alternativ kann man sich die Wahrnehmung auch anhand der von Douglas Adams in *The Hitchhiker's Guide to the Galaxy* verwendete Figur des Babelfisches vorstellen, der, einmal ins Ohr einer Person eingesetzt, diese dazu in die Lage versetzt, alle gehörten Sprachen unmittelbar zu verstehen. Analog ›übersetzt‹ die menschliche Wahrnehmung (mitsamt dispositionalem Hintergrund) das existenzontologische Kauderwelsch in die das Subjekt orientierenden, bedeutsamen (und insofern: verstehbaren) Einheiten seiner Erfahrung.

chungen der zeitgenössischen Physik abzuzeichnen scheint. Menschen leben in der Wirklichkeit, wie sie sich ihnen in ihrer Erfahrung darstellt, nicht in der Realität, wie sie an sich verfasst sein mag.

Gleichzeitig verlieren aus einer solchen Perspektive die skeptischen Schreckgespenster vom *genius malignus*, wie ihn Descartes in seinen *Meditationes* beschwört, oder vom Gehirn-im-Tank, das von bösen Wissenschaftler:innen in einer Weise mit elektrischen Reizen versorgt würde, die ihm das Erlebnis einer nicht wirklich vorhandenen Wirklichkeit vorgaukeln, zumindest ein wenig von ihrer bedrohlichen Anmutung. Lässt man sich auf die Vorstellung ein, dass der epistemische Kontakt des Menschen zur Realität grundsätzlich kein direkter sein kann, und dass die Wirklichkeit, wie sie Menschen in ihrer Wahrnehmung erscheint, tatsächlich ein Produkt ihrer jeweiligen Vorstellungsart ist, erscheinen Szenarien dieser Art nicht mehr nur als Gedankenexperimente, die unsere Erkenntnisansprüche im Hinblick auf die sogenannte Außenwelt unterminieren oder grundsätzlicher Bezweifelbarkeit anheimgeben – obwohl sie auch dies natürlich weiterhin zu tun vermögen. Menschen haben nicht im Normalfall ›Glück‹, dass nicht ein böser Geist ihren ungetrübten Durchblick auf die Realität an sich verzerrt. Vielmehr sind die Wirklichkeiten selbst, die Menschen in ihrer Wahrnehmung gegeben sind, gegenüber der wahrnehmungsunabhängigen Realität stets Produkte spezifischer ›Verzerrungen‹, die etwa aus ihrer neurophysiologischen Verfasstheit und sedimentierten Umgebungserfahrungen erwachsen. Entsprechend erscheint von hier aus auch das Näherrücken der technischen Realisierbarkeit solcher Täuschungsszenarien durch *virtual* und *augmented Reality* (VR & AR) als anschauliches Argument für die These, dass die Alltagswirklichkeit, in der wir Menschen leben und uns begegnen, gegenüber der Realität, wie sie an sich verfasst sein mag, eine gewisse Eigenständigkeit besitzt. Sollten in naher oder mittlerer Zukunft etwa mehr augmentierte (d.h. der Wirklichkeit hinzugefügte, virtuelle) Objekte in unserer menschlichen Alltagswirklichkeit Fuß fassen, die von hinreichend vielen Subjekten mittels entsprechender technischer Geräte intersubjektiv kongruent wahrgenommen werden können, ist damit zu rechnen, dass sie diese als gewöhnliche Objekte ihrer Alltagswirklichkeit erleben, behandeln und auffassen werden, auch wenn ihnen ›draußen in der Realität‹ nicht mehr entsprechen mag als die Serien proximaler Reize, welche zu ihrer Gegebenheit führen. Im Übrigen lässt sich Ähnliches auch schon heute an der Art und Weise beobachten, wie der ganze Bereich des Digitalen und der medial vermittelten Inhalte unsere alltägliche Wirklichkeit durchwirkt, wie beispielsweise entsprechende Entitäten (wie Textdateien oder Desktopi-

cons) als vertraute Objekte schon lange Eingang und Akzeptanz in unserer Alltagswirklichkeit gefunden haben.

Zwischen Realität und phänomenalen Wirklichkeiten liegt also eine epistemisch-ontologische Kluft – *Wirklichkeit* ≠ *Realität*. Wilhelm Dilthey bringt eine solche Auffassung zusammen mit der Betonung der Autonomie der Wirklichkeit wie folgt zum Ausdruck: »Für diese Bühne des Lebens ist die Rückwand der Kulissen einerlei« (zitiert nach Misch 1990, LVIII), wobei die Bühne des Lebens hier als *Wirklichkeit*, die Rückwand der Kulissen als *Realität* bezeichnet wird.²⁰ Die Welt unseres Alltags und die Welt, in der wir uns als mit anderen gemeinsam lebend verorten, ist die phänomenale, die manifeste Welt unseres alltäglichen Handelns und Erlebens, nicht die Realität, wie sie an sich verfasst sein mag. Auf erstere beziehen sich unsere Wahrnehmungen sowie ein Großteil unsere gewöhnlichen, alltagsontologischen Überzeugungen. Die Realität als solche andererseits beschäftigt Menschen für gewöhnlich eher ausnahmsweise oder im Rahmen naturwissenschaftlicher Überlegungen.

Eine zweite, kontraintuitive Konsequenz des vorgeschlagenen Ansatzes liegt in dem Umstand, dass er die Objekte der Wirklichkeit so konzeptualisiert, dass sie nicht aus realen Entitäten *bestehen*, sofern er Realität und Wirklichkeit als disjunkt beschreibt. Eine Tasse als Objekt der Wirklichkeit besteht ihm zufolge also nicht aus einem Konglomerat irgendwelcher Elementarteilchen, eine Wasserpflanze nicht aus H₂O Molekülen. Vielmehr wird stattdessen die Redeweise vorgeschlagen, dass die Existenz einer entsprechenden Menge von Elementarteilchen oder H₂O Molekülen in der perceptiven Umgebung eines entsprechenden Organismus zur Gegebenheit einer Tasse oder einer Wasserpflanze für ein Subjekt führt. Dies mag zunächst wie ein unschönes Artefakt der Theorie anmuten, scheint mir jedoch durch die größere Tiefenschärfe möglicher Beschreibungen der Diversität menschlicher Wirklichkeiten aufgewogen. Zudem gilt es im Blick zu behalten, dass die Gegebenheit bestimmter Objekte für ein Subjekt dieses unter entsprechenden Bedingungen in der falliblen Annahme rechtfertigt, dass in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung entsprechende reale Entitäten existieren. Insofern bleibt

20 Misch scheint Dilthey hier in prägnanter Verkürzung wiederzugeben und sich dabei auf folgende Stelle zu beziehen: »Die Bedeutung des Lebens liegt eben in dem Zusammenhang, der in die innere Wahrnehmung fällt. Dies ist die Bühne, und hier sind Ort, Umgebung und Personen, unter welchen das Drama des Lebens sich abspielt. Unser Interesse ist verhältnismäßig gering, Holz und Leinwand und Lampen zu sehen, welche die Rückwand der Kulissen bilden« (Dilthey 2005, 102).

die Möglichkeit eines epistemischen Übergangs von wirklichen Gegebenheiten zur Annahme real existierende Entitäten in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung durchaus erhalten. Auf den sich in diesem Zusammenhang nahelegenden Einwand, dass hierbei eine unnötige Vervielfältigung der Objekte stattfindet, wird in Kapitel 1.13 zurückzukommen sein.

Kapitelübersicht

Im ersten Kapitel wird zunächst die Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit entwickelt, wie sie den dann folgenden Überlegungen zugrunde liegt. Motiviert wird sie im Ausgang von Sellars' Gegenüberstellung von ›manifestem‹ und ›wissenschaftlichem Bild‹ der Welt und Husserls Unterscheidung von ›Lebenswelt‹ und dem ihm zufolge der Lebenswelt durch die Naturwissenschaften ›substruierten‹ Bild der Realität. Von Husserls und Sellars' Konzeption einer solchen Gegenüberstellung hebt sich die hier vorgeschlagene Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität vor allem dadurch ab, dass in ihr Wirklichkeit nicht die von den Subjekten alltagsontologisch als intersubjektiv-verbindlich angesetzte Alltagswirklichkeit bezeichnet, sondern individuell (d.i. von Subjekt zu Subjekt) divergierende Wirklichkeiten zulässt. Um zugleich dem Umstand Rechnung zu tragen, dass Subjekte in ihrem Alltag durchaus von der Vorstellung ausgehen, dass es eine intersubjektiv verbindliche (und in diesem Sinne: objektive) Alltagswirklichkeit gibt, in der sie sich *gemeinsam* mit anderen bewegen, muss zwischen der Art und Weise, wie Menschen ihre Wirklichkeit unmittelbar in ihrer Wahrnehmung *gegeben* ist, und den *alltagsontologischen Überzeugungen*, die sie bezüglich einer auch intersubjektiv verbindlichen Alltagswirklichkeit implizit und explizit besitzen und in Anspruch nehmen (d.i. ihren individuellen *Alltagsontologien*), noch einmal unterschieden werden. In diesem Zusammenhang wird auch die Frage diskutiert, wie Menschen von ihrer jeweiligen Wahrnehmung zu alltagsontologischen Überzeugungen übergehen. Dabei wird einerseits betont, dass Menschen die nichtselbstverschuldete Neigung besitzen, die Wirklichkeit, wie sie sich ihnen in ihrer Wahrnehmung zuverlässig präsentiert, zu etwas zu *vergegenständlichen*, von dessen subjektunabhängigem Bestehen sie ausgehen. Sie gehen also – einfach gesagt – davon aus, dass die Welt an sich so *ist*, wie sie ihnen in ihrer Wahrnehmung zuverlässig *erscheint*. Diese Tendenz wird in Anknüpfung an entsprechend etablierte Begriffsverwendungen auch als *Verdinglichung* bezeichnet. Der Verdinglichung entgegen steht die *Versachlichung* als eine epistemische Korrekturbemühung alltagsontologischer Überzeugun-

gen, die Menschen im Laufe ihrer Ontogenese verschieden stark ausprägen vermögen. Versachlichen Subjekte ihre alltagsontologischen Überzeugungen, so sind sie darum bemüht, Bedingungen, welche die Reichweite der Geltung dieser Überzeugungen spezifisch einschränken, mit in die Formulierung der Überzeugung zu integrieren. Sie lernen also etwa – Kants Beispiel – statt zu sagen »Der Kanariensekt schmeckt angenehm« sachlicher zu formulieren »Der Kanariensekt schmeckt *mir* angenehm«.

Im Ausgang von diesen Überlegungen widmen sich die nächsten drei Kapitel dann der *Bedeutsamkeit* als konstitutivem Merkmal menschlicher Wirklichkeiten. Die Bedeutsamkeit der Objekte menschlicher Wirklichkeiten bezeichnet dabei den Umstand, dass es für menschliche Subjekte mit diesen Objekten, so, wie sie in der gewöhnlichen Wahrnehmung gegeben sind, jeweils Spezifisches *auf sich hat*. Subjekte können mit den Objekten, die sie unmittelbar wahrnehmen, jeweils *etwas anfangen*, wobei sich das, was es mit den jeweiligen Objekten auf sich hat, in ihrer jeweiligen *Gegebenheitsweise* manifestiert. Ein Objekt als unbelebten materiellen Gegenstand wahrzunehmen heißt dann etwa, unmittelbar zu antizipieren, dass es sich nicht ohne Fremdeinwirkung von der Stelle bewegt, dass es in bestimmter Weise mit anderen materiellen Objekten interagieren würde usw. Solche Antizipationen naheliegender Möglichkeiten gehören, wie zu zeigen ist, konstitutiv zu den Objekten als Objekten der menschlichen Wirklichkeit. Um diese These zu begründen, wird im zweiten Kapitel aus wahrnehmungstheoretischer sowie phänomenologischer Perspektive erläutert, inwiefern Bedeutsamkeitserleben in einem genauer zu bestimmenden Sinn konstitutiv zur gewöhnlichen Wahrnehmung gehört und keinen nachträglichen, interpretatorischen Zusatz zu einer basalen Schicht bloßer sinnlicher Wahrnehmung darstellt. Hierbei wird insbesondere die These eine Rolle spielen, dass die menschliche Wahrnehmung nicht primär auf die *Repräsentation von Vorliegendem*, sondern auf die *Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten* abzielt, wobei Horizonte solcher unwillkürlich vorgezeichneten oder vorweggenommenen Möglichkeiten konstitutiv zu den phänomenalen Objekten der Wahrnehmung gehören. Das dritte Kapitel entfaltet dann den für den hier entwickelten Ansatz zentralen Begriff der *Begriffe-von*. Begriffe-von liegen der menschlichen Wahrnehmung konstitutiv zugrunde, sind jedoch nicht mit Begriffen im sprachlichen Sinn zu identifizieren, welche kontrastiv auch als *Begriffe-für* bezeichnet werden. In Kürze: Wer einen *Begriff-von* von einer bestimmten Sache besitzt, weiß mit ihr im Handeln und Wahrnehmen *etwas anzufangen* und mit ihr zurechtzukommen, es hat mit ihr für ihn *etwas auf sich*. Wer einen *Begriff-für* einer Sache besitzt, vermag sie zu bezeich-

nen und in systematischer und produktiver Weise Überzeugungen über sie zu bilden. Funktional sind Begriffe-von dadurch definiert, dass ein Subjekt, welches über einen bestimmten Begriff-von einer bestimmten Objektklasse oder eines bestimmten Individuums verfügt, dazu disponiert ist, ein wahrgenommenes Objekt unter entsprechenden Bedingungen 1) phänomenal *als Objekt dieser Art* (z.B. *als etwas Lebendiges*) wahrzunehmen, wobei es dieses 2) unmittelbar in dessen spezifischer Bedeutsamkeit erlebt, welche sich phänomenologisch als *apperzeptionsvermittelte Appräsentation von Erwartungs- und Assoziationshorizonten* erklären lässt. Im Unterkapitel 3.6 wird dann die diachrone Entfaltungsstruktur der Objekte der Wahrnehmung (bzw. Wirklichkeit) expliziert, die im Zusammenhang der hier angestellten Überlegungen auch als *gegebenheitsontologische Objekte* (GOOs) bezeichnet und von *existenzontologischen Objekten* (BOOs) als Objekten, die der Realität zugerechnet werden, unterschieden werden. Im vierten Kapitel werden cursorisch einige prominente und aus unterschiedlichen Theorietraditionen stammende Konzeptualisierungen dessen, was hier unter Bedeutsamkeit verstanden werden soll, in einem Überblick dargestellt und mit der entwickelten Position kontrastiert. Hierdurch soll einerseits die theoretische Anschlussfähigkeit des Ansatzes aufgewiesen werden und dieser andererseits kontrastiv konkretisiert werden.

Das fünfte und letzte Kapitel der Arbeit besteht dann in einer Anwendung der bis dahin entwickelten Überlegungen auf die Frage, ob und inwiefern Menschen miteinander in gemeinsamen oder voneinander divergierenden Welten oder Wirklichkeiten leben. Begründet wird hier die These, dass Menschen dann und insofern in gemeinsamen Welten leben, als ihre jeweiligen Begriffe-von dafür sorgen, dass ihre jeweiligen Wahrnehmungen situativ *hinreichend kongruent* sind. Das individuelle Ensemble von Begriffen-von eines Subjekts wird dabei in Anlehnung an Searles Rede vom ›Background‹ auch als der individuelle *Hintergrund* eines Subjekts bezeichnet. Dieses letzte Kapitel entwickelt dann Argumente einerseits für die These, dass es einen *von allen Menschen geteilten Kern von Wirklichkeit* gibt, der sie pragmatisch zu der alltagsontologischen Annahme berechtigt, dass sie in Bezug auf diesen Kern in ihrer Wahrnehmung direkt mit einer *intersubjektiv-verbindlichen Wirklichkeit* zu tun haben. Neben diesem von allen Menschen geteilten Kern der Welt gibt es dann noch variable Aspekte menschlicher Wirklichkeiten, die hier auch als *lokale Wirklichkeitshüllen* bezeichnet werden. Diese Wirklichkeitshüllen besitzen unterschiedliche Grade an *gemeinschaftlicher Geltung* und erweisen sich dabei sowohl als *synchron divers* als auch als *diachron variabel*. In diesem Zusammenhang wird die These verteidigt, dass wir uns die soziale Wirklichkeit bezüg-

lich lokaler Wirklichkeitshüllen nicht (strukturalistisch) so vorstellen sollten, als wären diese durch konstitutive Regeln und Normen strukturiert, die je für (Praxis- oder Kultur-)Gemeinschaften im Ganzen gelten. Die Intuition, dass solche konstitutiven Regeln existieren und etwa als intersubjektiv-verbindliche Maßstäbe der Angemessenheit von Handlungen veranschlagt werden können, erweist sich sowohl im Alltag als auch in der Sozialphilosophie als besonders hartnäckig. Diese Hartnäckigkeit ist nicht zuletzt der menschlichen Neigung geschuldet, die für lokale Wirklichkeitshüllen konstitutiven Vorwegnahmen und Erwartungen – die im Folgenden auch als *Man-Erwartungen* bezeichnet werden – normativ zu verdinglichen, also vorauszusetzen, dass es intersubjektiv-verbindliche Weisen gibt, wie *man* beispielsweise eine bestimmte Praxis in einer bestimmten Gemeinschaft zu realisieren oder als was *man* ein bestimmtes Objekt in einem bestimmten Kontext aufzufassen habe. Gegen eine solche, häufig am Paradigma explizit kodifizierter Spiele orientierte Theorie der sozialen Wirklichkeit – wie sie exemplarisch etwa Searle vorschlägt – wird anhand varietätenlinguistischer Überlegungen dafür argumentiert, dass lokale Wirklichkeiten als intern divers und dynamisch konzipiert werden müssen. Heideggerianisch: Das ›Man‹, das vermeintlich vorgibt, wie man sich in welchen sozialen Situationen zu verhalten habe, spricht keine einheitliche Sprache, auch wenn Subjekte sich häufig mit recht konkreten und eindeutigen Man-Erwartungen konfrontiert fühlen. Besitzt nun eine bestimmte Wirklichkeitshülle hinreichende *gemeinschaftliche Geltung* – findet also eine bestimmte Man-Erwartung in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext hinreichende intersubjektive Verbreitung –, so sind Subjekte zwar pragmatisch in der vorläufigen oder tentativen alltagsontologischen Annahme gerechtfertigt, dass sie es in Bezug auf diese Hülle in ihrer direkten Wahrnehmung mit einem intersubjektiv-verbindlichen Aspekt einer mit anderen geteilten Wirklichkeit zu tun haben. Sie müssen aber zugleich stets damit rechnen, dass diese Voraussetzung im Einzelfall durch den Umstand durchkreuzt wird, dass konkrete Andere in einer anderen lokalen Wirklichkeit unterwegs sind, als sie es in vorgreifender Vorwegnahme von ihnen erwartet hatten. Mit der Diversität menschlicher Wirklichkeiten ist – im Hinblick auf lokale Wirklichkeitshüllen – stets zu rechnen.

Dies in groben Zügen der Gedankengang der Überlegungen.

Dem Anspruch nach sind es dabei zwei systematische Hinsichten, in denen die vorliegende Arbeit Beiträge zur gegenwärtigen theoretischen Diskussion zu leisten verspricht: Einerseits dadurch, zumindest in groben Zügen eine

Theorie der menschlichen Wirklichkeit vorzulegen, die – anders als viele andere, zeitgenössischen Positionen, wie sie sich etwa in der Sozialontologie Sellars, in einer bestimmten Lesart von Husserls Lebensweltkonzeption sowie in Sellars' Konzeption des manifesten Bildes der Welt exemplarisch repräsentiert finden – nicht von der *Homogenität der Alltagswirklichkeit* menschlicher Gemeinschaften ausgehen muss. Stattdessen vermag der entwickelte Ansatz der Diversität menschlicher Wirklichkeiten in einer Weise Rechnung zu tragen, die gleichwohl keinen Relativismus oder Solipsismus der vielen Welten zur Folge hat. Andererseits bietet die vorgeschlagene Differenzierung von *Realität*, *Wirklichkeit* und von den einzelnen Subjekten explizit und/oder performativ als intersubjektiv-verbindlich in Anspruch genommenen *Alltagsontologien* Ansätze für eine – meines Erachtens – tiefschärfere Ontologie menschlicher Wirklichkeiten, als sie heute etwa in der Sozialontologie häufig angesetzt wird. Eine solche ist beispielsweise dazu in der Lage, absehbare technologische Transformationen, wie sie sich etwa mit *Augmented* und *Virtual Reality*-Anwendungen bereits abzeichnen, überhaupt plausibel theoretisch handhabbar zu machen. Dies gelingt ihr vor allem auch deshalb, weil sie nicht immer mit einem Auge auf die ›realen‹ Referenten der in menschlichen Wirklichkeiten firmierenden Entitäten schielen muss, ohne dabei der Angst Vorschub zu leisten, wir verlören im digitalen Zeitalter zunehmend den Kontakt zu dem, was hier *Wirklichkeit* heißt.

Aus einer noch etwas allgemeineren Perspektive stellt das Folgende dann den Versuch dar, zwischen zwei gegenläufigen philosophischen Grundintuitionen zu vermitteln, deren Weiterwirken meines Eindrucks nach bis heute den grundsätzlichen Bruch zwischen verschiedenen zeitgenössischen Theorieströmungen zumindest teilweise zu erklären vermag. Auf der einen Seite die durch Inanspruchnahme eines Primats der *erkenntnis-* und *geltungstheoretischen* Perspektive motivierte Intuition, dass philosophische Reflexion in relativer Autonomie gegenüber naturwissenschaftlichen Konzeptualisierungen der Realität erfolgen kann und muss, sofern sie auch die Bedingungen der Möglichkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnisse noch geltungstheoretisch zu reflektieren vermag. Exemplarisch wird diese Intuition heute durch die Phänomenologie vertreten, die durch das, was Husserl ›Epoché‹ nennt – die methodische Einklammerung (der Frage nach) der Realität, wie sie als solche beschaffen sein mag – die gewöhnliche Erfahrung der ›Lebenswelt‹ als intersubjektiv-verbindliches Fundament und Boden philosophischer Reflexion in Anspruch nimmt. Dieser Intuition gegenüber findet sich auf der anderen Seite die mitunter aus dem Erfolg der empirischen Naturwissenschaften ab-

geleitete, naturalistische Intuition, dass auch philosophische Reflexion ihren Ausgang von einem naturwissenschaftlichen Bild der Realität nehmen muss (oder zumindest nicht in Unabhängigkeit von einem solchen erfolgen kann), wie es sich – aufgrund des bisherigen Mangels einer allumfassenden naturwissenschaftlichen Theorie der Realität – in idealisierender Weise aus dem gegenwärtigen Stand der naturwissenschaftlichen Erkenntnisbemühungen ableiten lasse. Um auch hier eine exemplarische Vertreter:in zu nennen – und weil sich diese Intuition selten in so expliziter Weise formuliert findet – sei hierzu eine Passage aus Ruth Millikans *Beyond Concepts* zitiert:

The assumption is that we, along with the other animals, are evolved creatures that use cognition as a guide in dealing with the natural world, and that the natural world is, roughly, as natural science has tried to describe it. Very unlike Kant, then, we must begin with a rough understanding of what the world is like *prior* to cognition, only later developing theories about the nature of cognition within that world and how it manages to reflect the rest of nature. Natural ontology comes first, then cognition. (2017, 3)

Statt sich in Bezug auf diese gegenläufigen Grundintuitionen – Primat der Erkenntnistheorie *versus* Primat eines naturwissenschaftlichen Bildes der Realität – nun einer der beiden Seiten zu verschreiben, wollen die folgenden Überlegungen gerade zeigen, dass beide Perspektiven ihr jeweiliges Eigenrecht besitzen und zugleich in einer Weise miteinander verbunden werden können, in der sie einander produktiv ergänzen. Dies gelingt durch die skizzierte Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität, sofern diese es erlaubt, beiden Erkenntnisprojekten einen jeweils eigenständigen Explorations- und Geltungsbereich zuzuordnen. Die Begriffe »Realität« und »Wirklichkeit« fungieren hierbei als eine Art ontologisch-erkenntnistheoretische Weiche, die beiden Ansätzen Rechnung tragen soll, indem sie sie klar voneinander unterscheidet. Während *Realität* dasjenige markiert, auf dessen Erkenntnis sich die Naturwissenschaften spezialisieren, umfasst *Wirklichkeit* den Bereich all desjenigen, was Subjekten einer bestimmten Art in ihrer unmittelbaren Wahrnehmung sich bewährend gegeben sein kann, wobei diese beiden Bereiche als disjunkt konzeptualisiert sind. Wir können uns also mit menschlichen Wirklichkeiten beschäftigen, ohne uns um ihr Verhältnis zur Realität zu kümmern. Und wir können uns mit der Realität als solcher beschäftigen, ohne zu viel Rücksicht auf das zu nehmen, was menschliche Wirklichkeiten als solche auszeichnet. Wir sollten jedoch beides nicht vorschnell miteinander vermengen.

Was die Analyse der menschlichen Wirklichkeiten und Gegebenheitstologien angeht, fühlt sich der hier vertretene Ansatz der Phänomenologie als

philosophischer Methode verpflichtet. Die kategoriale Analyse menschlicher Wirklichkeiten aus der Perspektive ihrer Erfahrung selbst ist nach Ansicht des Verfassers ein *Proprium* der Phänomenologie als einer eigenständigen philosophischen Methode, ohne deren mindestens implizite Inanspruchnahme wenig philosophische Reflexion erfolgen kann. Sollte also auch im Folgenden nicht ständig von Phänomenologie die Rede sein und der Gedankengang sich die Freiheit nehmen, Theorievorschläge verschiedener Provenienz ernst zu nehmen, bleibt die Phänomenologie methodisch doch der zentrale Bezugspunkt der Analyse dessen, was im Folgenden *Wirklichkeit* heißt. Diese – nicht die *Realität* als solche – ist zentrales Thema der Überlegungen.

Zur Lektüre: In Hinblick auf die Geteiltheit menschlicher Wirklichkeiten bildet die Konzeptionen der ›Begriffe-von‹ im Verbund mit der Funktion der Apperzeption für die vorprädikative Wahrnehmung das theoretische Kernstück der Arbeit. Begriffe-von erfüllen eine wahrnehmungs- und somit wirklichkeitskonstitutive Funktion und sind zugleich von expliziten Begriffen(-für) unterschieden. Dieser Aspekt des Ansatzes kann auch unabhängig von der Frage nach der Plausibilität der Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit produktiv rezipiert werden. Wer sich also nur für die menschliche Wirklichkeit und die Frage nach ihrer möglichen intersubjektiven Geteiltheit interessiert, kann die Lektüre auch bei Kapitel 2 beginnen. Allerdings entsteht ein weniger stereoskopisches Bild des *Menschen in der Welt*, wenn man die Eigenständigkeit der Dimension der Realität außer Acht lässt.

Zur Textentstehung: Dem Buch liegt meine im Januar 2019 bei Catrin Misselhorn (damals Uni Stuttgart) und Barry Smith (Buffalo) verteidigte Dissertationsschrift zugrunde, die ich in einigen Teilen überarbeitet habe. Dennoch kann der Text in Struktur und Duktus vielerorts nicht verbergen, dass es sich um eine akademische Qualifikationsschrift handelt. Wäre der akademische Betrieb anders strukturiert, hätte ich mir mit der Überarbeitung wohl noch sehr viel mehr Zeit gelassen. So blieb nichts übrig, als den Mangel an Muße durch die arbiträre Entscheidung zu verschleiern, dass das Buch in seiner vorliegenden Form fertig ist.

Tübingen im Juli 2022,
Tom Poljanšek

1. Wirklichkeit ≠ Realität

»These are two very different things, and carefully to be distinguished; it being one thing to perceive, and know the idea of white or black, and quite another to examine what kind of particles they must be, and how ranged in the superficies, to make any object appear white or black.«

(Locke 1997 [1690], 133)

Die Überlegungen des vorliegenden Kapitels sollen zeigen, inwiefern zwischen einem Begriff von *Realität*, wie sie *an sich* als Zusammenhang physischer Entitäten, Kräfte oder Prozesse beschaffen ist (oder beschaffen sein mag), und einem Begriff von *Wirklichkeit*, wie sie sich *für Menschen* (oder andere Lebewesen) in ihrer gewöhnlichen Wahrnehmung zeigt, zu unterscheiden ist (vgl. zu letzterem Smith 1995a, 1998, 2000). In der Einleitung wurde bereits darauf hingewiesen, dass Descartes Unterscheidung von *res extensa* und *res cogitans* zu den wichtigen Vorläufern dieser Unterscheidung zählt. Kursorisch seien hier einige weitere Vorläufer zitiert, die deutlicher in die Richtung der Unterscheidung zielen, die im Folgenden entwickelt wird: So spricht etwa Husserl (Hua XIII, 144) in der Vorlesung *Grundprobleme der Phänomenologie* aus dem Wintersemester 1910/11 unter Bezugnahme auf Descartes Unterscheidung von *res cogitans* und *res extensa* von der Möglichkeit eines »Durchschneidens« der »empirische[n] Verbindung zwischen dem Erlebnis und allem dinglichen Dasein«, die er auch als eine »*distinctio phaenomenologica*« bezeichnet. Hierzu erläutert er: »In der Tat hat ein Erlebnis in sich sein Sein, von dem wir sagen können, es ist, was es ist, auch wenn die Rede von einer räumlich-zeitlichen Natur mit Körpern und Geistern eine bedeutungslose Einbildung wäre« (ebd.). Husserl unterscheidet entsprechend zwischen dem »empirischen Sein« der Naturobjekte, wie sie sich in der »empirischen Wahrnehmung« zeigen und in dieser gesetzt würden, und dem »phänomenologischen Sein«, mit dem wir

es in der von ihm sogenannten »phänomenologischen Wahrnehmung« (d.i. in der Wahrnehmung nach vollzogener Epoché) zu tun hätten (ebd., 144f.). Dabei sprächen wir mit »evidentem Recht« bei den »Dingen von einem An-sich-sein gegenüber der Erkenntnis« (ebd., 145):

[E]xistiert das Ding, so ist es, was es ist, auch wenn die Erfahrung nicht ist, die es erfährt, das Erfahrungsdenken nicht ist, das es objektiv gültig bestimmt. Wenn alle Menschen schlafen, wenn eine geologische Revolution alle Menschen und Lebewesen umbringt, so ist auf Erden niemand da, der die Erde und alle ihre Körper und ihre Revolutionen denkt und bestimmt. Sie ist aber mit all dem, was sie ist. (Ebd.)

Allerdings besäße die »Erkenntnis der Dinglichkeit einen unaufhebbaren Nachteil« gegenüber dem »Erlebnis« (ebd.), welches seinerseits einen »Seinsvorzug [...] gegenüber dem Naturobjekt« genieße (ebd., 144). Dieser Nachteil nun bestehe in dem Umstand, dass das »noch so gute Recht [...] sich im Fortgang der Erfahrung als unzureichendes und durch besseres Recht überwogenes« herausstellen kann (ebd., 145). Das Sein des in der empirischen oder natürlichen Wahrnehmung gesetzten Dings bleibe so immerfort »für die Erkenntnis gewissermaßen *blosse* [sic] *Daseinspräntion*« (ebd.). Demgegenüber »reduzieren sich die empirisch erfahrenen Naturobjekte« in der phänomenologischen Wahrnehmung, welche nach vollzogener Epoché gewissermaßen übrigbleibt, »durch Ausschaltung ihrer Existenz auf *Indizes* für gewisse aktuelle Bewusstseinszusammenhänge und zugehörige motivierte Bewusstseinsmöglichkeiten« (ebd., 190). Die Bezugnahme auf transzendent Gesetztes wird also in der phänomenologischen Einstellung gewissermaßen »immanentisiert« und erscheint dann als Vorwegnahme möglicher einstimmiger Bewährung, etwa der Gegebenheit eines Dings in der Wahrnehmung. So stoße man in der »*reine[n] Thematik der Subjektivität* [...] nie auf eine empirisch ontische oder ontologische (allgemein gesprochen, eine positive) Wahrheit« (ebd., 203). »Bin ich umgekehrt in der Einstellung der Positivität, so stosse ich niemals auf eine phänomenologische Wahrheit« (ebd.). Beide »Urteils- und Erkenntnisweisen« seien somit »independent« (ebd.). Andererseits erhebe die Phänomenologie, indem sie »die positiven Erfahrungen, Urteile und sonstigen positiv gerichteten Bewusstseinsakte« (ebd.) in phänomenologischer Einstellung zu ihrem Thema macht, zugleich den Anspruch, dass »alle positiven Wahrheiten als wahrhaft seiende positive« zugleich in ihrem »Feld« liegen (ebd., 204). Statt also empirisches, erfahrungstranszendentes Sein an sich unmittelbar zu adressieren, führt die phänomenologische Reduktion auf die Frage

nach der Möglichkeit erfahrungsimmanenter Legitimation der Setzung solchen Seins zurück.

In ähnlicher Weise wie Husserl zwischen »empirischem« und »phänomenologischem Sein« unterscheidet beispielsweise Ernst Mach (1917, 337; 1922, 148f.) zwischen dem »physiologischen Raum« auf der einen und dem »geometrischem Raum« auf der anderen Seite, wobei der physiologische Raum den Raum bezeichnet, wie er einem Subjekt in seiner Wahrnehmung gegeben erscheint, und der geometrische Raum den Raum, mit dem sich die Physik beschäftigt. Bei Max Scheler (1916, 139f.) wiederum findet sich eine analoge Unterscheidung von »Milieuding« im »Milieu« des Menschen und »den in der Wissenschaft gedachten Gegenständen (durch deren Supposition sie die natürlichen Tatsachen »erklärt«). Das »Milieu« bestimmt er dabei als »das, was ich als »wirksam« erlebe«, sodass die Milieudinge ihm zufolge »einem *Zwischenreiche* an[gehören] zwischen unserem Perzeptionsinhalt und seinen Gegenständen und jenen objektiv gedachten Gegenständen« der Naturwissenschaften (ebd., 140). Der Gestaltpsychologe Kurt Koffka (1936, 27f.) unterscheidet zwischen »behavioraler« und »geographischer Umwelt«, wobei wiederum erstere die jeweilige Umgebung bezeichnet, wie sie einem handelnden Subjekt in der Erfahrung gegeben ist, während die geographische Umwelt denselben Raum aus einer wahrnehmungsunabhängigen Perspektive bezeichnet. Ebenso findet sich bei Kurt Lewin (1982, 93) die Unterscheidung von »psychologische[m] und soziale[m] Raum« der Psychologie und Soziologie und »physikalische[m] Raum« der Physik. Der Phänomenologe Maurice Merleau-Ponty (1966, 10; vgl. auch 1963, 129) unterscheidet zwischen »phänomenologische[r] Welt« und »objektive[r] Raum-Zeitlichkeit«, wobei die phänomenologische Welt die Welt meint, wie sie einem menschlichen Subjekt in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben ist, und die objektive Raum-Zeitlichkeit eine physikalische Beschreibung der Realität darstellt. Analog findet sich bei James Gibson (1986, 8f.) die Unterscheidung zwischen den »Umwelten von Tieren« und der »physikalischen Welt«. Liliana Albertazzi (2007, 102 [m.Ü.]), die sich sowohl auf die gestalttheoretische als auch auf die phänomenologische Tradition stützt, unterscheidet bezüglich der visuellen Wahrnehmung entsprechend zwischen »optischem Raum, der grundsätzlich mit dem Raum der Physik identifiziert wird, und phänomenalem Raum, d.h. dem anisotropen [d.i. gerichteten, TP] Raum figürlicher und farbiger Erscheinungen«. Um eine Unterscheidung dieser Art philosophisch zu motivieren und zugleich konkreter zu fassen, wird im Folgenden an Überlegungen Husserl und Sellars angeknüpft, insofern diese einerseits in sehr ähnlicher Weise zwischen Wirk-

lichkeit und Realität (bzw. deren jeweiligen ›Bildern‹) unterscheiden, andererseits aber das ontologische Primat konträr jeweils einer der beiden Seiten zuschreiben. Ziel des vorliegenden Kapitels ist, die These zu rechtfertigen, dass menschliche Wirklichkeiten gegenüber der wahrnehmungsunabhängigen Realität ein *epistemisch-ontologisches Eigenrecht* besitzen, das sich auch und gerade dann anerkennen lässt, wenn man der Realität eine höhere modale Robustheit zuzuschreiben geneigt ist als menschlichen Wirklichkeiten. Wie bereits angedeutet meint die Rede vom *epistemisch-ontologischen Eigenrecht* menschlicher Wirklichkeiten, dass sich Fragen bezüglich dessen, was es tatsächlich innerhalb einer menschlichen Wirklichkeit gibt oder nicht gibt, ohne Rekurs auf die Frage beantworten lassen, was in der wahrnehmungsunabhängigen Realität tatsächlich der Fall ist oder nicht (womit etwa nicht ausgeschlossen ist, dass bestimmte Gegebenheiten in der Wirklichkeit zuverlässige Indikatoren für das Bestehen bestimmter Sachverhalte in der Realität sind).

Um die im Folgenden zu entwickelnde Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität verdeutlichend in einem Bild fasslich zu machen, bietet sich die häufig in der phänomenologischen Tradition aufgerufene Unterscheidung von *Leib sein* und *Körper haben* an (vgl. für einen Überblick Fuchs 2015; Schmitz 2011). Sie bezeichnet die Differenz zwischen dem innerlich, phänomenal erlebten Leib und dem äußeren, physischen Körper, den man als Menschensubjekt zwar *hat*, aber nicht selbst *ist*.¹ Grob lässt sich sagen, dass der Leib die ›von innen‹ ge- und erlebte Sphäre des eigenen Körpers meint, die nicht eins zu eins mit den Grenzen des physischen Körpers zusammenfällt (Schmitz 2011, 8f.). So ist beispielsweise ein Phantomglied, welches eine amputierte Person spürt, keine Illusion, sondern »eine wirklich vorhandene Leibesinsel ohne zugehörigen Körperteil, und eine Illusion entsteht erst, wenn der Amputierte Leibesinsel mit Körperteil verwechselt« (ebd., 9). Ebenso stellen beispielsweise Kopfschmerzen keine Illusion dar, auch wenn ihnen keine Schädigung im Inneren des physischen Kopfes entspricht. Der Körper andererseits meint den wie von außen betrachteten, realen organischen Gegenstand, den wir alltagsontologisch in den zeiträumlichen Zusammenhang der Alltagswirklichkeit einordnen. Aus der hier entwickelten Perspektive: Der wirkliche Leib ist dem Subjekt phänomenal *gegeben*, der reale Körper wird vom Subjekt als existie-

1 Die Unterscheidung selbst wird in der Phänomenologie häufig als eine Differenz in der Gegebenheitsweise geschildert, was nicht dem entspricht, was hier angezielt es. Der Leib wird gespürt und erlebt, der Körper wird (begründet) als real postuliert.

rendes Ding *postuliert*. Um es am Beispiel der Differenz von Blick und Auge zu verdeutlichen: Mit seinem gespürten, gelebten Leib ist dem Subjekt auch ein Blick als gelebte Perspektive gegeben. Dieser gelebte Blick ist aber nicht etwas, das dem real existierenden, organischen Auge irgendwie real innewohnt. Der Blick ist nicht im organischen Auge. Zwar ist das reale Auge eine Ermöglichungsbedingung des Blicks, ohne reales Auge kein Blick, aber das organische Auge selbst sieht nicht. Ein Subjekt sieht – sofern es, wie man sagt, ›Augenlicht‹ besitzt – aus seinem gelebten Blick. Auch der Blick des Anderen, in der menschlichen Wirklichkeit ein signifikantes phänomenales Objekt, ist nicht etwas, das irgendwie real aus oder von seinem Auge als organischem Ding ausströmt oder ausgeht. Das als Blick gesehene Auge des Anderen ist etwas anderes als das organische reale Ding, welches auch dem Anderen sein Sehen ermöglicht. Um die im Folgenden elaborierte Position besser zu begreifen, kann man sich eine derartige Differenz von Leib und Körper nun ausgedehnt auf das Verhältnis von Wirklichkeit und Realität im Ganzen denken. *Die Wirklichkeit ist der Leib der Welt, die Realität ihr Körper.* (Allerdings darf man dies, sowohl in Bezug auf die Differenz von Leib und Körper als auch in Bezug auf die Differenz von Wirklichkeit und Realität nicht so lesen, als seien beide Bereiche jeweils Gegebenheitsweisen einer identischen Sache.)

1.1 Sellars und Husserl zur Differenz von manifestem und wissenschaftlichem Bild der Welt

Am prägnantesten lässt sich die hier vorgeschlagene Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität durch eine Gegenüberstellung der von Sellars (1963) stammenden Unterscheidung von ›manifestem‹ und ›wissenschaftlichem Bild des ›Menschen-in-der-Welt‹ mit Husserls (Hua VI) Überlegungen zum Verhältnis von ›Lebenswelt‹ und wissenschaftlichem Bild der Welt motivieren, wie sie sich prominent etwa in *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie* (kurz: *Krisis*) dargestellt findet. Beide Positionen werden im Folgenden in ihren Kernthesen rekonstruiert, sofern ihre Darstellung primär der Motivation der Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität dient, wie sie hier behauptet wird.

Manifestes und wissenschaftliches Bild der Welt

58

In »Philosophy and the Scientific Image of Man« bestimmt Sellars (1963, 6) das manifeste Bild der Welt als das »framework in terms of which [...] man first encountered himself – which is, of course, when he came to be man«. Das Sein des Menschen selbst steht ihm zufolge also in besonderer Weise mit dem manifesten Bild der Welt in Zusammenhang. In *Empiricism and the Philosophy of Mind* (1997, 82 [m.Ü.]) definiert er das manifeste Bild noch etwas deutlicher als die »deskriptive Ontologie des Alltagslebens«, d.h. als die Art und Weise, wie die Welt und ihre Objekte von menschlichen Subjekten gewöhnlich begrifflich erfasst und verstanden werden. Er bestimmt das manifeste Bild ferner als ein »objektives Bild«, eine Art kollektiv geltende Theorie, »die wir von der Welt haben, in der wir leben« (1963, 14 [m.Ü.]).² Objektiv sei dieses Bild insofern, als dessen Beschreibungen ihrerseits adäquat oder inadäquat sein können. Sellars behauptet somit, dass Philosophien, die sich auf die Darstellung des manifesten Bildes des Menschen-in-der-Welt konzentrieren – Sellars identifiziert eine solche Ausrichtung der Philosophie geradezu mit der *philosophia perennis* –, danach beurteilt werden können, ob sie die Welt, in der wir leben, richtig oder falsch darstellen (ebd., 15). Gleichzeitig betont er jedoch, dass das manifeste Bild nichts anderes sei »als eine Weise, in welcher Realität dem menschlichen Bewusstsein erscheint« (ebd.). Man könne also die Art und Weise, wie die Realität dem menschlichen Bewusstsein erscheint, objektiv darstellen, auch wenn man damit nicht die Realität als solche objektiv abbildet, sondern nur die Art und Weise, wie sie für menschliches Bewusstsein erscheint.

Für Sellars' Auffassung des manifesten Bildes der Welt ist weiterhin entscheidend, dass ihm zufolge schon unsere gewöhnliche Alltagserfahrung bereits durch Begriffe vermittelt ist, »durch die du und ich die Welt erleben« (1963, 10). Die Welt, in der wir leben, sei somit eine *begrifflich vermittelte Erscheinungsweise der Realität*.

2 Sellars (1963, 5) betont allerdings, dass es sich sowohl beim manifesten als auch beim wissenschaftlichen Bild der Welt um *Idealtypen* im Sinne Max Webers handelt. Ich verstehe dieser Äußerung so, dass Sellars davon ausgeht, dass jeweils synchron eine Vielzahl solcher Bilder existiert, wobei zumindest in Bezug auf das wissenschaftliche Bild unterstellt werden kann, dass dieses auf ein einheitliches Bild hin konvergiert, sofern es »noch im Prozess der Entstehung ist« (ebd., 19).

Durch diese Voraussetzung der begrifflichen Vermitteltheit unserer Alltagserfahrung lässt sich allerdings innerhalb eines Ansatzes, wie Sellars ihn vertritt, nicht zwischen der Art, wie einem Subjekt die Wirklichkeit in seiner Erfahrung unmittelbar *gegeben ist*, und der Art und Weise, wie dieses Subjekt über die ihm in der Erfahrung erscheinende Welt *denkt, spricht und urteilt*, unterscheiden, insofern beide – die unmittelbare Erfahrung und die alltagsontologischen Überzeugungen eines Subjekts – ihm zufolge durch dieselben Begriffe oder begrifflichen Rahmenwerke vermittelt sind. Ein solcher Ansatz kann somit nicht trennscharf zwischen *Wirklichkeit* und *Alltagsontologie* eines Subjekts unterscheiden, wie dies im Folgenden geschieht: Einerseits die Wirklichkeit, wie sie dem Subjekt unmittelbar in seiner Wahrnehmung vorprädikativ kategorial artikuliert erscheint, andererseits das den Gebrauch expliziter Begriffe involvierende Bild seiner Alltagswirklichkeit, das es in propositionalen Überzeugungen und Äußerungen seinerseits zu artikulieren vermag. Sellars zufolge sind also das einem Subjekt *in der Erfahrung Gegebene* (oder Gebbare) und das alltagsontologisch explizit oder implizit von einem Subjekt *in Existenzurteilen Gesetzte* durch dieselben begrifflichen Rahmenwerke vermittelt. Im Folgenden wird demgegenüber für die These argumentiert, dass die kategoriale Granularität der unmittelbaren Erfahrung eines Subjekts und die kategoriale Granularität seiner alltagsontologischen Überzeugungen häufig divergieren. Die kategoriale Auflösung der einem Subjekt gegebenen Wirklichkeit ist in vielen Fällen höher als sein Vermögen, diese Wirklichkeit begrifflich und propositional zu artikulieren. Das Subjekt ist also vielfach dazu in der Lage, in seiner Erfahrung Phänomene und Objektklassen zu differenzieren, die es nicht explizit begrifflich zu unterscheiden vermag. Für Sellars (1997, 63) hingegen erweist sich die Artikuliertheit der Welt in der unmittelbaren Erfahrung bereits als eine »linguistische Angelegenheit«.

Gegenüber dem manifesten Bild, welches die Art und Weise abzubilden beansprucht, wie die Realität dem Menschen begrifflich vermittelt in seiner Erfahrung erscheint, stellt das »wissenschaftliche Bild« in Sellars' Ansatz die Art und Weise dar, in der eine idealisierte Naturwissenschaft die Realität, bzw. die Natur also solche abzubilden beansprucht (1963, 19). Außerdem sei das wissenschaftliche Bild dadurch gekennzeichnet, dass die Entitäten, die es umfasst, *postuliert* werden und statt sich gewissermaßen von selbst – wenn auch vermittelt durch begriffliche Rahmenwerke – in der Erfahrung zu *manifestieren* (ebd.). Hinter den sich in der Erfahrung manifestierenden Phänomenen postuliert das wissenschaftliche Bild also Prozesse und Entitäten, welche einerseits die Realität als solche ausmachen und andererseits die Oberfläche

des Spiels der Phänomene, wie sie uns in der Erfahrung gegeben sind, erklären sollen.

Sellars zum Verhältnis der beiden Bilder

Sellars' (ebd., 9) proklamiertes Ziel ist es, etwas zu verwirklichen, was er eine »stereoskopische« oder »synoptische Sicht« auf den Menschen-in-der-Welt nennt. In dieser stereoskopischen Sicht sollen die zwei Bilder in einer Weise miteinander versöhnt werden, die beide in ihrem jeweiligen Eigenrecht anerkennt, ohne jedoch eines von beiden zu verabsolutieren oder fehlzuperspektivieren. Es gilt also, gewissermaßen beide Augen offen zu halten – das Auge der Welt des Alltags und das Auge der durch die Naturwissenschaften postulierten Realität. In den nächsten Abschnitten wird zunächst Sellars' Konzeption des manifesten Bildes noch etwas eingehender erläutert und dann Sellars' Bild des Verhältnisses von manifestem und wissenschaftlichem Bild mit Husserls Verständnis der Beziehung von Lebenswelt und naturwissenschaftlichem Bild der Welt verglichen.

Diesbezüglich ist es für Sellars' Konzeption des manifesten Bildes von entscheidender Bedeutung (ebd., 17), dass das manifeste Bild (sofern als intersubjektiv verbindlich gesetzt ist) »eine Konzeption von sich selbst als Gruppenphänomen beinhaltet«. Das manifeste Bild der Welt impliziere als solches bereits die Vorstellung, dass es das Bild der Welt einer Gemeinschaft oder Gruppe sei, für die dieses Bild samt der begrifflichen Rahmenwerke, die es artikulieren, *gilt*. Dass das manifeste Bild als ein Gruppenphänomen zu verstehen ist kommt somit vor allem darin zum Ausdruck, dass dieses Bild in zweierlei Hinsichten *normativ* ist. Einerseits ist das manifeste Bild in dem *externen* Sinne *normativ*, dass es durch begriffliche Rahmenwerke vermittelt ist, wobei nach Sellars jedes begriffliche Rahmenwerk eine *Gemeinschaft*, von der es verwendet wird, sowie *normative Standards der Richtigkeit seiner Anwendung* voraussetzt, die Sellars auch als »community intentions («One shall...»)« bezeichnet (ebd., 40; vgl. hierzu auch O'Shea 2010, 461). So ist etwa das begriffliche Rahmenwerk, welches die alltagsontologische Zuschreibung von Farbprädikaten zu Gegenständen regelt, so verfasst, dass zuzuschreibende Farbprädikate nicht einfach aktuelle qualitative Farbeindrücke abbilden. Vielmehr richten sich die Farbprädikate, die Gegenständen alltagsontologisch (legitim) zugeschrieben werden (dürfen), nach dem qualitativen Farbeindruck unter gewissen Standardbeleuchtungsbedingungen.

Andererseits ist das manifeste Bild aber auch in einem *internen* Sinne normativ, sofern die Dimension der Normativität nicht nur den richtigen Gebrauch der zu seiner Artikulation verwendeten Begriffsschemata betrifft, sondern vielmehr auch die Objekte der Beschreibung selbst betreffen kann: Die deskriptive Ontologie des Alltags enthält, um es einfach auszudrücken, auch *Objekte mit Werteigenschaften*, bzw. Objekte, die selbst als normativen Standards unterstehend konzeptualisiert sind, sodass wir das manifeste Bild der Welt nicht adäquat artikulieren können, ohne auch bestimmte normative Ansprüche in Bezug auf zumindest einige der darin enthaltenen Objekttypen zu erheben. Sellars (1963, 39f.) selbst gibt hier das Beispiel, einen federlosen Zweibeiner *als Person* zu denken oder zu beschreiben, wodurch man, wie er es ausdrückt, »etwas mehr« [*something more*] tue als den federlosen Zweibeiner *nur zu beschreiben*. Vielmehr konstruiere eine solche Beschreibung *als Person* das Verhalten des federlosen Zweibeiners darüber hinaus »im Sinne einer tatsächlichen oder potenziellen Mitgliedschaft in einer umfassenden Gruppe«, »von der jedes seiner Mitglieder sich selbst als Teil dieser Gruppe denkt«, wobei für alle Mitglieder der Gruppe bestimmte Rechte und Pflichten als geltend gesetzt werden. Diese »fundamentalen Prinzipien einer Gemeinschaft« – die sich Sellars (ebd., 39) zufolge jeweils auf die Gemeinschaft derjenigen beziehen, die durch das französische ›on‹, das englische ›one‹ (und, wie man ergänzen kann: das deutsche ›man‹) bezeichnet werden – »definieren, was ›korrekt‹ oder ›inkorrekt‹, ›richtig‹ oder ›falsch‹, ›zu tun‹ oder ›nicht zu tun‹ ist«. Und hierin eben komme das »etwas mehr« zum Ausdruck, »welches der irreduzible Kern des Rahmenwerks der Personen ist« (ebd.), durch welches das manifeste Bild der Welt wesentlich charakterisiert ist. Diese Analyse gilt jedoch nicht nur für den Begriff der Person, sondern auch für andere Begriffe, die wir innerhalb des manifesten Bildes für die Beschreibung von Personen, Objekten, Ereignissen oder Situationen verwenden. Eine Person *als Mann* oder *als Frau* oder *als Freund* zu denken oder zu beschreiben, einen Gegenstand *als Kaffeetasse* oder eine soziale Situation *als gemeinsamen Spaziergang* zu beschreiben, bedeutet für viele Verwender der Alltagssprache ebenfalls *etwas mehr* als nur eine Deskription dieser Entitäten. Vielmehr gehen solche Beschreibungen für die meisten Sprachverwender:innen mit der Annahme bestimmter, an eine bestimmte Gemeinschaft gebundener Regeln einher, die das angemessene oder unangemessene Verhalten in Bezug auf oder durch die fraglichen Entitäten festlegen und regulieren: *Männer weinen nicht; man trinkt kein Mineralwasser aus Kaffeetassen; man unterbricht nicht grundlos einen Spaziergang* usw. Begriffliche Beschreibungen innerhalb des manifesten Bildes würden also, wie

Sellars (1958, 283 [m.Ü.]) es ausdrückt, »nicht die Möglichkeit ausschließen, dass ein ›Aufdröseln‹ [›unpacking‹] der Beschreibung die Verwendung des Begriffs ›sollen‹ [›ought‹] oder eines anderen präskriptiven Ausdrucks einschließt«. Viele Begriffe, die dem manifesten Bild der Welt zugrunde liegen, seien also selbst intrinsisch normativ, sodass die Beschreibung einer Entität als unter einen solchen Begriff fallend (jenseits des Umstandes, dass die Anwendung des Begriffes selbst normativen Korrektheitsstandards unterliegt) die Unterstellung der Geltung bestimmter »community intentions« bzw. Gemeinschaftsintentionen der Form »Wir (man) soll Handlungen der Form A unter Umständen der Form C realisieren (oder unterlassen)« (1963, 39f.) für die Mitglieder der ebenfalls implizit unterstellten Gemeinschaft beinhaltet. Die Begriffe, mittels derer wir die manifeste Welt des Alltags beschreiben, implizieren also Sellars zufolge einerseits externe normative Standards ihrer korrekten Anwendung, andererseits zeichnen sie in vielen Fällen intern normative Räume situativ zulässigen Verhaltens vor.

Auf diese Weise liefert das manifeste Bild der Welt Subjekten normative Orientierung in Richtung auf eine gemeinsame – jeweils von den Subjekten verdinglichend als gemeinsam unterstellten – Welt des Alltags, die sowohl deskriptive als auch präskriptive Komponenten enthält. Die Subjekte orientieren sich also einerseits gegenseitig normativ, sofern sie sich gegenseitig als Verwender:innen bestimmter begrifflicher Rahmenwerke adressieren, die grundsätzlich extern normativ sind, andererseits dadurch, dass die begrifflichen Rahmenwerke, die der Artikulation und Vermittlung des manifesten Bildes der Welt dienen, in vielen Fällen auch interne Normativität implizieren.

Das manifeste unterscheidet sich vom wissenschaftlichen Bild der Welt nun vor allem dadurch, dass das manifeste Bild interne Normativität besitzt, während das wissenschaftliche Bild der Welt eine solche *per definitionem* ausschließt, sodass ein »Objekt oder Sachverhalt, der in dieser Weise durch eine rein naturalistische Beschreibung beschrieben wird, ein nicht-normativ charakterisiertes Ding [›item‹] in der roh natürlichen [›brutely natural‹] Welt sein wird« (O’Shea 2010, 461 [m.Ü.]). Gleichzeitig gilt auch bezüglich der begrifflichen Rahmenwerke, die zur Artikulation des wissenschaftlichen Bildes der Welt gebraucht werden, dass diese von Subjekten *innerhalb* der manifesten Welt des Alltags angewendet werden und sie normativen Standards ihrer angemessenen Verwendung unterliegen. Wenn man so will, sind also auch die begrifflichen Rahmenwerke, mit denen das wissenschaftliche Bild der Welt artikuliert wird, manifeste Vorkommnisse innerhalb der manifesten Welt des Alltags und unterliegen hierbei normativen Standards ihrer korrekten Anwen-

dung. Sie unterscheiden sich jedoch darin von den begrifflichen Rahmenwerken, durch welche das manifeste Bild der Welt artikuliert wird, dass sie einerseits keine interne Normativität einschließen und andererseits nicht auf sich in der menschlichen Erfahrung manifestierende Klassen von Objekten, sondern auf postulierte Objektklassen zielen. Es ist somit die doppelte Dimension der Normativität, durch die sich das manifeste Bild einer direkten oder vollständigen Reduktion auf das wissenschaftliche Bild des Menschen-in-der-Welt widersetzt.

Dennoch ist Sellars (1997, 83), »als *Philosoph*«, »durchaus bereit zu sagen, dass die common-sense Welt der physischen Objekte in Raum und Zeit unreal [»unreal«] ist – das heißt, dass es keine solchen Dinge gibt«. Dies kann Sellars deshalb so entspannt formulieren, weil manifestes und wissenschaftliches Bild ihm zufolge divergente epistemische Funktionen erfüllen: Während das wissenschaftliche Bild aus einer menscheitsgeschichtlichen Spezialisierung auf die Erklärung und Beschreibung der wahrnehmungsunabhängigen Realität erwachse, diene das manifeste Bild primär der individuellen und intersubjektiven Orientierung in bestimmter Weise wahrnehmender Subjekte im Hinblick auf eine gemeinsam mit anderen bewohnte Welt. So sei »das manifeste Rahmenwerk des alltäglichen Lebens für die alltäglichen Zwecke des Lebens angemessen« (1963, 27), während zugleich »die Naturwissenschaft in der Dimension der Beschreibung und Erklärung der Welt das Maß aller Dinge ist, dessen, was ist, dass es ist, und dessen, was nicht ist, dass es nicht ist« (1997, 83). Gleichzeitig betont Sellars, dass wir nicht auf die Idee kommen sollten, das manifeste Bild abzuschaffen, innerhalb dessen sich der Mensch überhaupt erst als Mensch begreift (ebd., 82). Tatsächlich *gibt* es den Menschen im Sinne des manifesten Bildes der Welt (mitsamt seinen normativen Implikationen) nur *innerhalb* dieses Bildes, nicht aber innerhalb eines naturwissenschaftlichen Bildes der Welt, sofern – wie Sellars behauptet – jemanden *als Mensch oder als Person* zu beschreiben zwar einerseits meint, als ihn als Entität mit bestimmten Merkmalen zu beschreiben, darüber hinaus aber wesentlich auch, ihn als einen Adressaten bestimmter Normen und Pflichten zu begreifen. Weiterhin ist das wissenschaftliche Bild nicht in derselben Weise dazu geeignet, für Subjekte diejenigen orientierenden Funktionen zu erfüllen, welche das manifeste Bilder der Welt gerade auszeichnen. Alltagsontologisch als intersubjektiv für eine jeweilige Gemeinschaft verbindlich angenommene, manifeste Bilder orientieren Subjekte in Richtung einer gemeinsamen mit anderen bewohnten Welt. Das wissenschaftliche Bild zielt demgegenüber nicht auf eine solche, sowohl das einzelne Subjekt in Bezug auf seine Erfahrungs-

perspektive als auch die verschiedenen Subjekte intersubjektiv miteinander koordinierende Orientierung.

64

Sollte sich also beispielsweise herausstellen, dass die wahrnehmungsunabhängige Entitäten in der Realität als solche keine Farben besitzen (sondern beispielsweise nur materielle Oberflächen mit bestimmten Reflektionseigenschaften für elektromagnetische Strahlung, die bei Beobachtern wie uns unter bestimmten Bestrahlungsbedingungen zur Gegebenheit bestimmter Farbqualitäten im Wahrnehmungsfeld führen), während wir physischen Dingen innerhalb unseres manifesten Bildes der Welt permanente Farbmerkmale zuschreiben, ist dadurch nicht gesagt, dass ein solches, wissenschaftliches Bild der Realität für die alltäglichen Orientierungsbelange von Subjekten unter relativ stabilen und zuverlässigen Umgebungsbedingungen denselben praktischen Nutzen besäße wie unsere gewöhnliche, alltagsontologische Verwendung von Farbprädikaten. Umso mehr gilt dies für die interne Normativität von Entitäten: *Dass man aus Kaffeetassen kein Mineralwasser trinkt* hat nichts mit ihrer physischen Verfasstheit zu tun, kann aber in einer später genauer zu explizierenden Weise durchaus Teil des manifesten Bildes der Welt einer Gemeinschaft sein.

Sellars' Idee ist also, dass die Beschreibung und Erklärung der Welt (aus der perceptiven Perspektive von Menschensubjekten) nur eine Teilfunktion des manifesten Bildes ist, das darüber hinaus auch dazu dient, die Subjekte auf eine geteilte oder gemeinsame Welt hin zu orientieren, die auch interne normative Aspekte enthält. Als gemeinsame Verwender des begrifflichen Rahmenwerks des manifesten Bildes begreifen sich die Menschen jeweils selbst und gegenseitig als Teil von Gemeinschaften mit einer gemeinsamen Welt, für die Regeln der Form »We (one) shall do (or abstain from doing) actions of kind A in circumstances of Kind C.« – also etwa Regeln wie »Man soll beim Kaffee und Kuchen kein Mineralwasser aus Kaffeetassen trinken« – gelten (ebd., 39f.). Die Welt des manifesten Bildes entpuppt sich aus dieser Perspektive also nicht nur als eine Welt physischer Dinge, sondern als eine Welt auch der Werte und Normen, welche die Menschen als für jeweilige Gemeinschaften geltend unterstellen, wobei dieses Bild den praktischen Zwecken des alltäglichen Lebens dient. Das wissenschaftliche Bild der Welt auf der anderen Seite beruhe auf einem begrifflichen Rahmenwerk, welches »aus anderen, wenn nicht gar [mit dem Rahmenwerk des Alltags] nicht in Beziehung stehenden, Kategorien besteht« (1997, 82), die sich vor allem aus dem Ziel ergeben, die Realität zu beschreiben und zu erklären. Sellars legt also nahe, dass die beiden begrifflichen Rahmenwerke – das Rahmenwerk des manifesten und das

Rahmenwerk des wissenschaftlichen Bildes der Welt – aufgrund der unterschiedlichen Zwecke, denen sie dienen, disjunkt oder inkommensurabel sind.

Husserls Konzeption des Verhältnisses von Lebenswelt und wissenschaftlichem Bild

Damit kommen wir nun kontrastierend zu Husserls Auffassung des Verhältnisses von manifestem und wissenschaftlichem Bild der Welt, welches starke systematische Ähnlichkeiten mit Sellars' Auffassung aufweist, sich aber in einigen Punkten auch grundsätzlich von dieser unterscheidet. Husserl gebraucht selbstredend nicht dieselbe Terminologie wie Sellars: Statt von dem »manifesten Bild« der Welt spricht er von »unsere[r] alltägliche[n] Lebenswelt«, welche »die einzig wirkliche, die wirklich wahrnehmungsmäßig gegebene, die je erfahrene und erfahrbare Welt« sei (Hua VI, 49). Zugleich wird Welt von ihm »als der universale, allen Menschen gemeinsame Horizont von wirklich seienden Dingen« bestimmt (ebd., 167). Ähnlich wie Sellars konzipiert auch Husserl die Lebenswelt als ein Gemeinschaftsphänomen. So sei die Lebenswelt als »[i]mmerfort für jeden antizipiert identisch seiende Welt« einer »homogene Wir-Gemeinschaft« konstituiert (ebd., 416). Die »intersubjektive Einstimmigkeit« der Lebenswelt, bzw. die Möglichkeit der intersubjektiven Einigung bei auftretenden Uneinstimmigkeiten sei dabei Husserl zufolge »zumindest als vermöglich erzielbar für jedermann im voraus gewiß« (ebd., 166). Die Lebenswelt besitzt also objektive Geltung, erweist sich somit als im externen Sinne normativ, indem sie für eine jeweilige Wir-Gemeinschaft als wechselseitig unterstellter Fluchtpunkt möglicher intersubjektiver Einigung fungiert (vgl. komplizierend zum Verhältnis von Welt und Lebenswelt bei Husserl etwa Blumenberg 2010, 9, 117f.). So heißt es analog in den *Cartesianischen Meditationen*: »Zum Seinssinn der Welt und im besonderen der Natur als objektiver gehört [...] das Für-jedermann-da« (Hua I, 124). An dieser Formulierung wird zugleich deutlich, dass Husserl verschiedene (Konstitutions-)Schichten der erfahrbaren Wirklichkeit voneinander unterscheidet, die sich im Hinblick auf die Reichweite der in ihnen implizierten intersubjektiven Verbindlichkeit voneinander unterscheiden. So bezeichnet er die Natur als »objektive[] Wirklichkeit«, sofern ihr »Für-jedermann-da« – wenn man mit Husserl so sprechen will – sich auf alle potenziellen Anderen, alle potenziellen Mitsubjekte überhaupt bezieht. Wir erleben, wie sich formulieren ließe, die Gegenstände der Natur als potenziell für beliebige Andere ebenfalls erfahrungsmäßig bewährbar, worin beispielsweise die Antizipation oder Vorwegnahme des Umstan-

des liegt, dass Andere natürlichen Hindernissen ausweichen werden, wenn sie ihnen im Weg sind usw. »Zudem gehören zur Erfahrungswelt« Husserl zufolge »Objekte mit *geistigen* Prädikaten«, »die aber zugleich den Erfahrungssinn des *Für-jedermann-da* mit sich führen (scilicet für jedermann der entsprechenden Kulturgemeinschaft, wie der europäischen, eventuell enger: der französischen etc.)« (ebd.). In Bezug auf Objekte mit geistigen Prädikaten sei also das ›Für-jedermann-da‹ jeweils auf Mitglieder einer als homogen konzeptualisierter Kulturgemeinschaften eingeschränkt, für welche diese Kulturobjekte mit-samt ihren geistigen Prädikaten insofern als ›geltend‹ angesetzt erscheinen. Es besitzt also in diesem Sinn einen geringeren Grad intersubjektiver Verbindlichkeit als die Natur als objektive Wirklichkeit, geringer zunächst allerdings nur insofern, als die Gruppe der Anderen in ihrem Fall kleiner ist.

Zudem konzipiert auch Husserl die Lebenswelt nicht nur als extern, sondern auch als in *intern* normativ verfasst, sofern viele ihrer Objekte konstitutiv mit Wertcharakteren ausgestattet seien. So sei die Lebenswelt

für mich nicht da als eine bloße *Sachenwelt*, sondern in derselben Unmittelbarkeit als *Wertewelt*, *Güterwelt*, *praktische Welt*. Ohne weiteres finde ich die Dinge vor mir ausgestattet, wie mit Sachbeschaffenheiten, so mit Wertcharakteren, als schön und häßlich, als gefällig und mißfällig, als angenehm und unangenehm u.dgl. Unmittelbar stehen Dinge als Gebrauchsobjekte da, der »Tisch« mit seinen »Büchern« das »Trinkglas«, die »Vase«, das »Klavier« usw. Auch diese Wertcharaktere und praktischen Charaktere gehören *konstitutiv zu den »vorhandenen« Objekten als solchen*, ob ich mich ihnen und den Objekten überhaupt zuwende oder nicht. Dasselbe gilt natürlich ebensowohl wie für die »bloßen Dinge« auch für Menschen und Tiere meiner Umgebung. Sie sind meine »Freunde« oder »Feinde«, meine »Diener« oder »Vorgesetzte«, »Fremde«, oder »Verwandte« usw. (Hua III/1, 58)

Auch bezüglich Husserls Konzeption der Lebenswelt lässt sich also sagen, dass ein explikatives ›Aufdröseln‹ der Begriffe, die wir zur Beschreibung der in ihr vorkommenden Objekte und Objekttypen gebrauchen, grundsätzlich die Möglichkeit nicht ausschließt, dass dieses den Begriff ›Sollen‹ oder andere präskriptive Konzepte einschließt. Auch bei Husserl übernimmt die Lebenswelt somit eine orientierende Funktion, sofern, »wer in der Lebenswelt lebt« stets weiß, »was alles auf sich hat und was er inmitten dieses Aufsichhabens zu tun hat« (Blumenberg 2010, 52). Wie Sellars' Konzeption des manifesten Bildes der Welt schließt also auch Husserls Konzeption der Lebenswelt die These ein, dass diese sowohl extern als auch intern normativ verfasst ist.

Im Gegensatz zu Sellars behauptet Husserl nun allerdings ein ontologisches Primat der Lebenswelt gegenüber dem Bild, welches die Naturwissen-

schaften von der Realität zeichnen. So dürfe man sich Husserl (Hua VI, 129) zufolge nicht ohne Weiteres »das Seiende im Sinne der objektiven Wissenschaft unterschieden lassen, wo das lebensweltliche Seiende in Frage steht«. Dies geschieht etwa, wenn man die Frage danach, was Geräusche oder Farben eigentlich sind, mit ›Schallwellen‹, ›elektromagnetische Schwingungen‹ oder ›Reflektionseigenschaften wahrnehmungsunabhängiger Gegenstände‹ beantwortet.³ In naturwissenschaftlich orientierten Beschreibungen werde auf diese Weise ein postuliertes Seiendes im Sinne der Naturwissenschaften demjenigen untergeschoben (bzw. ›substruiert‹), was wir als das sich in der konkreten Erfahrung den Subjekten manifestierende Seiende der Lebenswelt kennen:

Der Kontrast zwischen dem Subjektiven der Lebenswelt und der »objektiven«, der »wahren« Welt liegt nun darin, daß die letztere eine theoretisch-logische Substruktion ist, die eines prinzipiell nicht Wahrnehmbaren, prinzipiell in seinem eigenen Selbstsein nicht Erfahrbaren, während das lebensweltlich Subjektive in allem und jedem eben durch seine wirkliche Erfahrbareit ausgezeichnet ist. (Hua VI, 130)

Für diese theoretisch-logische Substruktion ihrerseits fungiere nun aber das Subjekt-Relative der Lebenswelt »nicht etwa als ein irrelevanter Durchgang sondern als das für alle objektive Bewährung die theoretisch-logische Seinsgeltung letztlich Begründende, also als Evidenzquelle, Bewährungsquelle« (ebd., 129). Das wissenschaftliche Bild der Welt setzt also Husserl (ebd., 123) zufolge die seinsmäßige Inanspruchnahme »der anschaulichen Lebensumwelt [...] in ihrer Jeweiligkeit des Sichgebens für den Wissenschaftler« voraus. Das wissenschaftliche Bild der Welt bleibt also hinsichtlich seiner möglichen Geltungsrechtfertigung stets auf das manifeste Bild der Welt zurückbezogen, wobei diese Rückbezogenheit »die einer Geltungsfundierung« sei (ebd., 143). Tatsächlich räumt auch Sellars (1963, 20) ein, dass »jedes theoretische Bild eine Konstruktion auf einer Grundlage ist, welche vom manifesten Bild zur Verfügung gestellt wird«, sodass es »in diesem methodologischen Sinn das manifeste Bild voraussetzt«. Husserls Überzeugung, dass die Lebenswelt ontologisch primär ist, spiegelt sich demgegenüber auch in seiner Auffassung wider, dass das wissenschaftliche Bild der Welt letztlich einen rein methodologischen Status besitzt.

³ Eine solche Unterschiebung realer Entitäten an Stellen, an denen Objekte der menschlichen Wirklichkeit in Frage stehen, wird im Folgenden in Analogie zum *naturalistischen Fehlschluss* auch als *Naturalisierungsfehlschluss* (oder als *Fehlschluss der Naturalisierung*) bezeichnet.

Das Ideenkleid »Mathematik und mathematische Naturwissenschaft«, oder dafür das *Kleid der Symbole*, der symbolisch-mathematischen Theorien, befaßt alles, was wie den Wissenschaftlern so den Gebildeten als die »objektiv wirkliche und wahre« Natur die Lebenswelt *vertritt*, sie verkleidet. Das Ideenkleid macht es, daß wir für wahres Sein nehmen, was eine *Methode* ist [...]. (Hua VI, 52)

Husserl entscheidet sich bezüglich der Bestimmung des Verhältnisses von manifestem und wissenschaftlichem Bild somit für eine theoretische Option, die Sellars (1963, 39) selbst als Entscheidung beschreibt, »ein für alle Mal zur These vom rein ›kalkulatorischen‹ oder ›behelfmäßigen‹ Status theoretischer Rahmenwerke zurückzukehren und den Vorrang des manifesten Bildes zu bekräftigen«.

Vergleich der Auffassungen Husserls und Sellars'

Sellars' und Husserls Auffassungen des Verhältnisses von manifestem und wissenschaftlichem Bild der Welt unterscheiden sich also vor allem im Hinblick auf die Beantwortung der Frage, welches der beiden Bilder die ›Welt‹ nun ontologisch so darstellt, wie sie ›wirklich‹ ist. Während Sellars die Naturwissenschaften zum Maßstab der Beurteilung dessen erklärt, was es gibt und was es nicht gibt – obwohl er den zum manifesten Bild gehörigen Existenzurteilen zugleich durchaus eine gewisse Eigenständigkeit zugesteht –, besitzt das wissenschaftliche Bild der Welt für Husserl einen bloß methodischen Status, während die Lebenswelt für ihn die »einzig wirkliche« Welt darstellt. Nun scheint es einerseits durchaus verlockend, mit der phänomenologischen Behauptung des – durch die Frage der Geltungsfundierung motivierten – ontologischen Primats des manifesten Bildes der Welt zu beginnen und von dort aus zu versuchen, den Platz des wissenschaftlichen Bildes innerhalb dieses manifesten Bildes zu erklären. Auch Sellars erwägt diese Option:

The fact that each theoretical image is a construction on a foundation provided by the manifest image and *in this methodological sense* pre-supposes the manifest image, makes it tempting to suppose that the manifest image is prior in a *substantive* sense. (1963, 20)

Umgekehrt scheint es mindestens ebenso verlockend, in naturalistischer Perspektive vom ontologischen Primat des wissenschaftlichen Bildes der Welt auszugehen und das manifeste Bild als »Art und Weise, wie Realität dem menschlichen Geist erscheint« [*way in which reality appears to the human mind*] (ebd., 15) ontologisch letztlich für asignifikant, oder eben nur insofern für signifikant zu erklären, als dieses Bild einerseits den Zwecken des Lebens dienlich

ist und sich andererseits aus der Weise, wie die Wirklichkeit in der menschlichen Erfahrung erscheint, Rückschlüsse auf die wahrnehmungsunabhängige Realität ziehen lassen.

Die Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit als Alternative

Der hier vorgebrachte Vorschlag lautet demgegenüber, die suggerierte Notwendigkeit eines solchen Entweder-Oder von Wirklichkeit und Realität zu bezweifeln. Die Frage, was es nun *wirklich* oder *in Wahrheit* gibt – Wirklichkeit oder Realität – ist schlichtweg unterbestimmt. Die Frage, *ob* es ein bestimmtes Objekt im Sinne eines bestimmten, manifesten Bildes der Welt *gibt*, und die Frage, *ob* eine bestimmte Entität im Sinne eines bestimmten, naturwissenschaftlichen Bildes der Welt *existiert*, lassen sich unabhängig voneinander beantworten, ohne dass man eine der beiden Fragen für obsolet erklären müsste. Sowohl Sellars als auch Husserl legen eine solche Auffassung zumindest im Ansatz selbst nahe: Sellars, sofern er davon spricht, dass manifestes und wissenschaftliches Bild der Welt auf verschiedenen, möglicherweise sogar in keinerlei Verhältnis stehenden begrifflichen Rahmenwerken basieren, sodass etwa die Behauptung, dass es die Objekte des manifesten Bildes *nicht gibt*, letztlich einer Zurückweisung dieses Rahmenwerks im Ganzen gleichkommt (1997, 83). Mögliche Antworten auf die Frage, was es gibt, unterliegen Sellars zufolge also unterschiedlichen Angemessenheitsbedingungen, die von der Wahl des begrifflichen Rahmenwerks abhängen, innerhalb dessen die Frage beantwortet werden soll. ›Sein‹ im Sinne des manifesten Bildes ist nicht gleich ›Sein‹ im Sinne des wissenschaftlichen Bildes der Welt. Husserl seinerseits legt eine solche Perspektive nahe, wenn er zwischen »Seiende[n] im Sinne der objektiven Wissenschaften« und »lebensweltliche[m] Seiende[n]« unterscheidet (Hua VI, 129). Noch in der *Krisis* unterscheidet Husserl also – wenn auch nicht besonders prominent – zwei Sinne (oder Arten) von Sein, die er, wie wir gesehen haben, etwa in der Vorlesung *Grundprobleme der Phänomenologie* (Hua XIII, 144) als »empirisches Sein« (im Sinne der als wahrnehmungsunabhängig gesetzten, physischen Gegenstände der Außenwelt) und »phänomenologisches Sein« (im Sinne bewusstseinsmäßig gebbarer Phänomene) einander gegenüberstellt.

Die scheinbare Opposition von Husserls und Sellars' Ansätzen bezüglich der Bestimmung des ontologischen Primats besitzt ihren Grund vor allem darin, dass sie gegensätzliche Auffassungen dessen, was es heißt, dass *etwas ist* oder dass *es etwas gibt*, dass sie also unterschiedliche *Sinne von Sein* als

fundamental ansetzen. Sein im Sinne *bewusstseinsunabhängiger* (bzw. als *bewusstseinsunabhängig gesetzter*) Existenz und Sein im Sinne *bewährbarer, bewusstseinsmäßiger Gegebenheit* (oder *Gebbarkeit*). Damit in unmittelbarem Zusammenhang steht eine Verschiedenheit der grundlegenden theoretischen Ausrichtung der beiden Ansätze: Während die Phänomenologie in *epistemischer Einstellung* nach dem (letzten) Fundament möglicher Geltungsrechtfertigungen (auch des naturwissenschaftlich gesetzten Seienden) fragt und dieses in der Gegebenheit der Phänomene der Lebenswelt findet, fragt der Naturalismus nach demjenigen, was in dem Sinne *ontologisch* primär ist, dass seine bewusstseinsunabhängige Existenz Phänomene wie Wahrnehmung oder Gegebenheit allererst erklärt oder erklärbar zu machen verspricht. Während also die Phänomenologie die Naturwissenschaftler:in auf die Lebenswelt als dasjenige hinweist, was sie selbst noch als Grundlage der Rechtfertigung ihrer naturwissenschaftlichen Überzeugungen voraussetzen muss (wenn sie beispielsweise auf die Anzeige eines Messgerätes zeigt) und was es in diesem Sinne epistemisch primär ›gibt‹, fragt ein etwa an dem Platz der Kognition innerhalb des physikalischen Naturzusammenhangs interessierter Naturalismus im Ausgang von einem Bild der Realität, welches er in idealisierender Weise aus den Naturwissenschaften ableitet, danach, wie erklärt werden kann, dass Menschen die Welt bewusstseinsmäßig so gegeben ist, wie wir sie aus der Erfahrung kennen. Die Frage nach dem ontologischen Primat von wissenschaftlichem oder manifestem Bild der Welt scheint somit auf die Frage hinauszulaufen, ob wir unseren Begriff des Seins eher phänomenologisch (bzw. idealistisch) als bewährbare wahrnehmungsmäßige Gegebenheit/Gebbarkeit konzeptualisieren sollten, oder ob wir stattdessen eine Konzeption des Seins als primär ansetzen sollten, die das, was ist, als bewusstseinsunabhängige Realität begreift, auf die sich der Mensch indirekt durch das zu beziehen vermag, was ihm in vermittelter Unmittelbarkeit in der Wahrnehmung manifest gegeben ist. Wie die eben verwendeten Formulierungen allerdings nahelegen, schließen sich beide theoretischen Projekte gegenseitig nicht grundsätzlich aus.

Wollte man nun sowohl das manifeste Bild als auch das wissenschaftliche Bild in ihrem jeweiligen epistemisch-ontologischen Eigenrecht anerkennen, so gelingt dies, indem man – wie hier vorgeschlagen – zwischen *subjektabhängigen Wirklichkeiten* und *wahrnehmungsunabhängiger Realität* unterscheidet. Die Wirklichkeit eines Subjekts umfasst dabei, grob gesagt, all diejenigen Phänomene, die einem Subjekt in der Erfahrung bewusstseinsmäßig gegeben sei können, während die Realität all diejenigen Entitäten und Prozesse um-

fasst, die wahrnehmungsunabhängig existieren (bzw. aus naturwissenschaftlicher Perspektive plausibel als wahrnehmungsunabhängig existierend postuliert werden können).

1.2 Der Mythos des Gegebenen und die vermittelte Unmittelbarkeit der direkten Wahrnehmung

Einer der wesentlichen systematischen Unterschiede zwischen Husserls und Sellars' Auffassungen des Verhältnisses von manifestem und wissenschaftlichem Bild der Welt liegt in ihren jeweiligen Konzeptionen des manifesten Bildes der Welt. Beide kommen darin überein, dass das manifeste Bild der Welt die Art und Weise betrifft, wie Subjekten die Welt und ihre Objekte in ihrer Alltagserfahrung gegeben sind. Worin sich ihre Auffassungen unterscheiden ist die Art und Weise, wie sie die Alltagserfahrung (bzw. die gewöhnliche Wahrnehmung) ihrerseits konzeptualisieren. Bei Sellars stellt das manifeste Bild eine Art kollektive und durch begriffliche Rahmenwerke vermittelte *Theorie* der Welt der alltäglichen Erfahrung dar. Dies ist deshalb der Fall, weil Sellars (1963, 10) die begrifflichen Rahmenwerke, mittels derer Subjekte über die Welt des Alltags *sprechen* und *nachdenken*, mit den begrifflichen Rahmenwerken identifiziert, welche auch der gewöhnlichen Wahrnehmung (von etwas als etwas) zugrunde liegen. Husserl andererseits konzipiert die Lebenswelt als die Art und Weise, wie dem Menschen die Welt und ihre Objekte in der alltäglichen Erfahrung und Wahrnehmung unmittelbar *erscheinen* und *gegeben* sind. Die Lebenswelt bezeichnet die Art und Weise, wie die Welt von Subjekten wirklich erfahren wird, und gerade nicht eine begrifflich vermittelte Theorie der Welt des Alltags.

Dies legt den Verdacht nahe, dass Sellars' einflussreiche Kritik des sogenannten ›myth of the given‹, des ›Mythos des Gegebenen‹, welche er in *Empiricism and the Philosophy of Mind* entwickelt, auch in Bezug auf Husserls Konzeption der Phänomene bzw. der Lebenswelt greifen könnte (vgl. Christias 2018; Sachs 2014). Diese Kritik werde ich hier nicht in ihren argumentativen Feinheiten rekonstruieren, da sie den thematischen Fokus der hier angestellten Überlegungen nicht unmittelbar betrifft. Allerdings lässt sich an ihr ein Missverständnis im Hinblick auf phänomenologische Wirklichkeitskonzeptionen in einer Weise veranschaulichen, die für das Folgende von Bedeutung

ist. Sellars' (1997, 15 [m.Ü.]) Kritik am Mythos des Gegebenen richtet sich gegen Auffassungen, die behaupten, dass uns in der Wahrnehmung unmittelbar »nicht-inferenzielles Wissen über Tatsachen« gegeben sei, durch welches sich »empirisches Wissen« rechtfertigen lasse, wobei unter *empirischem Wissen* hier offenbar wesentlich Wissen in Bezug auf in der Außenwelt bestehende Sachverhalte gemeint ist. Dagegen vertritt Sellars (ebd., 63) die These, dass »alles Bewusstsein von Arten [»sorts«], Ähnlichkeiten, Tatsachen usw., kurz, alles Bewusstsein von abstrakten Entitäten – ja, sogar alles Bewusstsein von Einzeldingen – eine sprachliche [»linguistic«] Angelegenheit ist«. Er argumentiert also dafür, dass jede Form des Wahrnehmungsbewusstseins begrifflich vermittelt (und insofern eine sprachliche Angelegenheit) ist und Wahrnehmungsgehalte dem Subjekt somit kein nicht-inferenzielles Wissen bereitstellen können, welches als untrügliches inferenzielles Fundament für empirisches Wissen über die Außenwelt zu fungieren vermag.

Nun kann es auf den ersten Blick so scheinen, als sei es gerade die Behauptung eines solchen, in der Wahrnehmung unmittelbar zugänglichen Wissensfundaments, die Husserl mit seiner Konzeption der Lebenswelt als vorgegebenem Geltungsboden auch der naturwissenschaftlichen Forschung in Anspruch nimmt. Scheint Husserl die phänomenologische Wahrnehmung nicht genau als ein solches, zuverlässiges Fundament zu konzeptualisieren, welches uns nicht-inferenzielles Wissen darüber zu vermitteln mag, wie die menschliche Wirklichkeit tatsächlich ist?

Ein solcher Vorwurf verfehlt Husserls Konzeption der Lebenswelt aus mindestens zwei Gründen: *Erstens* behauptet Husserl nicht, dass das, was uns in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben ist, *empirisches Wissen* begründen kann, sofern »empirisches Wissen« ein Wissen bezüglich einer wahrnehmungsunabhängigen Realität an sich bezeichnen soll, die gerade jenseits der phänomenologischen Sphäre der Gegebenheit liegt und postuliert wird. Husserl behauptet demgegenüber sehr viel bescheidener, dass die phänomenologische Methode es erlaubt, mittels der sogenannten »eidetischen Variation« aus dem konkreten lebensweltlichen Gegebenen auf allgemeine Kategorien und Strukturen der Lebenswelt selbst zu schließen, wie sie Subjekten in der Erfahrung gegeben ist (vgl. etwa Lohmar 2005). Bezüglich der Setzung eines möglichen empirischen Seins jenseits des phänomenologischen Seins der Lebenswelt in ihrer Erfahrbarkeit ist die Phänomenologie demgegenüber mindestens agnostisch.

Unter Phänomenolog:innen wird an dieser Stelle allerdings nicht immer sauber zwischen Realität und Wirklichkeit unterschieden, was leicht zu Feh-

leinschätzungen oder -darstellungen dessen führt, was der erkenntnistheoretische oder ontologische Anspruch phänomenologischer Forschung ist oder sein kann. Die aus dem Mangel einer solchen Unterscheidung erwachsende Unschärfe lässt sich exemplarisch an Dan Zahavis Erläuterung der Epoché als phänomenologischer Methode verdeutlichen. Grundsätzlich lässt sich die Phänomenologie im deskriptiven Aspekt ihres theoretischen Anspruchs als systematische Explikation allgemeiner Strukturmerkmale der Art und Weise verstehen, wie die Lebenswelt menschlichen Subjekten *gegeben* ist – sie expliziert also diesbezüglich allgemeine strukturelle Merkmale der menschlichen Wirklichkeit (Husserl spricht hier von »ihrer allgemeinsten Typik«; Hua VI, 126). Methodisch versucht sie dies, indem sie zunächst in der Epoché alle Bezugnahme auf erfahrungstranszendente Realität an sich einklammert und aus der Perspektive dieser Einklammerung heraus solche Strukturmerkmale durch imaginative Variationen von Phänomenen aus der Immanenz jeweiligen Erlebens zu gewinnen versucht. Die Phänomenologie stellt also die Frage nach dem, was uns *unmittelbar gegeben* ist (bzw. gegeben sein kann) in der Art und Weise, *wie* es uns gegeben ist (bzw. gegeben sein kann); nicht die Frage nach dem, was *unabhängig* von der Art und Weise, wie uns etwas gegeben ist oder gegeben sein kann, existiert.

Zahavi (2007, 30) allerdings stellt demgegenüber fest, dass die phänomenologische Epoché gerade nicht auf einen Ausschluss der Realität ziele, sondern es gerade erlaube, sich unmittelbarer auf die uns gegebene Realität zu fokussieren.

The purpose of the epoché and the reduction is not to doubt, neglect, abandon, or exclude reality from consideration, rather their aim, as Husserl repeatedly emphasizes, is to suspend or neutralize a certain dogmatic *attitude* towards reality, thereby allowing us to focus more narrowly and directly on reality just as it is given. In short, the epoché entails a change of attitude towards reality, and not an exclusion of reality. (Ebd.)

Vor dem Hintergrund der vorangegangenen Überlegungen wird allerdings deutlich, dass der hier von Zahavi gebrauchte Begriff »Realität« ambig ist; Zahavi sich zumindest keine Mühe gibt, den Eindruck zu vermeiden, dass das, was innerhalb der phänomenologischen Perspektive und das, was aus der Perspektive eines naturwissenschaftlichen Bildes unter diesem Begriff in Frage steht, letztlich dasselbe meint (Analoges lässt sich in Bezug auf die Verwendung des Begriffs ›Welt‹ in unterschiedlichsten theoretischen Kontexten sagen). Entweder ist damit Wirklichkeit bezeichnet, wie sie Menschen in der Erfahrung gegeben ist, oder die Realität im Sinne des erfahrungstranszendenten Seienden, wobei erstere Thema phänomenologischer Explikationen

ist, während letztere von phänomenologischen Untersuchungen gerade ausgenommen ist.

Wer also von der Philosophie Auskunft über die wahrnehmungsunabhängige Realität im Sinne eines naturwissenschaftlichen Bildes der Welt erwartet, wird sich von der Beteuerung, dass die phänomenologische Epoché gerade auf eine Zuwendung zur Lebenswelt oder Wirklichkeit abzielt, wie sie Menschen in der Erfahrung tatsächlich gegeben ist, nicht befriedigen lassen. Entgegen Zahavis suggestiver Beschreibung ist sich Husserl selbst dieser Differenz wohl bewusst und unterscheidet zwischen einem *metaphysischen* und einem – wenn man so will – *phänomenologischen* Begriff der Realität (d.h. dem, was hier Wirklichkeit heißt). So qualifiziert Husserl (Hua XIX/1, 26) die Frage »nach der Berechtigung, mit der wir bewußtseinstranszendente ›psychische‹ und ›physische‹ Realitäten annehmen, ob die auf sie bezüglichen Aussagen der Naturforscher in wirklichem oder uneigentlichem Sinne verstanden werden müssen«, die »Frage nach der Existenz und Natur der ›Außenwelt‹« als eine »metaphysische Frage«. Metaphysisch ist diese Frage Husserl zufolge, sofern sie keine definitive Antwort erlaubt. Und auch innerhalb der hier angestellten Überlegungen genießt die Annahme der Existenz der wahrnehmungsunabhängigen Realität – was Maurice Merleau-Ponty (1966, 24) in kritischer Absicht auch das »Vorurteil der objektiven Welt« nennt – »nur« den Status eines abduktiven Schlusses auf die beste Erklärung der Vorhersageerfolge der Naturwissenschaften. Husserl seinerseits schließt explizit die Beantwortung der Frage nach einer bewußtseinstranszendenten Realität aus dem Geltungsbereich seiner Untersuchungen aus, um sich stattdessen der menschlichen Wirklichkeit zuzuwenden.⁴ Im Hinblick auf Sellars' Rede vom Mythos des Gegebenen behauptet Husserl also gerade nicht, dass

4 Dies schließt allerdings nicht die Möglichkeit aus, dass die Phänomenologie durch die »phänomenologische Reduktion« eine »Metarechtfertigung des Realismus der natürlichen Einstellung« leistet, »indem sie ihn in methodisch kontrollierter Weise als gerechtfertigt erweist (derart, dass es vernünftiger ist, von realistischen Annahmen auszugehen, als es nicht zu tun)«, wie Christian Beyer (2012, 36) es formuliert. Der Erweis, dass eine epistemische Option »vernünftiger« ist als eine andere, schließt selbstredend die Geltung einer ihrer Alternativen dennoch nicht kategorisch aus. Insofern vermag die phänomenologische Reduktion, wenn Beyer hier richtig liegt, die Vorziehungswürdigkeit des Alltagsrealismus vor Alternativen zu zeigen, sie beweist aber nicht gewissermaßen durch die transzendente Hintertür doch die Existenz einer wahrnehmungsunabhängigen Welt. Zudem bedarf eine inhaltliche Ausbuchstabierung dessen, was ein solcher Alltagsrealismus umfasst – wie in der Einleitung bereits angedeutet – einiger methodischer Sorgfalt.

das in der Wahrnehmung unmittelbar Gegebene uns eine nicht-inferenzielle Grundlage für Wissensansprüche bezüglich der wahrnehmungsunabhängigen Realität liefert, sondern Wissen bezüglich der Art und Weise, wie uns die Wirklichkeit in der Wahrnehmung erscheint. Die Suche nach einer solchen Grundlage andererseits liegt von vornherein außerhalb des phänomenologischen Erkenntnisinteresses.

Der Mythos des Gegebenen trifft weiterhin *zweitens* auch deshalb nicht auf Husserls Auffassung der Lebenswelt zu, weil Husserl (1939, 21) nicht annimmt, dass die Ebene der unmittelbaren Wahrnehmung, die er auch als »vorprädikative Erfahrung« bezeichnet, nicht ihrerseits durch etwas vermittelt ist, was Begriffen zumindest analog ist. Wie später ausführlich zu diskutieren sein wird, ist Husserl vielmehr der Überzeugung, dass die Gegenstände, wie sie in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben sind, auf Auffassungen oder »Apperzeption« durch protobegriffliche »Typen« beruhen, wobei diese Typen selbst aus den Sedimentationen früherer Erfahrungen und Interaktionen erwachsen (vgl. hierzu Kapitel 3.1). Solche, die unmittelbare Erfahrung vermittelnden Typen sind jedoch nicht mit Begriffen im sprachlichen Sinne zu identifizieren. Im Folgenden werden sie daher auch als *Begriffe-von* oder – in Anlehnung an Abelard – als *Begriffe in sensu diviso* bezeichnet (wobei der Begriff »Begriff-von« auf Redewendungen der Form »sich einen Begriff von einer Sache machen«, »keinen Begriff von einer Sache haben« anspielt). Begriffe-von sorgen also, so die Grundidee, für die vorsprachliche (bzw. sprachlose) Artikulation der Wahrnehmung. Verfügt ein Subjekt über einen bestimmten Begriff-von (etwa den Begriff-von von Hund oder Rutschigkeit), so besitzt es das Vermögen oder *Know-How*, unmittelbar Objekte der dem Begriff-von entsprechenden Objektkategorie wahrzunehmen und sich entsprechend zu verhalten. Ein Subjekt kann also etwa, sofern es über den Begriff-von von Rutschigkeit auf Eis (etwa im Gegensatz zu einem Begriff-von von Rutschigkeit auf nassen Fliesen) verfügt, einen bestimmten Untergrund unmittelbar *als eisrutschig* wahrnehmen und beispielsweise sein Gehverhalten entsprechend anpassen, um nicht zu stürzen. Dazu muss es allerdings nicht – und hierin eben unterscheiden sich die Auffassungen Sellars' und Husserls – über einen expliziten Begriff von Rutschigkeit auf Eis verfügen, der es etwa dazu in die Lage bringen würde, zu urteilen oder zu äußern »Der Boden hier ist eisrutschig«. Die proto-begrifflichen Typen, welche die unmittelbare Erfahrung vermitteln, sind also bei Husserl (im Gegensatz zu Sellars) nicht mit den begrifflichen Rahmenwerken zu identifizieren, welche der Bildung propositionaler Überzeugungen – dem Sprechen und Denken von Subjekten – zugrunde lie-

gen.⁵ Mit Sellars würde also auch Husserl die These vertreten, dass jedes Bewusstsein von etwas durch so etwas wie begriffliche Vermögen vermittelt ist. Die Ansätze unterscheiden sich in ihrer Konzeption dessen, was sie jeweils als ›begrifflich‹ beschreiben.

Bezüglich der Frage nach dem Wie der Vermitteltheit der gewöhnlichen Wahrnehmung verortet sich der hier vertretene Ansatz gegenüber Sellars auf der Seite Husserls: Die *unmittelbare* Wahrnehmung ist also auch dem hier vertretenen Ansatz zufolge – wie in den Auffassungen Sellars' und Husserls – *vermittelt*, jedoch nicht durch Begriffe-für, d.i. Begriffe im sprachlichen Sinn, welche dem Denken und dem Sprechen zugrunde liegen, sondern durch vor-sprachliche Begriffe-von, welche für die kategoriale Artikulation der vorprädikativen Wahrnehmung oder Erfahrung sorgen. Wenn im Folgenden also von ›direkter‹ oder ›unmittelbarer‹ Wahrnehmung die Rede ist, ist damit nicht eine Variante des Mythos des Gegebenen im Sinne von Sellars in Anspruch genommen. Es wird also nicht behauptet, dass die Wahrnehmung einen nicht-inferenziellen epistemischen Zugang zur Realität gewährt, wie sie unabhängig vom Menschen existiert.

Dass die Objekte der Wirklichkeit uns in der Wahrnehmung unmittelbar oder direkt gegeben sind meint hier und im Folgenden vielmehr, dass uns in der Wahrnehmung keine Sinnesdaten oder irgendwelche anderen Vorstufen dessen gegeben sind, was die phänomenalen Objekte der Wahrnehmung tatsächlich sind (vgl. Merleau-Ponty 1966, 23). Die Objekte der Wahrnehmung sind Menschen vielmehr unmittelbar als sinnhafte *mereologische Einheiten* gegeben, an denen sich deskriptiv je bestimmte (qualitative) Merkmale, Teile oder Momente unterscheiden lassen. Diese Objekte werden aber nicht bewusst von Subjekten aus perzeptivem Material einer niedrigeren (Konstitutions-)Stufe erst zu diesen Einheiten zusammengesetzt wie ein Turm aus verschiedenen Bauklötzen. Sie sind vielmehr das, was in uns in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben ist (vgl. hierzu Smith & Mulligan 1983, 77f.). Die

5 Wie später zu zeigen sein wird, setzt sich das Verfügen über Begriffe-von dabei funktional aus einem Vermögen der (*Re-*)*Identifikation* sowie dem Vermögen der *Projektion* (oder *Appräsentation*) für dieses Objekt typischer Erwartungshorizonte und Bedeutsamkeitsaspekte zusammen. *Begriffe-von* unterscheiden sich ihrerseits von expliziten sprachlichen *Begriffen-für* (oder *Begriffen in sensu composito*), die Menschen dazu befähigen, propositionale Überzeugungen bezüglich der in Frage stehenden Begriffe zu bilden. Bildlich lässt sich sagen: *Begriffe-von* sorgen für die Granularität der Wahrnehmung, *Begriffe-für* sorgen für die Granularität der Gedanken.

Qualifikation der menschlichen Wahrnehmung und ihrer Objekte als »direkt« oder »unmittelbar« ist somit

ausschließlich *phänomenologisch* (d.h. bei uns stets erlebnisdeskriptiv) und *nicht* (kausal-)genetisch zu verstehen; es soll bloß die Tatsache betreffen, daß im allgemeinen keine Vorstadien der Wahrnehmungsinhalte erlebt werden, an denen wir ihre Entstehung im Bewußtsein verfolgen könnten, also z.B. keine logischen Schlußprozesse oder vermittelnden Vorstellungsverläufe. Es soll damit aber nicht gesagt werden, daß die Wahrnehmungsinhalte auch tatsächlich stets nur in besonders einfacher und direkter Weise von den Tatsachen der Umwelt abhängig sind. (Brunswik 1934, 1)⁶

Ansätze, die demgegenüber von der Existenz solcher bewusster Vorstufen ausgehen, aus denen die Objekte erst zusammengesetzt werden, kritisiert Tyler Burge auch als eine Spielart dessen, was er als *individuellen Repräsentationalismus* bezeichnet. Diese Spielart des individuellen Repräsentationalismus zeichne sich durch die Annahme aus, dass das »Individuum Repräsentationen der physischen Umgebung aus *primitiverem* repräsentationalem Material bildet« (2010, 14f. [m.Ü.]). Dieses primitivere Material wurde in der Geschichte der Philosophie häufig als »Empfindungen, Sinnesdaten oder Erscheinungen« konzeptualisiert und für gewöhnlich auf der Grundlage der introspektiven Gegebenheit »phänomenaler Aspekte des perzeptiven Erlebens modelliert« (ebd.). Eine individuelle Repräsentationalist:in dieser Spielart stellt sich also etwa vor, dass die qualitativen Merkmale, die wir in der Wahrnehmung an Objekten der direkten Wahrnehmung unterscheiden können (wie Farbeindrücke, Oberflächenbeschaffenheiten, Formeigenschaften usw.) das primitive repräsentationale Material bilden, aus dem die als mereologische Einheiten (d.i. als Ganze aus Teilen) gegebenen Wahrnehmungsobjekte vom Subjekt konstituiert oder zusammengesetzt werden.

Positionen dieser Art liegt in vielen Fällen ein ungerechtfertigter Schluss von unselbstständigen Aspekten der phänomenalen Objekte unserer direkten Wahrnehmung auf das vermeintliche Material zugrunde, aus dem diese subpersonal konstituiert werden. Dass die Objekte unserer Wahrnehmung solche qualitativen Merkmale aufweisen, impliziert jedenfalls nicht, dass sie durch das Subjekt aus zunächst verstreut und ungedeutet aufgefassten »Qualia« oder

6 Ähnlich bestimmt auch Searle das, was er *direkte Wahrnehmung* nennt: »The perception is *direct* in the sense that you do not perceive something else by way of which you perceive the scene. It is not like watching television or looking at a reflection in the mirror« (2015, 11f.).

Elementen zusammengesetzt werden. Um eine Analogie zu bemühen: Dass ein frisch gebackener Rührkuchen süß, saftig und warm ist, lässt nicht den Rückschluss zu, dass er aus Süße, Saftigkeit und Wärme gebacken wird. Aus der ›introspektiven‹ Immanenz des uns perzeptiv Gegebenen lassen sich keine direkten Rückschlüsse auf die subpersonalen Konstitutionsschritte ziehen, die unseren resultierenden Wahrnehmungseindrücken zugrunde liegen mögen. Farben oder sonstige sinnliche Qualitäten sind *Merkmale oder Momente* von uns in der Wahrnehmung direkt gegebenen Objekten, nicht das primäre Material, aus dem wir die Objekte unserer Wahrnehmung wie aus ontologischen Bauteilen zusammensetzen würden (vgl. zu einer solchen Konzeption *unselbstständiger Momente* Smith & Mulligan 1983, 77f.). Dass die uns in der Wahrnehmung gegebenen Objekte unselbstständige Qualitäten oder Merkmale besitzen, bedeutet also nicht, dass diese Objekte subpersonal aus solchen Qualitäten zusammengefügt werden; sofern eben auch die Qualitäten bereits ein *Resultat*, kein zunächst vorliegendes Ausgangsmaterial des Wahrnehmungsvorgangs darstellen. Menschen schauen beim Wahrnehmen nicht selbst dabei zu, wie aus proximalen Reizen, die kausal auf die Sinnesorgane wirken, oder sonstigen primitiveren Elementen die Objekte konstituiert werden, mit denen sie es in der Wahrnehmung unmittelbar zu tun haben. Umgekehrt macht eine bloße Summe empfandener, disparater Qualitäten – aus mereologischer Sicht – noch kein individuiertes Wahrnehmungsobjekt. Insofern lässt sich die These, dass Sinnesdaten im Sinne einfacher Qualia die primitiven Bausteine sind, aus denen unsere komplexeren Wahrnehmungseindrücke zusammengesetzt werden, auf der Grundlage bloßer Introspektion nicht erhärten. Sie kommt, sofern sie nicht empirisch gestützt wird, einer ungerechtfertigten spekulativen Rekonstruktion der subpersonalen Genese unserer unmittelbaren Wahrnehmungseindrücke gleich, die Merkmale der uns gegebenen Objekte zu deren Bausteinen hypostasiert.

Gegenüber dieser Position wird hier mit Burge (2010, 16) die These vertreten, dass die Wahrnehmung einheitlicher, individuierter Objekte *repräsentational primitiv* ist und die beschriebenen Qualitäten unselbstständige Merkmale dieser Objekte sind. Die basalen, unmittelbaren Einheiten der Wahrnehmung sind also individuelle Objekte, die dem Subjekt jeweils – wie wir später sehen werden: *in sensu diviso* im Sinne Abelards – *als bestimmte Objektklassen*

instanzierend (d.i. kategorial oder alshaft) gegeben sind,⁷ nicht Sinnesdaten oder Empfindungen, aus denen erstere erst bewusst zusammengesetzt oder konstituiert werden müssten. Im Kontrast zu Burge wird im Folgenden zudem vor allem der Umstand betont, dass die Objekte der direkten Wahrnehmung zwar durchaus rudimentäre Aspekte besitzen, die sich als Indizien für in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung bestehende Sachverhalte interpretieren lassen, dass der Hauptfokus der Wahrnehmung jedoch auf der (für das jeweilige Subjekt) *orientierenden Vorwegnahme von Naheliegendem* und nicht so sehr auf der *adäquaten Abbildung von der Wahrnehmung kausal Vorausliegendem* liegt.

Eine solche Konzeption der Direktheit der Objekte der Wahrnehmung ist durchaus sowohl mit der These, dass den Objekten der direkten Wahrnehmung reale, auf der menschlichen Physiologie und Neurobiologie beruhenden Konstitutionsprozesse zugrunde liegen, als auch mit einem indirekten Realismus der Realität kompatibel, wie dies prominent etwa auch von Hermann von Helmholtz in »*Die Tatsachen in der Wahrnehmung*« behauptet wird:

Unsere Empfindungen sind eben Wirkungen, welche durch äussere Ursachen in unseren Organen hervorgebracht werden, und wie eine solche Wirkung sich äussert, hängt natürlich ganz wesentlich von der Art des Apparats ab, auf den gewirkt wird. Insofern die Qualität unserer Empfindung uns von der Eigenthümlichkeit der äusseren Einwirkung, durch welche sie erregt ist, eine Nachricht giebt, kann sie als ein *Zeichen* derselben gelten, aber nicht als ein *Abbild*. (1959, 18)

Als Zeichen ihrer äußeren Ursachen erlaubten die Empfindungen also zwar keinen direkten Durchblick auf diese Ursachen, wohl aber gestatteten sie es, die »Gesetzmäßigkeiten in den Vorgängen« der Realität zu erkennen, die bei Helmholtz auch die »wirkliche Welt« heißt (ebd., 19).⁸ Anders als in den hier und im Folgenden angestellten Überlegungen liegt der Fokus von Helmholtz' Untersuchungen (ebd.) allerdings gerade nicht auf der Aufdeckung der Strukturmerkmale dessen, was er die phänomenale »Empfindungswelt« des Men-

7 Später wird gezeigt, dass auch die perzeptive Identifikation von Individuen bereits unter diese Form kategorialer Wahrnehmung fällt. Eine Person *als den Freund Tobias* wahrzunehmen ist also bereits kategorial, sofern wir dazu über einen Begriff-von von Freund Tobias verfügen müssen.

8 In *Wahrnehmung und Gegenstandswelt. Grundlegung einer Psychologie vom Gegenstand her* unterscheidet Brunswik (1934, 1) analog zwischen den »unmittelbaren Gegebenheiten« der Wahrnehmung und den wahrnehmungsunabhängigen »Gegenständen«, durch welche diese Gegebenheiten verursacht würden, wobei sich erstere ihm zufolge »intentional« auf letztere beziehen.

schen nennt, sondern auf der Erkenntnis der wahrnehmungsunabhängigen Realität, welche diese Empfindungen ihm zufolge verursacht. Daher thematisiert er die Empfindungen – sowie auch die Mengen von Empfindungsaggregaten, die jeweils zu einer einstimmigen Erfahrung eines Objekts oder einer Szene gehören und die bei ihm auch »Präsentabilien« heißen (ebd., 23f.) – nicht so sehr in ihrem Eigenrecht als die Konstituenten menschlicher Wirklichkeiten, sondern eben als indirekte Zeichen der wahrnehmungsunabhängigen Realität, deren Erkenntnis sein primäres Interesse gilt.

Der Konstitution gegebener Objekte mögen also zwar – so viel steht jedenfalls zu vermuten – reale Prozesse zugrunde liegen, die bei den proximalen Reizen ansetzen, welche kausal auf die Wahrnehmungsorgane wirken, und schließlich zu den unterschiedlichen Gegebenheitsweisen von Objekten der direkten Wahrnehmung für entsprechende Subjekt führen. Die Erforschung solcher Prozesse liegt jedoch außerhalb der im Folgenden in Angriff genommenen Analyse dessen, was menschliche Wirklichkeiten eigentlich sind, und erscheint im Wesentlichen als eine empirische Aufgabe. Allerdings ist hier ganz grundsätzlich nicht klar ist, ob der Übergang von Erklärungen realer Prozesse zur Immanenz der bewusstseinsmäßigen Gegebenheit von Objekten, der immer auch einen Übergang vom Register der Realität ins Register der Wirklichkeit bedeutet, je mehr bezeichnen kann als die Korrelation postulierter realer Prozesse und Entitäten (sowohl aufseiten des Organismus als auch aufseiten seiner realen Umgebung) mit Objekten, Merkmalen und Prozessen, die einem Subjekt im Feld seiner Wahrnehmung (oder im Feld seines Bewusstseins) gegeben sind (oder gegeben sein können). Bestritten wird dadurch nicht, dass solche Korrelationen für die eine wie für die andere Seite informativ sein können: Einerseits ist durchaus vorstellbar, dass sich (phänomenologische) Beschreibungen der menschlichen Wirklichkeit etwa bezüglich ihrer ontologischen Feinformatierung etwa aus empirisch psychologischer oder neurowissenschaftlicher Forschung informieren. So ist beispielsweise denkbar, dass sich auch in der empirischen Forschung zeigt, dass der diskursive alltagsontologische Zuschnitt der Wirklichkeit – etwa in seiner Orientierung an materiell persistierenden Gegenständen mit sich transsituativ bewährenden Merkmalen – die Art und Weise nicht fein genug auflöst, wie die Wirklichkeit menschlichen Subjekten in ihrer Erfahrung in sinnhafte Einheiten gegliedert und segmentiert gegeben ist. Auch eine mögliche intersubjektive Divergenz subjektiver Wirklichkeiten könnte von einer solchen Offenheit für empirische Forschung profitieren, sofern solche Divergenzen

innerhalb der phänomenologischen Methode selbst nur durch entsprechende Divergenzerfahrungen adressiert werden können.⁹

Andererseits kann man sich vorstellen, dass hochaufgelöste phänomenologische Beschreibungen des ›Leistungsspektrums‹ bewusster Erfahrung der Wirklichkeit dabei helfen, innerhalb der empirischen Forschung (etwa in den Neurowissenschaften oder der Psychologie) reale Prozesse zu identifizieren, die den so phänomenologisch vermuteten oder vermeinten Leistungen korrelieren. Die phänomenologische Analyse trüge hier also zu einer höheren Auflösung der empirischen Beschreibung realer, neurologischer Prozesse bei. In diesem Sinn bemerkt etwa Daniel Dennett, der sich ansonsten klar auf der Seite derjenigen positioniert, welche die Wirklichkeit gegenüber der Realität ontologisch weitestgehend zu diskreditieren bereit sind:

Phenomenologists may enrich the vocabulary of the personal level, and may tease out aspects of the patterns of competences, inabilities, needs and methods of persons in illuminating ways, but this is all just setting the specs – the competence model – for the subpersonal level account of how the performances are achieved. (2007, 255f.)¹⁰

In Bezug auf die Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität würde dies bedeuten, dass die Wahrnehmung uns in direkten Kontakt mit den Objekten unserer jeweiligen menschlichen Wirklichkeiten bringt (deren spezifische intersubjektive Epistemologie uns später noch ausführlicher beschäftigen wird), während sie uns zugleich nur indirekte und fallible Indizien für dasjenige liefert, was in der wahrnehmungsunabhängigen Realität der Fall sein mag. Wie bereits angedeutet ist es aus einer solchen Perspektive dann möglich, zwischen zwei Formen des philosophischen ›Realismus‹ zu unterscheiden, die häufig miteinander vermischt werden: Einem *naiven Realismus der Wirklichkeit*, der in der Überzeugung besteht, dass es die Objekte der alltäglichen Erfahrung *wirklich gibt*, und einem *kritischen Realismus der Realität*, der in der Überzeugung besteht, dass die durch die Naturwissenschaften (an einem idealen Ende des wissenschaftlichen Fortschritts) postulierten, wahrnehmungsunabhängigen Entitäten *real existieren*. Damit lässt sich die hier ver-

9 Vgl. hierzu etwa Fink 2018.

10 Mit Willard Van Orman Quine gilt es dabei, streng zwischen den zwei Ebenen zu unterscheiden: »The nerve endings, on the one hand, are the place of input of unprocessed information about the world. The stage where this information has become processed to the point of awareness, on the other hand, is the basic level for conceptualization and vocabulary« (1970, 3).

treten Position bestimmen als eine Kombination von *pluralen direktem Realismus der Wirklichkeit* und *indirektem* (bzw. kritischem) *Realismus der Realität*. Später wird sich allerdings zeigen, dass der hier vertretene direkte Realismus der Wirklichkeit in epistemischer Hinsicht insofern vertrackt oder anomal ist, als nicht alle menschlichen Subjekte in derselben Wirklichkeit leben und somit aus der direkten Wahrnehmung einer Entität durch ein bestimmtes Subjekt noch nicht folgt, dass diese Entität auch Teil einer mit anderen geteilten Wirklichkeit (und somit intersubjektiv verbindlich) ist. Insofern erweist sich die Reichweite dessen, was sich aus der direkten Wahrnehmung eines Objekts in epistemischer Hinsicht ableiten lässt, trotz der Direktheit des hier vertretenen Realismus der Wirklichkeit, als intersubjektiv sehr beschränkt und bezüglich ihrer intersubjektiven Geteiltheit auf weitere Ausweisung angewiesen.

1.3 Bedeutsamkeit als konstitutives Merkmal der Objekte direkter Wahrnehmung

Was die Objekte einer solchen direkten Wahrnehmung angeht vertreten sowohl Husserl als auch Sellars die Position, dass diese weder bloß mesoskopische materielle Entitäten, noch bloße Komplexe einfacher Qualia sind. Oben war hier von der intern normativen Verfasstheit der Objekte die Rede, die zur Lebenswelt bzw. zum manifesten Bild der Welt gehören. Die Objekte der menschlichen Wirklichkeit, die Objekte der direkten Wahrnehmung zeichnen sich dadurch aus, dass viele von ihnen – häufig über ihre bloße Materialität hinaus – Merkmale oder Aspekte besitzen, die hier und im Folgenden durch den Überbegriff *Bedeutsamkeit* bezeichnet werden. Es hat mit den Objekten der menschlichen Wahrnehmung konstitutiv *etwas auf sich*. Menschen können mit den Objekten, die ihnen in ihrer gewöhnlichen Wahrnehmung gegeben sind, *etwas anfangen*. Zentral für diese Auffassung ist, dass dieses ›etwas mit ihnen auf sich haben‹ der Objekte der menschlichen Wirklichkeit nicht erst auf einer Ebene derjenigen bewussten Erfahrung ansetzt, die mit expliziten begrifflichen Vermögen in Zusammenhang gebracht werden müsste. Vielmehr ist diese Formulierung so zu verstehen, dass es etwa auch für tierische Subjekte oder Kleinkinder, die noch nicht über Sprache verfügen, mit den Objekten ihrer unmittelbaren Erfahrung je ›etwas auf sich hat‹, was diese Objekte erst zu denen macht, als die sie ihnen wirklich gegeben sind. Subjekten ist in ihrer Wahrnehmung – um hier Ernst Cassirer (2009, 99) zu zitieren – nicht

»ein an sich formloser Stoff gegeben [...], der nach und nach in verschiedene Formen der Sinnggebung aufgenommen und durch sie erst gestaltet würde«. In unserer Wahrnehmung sind uns vielmehr »Sinnliches« und ›Sinnhaftes« [...] rein phänomenologisch immer nur als ungeschiedene Einheit gegeben« (ebd.). Helmuth Plessner (1980, 83) spricht in Bezug auf die direkte Wahrnehmung des Menschen daher in analoger Weise von einer »ursprüngliche[n] Identität von Anschaulichkeit [d.i. Sinnlichem, TP] und Verständlichkeit [d.i. Sinnhaftem, TP]«. Es sind also nicht nur qualitative oder sekundäre Objekteigenschaften, welche das epistemisch-ontologische Eigenrecht menschlicher Wirklichkeiten begründen, sondern auch und vor allem der Umstand, dass die Objekte ihrer Wirklichkeiten sich durch Bedeutsamkeit auszeichnen, die in der Wahrnehmung unmittelbar aufgefasst wird, ohne dazu bewusster Interpretation oder Deutung zu bedürfen.

Mit anderen Autor:innen gehen die folgenden Überlegungen dabei von der phänomenologischen Beobachtung aus, dass Wahrnehmung grundsätzlich eine Als-Struktur aufweist (vgl. hierzu ausführlich Kapitel 2.4); dass also jede Wahrnehmung eine Form von Als-Wahrnehmung darstellt oder zumindest von einer äußeren Beobachter:in, die bereits über das Vermögen zu einer entsprechenden sprachlichen Charakterisierung verfügt, sinnvoll als solche beschrieben werden kann. Man kann diese Beobachtung auch in der Weise beschreiben, dass Menschen alles, was ihnen in der Wahrnehmung prägnant gegeben ist, auch schon auf einer vorsprachlichen, bzw. vorprädikativen Ebene als etwas Bestimmtes *verstehen* (als etwas zu essen, als Mutterbrust, als stabilen Boden, als eine Kaffeetasse usw.). Das schließt nicht aus, dass ein Subjekt sich beizeiten mit Phänomenen oder Objekten konfrontiert findet, welche es beispielsweise ratlos bestaunt und in der Hand hin und her wendet. Sofern es ein Objekt aber in dieser Weise ratlos in der Hand hin und her wendet, hat es dieses zumindest schon einmal *als solides Objekt* aufgefasst, sodass das Objekt in seiner Wahrnehmung unmittelbar auf die typischen Verhaltensweisen solider Objekte hin – um hier die Heidegger'sche (SZ, 145) Formulierung zu gebrauchen – »entworfen« erscheint. Entscheidend ist dabei, dass die vorprädikative Bedeutsamkeits- oder Als-Wahrnehmung – worauf später ausführlich zurückzukommen sein wird (vgl. hierzu ausführlich die Überlegungen zur Apperzeption in Kapitel 3.1) – durch ihren *appresentationalen Mitgegenwärtigungs-* und *Vorwegnahmecharakter* erklärt wird. Etwas als Etwas wahrzunehmen bedeutet dieser Auffassung zufolge also nicht, dass zu einem phänomenalen Gehalt oder einem zunächst ›neutral‹ aufgefassten Gegenstand noch eine propositionale oder begriffliche Erfassung der infrage-

stehenden Sache hinzutritt, die als eine Art Denken den phänomenalen Gehalt begleitet. Es bedeutet vielmehr, diese Sache *in einem spezifischen Horizont von Mitgegenwärtigungen und Vorwegnahmen* aufzufassen (bzw. zu apperzipieren), der für diese Sache selbst wiederum konstitutiv ist (vgl. hierzu Kapitel 2.2). Dabei werden Objekte der direkten Wahrnehmung im Regelfall unmittelbar als Instanzierungen typischer Objektklassen wahrgenommen, mit denen das jeweilige Subjekt bereits vertraut ist und welche konstitutiv typische Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmeprofile beinhalten, denen typische Verhaltensweisen der Objekte dieser Objektklassen entsprechen. Die alshaften Einheiten, die stets impressional präsentierte und nichtimpressional appräsentierte Anteile umfassen, sind die erlebnisdeskriptiv primären, unmittelbaren Objekte unserer Wahrnehmung, nicht irgendwelche Vorstufen wie Sinnesdaten, disparate Qualitäten oder »neutrale« Dinge, aus denen die Objekte der Wahrnehmung erst durch das Subjekt zusammengesetzt werden müssten.¹¹

Die direkte Wahrnehmung ist so verfasst, als enthielte sie »voreilige[] Induktionen von Anzeichen auf Gegenstand«, die allerdings nicht bewusst vom Subjekt vollzogen werden (Brunswik 1934, VI). So etwa, wenn wir, während wir die uns zugewandte Seite eines Gegenstandes sehen, unmittelbar weitere mögliche Seiten dieses Gegenstandes mitgegenwärtigen oder im gehörten Türklingeln unmittelbar die Anwesenheit von jemandem vor der Tür erwarten. Die Subjekte besitzen also, wenn man so sagen will, implizites *objektklassenspezifisches Know-How*, das sich auch in der und durch die Art und Weise manifestiert, *wie* ihnen die Objekte in der Wahrnehmung *gegeben* sind. Ein Objekt kann in der Wahrnehmung beispielsweise *als* zum Verzehr einladende Nahrung gegeben sein, ein anderes *als* bedrohliches Knurren (oder *als* bedrohlich knurrender Hund), zu dem man sich besser auf Abstand hält, ein Stück Papier *als* Geldschein, mit dem sich etwas kaufen lässt, eine Handgeste *als* Begrüßung oder Beleidigung, ein geäußertes »Aua« unmittelbar *als* Ausdruck eines Schmerzes gehört werden usw. Wie oben bereits angedeutet, zeichnet sich

11 Damit heben sich die hier angestellten Überlegungen von theoretischen Ansätzen ab, die beispielsweise Hermann Schmitz (1990, 21) unter der Überschrift »sensualistischer Reduktionismus« subsumiert und kritisiert. Dieser zeichnet sich ihm zufolge dadurch aus, dass er »die normalen Verbände auf der Gegenstandsseite der Wahrnehmung« in der theoretischen Beschreibung auflöse »bis einfache oder konfigurierte Reize übrigbleiben, denen Empfindungen oder gestalthafte Zusammenschlüsse von solchen in der Seele entsprechen sollen« (ebd.). Was wir unmittelbar wahrnehmen sind bedeutsame Objekte unserer Wirklichkeit, nicht lose oder unverbundenen Eindrücke von Farben, Gerüchen, Tasteindrücken usw.

die hier vertretene Auffassung direkter Wahrnehmung dabei dadurch aus, dass sie zwischen der durch Begriffe-von vermittelten, sprachlosen Artikuliertheit der Wahrnehmung und der durch Begriffe-für vermittelten Ebene durch ein Subjekt gebildeter oder bildbarer propositionaler Überzeugungen unterscheidet. Die Fähigkeit eines Subjekts, Objekte unmittelbar in ihrer Bedeutsamkeit wahrzunehmen, hängt also nicht davon ab, dass es über das Vermögen verfügt, propositionale Überzeugungen zu bilden, in denen Begriffe-für der infragestehenden Objektklassen und Bedeutsamkeiten firmieren. In diesem Zusammenhang erweist es sich weiterhin als zentral, dass die Bedeutsamkeiten der Objekte der direkten Wahrnehmung nicht als nachträgliche oder bewusste interpretatorische oder auf bewussten Schlüssen basierende Beigaben aufzufassen sind, die vom Subjekt auf zunächst als bloße Materiedinge wahrgenommene Objekte ›projiziert‹ werden. Auch hier gilt es wiederum streng zwischen der *Direktheit der Wahrnehmung* und der *Vermitteltheit der real ablaufenden Prozesse* zu unterscheiden, welche der Gegebenheit von etwas real zugrunde liegen und korrelieren.¹²

Wer beispielsweise durch Gewöhnung verinnerlicht hat, was es mit einer Sache eines bestimmten Typs in einem bestimmten Kontext auf sich hat, womit in Bezug auf diese Sache zu rechnen ist, sieht unmittelbar, was man mit einer Instanz dieses Typs anfangen kann, und nimmt unmittelbar den für diese Sache konstitutiven Horizont naheliegender Möglichkeiten (mit-)wahr. Wer etwa mit dem Gebrauch von Geldscheinen hinreichend vertraut ist, sofern er mittels eines Prozesses der Enkulturalisierung einen Begriff-von von Geldscheinen verinnerlicht hat, weiß mit Geldscheinen unmittelbar etwas anzufangen, sieht sie unmittelbar *als* Geldscheine, während diejenigen, die mit ihnen nichts anzufangen wissen, das Stück bedrucktes Papier mit einer Ratlosigkeit betrachten mögen, mit der man sonst vielleicht das Wort einer unvertrauten Sprache hört. Wer nicht weiß, was es mit einem ausgestreckten Mittelfinger oder einem bei geballter Faust nach oben gestreckten Daumen auf sich hat, wird die gestikulierende Hand verwundert betrachten, während andere beispielsweise unmittelbar erfreut oder empört auf die jeweilige Geste reagieren. Brunswik spricht bezüglich solcher Wahrnehmungen daher

12 Bezüglich der direkten Objekte der Wahrnehmung lässt sich mit Heidegger erlebnisdeskriptiv Folgendes sagen: »Es ist also nicht so, dass Gegenstände zunächst da sind als nackte Wirklichkeiten, etwa als Naturgegenstände, die dann im Laufe des Erfahrens einen *Wertcharakter* angezogen bekommen, damit sie nicht so nackt herumlaufen« (GA 61, 91).

auch von »unmittelbar gegebenen Werterlebnissen«, die bei »entsprechend großer ›Vertrautheit« mit den entsprechenden Objekten »ebenso *habituell*« werden »wie etwa der Gesichtspunkt des Körpergrößenvergleichs in der Größenvahrnehmung« (1934, 120).¹³

Auch künstlich gesetzte Gegenstände, wie der Geldwert, bilden also mit den im strengsten Sinne des Wortes sinnlich-anschaulichen Gegenstandsarten in der Wahrnehmung Zwischengegenstände, treten also mit diesen in engsten funktionalen Kontakt, der bis zur funktionalen Verschmelzung geht.
(Ebd. [Herv. im Original])

Tatsächlich wird sich später noch deutlicher zeigen, dass bezüglich der direkten Wahrnehmung nicht grundsätzlich zwischen einer vermeintlich *gewöhnlichen Wahrnehmung sinnlich-anschaulicher Gegenstandsarten* und *Werterlebnissen* der bezeichneten Art unterschieden werden kann, sofern Bedeutsamkeit in Hinblick auf die menschliche Wahrnehmung ein ubiquitäres Phänomen darstellt, welches wesentlich auf *Vorwagnahmen naheliegender Möglichkeiten* beruht. Dabei gehört die unmittelbare Vorwagnahme von Möglichkeiten dieser Art konstitutiv zu der Art und Weise, wie uns Objekte in der direkten Wahrnehmung gegeben sind, und scheint – zumindest zu einem signifikanten Anteil – auf der Verinnerlichung von Regularitäten zu beruhen, die in der Umgebung des Subjekts bestehen. Die phänomenalen Objekte der menschlichen Wahrnehmung stellen, wie im dritten Kapitel ausführlich gezeigt wird, *zeitlich erstreckte Einheiten der Vorwagnahme* dar, die in (gegebenheits-)ontologischer Hinsicht nicht am alltagsontologischen Paradigma materieller Gegenstände als *räumlich abgegrenzte, materielle Objekte*, sondern adäquater als *sich typisch in der Zeit entfaltende Prozesse* zu konzeptualisieren sind (vgl. hierzu auch Pinna & Albertazzi 2010, 280). Was es mit einem Objekt innerhalb der Wirklichkeit eines Subjekts jeweils auf sich hat, seine Bedeutsamkeit, hängt wesentlich vom Horizont dessen ab, was typischerweise von der situativen Wahrnehmungsgegenwart aus weiterhin zu erwarten ist, vom Horizont jeweils *situativ vorweggenommener, naheliegender Möglichkeiten*: Ein Stein ist typischerweise etwas, das beispielsweise beim Anheben ein gewisses Gewicht besitzt; ein Lebewesen ist typischerweise etwas, das unter anderem zu selbstständiger Bewegung fähig ist; ein Messer ist typischerweise etwas, das scharf

13 Brunswik bezieht sich hier auf den Umstand, dass die wahrgenommene Größe von Objekten keine unmittelbare Funktion der Größe der jeweiligen retinalen Abbilder ist, wir vielmehr Objekte trotz wechselnder Abstände mit annähernd konstanter Größe wahrnehmen.

ist und schneiden kann; ein ausgestreckter Mittelfinger weist typischerweise auf eine Aggressionsbereitschaft der Ausstrecke:in hin; ein Knopf kann typischerweise gedrückt (oder, sofern es sich um einen Verschluss handelt, geöffnet oder geschlossen) werden usw. – all dies sind typische (und insofern unmittelbar vorwegnehmbare), naheliegende Möglichkeiten, die in der direkten Wahrnehmung für diese Objekte konstitutiv sind, sofern sie sich hinreichend zuverlässig erfüllen. In dieser Hinsicht erscheinen die Objekte seiner Umgebung dem Subjekt nicht nur als *physische Materiedinge*, sondern als *Objekte mit je spezifischer Bedeutsamkeit*.

Identifiziert man die wahrnehmungsunabhängigen Gegenstände, die für die Gegebenheit der Objekte der direkten Wahrnehmung kausal verantwortlich sein mögen, nun geradewegs mit diesen Gegebenheiten, so unterschlägt man in ontologischer Hinsicht mindestens ihre Bedeutsamkeitsmerkmale und wird – wie noch ausführlich zu zeigen ist – insofern der menschlichen Wirklichkeit in dem, *was sie* für uns Menschen *wirklich ist*, erkenntnismäßig und ontologisch nicht gerecht. Selbst, wenn es also möglich sein sollte, bezüglich einer Kaffeetasse oder eines gehörten Wortes die wahrnehmungsunabhängigen Strukturen anzugeben, die ihnen in der Realität entsprechen, sind diese Strukturen nicht mit den wirklichen Objekten unserer Wirklichkeit identisch. Daher ist bezüglich einer solchen Identifikation im Folgenden auch von einem *Naturalisierungsfehlschluss* bezüglich der Objekte der menschlichen Wirklichkeit die Rede (Poljanšek 2015b).

1.4 Wirklichkeit, Realität, Gegebenheitsontologien und Existenzontologien

»Leider müssen wir feststellen, daß Ontologen, die an Kategorienlehren interessiert sind, bisher keine großen Anstrengungen unternommen haben, um eine ontologische Theorie der gegenständlichen Umwelten auszuarbeiten, in denen wir leben und uns bewegen.«

(B. Smith 2000, 50)

Unter der Wirklichkeit eines Subjekts wird also hier und im Folgenden der Umfang der Phänomene und Objekte verstanden, die ihm in direkter Wahrnehmung gegeben sein können. Unter Realität wird im Folgenden der Umfang all dessen verstanden, was auch unabhängig davon existiert, dass es Wesen

mit Bewusstsein gibt (bzw. all dessen, von dessen wahrnehmungsunabhängiger Existenz auszugehen wir hinreichend gute Gründe haben). Beide Seinsbereiche werden im Folgenden als disjunkt konzeptualisiert. Konkret bedeutet dies: Die Wirklichkeit eines Subjekts ist kein Teilbereich, keiner Teilmenge der Realität, auch wenn Organismen jeweils für spezifische Ausschnitte der Realität *rezeptiv* sind, d.h. nur auf spezifische Ausschnitte der Realität mit Wahrnehmung reagieren. Objekte der Wirklichkeit eines Subjekts sind also der hier vertretenen Auffassung zufolge weder als *Gegebenheitsweisen von* noch als *identisch mit* Objekten der Realität aufzufassen, sofern mit Gegebenheitsweise mehr gemeint sein soll als der Umstand, dass ein in direkter Wahrnehmung gegebenes Objekt unter günstigen Bedingungen fallibel die Existenz eines entsprechenden realen Objekts oder Sachverhalts indiziert, bzw. den falliblen Schluss auf die Existenz eines solchen erlaubt. Das Verhältnis von in der Wahrnehmung gegeben, wirklichen Objekten zur Existenz bestimmter realer Objekte oder dem Bestehen bestimmter Sachverhalte in der Realität ist somit allenfalls eines der falliblen Indikation. Ein gehörtes Geräusch ist also weder die Gegebenheitsweise noch ist es identisch mit einer Schallwelle, aber es zeigt unter günstigen Bedingungen die Existenz einer Schallwelle an. Als Objekte einer möglicherweise mit anderen Subjekten geteilten Wirklichkeiten sind Geräusche mitsamt ihrer jeweiligen Bedeutsamkeit allerdings nicht mehr und nicht weniger als eben Geräusche, unabhängig von der Frage, welche realen Prozesse ihrer intersubjektiv synchronen und kongruenten Gegebenheit allgemein oder im konkreten Einzelfall zugrunde liegen mögen. Man kann sich also etwa vorstellen, dass ein bestimmtes Geräusch mitsamt spezifisch aufgefasster Bedeutsamkeit Teil einer von verschiedenen Subjekten geteilten Wirklichkeit ist, sofern es mittels entsprechender *augmented reality*-Apparaturen von ihnen hinreichend analog gehört werden kann, selbst wenn ihm ›draußen in der Realität‹ – anders als bei Geräuschen gewöhnlich – keine Schallwellen korrelieren.

Die Unterscheidung von wahrnehmungsunabhängiger Realität und subjektabhängiger Wirklichkeit als disjunkter Seinsbereiche führt dabei ihrerseits zu einer Unterscheidung zweier Arten von Ontologie, die sich jeweils auf je einen dieser beiden Seinsbereiche beziehen:

Existenzontologien (im Folgenden kurz: EOs), welche kategorial Objekte zu repräsentieren beanspruchen, die unabhängig von dem, was konkreten Subjekten in der Wahrnehmung gegeben sein kann, in der Realität existieren.

Gegebenheitsontologien (im Folgenden kurz: GOs), welche kategorial Objekte zu repräsentieren beanspruchen, welche einem Subjekt oder einer bestimmten Art von Subjekt in direkter Wahrnehmung gegeben sein können.

Unter einer Ontologie sei dabei in Anlehnung an Arp, Smith und Spear Folgendes verstanden: »ontology = def. a representational artifact, comprising a taxonomy as proper part, whose representations are intended to designate some combination of universals, defined classes, and certain relations between them« (2015, 1). Eine Ontologie ist dieser Definition zufolge also ein repräsentationales Artefakt, welche wesentlich eine *Taxonomie* von Gegenstands- bzw. Objektklassen innerhalb des infrage stehenden Gegenstands- oder Seinsbereichs enthält. Sie enthält also Bezeichnungen von Klassen von Objekten, die es in dem durch sie definierten Bereich *gibt*, die in dem durch diese Ontologie definierten Bereich *existieren*. Dabei wird der Begriff *Objekt* hier im weitestmöglichen Sinn gebraucht und impliziert keine Bestimmungen, die etwa an unseren alltagsontologischen Begriffen wie *Gegenstand* oder *Ding* haften (wie Raumzeitlichkeit, Materialität, relative Robustheit usw.). Auch Ereignisse, Kontexte, Situationen, Stimmungen, Atmosphären, Desktopicons, wahrnehmbare Formen usw. sind in diesem Sinne Objekte. Allgemein: Alles, was überhaupt in irgendeinem Sinne *etwas* ist, gilt im Folgenden als ein *Objekt*. Wenn im Folgenden demgegenüber von *Gegenstand* die Rede ist, ist dies in einem alltagssprachlichen Sinn gemeint, der an ausgedehnte, robuste Materieobjekte mittlerer Größe denken lässt.

Existenzontologien repräsentieren also – zumindest ihrem Anspruch nach – Kategorien von Objekten oder Prozessen, die wahrnehmungsunabhängig *existieren*, während *Gegebenheitsontologien* die Wirklichkeiten spezifischer Subjekte (z.B. Menschen, Fledermäusen oder Zecken) kategorial repräsentieren, d.h. die Klassen derjenigen Objekte und ihrer Merkmale, die den entsprechenden Subjekten in ihrer direkten Wahrnehmung *gegeben* sein können. Sofern unter einer Ontologie hier und im Weiteren ein repräsentationales Artefakt verstanden wird, dessen Güte daran gemessen werden kann, wie gut es repräsentiert, was es jeweils zu repräsentieren beansprucht, können konkret formulierte Ontologien auch inadäquat repräsentieren, was sie zu repräsentieren beanspruchen. Die Unterscheidung von Existenz- und Gegebenheitsontologien von dem, was sie jeweils zu repräsentieren beanspruchen, lässt somit die Möglichkeit offen, dass konkret formulierte Ontologien ihren angezielten Objektbereich verfehlen oder fehlrepräsentieren. Es kann inadäquate Existenzontologien, d.i. inadäquate Repräsentationen wahrnehmungsunab-

hängig existierender Objektkategorien geben, wie es auch inadäquate Gegebenheitsontologien, d.i. inadäquate Repräsentationen der Wirklichkeit eines spezifischen Subjekts oder einer spezifischen Gattung von Subjekten geben kann. Wirklichkeiten von Subjekten *sind, wie sie jeweils sind*. Die wahrnehmungsunabhängige Realität *ist, wie sie ist*. Ontologien andererseits erheben den Anspruch, subjektabhängige Wirklichkeiten oder die wahrnehmungsunabhängige Realität zu *repräsentieren* – und sie können selbstverständlich an diesem Anspruch scheitern.¹⁴ Der Unterscheidung von EOs und GOs als disjunkter Seinsbereiche korreliert eine Unterscheidung von existenzontologischen Objekten – kurz: EOOs – und gegebenheitsontologischen Objekte – kurz: GOOs.¹⁵ Dass diese beiden Bereiche disjunkt sind, heißt zunächst nicht mehr, als dass wahrnehmungsunabhängige EOOs nicht *als solche* Objekte direkter Wahrnehmung sein können; während GOOs ihrerseits nicht wahrnehmungsunabhängig (oder allgemeiner: subjektunabhängig) existieren (obwohl Menschen sie häufig alltagsontologisch so behandeln, als handelte es sich bei ihnen um wahrnehmungsunabhängig existierende Objekte).¹⁶

Durch die grundsätzliche Unterscheidung von Gegebenheits- und Existenzontologie hebt sich der hier vertretene, ontologische Ansatz somit von Ansätzen wie dem von Smith, Arp und Spear (2015, 5 [m.Ü.; Herv. von mir])

14 Sollte sich also etwa irgendwie herausstellen, dass es die Realität im hier angesetzten Sinne nicht gibt, blieben die Überlegungen im Hinblick auf die Unterscheidung von Existenz- und Gegebenheitsontologien weiterhin gültig.

15 Der Plural von GO und EO sowie von GOO und EOO wird hier in bewusster Anlehnung an die inzwischen eingedeutschte, englische Pluralbildung von Akronymen (wie NGOs) gebildet.

16 Terminologisch würde es sich anbieten, die Unterscheidung von Gegebenheits- und Existenzontologie wie folgt zu fixieren: *Es gibt x* ist gleichbedeutend mit der Aussage, dass es sich bei x um ein Objekt handelt, welches einer bestimmten Klasse von Subjekten K gegeben sein kann. *x existiert* ist gleichbedeutend mit der Aussage, dass es sich bei x um ein wahrnehmungsunabhängiges Objekt handelt. Statt die vorliegende Arbeit allerdings von vornherein in dieser Weise terminologisch von unserer gewöhnlichen Sprachverwendung zu entfernen, wird im Folgenden nicht in dieser strengen Weise zwischen »Es gibt x« und »x existiert« unterschieden. Allerdings werde ich mich dennoch darum bemühen, die Begriffe »existieren« und »gegeben sein« jeweils in der angezeigten Bedeutung zu verwenden. Ansonsten wird die Differenz von Existenz und Gegebenheit im oben bezeichneten Sinne im Folgenden jeweils durch die Ergänzungen »existenzontologisch« (kurz: EO) und »gegebenheitsontologisch« (kurz: GO) markiert. Dies hat zwar den Nachteil, dass diese beiden Begriffe im Text häufig Verwendung finden, erspart der Leser:in aber, sich auf von eigenen Intuitionen der Begriffsverwendung abweichende Verwendungsweisen dieser Wendungen einzustellen.

ab, sofern diese »als unkontrovers voraus[setzen], dass Ontologien als repräsentationale Artefakte verstanden werden sollten, und *dass die repräsentierten Entitäten Entitäten in der Realität sind – wie Zellen, Moleküle, Organismen, Planeten, usw.*«. Ontologien repräsentieren diesen Autoren zufolge also Objekte in der wahrnehmungsunabhängigen Realität, nicht jedoch Objekte in subjektabhängigen Wirklichkeiten. Mit dieser Bestimmung, welche die Autoren auch als »realistische« Orientierung ihrer Ontologie bezeichnen, schränken sie ihren Ansatz somit auf Existenzontologien ein und nehmen sich so die Möglichkeit, innerhalb dieses Ansatzes auch subjektabhängige Wirklichkeiten zu beschreiben (sofern sich herausstellen sollte, dass diese Wirklichkeiten keine Teilmengen der wahrnehmungsunabhängigen Realität darstellen). Den Autoren selbst entgeht diese Konsequenz, sofern sie mit Barry Smith die These vertreten, dass die menschliche Wirklichkeit im Kern eine Teilmenge oder einen Ausschnitt der wahrnehmungsunabhängigen, physischen Realität darstellt, sofern sie durch die Art und Weise zustande komme, wie Subjekte die wahrnehmungsunabhängige Realität *segmentieren* oder *einteilen*. Die Welt des *common sense* und die in ihr firmierenden Objekte seien, wie Smith (1995a, 306) dies beschreibt, *abgrenzungsabhängig* (»delineation-dependent«), wobei die jeweiligen perzeptiven Abgrenzungen durch die Subjekte selbst zustande kommen. »We shall conceive the external world of common sense as a product of delineations effected in the objective world of physics« (ebd., 301). Gerhard Vollmer (2007, 224) formuliert analog, dass die menschliche Wirklichkeit, welche er auch den »Mesokosmos« nennt, derjenige »Ausschnitt der realen Welt [ist], an den sich der Mensch wahrnehmend, erfahrend und handelnd angepasst hat«. Ich nenne diese These auch die *Wirklichkeiten C Realität-These* (lies: *Wirklichkeiten sind Teilmengen der Realität – These*).¹⁷ Diese These geht für Smith (1995a, 306 [m.Ü.]) mit der von Robin Horton übernommenen Annahme einher, dass die Welt des *common sense* für alle menschlichen Subjekte »bis auf gewisse ontologisch unproblematische Differenzen der Emphase und Kalibrierung, kulturell invariant« sei, wobei diese Invarianz »sich vor allem aus der Ähnlichkeit der menschlichen Wahrnehmungsorgane ergibt«. Es gäbe also nur eine menschliche Wirklichkeit oder Welt als abgrenzungsabhängiger Ausschnitt der wahrnehmungsunabhängigen Realität, in welcher sich alle menschlichen Subjekte, sofern sie Menschen sind und mit entsprechend ähnlichen Wahrnehmungsorganen ausgestattet sind, gleichermaßen wieder-

17 In jüngerer Zeit vertritt etwa Markus Gabriel (2018, 66) eine solche Position.

finden. Ich nenne diese zweite These – die These, dass die menschliche Wirklichkeit im Wesentlichen kulturell invariant ist – auch die *Eine-Welt-These*. Die Eine-Welt-These findet sich, je nach Lesart, auch bei Husserl und Sellars wieder, sofern beide eine homogene Einheitlichkeit des manifesten Bildes der Welt bzw. der Lebenswelt (für jeweilige Gemeinschaften) unterstellen. Beide Thesen, die *Wirklichkeiten* \subset *Realität-These* und die *Eine-Welt-These* werden im Folgenden argumentativ bestritten, wobei die *Eine-Welt-These* im fünften Kapitel der Arbeit durch die These ersetzt (oder eher: präzisiert) wird, dass es einen *gemeinsamen Kern* aller menschlichen Wirklichkeiten gibt, der jedoch durchaus signifikante kulturelle und individuelle (oder idiosynkratische) Varianten zulässt. Die *Wirklichkeiten* \subset *Realität-These* wird im Wesentlichen im vorliegenden und im zweiten Kapitel widerlegt, sofern dort gezeigt wird, inwiefern GOOs *etwas anderes* sind als die EOOs, welche ihre direkte Wahrnehmung verursachen mögen.

1.5 Die Schichtung gegebenheitsontologischer Objektklassen

Wie wir später noch deutlicher sehen werden, erscheinen die Objekte der menschlichen Wirklichkeit jeweils in Bezug auf die für sie konstitutiven Vorwegnahme- oder Erwartungshorizonte, in Bezug auf ihre Bedeutsamkeiten also, in gewisser Weise hierarchisch geordnet: Während bestimmte Vorwegnahmetypiken bei der Wahrnehmung fast aller GOOs eine Rolle spielen (etwa solche Vorwegnahmen, die mit basalen physikalischen Regularitäten korrelieren), greifen einige Vorwegnahmen nur bei bestimmten Unterklassen von GOOs (nur *belebte Objekte* bewegen sich autonom), bezüglich derer sich noch einmal eigenständige Unterklassen unterscheiden lassen (manche belebten Wesen können auch noch sprechen, usw.). Gegebenheitsontologisch unterscheiden sich verschiedene Objektklassen nach den jeweiligen Vorwegnahme- und Mitgegenwärtigungshorizonten, die für sie konstitutiv sind und erweisen sich dabei als hierarchisch strukturiert (vgl. hierzu auch B. Smith 1995c, 409). Grob und vorläufig lassen sich unterscheiden: *Unbelebte Objekte ohne spezifischen Zweck* (wobei sich hier beispielsweise noch einmal zwischen soliden und flüssigen Objekten unterscheiden lässt), *unbelebte Objekte mit Zweck*, *belebte Objekte* (wobei sich hier beispielsweise noch einmal zwischen verschiedenen Gattungen belebter Objekte unterscheiden lässt), *soziale Situationen* und *Ereig-*

nisse. Auch Sellars (1963, 9) merkt diesbezüglich an, dass die basalen Objekte des manifesten Bildes der Welt eine solche Hierarchie von Objektklassen bilden, welche »die unteren Stufen der ›Stufenleiter der Natur‹ [»great chain of being«] der platonischen Tradition« widerspiegeln.

Die Unterscheidung verschiedener gegebenheitsontologischer Objektklassen einer bestimmten Art von Subjekt schließt dann weiterhin auch feinere Unterscheidung von Unterklassen innerhalb globaler Objektklassen – wie *belebte* und *unbelebte Objekte*, *Tiere* und *Personen* – ein. So kann ein GOO *als Katze, als Hund, als Jurastudent* gegeben sein, wobei sich auch solche Objektklassen durch ihre jeweils direkt wahrgenommenen Bedeutsamkeiten, die für sie konstitutiven Mitgegenwärtigungsprofile, charakterisieren und voneinander unterscheiden lassen. Nicht zuletzt betrifft die Unterscheidung von GOOs in direkter Wahrnehmung auch einzelne Individuen. Ein GOO kann dem Subjekt *als Mama, als Tobias, als Benni, als das Lieblingsspielzeug* usw. gegeben sein; wiederum in Verknüpfung mit spezifischen Mitgegenwärtigungsprofilen. Weiterhin nehmen etwa menschliche Subjekte nicht nur verschiedene Klassen robuster materieller Gegenstände als unterschiedliche Arten von GOOs wahr, sie unterscheiden in direkter Wahrnehmung auch verschiedene Typen von Stoffen und Substanzen wie Flüssigkeiten, Sande, Dämpfe, Rauch usw. Fruchtbare Explikationen solcher feinerer gegebenheitsontologischer Objektklassen und ihrer charakteristischen Mitgegenwärtigungsprofile finden sich etwa in der phänomenologischen Tradition. So verdeutlicht etwa folgende Beschreibung Wilhelm Schappas, wie verschiedene Objektklassen (die Objektklasse des *Flüssigen* und die Objektklasse des *Festen*) in der Wahrnehmung durch ihre Typik kategorial voneinander unterschieden sind:

Das Flüssige nimmt nicht die Gestalt des Festen an, es klammert sich immer irgendwie an das Feste und gibt ihm nach. Aber auch jedes Feste hat seine eigentümliche Gestalt. [...] Das Tuch ist faltig; weiches Tuch schlägt andere Falten als hartes Tuch, Leinwand andere Falten wie Katun. Man kann ein Stück Blech verarbeiten, daß man genau die Falten, die weiches Tuch schlägt, nachmacht, aber diese Gestalt, die für das Tuch charakteristisch ist, paßt zum Wesen des Eisens nicht mehr, wie jede beliebige andere Gestalt. (1910, 22f.)

Dabei sind es wiederum die in direkter Wahrnehmung unmittelbar vorweggenommenen, typischen ›Verhaltensweise‹ oder auch antizipierbare Empfindungsmerkmale, die in Bezug auf Objekte einer Objektklasse naheliegenden Möglichkeiten, welche ihre phänomenale Gegebenheitsweise als GOOs bestimmter Art charakterisieren. Phänomenologische (oder gegebenheitsontologische) Beobachtungen dieser Art wirken mitunter wie Vorlagen für künst-

lerische Arbeiten, sofern sie auf im Alltag oft implizite Eigentümlichkeiten der unsere alltägliche Wirklichkeit konstituierenden Objektklassen verweisen, deren Kenntnis sich beispielsweise nutzen lässt, um faszinative (oder ästhetische) perzeptive Effekte zu erzeugen. So etwa, indem man Blech *weich*, etwas Festes *flüssig*, etwas Schweres *leicht* erscheinen lässt usw., indem man an einem Objekt (für dessen gegebenheitsontologische Objektklasse) ungewöhnliche Charakteristika zu realisieren versucht. Konkrete Beispiele dieser Art sind etwa die aus Glas geblasenen, vermeintlich mit Wasser gefüllten ›Plastikbeutel‹ der Reihe »H₂O/SiO₂« des Künstlers Dylan Martinez oder die aus Marmor gehauene ›Kissen‹ von Håkon Anton Fagerås, denen es jeweils gelingt, die visuellen Eindrücke von *Labilität* oder *Weichheit* in Materialien zu realisieren, von denen man die Möglichkeit solcher Wirkungen (perzeptiv) nicht erwartet.

Die Unterscheidung verschiedener gegebenheitsontologischer Objektklassen betrifft weiterhin auch verschiedene Typen von *Situationen und Ereignissen*. So macht der empirische Psychologe Albert Michotte bezüglich der direkten Wahrnehmung emotional konnotierter *Typen der Begegnung von Individuen* (freundliche Begrüßung, hitziger Streit etc.) darauf aufmerksam, dass diese beispielweise typische choreographische Bewegungsmuster (Weichheit vs. Ruckhaftigkeit, Langsamkeit vs. Schnelligkeit der Bewegungen usw.) aufweisen, die (subpersonal) zu entsprechenden direkten Wahrnehmungen (von Freundlichkeit, Aggression usw.) führen. So sei bezüglich zweier bewegter Objekte (dies mögen nun Personen oder geometrische Formen sein) die »kinetische Struktur, die einer Umarmung entspricht, deutlich unterschieden von der eines Kampfes« (2014, 107 [m.Ü.]), wie sich einerseits in Experimenten gezeigt habe, aber auch jedermann sonst unumwunden zugeben würde. Vor allem Geschwindigkeit spiele bezüglich der direkten perzeptiven Kategorisierung eine zentrale Rolle:

Rapid movement gives the impression of »violence« as opposed to the gentleness of slow movement. A sudden slackening of speed or a momentary pause in movement gives it a mark of »hesitation.« Sudden and repeated variations of direction, or even merely speed, give the impression of »nervousness« or »agitation,« etc. (Ebd.)

Wirkungen, die man in exemplarischer Zuspitzung etwa im Ausdruckstanz beobachten kann, sofern hier die perzeptiven Wirkungen verschiedener kinetischer Strukturen und Choreographien plastisch exploriert werden, die sich aber auch schon im Spiel von Kindern mit unbelebten Objekten beobachten lassen, sofern Kinder hierbei häufig beobachtete Typen von Interaktionen – gerade auch im Hinblick auf ihre dynamischen Gestaltqualitäten – aufgreifen,

varyieren und reproduzieren. Auch Michotte (ebd., 109 [m.Ü.]) macht dabei auf den Umstand aufmerksam, dass man streng zwischen einer existenzontologischen Beschreibung des »Systems von Stimuli« (d.i. der proximalen Reize), die das Auge des Probanden während der entsprechenden Experimente erreichen, und einer gegebenheitsontologischen Beschreibung dessen, was »tatsächlich im Wahrnehmungsfeld des Beobachters geschieht«, unterscheiden muss. Der Beobachter sieht eben nicht ein »System von Stimuli« (ebd.):

He sees a certain person approach another in a friendly way, embrace him, etc. And let me repeat, this is not just a »meaning« *attributed* to the literal, step-by-step translation of a table of stimuli; they are primitive specific impressions which arise in the perceptual field itself. One cannot stress too much this most important point. (Ebd.)

Erfüllen also bewegte Objekte bestimmte kinetische oder dynamische Strukturmerkmale, so nehmen Menschen sie unmittelbar beispielsweise als belebte Objekte oder Personen wahr, die sich je nach realisierter kinetischer Struktur in spezifischen sozialen Interaktionen befinden (auch wenn die Wahrnehmenden zugleich der Überzeugung sein können, dass die wahrgenommenen Objekte unbelebt sind).¹⁸

Um zu solchen direkten Wahrnehmungen verschiedener Typen gegebenheitsontologischer Objekte zu gelangen, wählen Individuen allerdings nicht – dies ist ein Punkt, den auch Michotte nachdrücklich unterstreicht – *bewusst* eine »intentionale Vorhersagestrategie« im Sinne Dennetts (1987), um mit ihrer Hilfe das Verhalten der Objekte vorherzusagen. Sie nehmen also nicht *zuerst* unbedeutete, raumzeitliche Objekte wahr, die sie dann *anschließend* mithilfe von expliziten Begriffen und Strategien bewusst kategorisieren, um ihr Verhalten vorherzusagen. Vielmehr sind ihnen die GOOs in ihrer direkten Wahrnehmung unmittelbar in den objektklassenspezifischen Gegebenheitsweisen und insofern mit entsprechenden Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonten gegeben. Ein Objekt als belebt oder unbelebt auf-

¹⁸ Diese Überlegungen Michottes stimmen mit den Ergebnissen einer bekannten, 1944 von Fritz Heider und Marianne Simmel durchgeführten Studie überein, bei welcher Probanden ein kurzer Animationsfilm vorgeführt wurde, der drei geometrische Figuren (zwei Dreiecke und einen Kreis) zeigt, die sich über das Bild bewegen und von menschlichen Beobachtern unmittelbar als interagierende Wesen aufgefasst werden. Wie von den Experimentatoren vorhergesagt, fassten die Versuchspersonen die bewegten Objekte dabei mehrheitlich und unmittelbar *als Personen* und ihre Bewegungen *als soziale Interaktionen* auf, schrieben ihnen also mentale Zustände wie Emotionen und Intentionen zu.

zufassen ist also in den meisten Fällen nicht etwas, das man aktiv und bewusst tut, es bedeutet nicht, ein zunächst neutral gegebenes Objekt zusätzlich als belebt zu deuten oder zu interpretieren. Etwas *als belebt* oder *als unbelebt* wahrzunehmen ist etwas, das einem Subjekt *widerfährt*, keine bewusste Interpretationsleistung.

Ein abschließendes Beispiel für feinere gegebenheitsontologische Objektklassen bieten *Atmosphären* und *Stimmungen* von Orten, Ereignissen und Situationen (vgl. hierzu auch die Bemerkungen zu ›Kontiguitätskonglomeraten‹ in Kapitel 4.4). Auch diese werden – wie die Mimik von Personen – von uns direkt wahrgenommen und sind insofern gewöhnliche Objekte der menschlichen Wirklichkeit. Exemplarisch denke man hier etwa an folgende Beispiele:

Man betritt eine noch unbekannte Wohnung und spürt sofort die ›kleinbürgerliche Atmosphäre‹ oder ›den Muff einer alten Wohnung‹. Oder man betritt, vielleicht von der Straße kommend, von einem sonnenbeschienenen Platz eine Kirche und wird von einem ›heiligen Dämmer‹ oder einer ›zeitlosen Stille‹ oder einer ›gruftigen Kühle‹ umfassen. [...] Oder man fährt mit dem Auto, hält an einem Rastplatz, vielleicht auf der Karte als Aussichtspunkt markiert, man geht ein paar Schritte an den Rand einer Steilküste und vor einem öffnet sich ›die Weite des Meeres‹. Entsprechende Erfahrungen kennt man aus kommunikativen Situationen. Man kommt – vielleicht verspätet – in eine Sitzung und spürt sofort ›die gespannte Atmosphäre‹. Oder man kommt neu in eine Verhandlungssituation und wird ›von dem Ernst der Sache‹ gefangen genommen. (Böhme 2002, 46)

Die Feinunterscheidung gegebenheitsontologischer Objektklassen und ihrer spezifischen Bedeutsamkeiten in unterschiedlichen menschlichen Wirklichkeiten ist allerdings als solche keine Aufgabe der vorliegenden Untersuchung. Hier ging es zunächst um eine vorläufige Plausibilisierung der Auffassung, dass sich die verschiedenen Typen von Objekten in menschlichen Wirklichkeiten durch ihre jeweiligen Gegebenheitsweisen, ihre je spezifischen Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmeprofile voneinander unterscheiden. Sofern bestimmte, objektkonstitutive Vorwegnahmeprofile bei beinahe allen GOOs operativ sind, während andere Vorwegnahme- und Mitgegenwärtigungsprofile objektklassenspezifische Gegebenheitsweisen konstituieren, erscheinen die GOOs dabei in Stufen der Allgemeinheit geschichtet.

Zu kontrastiven Zwecken sei der so skizzierten Unterscheidung von gegebenheitsontologischen Objektklassen die bereits angerissene Unterscheidung dreier Einstellungen [›stances‹] oder Vorhersagestrategien [›predictive strategies‹] gegenübergestellt, die Menschen Dennett zufolge im Alltag anwenden, um das Verhalten von Objekten zu erklären oder vorherzusagen. Dabei un-

terscheidet er im Einzelnen: Die *physikalische Einstellung*, die *DesignEinstellung* und die *intentionale Einstellung* (»physical stance«, »design stance« und »intentional stance«; Dennett 1987, 16ff.).¹⁹ Diese unterscheiden sich jeweils durch die Methode, anhand derer Subjekte das Verhalten eines Objekts vorhersagen. Um es kurz zu machen: In der *physikalischen Einstellung* fassen Subjekte die Objekte als Materiegegenstände auf, die physikalischen Gesetzmäßigkeiten unterliegen und sagen auf dieser Grundlage ihr Verhalten voraus. In der *DesignEinstellung* fassen Subjekte die Objekte als Gegenstände auf, die einen spezifischen Zweck erfüllen und prognostizieren anhand der Unterstellung dieses Zwecks das Verhalten des Objekts. In der *intentionalen Einstellung* fassen Subjekte die vorherzusagenden Objekte als Akteure auf, die auf der Grundlage von Überzeugungen Ziele verfolgen und sagen so ihr Verhalten voraus.

Nun könnte es auf den ersten Blick so scheinen, als entspräche Dennetts Unterscheidung von Vorhersagestrategien gegebenheitsontologisch der Unterscheidung dreier verschiedener, prominenter Objektklassen (unbelebte Objekte, Werkzeuge, Lebewesen). Um zu klären, inwiefern dies nicht der Fall ist, ist es hilfreich, Dennetts Bestimmung der verschiedenen Vorhersagestrategien genauer unter die Lupe zu nehmen. Zunächst die *physikalische Strategie*:

Consider the physical strategy, or physical stance; if you want to predict the behavior of a system, determine its physical constitution (perhaps all the way down to the microphysical level) and the physical nature of the impingements upon it, and use your knowledge of the laws of physics to predict the outcome for any input. (Ebd., 16)

Bezeichnend an dieser Erläuterung der physikalischen Strategie ist, dass Dennett sie als eine *bewusst getroffene Wahl* zur Vorhersage von Ereignisverläufen bestimmt, die mit der Verwendung expliziten Wissens über den materiellen (existenzontologischen) Aufbau eines Objekts sowie über physikalische Gesetze einhergeht. Die physikalische Vorhersagestrategie bezeichnet also nicht eine direkte Wahrnehmung oder Auffassung einer bestimmten Gruppe von GOOs, sondern eine theoretische Einstellung, die ein Subjekt bewusst gegenüber bestimmten Objekten seiner Umgebung einnimmt.

Unter manchen Umständen lege sich zur Vorhersage des Verhaltens von Objekten anstelle der physikalischen Strategie die *DesignEinstellung* nahe,

¹⁹ Im Übrigen findet sich eine solche Unterscheidung verschiedener Einstellung gegenüber der Welt und ihren Objekten in ähnlicher Weise auch bei Husserl, der etwa in den Ideen zwischen »naturalistischer« und »personalistischer Einstellung« differenziert (Hua IV, 182f.).

bei der man die tatsächlichen (möglicherweise chaotischen) Details des physikalischen Aufbaus eines Objekts ignoriert, und, unter der Annahme, dass es eine spezifische Gestaltung besitzt, vorhersagt, dass es sich so verhalten wird, *wie es* unter verschiedenen Umständen *sich zu verhalten gestaltet worden ist*. (Ebd., 16f. [m.Ü.; Herv. im Original])

Lässt sich also einem Objekt eine bestimmte Funktion zuschreiben, sofern unterstellt werden kann, dass es gestaltet ist, um diese Funktion zu erfüllen, lässt sich sein Verhalten anhand dieser Funktion adäquat vorhersagen. Ist das Objekt etwa mein auf 5:15 Uhr gestellter Wecker, so kann ich erfolgreich vorhersagen, dass dieser morgen um 5:15 Uhr klingelt, ohne dabei in irgendeiner Weise auf seine physische Verfassung Bezug zu nehmen. Ich behandle den Wecker schlichtweg als ein Objekt, das zur eingestellten Uhrzeit klingelt, ganz gleichgültig, in welcher Weise er dies zuwege bringt. Ist ein Objekt eine Straßenbahn, kann ich damit rechnen, dass sie sich Richtung nächster Haltestelle in Bewegung versetzt, »ohne zu wissen, wie sie das macht, sich in Bewegung zu setzen« (Weber 1988, 593). Oder auch: Sofern ein bestimmtes Ereignis e_1 zuverlässig als *natürliches Zeichen* für das Auftreten eines bestimmten Ereignisses e_2 fungiert, können wir die (kausalen) EO-Zusammenhänge ignorieren, die zwischen e_1 und e_2 liegen, und e_1 als *Anzeiger* von e_2 auffassen: Das Prasseln vor dem Fenster als Anzeiger des Umstandes, dass es regnet.

Es gibt aber auch Objekte, für deren Vorhersage – zumindest aus der epistemischen Alltagsperspektive des Menschen – weder die physikalische noch die Designstrategie infrage kommen. In solchen Fällen erweise sich häufig eine weitere *Strategie* als erfolgreich, die Dennett als *intentionale Einstellung* bezeichnet.

Here is how it works: first you decide to treat the object whose behavior is to be predicted as a rational agent; then you figure out what beliefs the agent ought to have, given its place in the world and its purpose. Then you figure out what desires it ought to have, on the same considerations, and finally you predict that this rational agent will act to further its goals in the light of its beliefs. (Ebd., 17)

Innerhalb der intentionalen Strategie behandelt man Objekte also als rationale Akteure, denen man Überzeugungen und Wünsche zuschreibt, um anhand dieser Zuschreibungen ihr Verhalten vorherzusagen. Wiederum fällt an Dennetts Beschreibungen auf, dass auch die intentionale Vorhersagestrategie nicht die Art und Weise bezeichnet, wie menschliche Subjekte bestimmte Objekte ihrer Wirklichkeit *direkt wahrnehmen*, sondern eine *bewusst gewählte Strategie der Verhaltensvorhersage*. Dabei ist Dennetts Position zunächst (exis-

tenz-)ontologisch neutral: Ob die Objekte, deren Verhalten etwa mithilfe der intentionalistischen Vorhersagestrategie aus der epistemischen Perspektive eines Beobachters am effektivsten vorhergesagt werden kann, existenzontologisch tatsächlich die ihnen zugeschriebenen Merkmale (Wünsche, Überzeugungen usw.) besitzen oder nicht, ist aus der Perspektive des Beobachters zunächst nicht von Belang, der sich ja zunächst und zumeist für den Erfolg oder Misserfolg seiner Vorhersage, nicht aber für die Frage nach den existenzontologischen Grundlagen dieses Erfolgs oder Misserfolgs interessiert. Wichtig ist nur, dass die Vorhersagestrategie gegenüber weniger anspruchsvollen Alternativen mehr Vorhersagekraft besitzt (ebd., 23).

Aus der hier entwickelten Perspektive zeigt sich allerdings, dass Dennetts Unterscheidung der drei Einstellung auf einer höherstufigen kognitiven Ebene ansetzt als die Unterscheidung verschiedener Gegebenheitsweisen unterschiedlicher gegebenheitsontologischer Objektklassen. Dennetts Unterscheidung ist also keine phänomenologische, sondern – er sagt es selbst – eine Unterscheidung bewusst gewählter Vorhersagemethoden. Damit setzt sie auf einer Ebene an, auf welcher der hier vertretenen Auffassung zufolge die in der Wahrnehmung gegebenen Objekte schon in ihrer jeweiligen objektklassenspezifischen Gegebenheitsweisen erfahren sind, die sich durch spezifische Vorwegnahme- und Mitgegenwärtigungsprofile charakterisieren lassen, und sich die Frage nach der bewussten Wahl einer Vorhersagestrategie für gewöhnlich gar nicht stellt. Ihr zufolge liegen die Objekte der direkten Wahrnehmung nicht zunächst als neutrale Gegenstände vor, in Bezug auf welche sich Subjekte dann für eine von verschiedenen, zur Auswahl stehenden Vorhersagestrategien bewusst entscheiden müssten. Vielmehr sind ihnen die Objekte in ihrer gewöhnlichen Wahrnehmung unmittelbar mit entsprechenden Vorwegnahmen gegeben, die konstitutiv zu den Objekten als GOOs gehören.

Dennett zäumt mit seiner Unterscheidung von Vorhersagestrategien also das Pferd von hinten auf, wenn er dem Subjekt, welches situativ mit einem Objekt konfrontiert ist, dessen Verhalten es gerne vorhersagen würde, die bewusste Wahl einer Vorhersagestrategie überlässt. Aus der hier entwickelten Perspektive erscheint es vielmehr so, dass die verschiedenen Strategien – bzw. funktionale Äquivalente dieser Strategien, namentlich: Begriffe-von oder ›Typen‹ im Sinne Husserls (vgl. Kapitel 3.3) – bereits auf subpersonaler Ebene fungieren und dafür sorgen, wie Objekte (mit entsprechenden Vorwegnahmehorizonten) Subjekten in ihrer Wahrnehmung unmittelbar gegeben sind. Ebenso, wie wir in den meisten Fällen – etwa beim Gehen in einer Menschenmenge – uns nicht aktiv in andere hineinversetzen und ihr wahrscheinliches

Verhalten vorhersagen müssen, um situativ ihr Verhalten hinreichend adäquat vorwegzunehmen, müssen wir auch nicht bewusst eine Vorhersagestrategie wählen, um das Klingeln des Telefons oder der Tür als das aufzufassen, was es in unserer Wirklichkeit unmittelbar ist. Dies macht gerade – auch phänomenal – den Unterschied in der Gegebenheitsweise der verschiedenen GOOs aus. Unser »Gebrauch der intentionalen Strategie« ist also nicht einfach nur »so habituell und mühelos, dass die Rolle, die sie bei der Bildung unserer Erwartungen über Menschen spielt, leicht übersehen wird« (ebd., 22 [m.Ü.]). Es findet hier vielmehr überhaupt kein bewusster Gebrauch einer Vorhersagestrategie statt, Vorwegnahmen sind vielmehr unmittelbarer Bestandteil der Art und Weise, wie wir GOOs alltäglich wahrnehmen; und sie sind konstitutiv dafür, welcher Art ein wahrgenommenes GOO wirklich ist.

Tatsächlich finden sich in Dennetts Explikation seiner eigenen Überlegungen Hinweise, die zumindest andeuten, dass ihm etwas Analoges vorschwebt. So räumt er etwa die Möglichkeit ein, dass es neben den drei bereits genannten auch noch eine vierte Vorhersagestrategie oder Einstellung gibt, welche darin besteht, das Verhalten von Objekten nicht nur in intentionaler Einstellung, sondern in einer »wahrhaft moralischen Einstellung« vorherzusagen.

One adopts the intentional stance toward any system one assumes to be (roughly) rational, where the complexities of its operation preclude maintaining the design stance effectively. The second choice, to adopt a truly moral stance toward the system (thus viewing it as a person), might often turn out to be psychologically irresistible given the first choice, but it is logically distinct. (1978, 240)

Dennett stellt hier selbst zwar eine Verknüpfung von Als-Wahrnehmung (»viewing it as a person«) und gewählter Vorhersagestrategie her. Wiederum geht aus seiner Beschreibung des Sachverhalts allerdings hervor, dass er hierbei die Reihenfolge der Ereignisse vertauscht: Die entsprechende Als-Wahrnehmung ist nicht das Resultat der bewussten Wahl einer Vorhersagestrategie, vielmehr werden GOOs – vermittelt durch entsprechende Begriffe-von – unmittelbar als bestimmte Arten von Objekten (Lebewesen, Personen, ...) wahrgenommen. Wir entscheiden nicht, *eine Person zu sehen* – wir sehen eine Person; und sind überrascht, wenn sie sich dann doch als eine Puppe herausstellt. Ein Subjekt kann dann selbstredend zusätzlich – sofern es über entsprechende Begriffe-für verfügt – entscheiden, das Verhalten eines bestimmten Objekts mithilfe einer bestimmten Vorhersagestrategie vorherzusagen, dies ändert allerdings für gewöhnlich nicht unmittelbar etwas an seiner direkten Wahrnehmung des Objekts. So kann etwa eine Biolog:in versuchen, das Ver-

halten einer Biene mithilfe der physikalischen Vorhersagestrategie vorherzusagen, dies ändert allerdings im Normalfall nichts an dem Umstand, dass sie Bienen in ihrer Wahrnehmung und als Objekte ihrer Wirklichkeit unmittelbar *als Lebewesen* und nicht *als physikochemische Maschinen* wahrnimmt. Wir müssen also, anders, als Dennett dies tut, *bewusst gewählte Einstellungen gegenüber Objekten* von der *direkten Wahrnehmung von Objekten* unterscheiden. Zugleich machen die vorhergehenden Überlegungen deutlich, dass Dennetts Beschränkung auf *drei* (oder vier) Vorhersagestrategien gegebenheitsontologisch drei (oder vier) Unterklassen von GOOs – namentlich: Unbelebten Objekte, Werkzeugen, Lebewesen und Personen – entsprechen, die zwar wichtige Klassen von GOOs darstellen, jedoch nicht alle Klassen von GOOs umfassen. Genau genommen gibt es vielmehr so viele verschiedene ›Einstellungen‹ wie unterschiedliche Begriffe-von (auch wenn es etwas hölzern erscheinen mag, beispielsweise unserem Umgang mit Wasser eine ›Wassereinstellung‹ zu korrelieren). Unbelebte Objekte, belebte Objekte und Werkzeuge stellen allerdings in der Tat drei prominente Unterklassen von GOOs der menschlichen Wirklichkeit dar.

1.6 Exkurs: Dennetts »notional worlds« und die Idee der »Heterophänomenologie«

Die Gegebenheitsontologien verschiedener Subjekte erweisen sich somit – zumindest auf einen ersten Blick – als dem vergleichbar, was Dennett (1987, 153) »fiktive Welten« oder »fiktive Objekte« (»notional worlds« und »notional objects«) nennt, die wir als außenstehende Beobachter:innen anderen Subjekten (wie beispielsweise anderen Tierarten) unterstellen, wenn wir mit ihnen interagieren oder ihr Verhalten beobachten. Dabei identifiziert Dennett den Begriff der fiktionalen Objekte explizit mit Franz Brentanos Konzeption der *intentionalen Objekte*, distanziert sich allerdings zugleich kritisch von dem, was er als klassische Phänomenologie auffasst:

A notional world should be viewed as a sort of fictional world devised by a theorist, a third-party observer, in order to characterize the narrow-psychological states of a subject. A notional world can be supposed to be full of notional objects, and the scene of notional events – all the objects and events the subject believes in, you might say. [...] we will note that some objects in the real world inhabited by a subject »match« ob-

jects in the subject's notional world, but others do not. The real world contains many things and events having no counterpart in any subject's notional world [...], and the notional worlds of [...] ontologically profli-gate subjects will contain notional objects having no counterparts in the real world. (Ebd., 153)

Fiktive Objekte im Sinne Dennetts bezeichnen somit das, was man gelegentlich auch den *engen Gehalt* mentaler Zustände nennt. Der geläufigen Definition zufolge ist der Gehalt eines mentalen Zustandes *eng*, »wenn er durch die intrinsischen Eigenschaften eines Subjekts festgelegt ist: das heißt, wenn jedes mögliche intrinsische Duplikat des Subjekts einen entsprechenden mentalen Zustand mit demselben Gehalt besitzt« (Chalmers 2003, 46 [m.Ü.]). *Weit* ist der Gehalt eines mentalen Zustandes demgegenüber dann, sofern »er teilweise von den extrinsischen Eigenschaften des Subjekts abhängt: das heißt, wenn es ein mögliches intrinsisches Duplikat des Subjekts gibt, dessen entsprechender mentaler Zustand diesen Gehalt nicht besitzt« (ebd.). Wie diese Unterscheidung zu verstehen ist, lässt sich am einfachsten an Putnams (1973) Zwillingserde-Gedankenexperiment veranschaulichen: Angenommen, es existierte eine Zwillingserde, die bis auf den einen Umstand mit unserer Erde identisch wäre, dass das, was die Menschen dort als ›Wasser‹ bezeichnen, nicht die Strukturformel H₂O, sondern die Strukturformel XYZ besäße. Auf dieser Zwillingserde nun existierte ein Doppelgänger unserer selbst. Dieser lebte zwar, so können wir mit der hier verwendeten Terminologie sagen, in derselben Wirklichkeit oder Welt wie wir, nicht jedoch in derselben Realität. Das heißt, wenn sie oder er trinken würde, was auf der Zwillingserde ›Mineralwasser‹ heißt, hätte sie oder er denselben visuellen und haptischen Eindruck, dasselbe Empfinden von Flüssigkeit, würde dieselbe frische Kälte die Kehle herunterrinnen fühlen wie wir, wenn wir auf der Erde Mineralwasser trinken. Was mein Doppelgänger und ich also teilen würden, wäre der *enge Gehalt* unserer mentalen Zustände, während die jeweiligen wahrnehmungs-unabhängig existierenden Substanzen, die etwa zum beschriebenen Erleben führen würden, existenzontologisch verschieden wären. Sofern man nun die erfolgreiche Bezugnahme auf die jeweiligen Arten von existenzontologischen Substanzen (H₂O bzw. XYZ) selbst zum (weiten) Gehalt der mentalen Zustände dieser Subjekte rechnen würde, würde sich dieser weite Gehalt unserer entsprechenden mentalen Zustände unterscheiden.

The idea of a notional world [...] is the idea of a model – but not necessarily the actual, real, true model – of one's internal representations. *It does not consist itself of representations but of representeds.* It is the world

»I live in,« not the world of representations *in me*. (Dennett 1987, 154
[Herv. im Original])

Dennetts Konzeption von fiktiven Welten und Objekten reagiert also auf den Umstand, dass verschiedene Organismen in ein und derselben Realität unterschiedliche Wirklichkeiten konstituieren (sich zumindest so unterschiedlich verhalten, dass sich die Zuschreibung unterschiedlicher Welten aus externer Beobachterperspektive nahelegt). Wir können aus einer solchen Perspektive also unterscheiden zwischen dem, »was es für ein kognitives System vermöge seiner kognitiven Aktivität und in der Weise, in der es durch dieses System aufgefasst wird, gibt« und »der Perspektive eines externen Beobachters« (Roy 2007, 5 [m.Ü.]). Verschiedene Subjekte individuieren in zeitlicher und in räumlicher Hinsicht in ihrer Wahrnehmung unterschiedliche Objekte, lösen die Welt verschieden auf und nehmen die verschiedenen Objekte direkt als unterschiedliche Arten von Objekten wahr.

Schon im Alltag sind wir es gewohnt, Tieren von unserer eigenen Wahrnehmung abweichende Wirklichkeiten zuzuschreiben, obwohl wir dies meistens anhand der uns vertrauten, menschlichen Wirklichkeitskategorien tun:

We already do this every day, of course, using our human categories and ontologies in a rough and ready way to say quite rigorously controlled things about what categories animals distinguish, what tasks they perform, what they fear and like and avoid and seek. (Dennett 2017, 125)

Allerdings haben diese Welten, wie bereits angedeutet, Dennett zufolge einen bloß fiktionalen Charakter, der sich auch in seiner Konzeption der »Heterophänomenologie« in problematischer Weise bemerkbar macht. Diese bestimmt er (1991, 85; Ders. 1982, 160) zunächst als eine ausschließlich auf der Perspektive der dritten Person basierende Methode zur Rekonstruktion der »heterophänomenologischen« oder »fiktionalen Welten« von Subjekten, welche sich zum Zwecke dieser Rekonstruktion vor allem auf verbale Beschreibungen subjektiven Erlebens bezieht. Die individuelle Menge dieser Beschreibungen, die als Ausgangsmaterial heterophänomenologischer Rekonstruktionen dienen, bezeichnet Dennett auch als den »heterophänomenologischen Text«, den zu interpretieren die Aufgabe der Heterophänomenologie sei (1991, 365). Wie ein Leser aus einem Roman die fiktionale Welt des Romans, rekonstruiere die Heterophänomenolog:in aus dem heterophänomenologischen Text eines Subjekts dessen heterophänomenologische Welt. Allerdings repräsentieren heterophänomenologische Welten selbst Dennett zufolge nicht die Subjekten in ihrer Wahrnehmung gegebene Wirklichkeiten und ihre Objekte. Wie wir gleich sehen werden, bezweifelt Dennett vielmehr

überhaupt die Existenz eines mentalen ›Innen‹-lebens, wie es im hier vertretenen Ansatz als Ausgangs- oder Bezugspunkt gegebenheitsontologischer Explikationen vorausgesetzt wird. Heterophänomenologische Welten sind für ihn nichts weiter als wissenschaftliche Postulate zur Erklärung der verbalen Äußerungen sowie des Verhaltens von Subjekten.²⁰ Zwar unterstellen wir Subjekten also diese Welten in »intentionaler Einstellung«, sie besäßen aber letztlich »denselben metaphysischen Status wie, sagen wir, Sherlock Holmes London« (1991, 81 [m.Ü.]). Ihre Unterstellung impliziert somit nicht, dass es diese Welten und die Objekte, die in ihnen firmieren, auch wirklich – Dennett meint hier offenbar: im existenzontologischen Sinne – *gibt*. Ja, nicht einmal, dass die Subjekte etwas ihnen Entsprechendes *erleben*. Vielmehr müssen wir Dennett (ebd., 83 [m.Ü.]) zufolge in Bezug auf »vermeintliche Subjekte« grundsätzlich für die Möglichkeit offenbleiben, dass es sich bei ihnen »um Lügner, Zombies, oder in Menschenkostüme gekleidete Papageien handelt«, denen die fiktionalen Welten und Objekte, die wir ihnen zuschreiben, nicht wirklich zukommen. Wir können also von außen nicht wissen, ob in einem Subjekt, dem wir eine entsprechende Wirklichkeit (sowie Wünsche und Überzeugungen) unterstellen, auch wirklich die entsprechenden bewussten Erlebnisse ablaufen, die wir ihm unterstellen, oder ob es sich nur äußerlich so verhält, als ob diese ablaufen würden. Und ›von innen?«

Tatsächlich geht Dennetts Konzeption der Heterophänomenologie über diese vorgeschützte erkenntnistheoretische Bescheidenheit deutlich hinaus, sofern er postuliert, dass der heterophänomenologische Text von Subjekten bezüglich ihres phänomenalen Erlebens sich letztlich entweder auf subpersonale, physische Vorgänge in ihren Gehirnen bezieht, oder aber eine bloße Auto-Fiktion der Subjekte darstellt (ebd., 85, 94; Ders. 2007, 259; vgl. zu diesem Punkt auch Thompson 2007, 161). Das phänomenale Erleben mitsamt den intentionalen Objekten, die unsere alltägliche Wahrnehmung bevölkern, sind Dennett zufolge also *als solche* (d.i. sofern sie sich nicht auf Vorgänge im Gehirn reduzieren lassen) nichts weiter als Selbsttäuschungen menschlicher Subjekte, die er deshalb auch mit dem Glauben fremder Kulturen an Naturgottheiten vergleicht (1991, 459). An diesem Umstand ändert sich auch in späteren

20 In dieser Hinsicht stellt die Heterophänomenologie eine Präzisierung der intentionalen Vorhersagestrategie seitens Dennett (2017, 125) dar, sofern die Vorhersage des Verhaltens eines intentionalen Akteurs nicht nur der Zuschreibung von Wünschen und Überzeugungen bedarf, sondern ebenso der Unterstellung der Rezeptivität für bestimmte Objekte der Umgebung, welches es als Objekte bestimmter Art erfährt.

Erläuterungen Dennetts zu seiner Konzeption von Heterophänomenologie nichts. Vielmehr betont er wiederholt (2007, 257 [m.Ü.]), dass wir »sicher sein können«, dass es in der Geschichte der subpersonalen Prozesse (»subpersonal story«), die beispielsweise im Falle der visuellen Wahrnehmung »den ganzen Weg von Augäpfeln bis zu verbalen Berichten« erklärt, keinen »zweiten Präsentationsprozess mit einem inneren Zeugen geben wird, der einen inneren Bildschirm beobachtet und dann einen Bericht zusammenstellt«. Was immer wir also glauben, dass unser Erleben und die Objekte unseres Erlebens als solche sind, Dennett ist der Überzeugung, dass sie einerseits in der subpersonalen, existenzontologischen Geschichte keine Rolle spielen werden und andererseits, sofern sie sich nicht mit Gehirnprozessen identifizieren lassen, bloße Fiktion sind (vgl. insbesondere ebd., 259f.).²¹

Dennetts Konzeption einer *Heterophänomenologie* erweist sich somit schon insofern als eine Mogelpackung, als von den heterophänomenologischen Wirklichkeiten und Objekten am Ende nur mehr existenzontologische Vorgänge im Gehirn übrigbleiben: »But what about the actual phenomenology [gemeint ist hier nicht die phänomenologische Methode, sondern das phänomenale Erleben selbst, TP]? There is no such thing.« (ebd., 365; vgl. zu dieser Kritik auch Meixner 2014, 12; Schwitzgebel 2007; Carman 2003, 113f.). Das bewusste Erleben selbst erweist sich somit Dennett zufolge als eine Fiktion.

It is an obvious question, but a question not answered by Dennett, *how* what is non-existent according to Dennett – namely, *the subject's inward mental life and the subject* – can seem to exist to what is non-existent according to Dennett: *to the subject*. (Meixner 2014, 12)

Was Dennett bezüglich der »Existenz« heterophänomenologischen Welten zulässt, ist einzig und allein, dass es Subjekten tatsächlich *so scheinen kann*, als *würden* sie diese und ihre Objekte erleben, und dass sie diesen Anschein auf richtig verbal zum Ausdruck bringen:

They don't have any way of »seeing« (with an inner eye, presumably) the processes that govern their assertions, but that doesn't stop them from having heartfelt opinions to express. To sum up, subjects are unwitting creators of fiction, but to say that they are unwitting is to grant that what

21 Der Unterschied zwischen Dennetts und der hier vertretenen Konzeption des *Subpersonalen* besteht darin, dass die subpersonale Geschichte beim hier vertretenen Ansatz bei der bewussten, direkten Wahrnehmung von GOOs endet, während Dennett sie bei »verbalen Berichten« enden lässt.

they say is, or can be, an account of *exactly how it seems to them*. (1991, 94
[Herv. im Original])

Einerseits wird an dieser Äußerung Dennetts deutlich, dass er nicht scharf genug zwischen präsentativem Bewusstsein und Überzeugungsäußerungen von Subjekten, welche dieses präsentative Bewusstsein betreffen, unterscheidet. Tatsächlich fasst er das, was Subjekten als phänomenales Erleben erscheint, als eine Art unwillkürlicher innerer (oder äußerlicher) Überzeugungsäußerung auf. Dennett (1991, 365 [m.Ü.]) nennt diese inneren unwillkürlichen Überzeugungsäußerungen gelegentlich auch »presentiments«, die »wie Sprechakte« seien, bis auf den Umstand, dass es in ihrem Fall »keinen Handelnden und keine Sprache« gäbe.

What there is, really, is just various events of content-fixation occurring in various places at various times in the brain. [...] Some of these content-fixations have further effects, which eventually lead to the utterance of sentences — in natural language — either public or merely internal. And so a heterophenomenological text gets created. (Ebd.; vgl. auch ebd., 304)

Dennett ist also der Ansicht, dass zwar »Wahrnehmende stillschweigend überzeugt sind, sie hätten bildliche Repräsentationen in ihren Köpfen, die dem entsprechen, was sie wahrnehmen« (Thompson 2007, 143 FN 5 [m.Ü.]), das Wahrnehmen selbst aber bestehe letztlich in nichts weiter als inneren Überzeugungsäußerungen. Was Subjekten in ihrem Erleben gegeben ist, sind aber nicht äußere oder innere »Behauptungen« [»assertions«] in ihren Köpfen, sondern *äußere Objekte der Wahrnehmung*, GOOs, wovon sich jedes bewusste Subjekt durch einfaches Hinschauen überzeugen kann. Weiterhin »sehen« Subjekte selbstredend nicht irgendwo im Gehirn mit einem inneren Auge die subpersonalen Prozesse, welche zur Konstitution von GOOs führen. Was sie sehen, ist vielmehr das, was ihnen in direkter Wahrnehmung unmittelbar als Wirklichkeit gegeben ist, und bezüglich dessen sie dann zusätzlich zum unmittelbaren präsentationalen Bewusstsein Überzeugungen ausbilden und zum Ausdruck bringen können.

Dennett allerdings legt sich auf die paradoxe Annahme fest, dass es Subjekten *nur so scheint, als würde ihnen gegebenheitsontologisch irgendetwas irgendetwie scheinen*. In Wahrheit bezögen sich diese »inneren« Eindrücke, wie bereits angemerkt, seiner Ansicht nach entweder auf Gehirnprozesse in den Subjekten oder sie erweisen sich als bloße *Fiktionen* (explizit 2007, 259). Carman bemerkt hierzu kritisch:

[T]his can hardly be a welcome result, since it implies that the intentional stance that seems to be doing all the work in the theory is itself just a fic-

tion. One fiction explains another, Dennett might reply, and perhaps he thinks that spinning webs of fiction in large enough hermeneutic circles is the best we can hope to do, philosophically speaking. (Carman 2003, 114)

Für Dennett jedenfalls erweisen sich subjektabhängige Wirklichkeiten als bloße Postulate heterophänomenologischer Beobachter:innen, deren Setzung sich aus intentionaler Einstellung als nützlich erweist, die existenzontologisch jedoch auf reale Muster im Gehirn reduzierbar sein müssen, sofern es sich bei ihnen nicht ganz und gar um Selbsttäuschungen von Subjekten handeln soll. So seien und bestünden die heterophänomenologischen Objekte selbst letztlich aus »nichts«, seien rein fiktional (1991, 95; ebenso 1982, 173).²²

Thompson argumentiert überzeugend dafür, dass Dennetts Heterophänomenologie – trotz gegenläufiger Beteuerungen – letztlich nicht ohne setzende Inanspruchnahme der Perspektive der ersten Person auskommt. Einerseits schon, sofern sich die verbalen Erlebnisbeschreibungen von Subjekten, die als die grundlegenden Daten für heterophänomenologische Explikationen fungieren, weiterhin auf deren vermeintliches Erleben beziehen. Andererseits, sofern die Heterophänomenolog:innen selbst bei der Interpretation dieser Äußerungen die *intentionale Einstellung* gegenüber den untersuchten Subjekten einnehmen. Dies können sie aber nur, sofern sie sich selbst und ihre heterophänomenologischen Probanden als erlebende Subjekte (bzw. intentionale Akteure) wahrnehmen.

As Dennett himself emphasizes, heterophenomenology requires that we adopt the »intentional stance,« whereby we interpret behavior as speech acts, and speech acts as expressions of belief. Notice that such interpretation also requires talking things over with the subjects. Heterophenomenology thus stands in an interpretive, intersubjective, and interpersonal relation to its subject matter. (Thompson 2007, 164)

Die *Perspektive* der ersten Person lässt sich also nicht so problemlos, wie Dennett dies suggeriert, aus einer *Rekonstruktion dieser Perspektive* tilgen, selbst wenn diese Rekonstruktion aus der Perspektive der dritten Person erfolgt. Wäre es aber umgekehrt tatsächlich möglich (Dennett selbst bezweifelt die konkrete Realisierbarkeit dieser Möglichkeit, wenn er sie auch prinzipiell für möglich hält; vgl. 1982, 160), allein aus der Perspektive der dritten Person zu erklären, welche existenzontologischen Prozesse in den Fällen ablaufen, in de-

22 Wie sich diese Überzeugungen Dennetts zu seinen Überzeugungen in Bezug auf »real patterns« verhalten, müsste noch einmal eigens geklärt werden (vgl. hierzu unten Kapitel 1.10).

nen wir für gewöhnlich von der Existenz einer Perspektive der ersten Person ausgehen, so dürften die vermeintlichen heterophänomenologischen Welten dabei keine Rolle mehr spielen. Keine heterophänomenologischen Welten und Objekte würden in diesen Erklärungen firmieren, sondern lediglich physische Prozesse in Gehirnen und ihren Umgebungen, wobei den heterophänomenologischen Äußerungen zumindest teilweise Ereignisse in der Umgebung des jeweiligen Organismus zugeordnet wären, sofern das entsprechende Subjekt nicht bloß heterophänomenologisch konfabuliert (vgl. zu dieser Kritik auch Zahavi 2007, 25). Dennett scheint sich also grundsätzlich der Annahme Sellars' anzuschließen, dass in ontologischer Hinsicht die naturwissenschaftliche Existenzontologien das letzte und überhaupt das einzige Wort haben und überspringt so, trotz einigen Problembewusstseins, das epistemisch-ontologische Eigenrecht subjektabhängiger Wirklichkeiten.

1.7 Das Verhältnis alltagsontologischer Überzeugungen zur Differenz von Wirklichkeit und Realität

Der Umstand, dass Menschen ihre Wirklichkeit nicht nur direkt wahrnehmen, sondern zudem auch propositionale Überzeugungen bezüglich der Welt, in der sie leben, bilden und besitzen, wurde gelegentlich bereits angeschnitten. So können Menschen beispielsweise *glauben*, dass es neben Objekten wie Tischen, Stühlen, Grinsen und Begrüßungen, die ihnen in direkter Wahrnehmung phänomenal gegeben sein können, weitere Arten von Objekten wie elektromagnetische Strahlung, Hormone, Elektronen, Viren oder Engel gibt, auch wenn sie diese – ohne technische oder sonstige Hilfsmittel – nicht unmittelbar als Objekte ihrer Wirklichkeit wahrnehmen können.²³ Nimmt man

²³ Es gibt einige interessante Übergänge zwischen wahrgenommener und geglaubter Wirklichkeit eines Subjekts, die eine eingehendere Analyse sinnvoll erscheinen lassen, als sie hier geleistet werden kann. So lässt sich etwa beobachten, dass der gerechtfertigte oder ungerechtfertigte Glaube an viele Entitäten und Merkmale von Entitäten, die sich zwar nicht ohne Weiteres wahrnehmen, aber imaginativ leicht vorstellen oder mitgegenwärtigen lassen (wie beispielsweise bedrohliche Viren, Bakterien, der Wert des Geldes, das Sakrale heiliger Reliquien oder auch Engel), zu einer Veränderung auch der direkten Wahrnehmung eines Subjekts führen kann. Wer etwa ein vitales Interesse an der Sterilität seiner Umgebung besitzt, kann die ungewaschenen Hände der Besucher:in als

diesen Umstand ernst, so verkompliziert sich die ontologische Gesamtsituation, wie sie bisher skizziert wurde. Zu den Objekten der in direkter Wahrnehmung gegebenen Wirklichkeit eines Subjekts und der Realität als solcher tritt dann die Ebene der von einem Subjekt *geglaubten Wirklichkeit*, die sich sowohl von der Wirklichkeit des Subjekts als auch von der Realität als solcher zu unterscheiden vermag. Neben den Objekten der direkten Wahrnehmung (GOOs) und den wahrnehmungsunabhängig existierenden Objekten (EOOs) ist also auch die Menge der Objekte zu berücksichtigen, von deren Existenz Menschen in ihren »Alltagsüberzeugungen über die externe Realität« [*common-sense beliefs about external reality*] ausgehen (Smith 1995b, 652 [m.Ü.]). Diese Objekte, deren Existenz von Subjekten in alltäglichen Überzeugungen und Überzeugungsäußerungen sowie pragmatisch durch bestimmte Handlungen in Anspruch genommen wird, sollen hier in Analogie zu GOOs und EOOs *alltagsontologische Objekte* (AOOs) heißen. Die Kategorientafel der AOOs, deren Existenz von einem Subjekt angenommen wird, wird dann analog als dessen fungierende oder operative *Alltagsontologie* bezeichnet. Diese Dimension der fungierenden Alltagsontologien sei seit Platon durch die Gegenüberstellung von *episteme* und *doxa* mit einer gewissen Geringschätzung behandelt worden, was – wie Barry Smith (1998, 528) konstatiert – »bedauernswerte Konsequenzen für die Ontologie« des Mesokosmos gehabt habe (vgl. auch Hua XXIX, 391f.; Park 2001, 92f. FN1). Die Alltagsontologie eines Subjekts ist also das von ihm selbst angenommene oder gesetzte manifeste Bild der Welt, mit Husserl gesprochen das thetische Korrelat seiner »natürlichen Einstellung«, wobei sich die Alltagsontologie in vielen Aspekten, wenn aber auch nicht ausschließlich, an dessen erlebter Wirklichkeit orientiert.

Jürgen Habermas (2009, 214) spricht bezüglich einer solchen Alltagsontologie auch von einem von unseren alltäglichen »Umgangserfahrungen geprägten ›Bild‹ der ›objektiven Welt‹«, welches nicht zufällig an die »alltagsnahe Ontologie« erinnere, »die wir noch bei Aristoteles finden«. Die Alltagsontologie eines Subjekts ist nun aber nicht unmittelbar mit dessen Gegebenheitsontologie (hier verstanden als adäquate kategoriale Beschreibung von dessen Wirklichkeit) identisch. Dies ist einerseits schon deshalb der Fall, weil das explizite begriffliche Auflösungsvermögen, über welches ein Subjekt mittels seiner Begriffe-für verfügt, nicht der kategorialen Auflösung von dessen Wirklich-

schmutzig wahrnehmen und waschen verlangen, während jemandem, der kein ausgeprägtes Interesse an Sterilität besitzt, in derselben Situation nichts Anstößiges auffällt.

keit entsprechen muss. Es kann phänomenal und behavioral für bestimmte GOOs sensibel sein, die es nicht in entsprechenden Überzeugungen zu formulieren oder verbal anzuzeigen in der Lage ist. Zudem umfasst die Alltagstheorie eines Subjekts in vielen Fällen Objekte, die diesem in der Wahrnehmung nicht unmittelbar gegeben sein können, von deren Existenz es aber durch andere Quellen weiß oder zu wissen glaubt. Es kann etwa aus den Nachrichten von der Existenz radioaktiver Strahlung wissen, von einem Bekannten gehört haben, dass Engel unscheinbar das Schicksal der Menschen begleiten und daher an die Existenz von Engeln glauben, oder aus einer Studie wissen, dass bestimmte Viren existieren, die durch die Luft übertragen werden. Ebenso kommt es vor, dass ein Subjekt nicht an die intersubjektiv verbindliche Existenz oder das intersubjektiv verbindliche Bestehen bestimmter Objekte oder Aspekte, die ihm in direkter Wahrnehmung gegeben sind oder gegeben sein können, glaubt. So etwa, wenn es Stimmen, die es hört, durch therapeutische Intervention als Stimmen ›in seinem Kopf‹ aufzufassen gelernt hat, oder wenn es gelernt hat damit zu rechnen, dass ein Nahrungsmittel, das ihm ›gut schmeckt‹, anderen auch ›nicht schmecken‹ kann, der angenehme oder unangenehme Geschmack einer Sache also kein objektives Merkmal innerhalb einer intersubjektiv verbindlichen Wirklichkeit ist, obwohl der Geschmack ihm zuverlässig in dieser Weise erscheint. Die Alltagstheorien von Subjekten zielen also nicht geradewegs auf eine Repräsentation ihrer jeweiligen Wirklichkeit, sondern in vielen Fällen auf eine intersubjektiv verbindliche Welt – und können hierin (ebenso wie Existenz- und Gegebenheitstheorien) selbstverständlich in verschiedener Weise fehlerhaft sein.

Eine *Alltagstheorie* (im Folgenden kurz: AO) bezeichnet also diejenige Theorie der Alltagswelt, die von einem Subjekt in seinen alltäglichen Überzeugungen explizit oder implizit als intersubjektiv verbindlich unterstellt oder vorausgesetzt wird. Sie umfasst somit all diejenigen Objekte (bzw. typischen Objektklassen) und ihre Merkmale, die innerhalb des Überzeugungsumfelds eines Subjekts als existent unterstellt werden. Somit können Alltagstheorien neben den üblich ontologischen Verdächtigen wie Tischen, Stühlen und Bäumen, Melodien, Personen, bedeutsamen Wörtern, sozialen Ereignissen und Situationen, auch Objekte wie Gespenster und Sternzeichen, Naturgottheiten, unsichtbare Viren und Bakterien, radioaktive Strahlung, das Charisma oder die Ausstrahlung von Personen, die Aura von Kunstwerken und die Atmosphären von Situationen enthalten, gleichgültig, ob diesen entweder GOOs in der direkten Wahrnehmung eines Subjekts oder Objekte in naturwissenschaftlichen Existenzontologien entsprechen oder nicht.

In Bezug auf die Frage, ob die alltagsontologischen Überzeugungen von Subjekten nun ihrerseits adäquat sind oder nicht, lassen sich verschiedene Lesarten von Alltagsontologien unterscheiden. So könnten alltagsontologische Aussagen *einerseits* existenzontologisch verstanden werden. Sie erweisen sich dann allerdings in weiten Teilen als repräsentational unangemessen, sofern viele der Merkmale, die den in ihnen unterstellten Objekten vermeintlich intrinsisch zukommen, nachweislich subjektabhängige Merkmale darstellen. Dies gilt etwa schon für einfache qualitative Merkmale wie Farb-, Geräusch- oder Geschmacksqualitäten, die AOOs häufig als intrinsische Eigenschaften zugeschrieben werden, umso mehr aber für Objekten zukommende Bedeutungen (wie den Wert eines Geldscheins oder die Bedeutung eines gehörten Wortes). Dieser Lesart zufolge wären Alltagsontologien – gemessen an dem ihnen unterstellten Anspruch, die wahrnehmungsunabhängige Realität zu repräsentieren – in vielen Aspekten inadäquat. Menschen würden sich also in den von ihnen unterstellten Alltagsontologien im Hinblick auf die wahrnehmungsunabhängige Realität systematisch täuschen, sofern die naturwissenschaftlichen Existenzontologien angemessenere Repräsentationen der wahrnehmungsunabhängigen Realität liefern und viele der den AOOs als intrinsische Merkmale zugeschriebenen Eigenschaften sich nicht in der Realität als solcher wiederfinden.

Allerdings erscheint eine solche Irrtumstheorie der Alltagsontologie – ähnlich wie Irrtumstheorien, die sich auf die sogenannte *folk psychology* beziehen – nicht befriedigend, sofern etwa unsere basalen alltagsontologischen Überzeugungen sich in der alltäglichen Kommunikation und Interaktion mit anderen Menschen in vielen Fällen hinreichend zuverlässig bewähren. Diesbezüglich bemerkt Husserl im Hinblick auf die in der philosophischen Tradition gängige Geringschätzung der *doxa* gegenüber der *episteme*:

Es ist vielleicht, angesichts der jetzt herrschenden Denkgewohnheiten, nicht überflüssig, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß Erkenntnis im vorwissenschaftlichen Dasein [Husserl denkt hier an sich bewährende Alltagsüberzeugungen, TP] einen guten, sozusagen ehrlichen Sinn hat, indem sie wirklich leistet, was sie prätendiert, die Wahrheit, die in diesem natürlichen praktischen Leben für die Praxis selbst immerfort unentbehrlich ist. (Hua XXIX, 392)

Wir benötigen daher eine Theorie, welche einerseits den epistemischen Anspruch von Alltagsontologien aufklärt, und die andererseits deren alltägliche, praktische Bewährung erklären kann.

Die zweite Lesart nähert die Alltagsontologien den Gegebenheitsontologien an, deren Anspruch es ist, subjektabhängige Wirklichkeiten zu reprä-

sentieren. Die von einem Subjekt in seinen alltäglichen Überzeugungen in Anspruch genommene, fungierende Alltagsontologie hätte also dieser zweiten Lesart zufolge die Funktion, dessen jeweilige Wirklichkeit und die in ihr gegebenen (oder grundsätzlich gebbaren) Objekte abzubilden. Diese Lesart scheint sich innerhalb des hier vertretenen Ansatzes zunächst nahezulegen, sofern Subjekten in ihrer direkten Wahrnehmung nicht wahrnehmungsunabhängige EOOs gegeben sind, sondern subpersonal konstituierte GOOs. Insofern scheint es plausibel, dass sie ihre ontologischen Alltagsüberzeugungen an den Objekten orientieren, wie sie ihnen in der direkten Wahrnehmung zuverlässig gegeben sind. Sofern die subpersonal den Wahrnehmungsgehalt vermittelnden realen Prozesse dem wahrnehmenden Subjekt in seiner Wahrnehmung selbst nicht vor Augen stehen, legt es sich ihm zunächst ganz von selbst nahe, davon auszugehen, dass die Dinge der Welt tatsächlich so sind, wie sie sich ihm zuverlässig in seiner Wahrnehmung zeigen. In der gewöhnlichen Gegebenheitsweise der Objekte der Wahrnehmung scheint bereits die Tendenz angelegt, das Wahrgenommene mitsamt den Aspekten, mit denen es gegeben ist, zu *verdinglichen*, es also so zu behandeln, als sei es auch unabhängig von der Wahrnehmung so, wie es sich dem Subjekt in seiner Wahrnehmung zeigt (vgl. die Ausführungen zur Verdinglichung im nächsten Unterkapitel 1.8). Weil dem Subjekt in seiner Wahrnehmung also beispielsweise *weder* ein wahrnehmungsunabhängiges Schallereignis gegeben ist, welches es dann als ein bedeutsames Wort *interpretiert*, *noch* seine diesbezüglichen Wahrnehmungsdispositionen, sondern *unmittelbar ein bedeutsames Wort*, erscheint es diesem (mitsamt seinen unmittelbar wahrgenommenen Merkmalen) verdinglichend als objektiv und unabhängig von ihm selbst in der Wirklichkeit vorhandenes Objekt. In diesem Sinne können gegebenheitsontologische Objekte und ihre Merkmale also in entsprechenden alltagsontologischen Überzeugungen *als wahrnehmungsunabhängige Objekte (oder EOOs)* konzeptualisiert werden. Analoges gilt für die Wahrnehmung von Gestalten: Wenn zwei Personen gemeinsam in die Wolken blicken und eine die andere auf eine Gestalt hinzuweisen versucht, die sie in den Wolken erblickt hat – etwa »Siehst du den unsympathischen alten Mann im Sessel mit der Schrotflinte?« –, so nimmt sie alltagsontologisch verdinglichend die intersubjektiv verbindliche Gegebenheit (oder Gebbarkeit) dieser Gestalt in Anspruch, d.h. sie nimmt an, dass die Gestalt des unsympathischen alten Mannes im Sessel mit der Schrotflinte auch für die anderer Person zu sehen ist (oder zu sehen sein könnte).

Auch diese zweite Lesart erweist sich allerdings insofern als zumindest teilweise unplausibel, als Subjekte ihre Alltagsontologien für gewöhnlich nicht

geradehin an dem orientieren, was ihnen selbst zuverlässig in direkter Wahrnehmung gegeben ist (oder gegeben sein kann). Sonst würden sie beispielsweise, wie dies möglicherweise Kinder bis zu einem gewissen Alter tun, den Umstand, dass ein Nahrungsmittel ihnen «lecker» schmeckt, in alltagsontologischer Hinsicht als intersubjektiv verbindlich annehmen, sofern ihre eigene Wahrnehmung des Geschmacks ihnen keinerlei Anlass gibt, an der Objektivität der Leckerheit des Geschmacks der in Frage stehenden Sache zu zweifeln. Ebenso wären sie nicht für die Vorstellung empfänglich, dass in der Welt Objekte existieren, die sie nicht direkt wahrnehmen können. Demgegenüber scheinen Subjekte in ihrer Alltagsontologie vielmehr auf ontologische Annahmen zu zielen, die *intersubjektiv verbindlich* sind. Der angenehme oder unangenehme Geschmack liefert hier ein gutes Beispiel: Nimmt man idealisierend an, dass der angenehme oder unangenehme Geschmack einer Sache innerhalb der Erlebnisgeschichte eines Subjekts sich nicht ändert, so bestünde für dieses rein aus seinem sich bewährenden Geschmackserleben kein Anlass, den guten oder schlechten Geschmack nicht (wie beispielsweise Gegenständen zugeschriebene Farbprädikate) als ein objektives Merkmal der entsprechenden Sache aufzufassen. Das Angenehme des Geschmacks erscheint, wie der Geschmack selbst, im Erleben zunächst als ein Merkmal der in Frage stehenden Sache, welches sich im Erleben zuverlässig bewähren kann. Im Zuge ihrer Auseinandersetzung mit anderen Subjekten machen Subjekte allerdings die Erfahrung, dass das Angenehme und Unangenehme eines Geschmacks intersubjektiv nicht immer kongruiert (wie sie beispielsweise auch feststellen können, dass nicht alle Subjekte die Sprache sprechen, mit der sie selbst vertraut sind), sodass sie im Laufe ihrer Ontogenese für gewöhnlich lernen, das Angenehme oder Unangenehme von Geschmäckern nicht als intersubjektiv verbindlichen Aspekt ihrem alltagsontologischen Bild der Welt zuzurechnen.²⁴

24 Dies schließt allerdings nicht aus, dass es Subjekten partiell schwerfällt, solche intersubjektiven Divergenzen tatsächlich reinen Herzens alltagsontologisch zu akzeptieren. Erlebt ein Subjekt beispielsweise einen bestimmten Geschmack oder die Konsistenz eines Nahrungsmittels als besonders unangenehm, fällt es ihm oft schwer, seine Irritation zu unterdrücken, wenn anderen derselbe Geschmack oder dieselbe Konsistenz unmittelbar zusagen (»Das ist doch einfach objektiv eklig!«). Ähnliches gilt vielfach beispielsweise für die Wahrnehmung von Musik: Eine Person, die kein Ohr für Hardcore besitzt, hört nicht nur selbst *Krach*, wenn sie einmal versehentlich oder genötigterweise Hardcore hört, es fällt ihr darüber hinaus oft schwer, sich vorzustellen, dass andere dabei *keinen Krach* hören.

In ihren alltagsontologischen Überzeugungen scheinen sich Subjekte also zwar primär an der Art und Weise zu orientieren, wie ihnen Sachverhalte und Objekte in ihrer Wahrnehmung sich bewährend gegeben sind, andererseits beruhen ihre alltagsontologischen Überzeugungen insofern nicht geradewegs auf dem, was ihnen in der Wahrnehmung zuverlässig gegeben ist, als sie diese Überzeugungen durch die Auseinandersetzung und Kommunikation mit anderen Subjekten in unterschiedlichem Ausmaß *versachlichen* und interaktiv kalibrieren. Von *Versachlichung* ist dabei zunächst nur in dem epistemisch neutralen Sinn die Rede, dass Subjekte sich darauf einzustellen lernen, dass das von ihnen als intersubjektiv verbindlich unterstellbare Bild der Welt von der Art und Weise abweichen kann, wie sich ihnen die Wirklichkeit in der Wahrnehmung zuverlässig zeigt. Eine Versachlichung kann somit auch darin bestehen, dass Subjekt die alltagsontologische Überzeugung bilden, dass unsichtbare böse Geister in geschlossenen Schränken wohnen (sofern ein solcher Glaube hinreichend verbreitet ist) und böse Geister somit Teil ihrer Alltagsontologie sind oder dass sie, sofern sie auch mit Anderen entsprechende Erfahrungen machen, davon ausgehen, dass Schokolade für jeden lecker ist.

Diese Tendenz zur alltagsontologischen Versachlichung ihrer Wirklichkeit ist offenbar unter anderem eine Folge von Kommunikation und Interaktion mit anderen Subjekten: So machen Subjekte im Zuge ihrer Ontogenese wiederholt die doppelte Erfahrung, dass die Art und Weise, wie ihnen selbst Situationen, Objekte und Aspekte von Objekten gegeben sind, einerseits in vielen Fällen mit der Art und Weise kongruent zu sein scheint, wie andere diese jeweils beschreiben. Sie machen aber ebenso die Erfahrung – beispielsweise im Hinblick auf die Frage, welche Geschmäcker Subjekten angenehm oder unangenehm sind oder im Hinblick auf die Feineinteilung mancher Teile des Farbspektrums – dass die Art und Weise, wie anderen Situationen, Objekte oder Aspekte von Objekten gegeben sind, in unterschiedlichem Ausmaß von der Art und Weise divergieren kann, wie diese ihnen selbst gegeben sind. Sie lernen also, in Bezug auf ihre Wirklichkeit in verschiedenem Ausmaß zwischen solchen Aspekten zu unterscheiden, die intersubjektiv verbindlich erscheinen (wie etwa Farbe, Lautstärke, taktilen Empfinden von Oberflächen usw.) und solchen, die intersubjektive Divergenzen zulassen (wie beispielsweise das Angenehme des Geschmacks).²⁵ Die Alltagsontologie eines Subjekts ist somit

25 Die Unterscheidung primärer und sekundärer Qualitäten, wie sie sich etwa bei Locke findet, scheint so auch durch die Beobachtung begründet, dass manche Merkmale

ein Ergebnis seiner kognitiven Auseinandersetzung mit der Welt und anderen Subjekten in ihr und stellt dasjenige Bild der Alltagswelt dar, von dessen intersubjektiver Verbindlichkeit es auf der Grundlage seiner Erfahrung jeweils ausgeht. Sofern sie also mindestens implizit Anspruch auf intersubjektive Verbindlichkeit erhebt, erscheint die Alltagsontologie eines Subjekts – wie Husserls Konzeption der Lebenswelt und Sellars' Konzeption des manifesten Bildes der Welt – als *extern normativ*. Im Unterschied zu Sellars' und Husserls Konzeptionen ist die Alltagsontologie allerdings nicht als die intersubjektiv verbindliche Welt einer jeweiligen Gemeinschaft konzipiert, sondern als das von einem jeweiligen Subjekt in expliziten und impliziten Überzeugungen als intersubjektiv verbindlich *angenommene* Bild der Alltagswelt. Von der Alltagsontologie eines Subjekts zu sprechen impliziert also nicht die Annahme, dass es für Menschengemeinschaften verschiedenen Formats jenseits der individuell angenommenen Alltagsontologien tatsächlich ein intersubjektiv verbindliches Bild der Welt gibt, wie dies sowohl Sellars als auch Husserl unterstellen. Es bedeutet nur, dass Subjekte in ihren Alltagsontologien je wechselseitig die Existenz eines solchen intersubjektiv verbindlichen Bildes unterstellen (vgl. hierzu auch unten Kapitel 5.3).

Alltagsontologien lassen sich somit als von Subjekten als intersubjektiv verbindliche (bzw. extern normative) Ontologien der Wirklichkeit einer Gemeinschaft begreifen, in denen GOOs und ihre Merkmale in verdinglichender und versachlichender Einstellung zugleich als wahrnehmungsunabhängig (d.h. EOO-analog) konzipiert sind. Alltagsontologien zielen also weder darauf ab, nur die individuelle Erscheinungswirklichkeit eines einzelnen Subjekts, noch darauf, die wahrnehmungsunabhängige Realität als solche abzubilden, sondern die als ›für jedermann gültig‹ unterstellte Erscheinungswirklichkeit einer jeweiligen (durch das Subjekt selbst häufig nur diffus intuitierten) Gemeinschaft von Subjekten. Damit ist einerseits die Möglichkeit offengelassen, dass Subjekte sich im Hinblick auf ihre je eigene Wirklichkeit alltagsontologisch täuschen, andererseits zugleich der Umstand problematisiert, dass GOOs (als subjektabhängige Objekte) alltagsontologisch in verdinglichender Einstellung unproblematisiert als wahrnehmungsunabhängige Objekte aufgefasst und so als intersubjektiv verbindlich in Anspruch genommen werden.

(die primären) in der Wahrnehmung gegebener Objekte intersubjektiv eine höhere Kongruenz aufzuweisen scheinen als andere (die sekundären), was wiederum die nicht ganz unberechtigte Vermutung nahelegt, dass die primären Qualitäten enger mit Merkmalen von EOOs korreliert sind als die sekundären.

In alltäglichen Interaktionen erweist sich eine solche alltagsontologisch-verdinglichende Auffassung von GOOs jedoch – vor allem in Fällen hinreichend geteilter Wirklichkeiten, in Fällen also, in denen die interagierenden Subjekte hinreichend ähnliche Wahrnehmungsdispositionen bzw. Hintergründe besitzen – insofern als pragmatisch gerechtfertigt, als andere Subjekte in ein und derselben existenzontologischen Umgebung tatsächlich hinreichend ähnliche GOOs direkt wahrnehmen wie man jeweils selbst.²⁶ Statt also beispielsweise davon auszugehen – wie es der hier vertretenen Position zufolge sachlich angemessen wäre –, dass wahrnehmungsunabhängige EOOs bei verschiedenen Subjekten zur direkten Wahrnehmung hinreichend ähnlicher GOOs führen, gehen Subjekte dann pragmatisch erfolgreich davon aus, dass die ihnen in direkter Wahrnehmung gegebenen GOOs auch anderen Subjekten so gegeben sein müssten, wie sie ihnen selbst gegeben sind. Eine solche, pragmatische Rechtfertigung macht die zugehörigen alltagsontologischen Überzeugungen allerdings weder existenzontologisch adäquat noch macht es die GOOs geradezu zu wahrnehmungs- oder subjektunabhängigen Objekten.

Die folgenden beiden Abschnitte befassen sich diesbezüglich mit zwei gegenläufigen epistemischen Tendenzen, welche die Art und Weise betreffen, wie wahrnehmende Subjekte von der direkten Wahrnehmung von GOOs zu propositionalen, alltagsontologischen Überzeugungen übergehen (sofern sie die entsprechenden expliziten Begriffe für erlernt haben). Sie sollen im Folgenden als ›Verdinglichung‹ und ›Versachlichung‹ einander entgegengesetzt werden, wobei Verdinglichung primär Fälle bezeichnet, in denen GOOs und ihre Merkmale so aufgefasst werden, als handele es sich dabei um wahrnehmungsunabhängige Gegenstände oder Sachverhalte, während im Begriff der Versachlichung die Vorstellung von Sachlichkeit anklingen soll.²⁷ Gegenüber

26 Aus dieser Überlegung folgt die Möglichkeit, dass Subjekte ihre Wirklichkeit, nicht aber ihre Alltagsontologie teilen (und umgekehrt). Zwar wird innerhalb der vorliegenden Arbeit nicht terminologisch scharf zwischen *Wirklichkeiten* und *Welten* unterschieden; es wäre jedoch zu überlegen, ob man die *Welt* eines Subjekts als die *Summe seiner Wirklichkeit und seiner Alltagsontologie* definiert.

27 Versachlichung erinnert an das, was Max Scheler (1991, 39f.) im Zusammenhang mit der »Weltoffenheit« des Menschen, welche ihm zufolge »unbegrenzt erweiterungsfähig« sei, als »*Sachlichkeit*, Bestimmbarkeit durch das Sosein von Sachen selbst«, definiert. Allerdings wird Versachlichung hier nicht als ein solches Vermögen, durch die realen Sachen selbst bestimmt zu werden, bestimmt, sondern als die Bemühung des Subjekts, seine alltagsontologischen Überzeugungen kritisch auf ihre Geltung einschränkende Bedingungen hin zu relativieren.

der Verdinglichung bezeichnet Versachlichung die Bemühung eines Subjekts, alltagsontologische Überzeugungen so zu bilden, dass relativierende Bedingungen ihrer Geltung in diese Urteile integriert und so in diesen reflektiert werden.

1.8 Die menschliche Neigung zur Verdinglichung des Gegebenen

»Der Mensch hat eine angeborene Neigung, seinen Sinnen zu vertrauen, er glaubt an die wirkliche Existenz von Farben, Tönen und was sonst eine sinnliche Vorstellung enthalten mag. [...] Dieses Vertrauen hat der Erfahrenere und insbesondere der wissenschaftlich Aufgeklärte nicht mehr.«

(Brentano 1982, 14)

»We see *through* our habits [...]; we do not see them. [...] In this way, objectifying habits of vision are ›naturalized‹ and habitual configurations or structures of visibility are inscribed as in-themselves features of the world – both of bodies and things.«

(Al-Saji 2009, 378)

Menschen neigen dazu, die ihnen hinreichend zuverlässig in direkter Wahrnehmung gegebenen GOOs alltagsontologisch-verdinglichend als objektive »Naturgegebenheiten« aufzufassen, wie sich diesbezüglich Peter Berger und Thomas Luckmann (1980, 95) ausdrücken.²⁸ Verdinglichung komme diesen Autoren zufolge – die sich dabei lose an der Marx'schen Konzeption der Verdinglichung orientieren – darin zum Ausdruck, dass Menschen »menschliche[] Produkte[]« so auffassen, »*als wären* sie etwas anderes als menschliche Produkte«, als wären sie *an sich* so beschaffen, wie sie den Subjekten in ihrer Erfahrung erscheinen (ebd. [meine Herv.]). Es geht bei der Verdinglichung also um die Ausblendung (oder auch schlicht die Nichtrealisierung) relativierender Bedingungen, ohne die das infrage Stehende nicht so erschiene, wie es er-

28 Der Genauigkeit halber sei hier angemerkt, dass Berger und Luckmann den Begriff *Verdinglichung* zwar in einem weiten Sinn fassen, aber selbst keine Wahrnehmungsbeispiele anführen, was allerdings dem wissenssoziologischen Fokus ihrer Arbeit geschuldet ist.

scheint. Also letztlich um ein mangelndes Bewusstsein für kontingente Bedingungen des Gegebenen. In vielen Fällen besteht Verdinglichung dann darin, einer Sache *den ontologischen Status eines objektiv mit entsprechenden Merkmalen versehenen Dings* zu verleihen (vgl. hierzu etwa auch Al-Saji 2009, 377f.).

Perzeptive Verdinglichung

John Lockes Unterscheidung zwischen ›primären‹ und ›sekundären Qualitäten‹ zielt gerade auf den Versuch, zwischen denjenigen Eigenschaften, die wir für gewöhnlich zu Unrecht verdinglichen, und denjenigen Eigenschaften, deren ›Verdinglichung‹ gerechtfertigt ist, sofern die entsprechenden Merkmale tatsächlich in den wahrnehmungsunabhängigen Dingen liegen, zu unterscheiden. Ähnlich, wie dies hier geschieht, unterscheidet auch Locke zwischen zwei verschiedenen ontologischen Registern, den ›Ideen‹ als den »unmittelbaren Objekten der Wahrnehmung« [»immediate objects of perception«] (1997, 134 [m.Ü.]) und den wahrnehmungsunabhängigen Körpern oder »Dingen, die außerhalb von uns existieren« [»things existing without us«] (ebd., 133), welche erstere kausal verursachen. Diese beiden Register müssen, wie Locke betont, »sorgfältig auseinandergehalten werden«, sofern es die eine Sache sei, »die Idee von weiß und schwarz wahrzunehmen«, eine ganz andere Sache aber, »zu untersuchen, welche Art von Partikeln es sein müssen, und wie sie auf den Oberflächen angeordnet sein müssen, um ein jedes Objekt weiß oder schwarz erscheinen zu lassen« (ebd.). Die Unterscheidung primärer und sekundärer Qualitäten betrifft nun die Verfasstheit der wahrnehmungsunabhängigen Körper im Verhältnis zu den Ideen, welche sie im Bewusstsein verursachen oder hervorbringen. Das Vermögen eines wahrnehmungsunabhängigen Körpers, »eine beliebige Idee in unserem Bewusstsein hervorzubringen« bezeichnet Locke als »Qualität« dieses Körpers (ebd., 134). Die primären Qualitäten nun stehen Locke zufolge in einem Verhältnis der Ähnlichkeit zu den Ideen, welche sie hervorbringen (Locke nennt Solidität, Ausdehnung, Figur, Bewegung oder Stillstand und Anzahl), während die sekundären Qualitäten »in Wahrheit nichts in den Objekten als solchen sind« (ebd., 135). Während also die primären Qualitäten es erlaubten, von Merkmalen der unmittelbaren Objekte der Wahrnehmung auf analoge Merkmale ihrer wahrnehmungsunabhängigen Objektursachen zu schließen, sofern die entsprechenden Ideen »Ähnlichkeiten« [»resemblances«] der primären Qualitäten seien und »ihre Muster tatsächlich in den Körpern als solchen existieren«, erwiesen sich Ideen sekundärer Qualitäten als arbiträr (ebd., 136). Die Art, in der Gott die Ide-

en sekundärer Qualitäten mit diesen Qualitäten selbst verknüpft habe, erweise sich als so kontingent wie der Umstand, dass er die Idee des Schmerzes mit der Bewegung eines Stückes Stahl verknüpft hat, welches unser Fleisch zerteilt (ebd.). Die Unterscheidung von primären und sekundären Qualitäten stellt in Lockes Ansatz somit eine Art epistemische Brücke zwischen Wirklichkeit und Realität dar. Eine epistemisch illegitime Verdinglichung im hier veranschlagten Sinn findet dabei Locke zufolge in den Fällen statt, in denen Subjekte die Ideen sekundärer Qualitäten zu Merkmalen der wahrnehmungsunabhängigen Körper hypostasieren, deren Wirkungen auf die Sinnesorgane diese Ideen verursachen. Diese Vorstellung findet sich prägnant auch bei Hermann von Helmholtz formuliert:

Bei den Eigenschaften [...], welche auf Wechselbeziehungen der Dinge zu unseren Sinnesorganen beruhen, sind die Menschen von jeher geneigt gewesen, es zu vergessen, dass wir es auch hier mit der Reaction gegen ein besonderes Reagens, nämlich unseren Nervenapparat zu thun haben, und dass auch Farbe, Geruch, und Geschmack, Gefühl und Wärme und Kälte Wirkungen sind, die ganz wesentlich von der Art des Organs, auf welches gewirkt wird, abhängen. Allerdings sind die Reactionen der Naturobjecte auf unsere Sinne die am häufigsten und am allgemeinsten wahrgenommenen [...]; das Reagens, an welchem wir sie zu erproben haben, ist uns von Natur mitgegeben, aber dadurch wird das Verhältnis nicht anders. (1867, 444; vgl. hierzu auch unter Bezugnahme auf Husserl B. Smith 1995c, 401)

Folgen wir in dieser Beschreibung Helmholtz', so neigen Menschen also bezüglich der Eigenschaften, die Locke als durch sekundäre Qualitäten der Gegenstände verursacht beschreiben würde, zu perceptiver Verdinglichung. Helmholtz bietet dabei auch eine Erklärung für diese Neigung an: Sofern Menschen ihren »Nervenapparat« ständig mit sich herumtragen, kann dieser zu einer latenten Bedingung der Gegebenheit der wahrgenommenen Objekte werden, die aber selbst in der Wahrnehmung nicht erscheint und insofern den Menschen als solche gar nicht eigens zu Bewusstsein kommt. Die »Kontingenz« der entsprechenden Merkmale des Wahrgenommenen, ihre Relativität auf die »Art des Organs, auf welches gewirkt wird« ist also selbst nicht Teil der Erfahrung. Dennoch erweist sich eine entsprechende Verdinglichung insofern als existenzontologisch unangemessen – unterstellt man hier zunächst, dass die entsprechenden Beschreibungen der existenzontologischen Objektursachen der Wahrnehmung korrekt sind –, als die bezeichneten qualitativen Merkmale keine intrinsischen Eigenschaften der wahrnehmungsunabhängigen EOOs sind, welche die Wahrnehmung verursachen, sondern wesentlich durch die kognitive und perceptive Verfassung der wahrnehmenden Subjekte selbst zustande kommen. Nach allem, was wir heute über die wahrnehmungsunab-

hängige Realität wissen (oder zu wissen glauben), sind wahrnehmungsunabhängige, physische Entitäten nicht als solche rot, sie besitzt vielmehr gewisse, physikalisch zu erklärende Eigenschaften (Reflektionseigenschaften etwa), die unter spezifizierbaren Lichtbedingungen bei perzeptiv entsprechend verfassten Subjekten zuverlässig zu Rotempfindungen führen. Eine solche Zuverlässigkeit der Veranlassung einer Rotempfindung unter spezifizierbaren Bedingungen machen jedoch die wahrnehmungsunabhängigen EOOs,²⁹ welches diese Empfindung verursachen, nicht als solche zu roten Entitäten.

Man könnte nun allerdings auf die Idee kommen, die Röte entsprechenden EOOs als *dispositionale Eigenschaft* zuzuschreiben. Wahrnehmungsunabhängige EOOs wären dann insofern rot, als sie bei Subjekten bestimmter Art bei perzeptivem Kontakt zuverlässig zu Rotempfindungen führen. Man muss sich jedoch davor hüten, eine solche Interpretation von GOO-Eigenschaften als dispositionale Eigenschaften von EOOs so aufzufassen, als wären diese damit doch irgendwie als intrinsische Eigenschaften der entsprechenden EOOs konzeptualisierbar. Dispositionale Eigenschaften stellen gerade keine einstelligen, sondern mehrstellige Prädikate dar, auch wenn das Bestehen der entsprechenden Disposition sich durch den Verweis auf intrinsische Merkmale des wahrnehmungsunabhängigen Objekts erklären lässt (oder erklären lassen sollte, was – wie wir später sehen werden – etwa bei lokalen Bedeutungen nicht der Fall ist). Gegenstände mit Masse besitzen die Disposition zu fallen, wenn man sie loslässt. Dies gilt allerdings nur, sofern in dem Raum, in welchem man sie loslässt, Schwerkraft herrscht, ansonsten blieben sie einfach in der Luft hängen. Insofern ist die Disposition zu fallen eine relationale Objekteigenschaft. Statt den Objekten mit Masse die Disposition zuzuschreiben, *zu fallen*, kann man daher auch der Schwerkraft die Disposition zuschreiben, *Objekte mit Masse fallen zu machen*. Statt zu sagen, *dass Zucker wasserlöslich ist*, kann man sagen, *dass Wasser zuckerlösend ist*. Dispositionale Eigenschaften bezeichnen somit keine intrinsischen Objekteigenschaften, sondern Relationen, die zwischen mehreren Objekten oder Sachverhalten bestehen, wenn die grammatische Oberflächenstruktur der Zuschreibung dispositionaler Eigenschaften auch suggeriert, es handele sich um einstellige Objekteigenschaften. Man kann dispositionale Eigenschaften im Gegensatz zu

29 Der Einfachheit halber spreche ich hier so, als entspräche dem wahrgenommenen Objekt ein einzelnes EOO. Genauer wäre es, hier von einer Mehrzahl solcher EOOs zu sprechen. Aus Gründen der pragmatischen Eingängigkeit verzichte ich hier allerdings auf diese Versachlichung.

den eigentlichen, intrinsischen Eigenschaften eines Objekts daher auch als *uneigentliche Objekteigenschaften* bezeichnen.³⁰ ›Ein Objekt hat die dispositionale Eigenschaft, Rotempfindungen bei Subjekten einer bestimmten Art auszulösen‹ ist somit äquivalent zu ›Subjekte einer bestimmten Art haben die dispositionale Eigenschaft, auf das Objekt mit Rotempfindungen zu reagieren‹. Ein entsprechendes wahrnehmungsunabhängiges EOO a wäre also nicht *an sich dispositional rot* $R - R(a)$ –, sondern *rot für wahrnehmende Subjekte y einer bestimmten kognitiv-perzeptiven Verfassung V* . Statt also zu sagen ›Eine bestimmte Klasse von Objekten ist rot für bestimmte Subjekte‹ könnte man auch sagen ›Eine bestimmte Klasse von Objekten macht die Wahrnehmung bestimmter Subjekte rot‹.

$\forall y (V(y) \rightarrow R(a,y))$, wobei $y \in$ Menge der Subjekte (lies: Für alle y der perzeptiv-kognitiven Verfassung V ist a rot für y)

Wie in der Einleitung bereits angedeutet wird eine solche Auffassung etwa von Rosefeldt im Hinblick auf Kants Theorie der Erscheinungen vertreten. Dieser zufolge sind bestimmte Eigenschaften erscheinender Objekte – Rosefeldt (2007, 188) nennt als Beispiel Farben – als Dispositionen dieser Objekte (an sich) zu beschreiben, »in Subjekten mit normalem menschlichen Empfindungsvermögen bestimmte Farbempfindungen zu verursachen«. Genau genommen ist allerdings auch diese Analyse noch nicht hinreichend versachlicht, sofern für den qualitativen Farbeindruck der Röte zumindest noch die gewöhnlichen Lichtbedingungen GL mitberücksichtigt werden müssen (»Nachts sind alle Sachen grau«), sodass sich für die dispositionalistische Analyse der (alltagsontologisch als einstelliges Prädikat konzeptualisierten) Farbeigenschaft rot ergäbe, die alltagsontologisch-verdinglichend die Form $R(a)$ besitzt:

$\forall y \forall z (V(y) \wedge GL(z) \rightarrow R(a,y,z))$, wobei $y \in$ Menge der Menschensubjekte, $z \in$ Menge der Lichtbedingungen (lies: Für alle y der Verfassung V und für alle z , die zu den günstigen Lichtbedingungen GL gehören, ist a rot für y unter den Lichtbedingungen z)

Mithilfe dieser Formalisierung lässt sich zugleich verdeutlichen, inwiefern alltagsontologische Verdinglichungen durchaus pragmatisch gerechtfertigt sein können, wenn sie sich auch als existenzontologisch unangemessen erweisen. Sind nämlich in Bezug auf einen Bereich alle relevanten Antezedenzbedingun-

30 Vgl. für eine Kritik an einer solchen Rekonstruktion dispositionaler Eigenschaften aus der Perspektive eines »wissenschaftlichen Essentialismus« Misselhorn 2005, 140f.

gen erfüllt (d.h. sind die Subjekte von der Verfassung V und bestehen günstige Lichtbedingungen GL), so lässt sich vereinfachend und mit hoher Aussicht auf pragmatischen Erfolg in alltagsontologisch-verdinglichender Einstellung sagen, *dass a rot ist*. Dies macht allerdings die Röte von a nicht weniger abhängig vom Bestehen dieser Bedingungen und ebenso wenig zu einer intrinsischen Eigenschaft von a.³¹ Zwar steht zu bezweifeln, dass Subjekte alltagsontologische Überzeugungen der Form »a ist R« gewöhnlich selbst als verdinglichende Abkürzungen dieser Art auffassen, sie müssen dies aber auch nicht, sofern sie pragmatisch darin gerechtfertigt sind, eine solche, vereinfachende Alltagsontologie für die Zwecke des Alltags zu gebrauchen. Ein Vergleich aus der Wissenschaftstheorie kann vielleicht erhellen, wie dies zu verstehen ist: Wie die newtonsche Mechanik sich einer gewissen Auffassung nach für kleine Geschwindigkeiten als Spezialfall der Relativitätstheorie ergibt, ergibt sich die gewöhnliche Alltagsontologie als vereinfachter Spezialfall einer adäquateren alltags- oder gegebenheitsontologischen Beschreibung, sofern die entsprechenden Antezedenzbedingungen im Geltungsbereich, auf den sich das Urteil bezieht, als erfüllt unterstellt werden können. Die bezeichneten Antezedenzbedingungen fallen also pragmatisch so lange nicht ins Gewicht, wie sie als bestehend vorausgesetzt – und insofern aus der Perspektive der Subjekte vernachlässigt – werden können. Würden allerdings auf einmal Subjekte mit einer bezüglich der Rotwahrnehmung abweichenden kognitiv-perzeptiven Verfassung V* auftauchen oder sich die gewöhnlichen Lichtbedingungen GL zu GL* verändern, so könnten die alltagsontologischen Vereinfachungen zu intersubjektiven Koordinationsproblemen führen.

Inwiefern solche alltagsontologischen Verdinglichungen pragmatisch gerechtfertigt sein können, lässt sich auch anhand einer Analogie verdeutlichen:

31 Barry Smith (1995c, 401 [m.Ü.; Herv. im Original]) bestimmt in ähnlicher Weise »Erscheinungen« (was hier als GOOs bezeichnet wird) als »*relationale Entitäten*«, welche »in Bezug auf ihre Existenz und ihre Natur sowohl vom wahrnehmenden Subjekt als auch vom erscheinenden Objekt abhängen«. Dabei geht Smith (ebd., 410 [m.Ü.]) davon aus, dass das »reale Objekt des common sense genau dasjenige Objekt ist, das einem normalen Subjekt unter relevanten normalen Bedingungen gegeben ist«. Smith identifiziert somit die alltagsontologisch-verdinglichende Redeweise mit dem, was er die *Ontologie des Mesokosmos* nennt. Lynne Rudder Baker (2003, 190 [m.Ü.]) argumentiert in ähnlicher Weise dafür, dass unsere alltagsontologische Konzeption der Wirklichkeit – sie selbst spricht von der »commonsense conception (the concepts of medium-sized objects, including people, and intentional phenomena)« – insofern (pragmatisch) gerechtfertigt ist, als sie »zuverlässig und unverzichtbar ist und nicht-optionalen Interessen dient« und insofern »kognitiv legitim ist«.

Angenommen, alle Menschen trügen *Augmented Reality*-Brillen (AR-Brillen) – d.h. Brillen, welche mittels entsprechender visueller Reize zur direkten Wahrnehmung zusätzlicher Strukturen und Objekte im gegenwärtigen Sichtfeld führen –, die das Logo einer einflussreichen Fastfoodkette als immer leuchtendes Sternbild am gewöhnlichen Himmel darstellen. Das Logo befände sich dabei für alle Beobachter an derselben Stelle am Himmel, besäße dieselbe Farbe, Form, Ausdehnung usw., wobei dessen Design in regelmäßigen Abständen verändert würde. Es ist davon auszugehen, dass die Menschen das Logo nach einer gewissen Zeit der Gewöhnung in alltagsontologisch-verdinglichender Einstellung als einen gewöhnlichen und objektiven Teil ihrer gemeinsamen Wirklichkeit behandeln würden. Sie würden sich über die neuen Designs des Logos austauschen, sich räumlich an ihm orientieren und etwa Sätze der Form »Ist das Logo heute heller als sonst?«, »Hat sich die Position des Logos verändert?«, »Das neue Design des Logos gefällt mir gar nicht«, »Wie sieht denn das Logo gerade aus?« usw. formulieren. Obwohl also in existenzontologischer Perspektive dem Logo keine wahrnehmungsunabhängigen physischen Objekte oder sonstige wahrnehmungsunabhängige Strukturen außerhalb ihrer jeweiligen AR-Brillen korrelieren würden, würden die Menschen es alltagsontologisch als gewöhnliches Objekt ihrer geteilten Welt, der Welt des *common sense*, behandeln. Sie würden es an der Stelle lokalisieren, an der es ihnen durch die Brille gegeben ist, mit den Merkmalen versehen, mit denen es ihnen gegeben ist usw. In perceptiver Hinsicht wäre es also ein gewöhnliches Objekt der ihnen unmittelbar gegebenen, gemeinsamen Wirklichkeit. Und tatsächlich wären sie pragmatisch darin gerechtfertigt, es in dieser Weise als ein AOO ihrer *gemeinsamen* Wirklichkeit zu behandeln, sofern alle Beobachter:innen – mittels ihrer AR-Brillen – an derselben Stelle dasselbe Objekt mit denselben Eigenschaften wahrnehmen würden. Die GOOs, die ihnen in direkter Wahrnehmung gegeben wären, wären in diesem Fall also hinreichend kongruent, um das Logo als gewöhnliches Objekt ihrer gemeinsamen Wirklichkeit zu behandeln. Dennoch würde dem Logo aber kein entsprechendes wahrnehmungsunabhängiges EOO außerhalb ihrer jeweiligen Brillen korrelieren.³²

Analoges gilt nun von den Objekten und Merkmalen, die Menschen auch ohne anthropotechnische Erweiterung in ihrer direkten Wahrnehmung ge-

³² Selbstredend ließen sich allerdings die entsprechenden proximalen Reize (die selbst EOOs darstellen) und ihre intersubjektiv synchrone Akkordierung identifizieren, die vermittelt durch die AR-Brillen zur direkten Wahrnehmung des entsprechenden Logos als GOO führen.

geben sind. Menschen neigen schlichtweg zu dem Glauben, dass die Objekte als solche so sind, wie sie sich ihnen in ihrer jeweiligen Wahrnehmung zeigen. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, dass sie in ihren Alltagsüberzeugungen in verdinglichender Einstellung davon ausgehen, dass die Objekte, die ihnen in der direkten Wahrnehmung gegeben sind, auch unabhängig von ihrer Wahrnehmung so sind, wie sie ihnen in dieser Wahrnehmung gegeben sind. Dennoch stellen sich alltagsontologisch-verdinglichende Annahmen dieser Art – trotz ihrer pragmatischen Rechtfertigbarkeit – bei genauerer Betrachtung dann und insofern als inadäquat heraus, als die AOOs zugeschriebenen Merkmale beispielsweise Merkmale darstellen, die von der kognitiven und perceptiven Verfassung der wahrnehmenden Subjekte selbst abhängen und nicht wahrnehmungsunabhängigen Objekten als solchen zukommen. Alltagsontologische Überzeugungen und Urteile müssen daher in Bezug auf die Bedingungen ihrer Geltung relativiert werden, sollen sie nicht nur *pragmatisch gerechtfertigt*, sondern auch *sachlich angemessen* sein. Dazu muss allerdings, um es mit Kant zu sagen, »die Bedingung zum Begriffe« (KrV A 27/B 43) gefügt werden, indem man dem alltagsontologischen Urteil die Charakterisierung der Bedingungen beigibt, bezüglich derer es die betroffenen Objekte mit den ihnen zukommenden Merkmalen für bestimmte Subjekte gibt.

Institutionelle Verdinglichung

Von *perzeptiver Verdinglichung* sind Fälle *institutioneller Verdinglichung* zu unterscheiden, an denen Berger und Luckmann ihren Begriff von Verdinglichung vor allem veranschaulichen:

Das Grund-»Rezept« für die Verdinglichung von Institutionen ist, *ihnen einen ontologischen Status zu verleihen, der unabhängig vom menschlichen Sinnen und Trachten ist*. Die Ehe beispielsweise kann verdinglicht werden [...] als funktionaler Imperativ des Gesellschaftssystems. Was alle diese Verdinglichungen verbindet, ist die Verkennung der Institution Ehe als fortgesetzter menschlicher Leistung. [...] Durch Verdinglichungen scheinen die Institutionen mit der Natur zu verschmelzen; und die Welt der Institutionen wird Notwendigkeit und Schicksal, Glück oder Unglück. (1980, 97)

Unter *Institutionen* sei dabei vorläufig die Menge aller das menschliche Handeln koordinierenden gesellschaftlichen Einrichtungen verstanden, die Konventionen, soziale Praktiken, Rollenvorstellungen, symbolische Statusfunktionen usw. umfassen.

Institutions are the humanly devised constraints that structure political, economic and social interaction. They consist of both informal constraints (sanctions, taboos, customs, traditions, and codes of conduct), and formal rules (constitutions, laws, property rights). (North 1991, 97)

Institutionen zeichnet also aus, dass sie *Spielräume als ›zulässig‹ oder ›angemessen‹ (bzw. als ›unzulässig‹ und ›unangemessen‹) markierten Verhaltens* in entsprechenden Kontexten vorzeichnen, obwohl Menschen sich im Regelfall grundsätzlich auch anders verhalten könnten. Die Verdinglichung solcher Institutionen seitens einzelner oder mehrerer Subjekte besteht nun darin, ihnen und den durch sie wirklich oder vermeintlich festgelegten Verhaltensvorschriften einen Status zu verleihen, der nicht von kontingenten Setzungen abhängig scheint. Menschen neigen offenbar dazu, auch auf arbiträren Setzungen beruhende Institutionen in diesem Sinne zu verdinglichen, ihnen also alltagsontologisch eine Art von Objektivität zu verleihen, die ihre Kontingenz nicht reflektiert. Geschieht dies seitens einzelner oder mehrerer Subjekte, so ist im Folgenden von *institutioneller Verdinglichung* die Rede, und zwar unabhängig von der Frage, ob und inwiefern die Subjekte in solchen Verdinglichungen ihrerseits gerechtfertigt sind oder nicht.

Wie sich später noch deutlicher zeigen wird, besitzt die institutionelle Verdinglichung eine direkte Verbindung zur perzeptiven Verdinglichung, sofern erstens auch Institutionen direkt wahrnehmbare Seiten und Anteile besitzen, zweitens GOOs konstitutiv Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten enthalten (deren Durchkreuzung zu Irritationsreaktionen führen kann), und drittens Alltagsontologien häufig intern normativ konzipiert sind (›Man trinkt kein Mineralwasser aus der Kaffeetasse‹, ›Männer weinen nicht‹, usw.). So ist etwa die Institution des Geldes einerseits eine komplexe, formalisierte, soziale Einrichtung, die beispielsweise darauf angewiesen ist, dass der Wert des Geldes staatlich abgesichert, durch Dokumente besiegelt und von den Mitgliedern einer Gemeinschaft alltagsontologisch akzeptiert ist. Ebenso besitzt diese Einrichtung aber auch eine direkt wahrnehmbare Seite: das konkrete Münz- und Scheingeld etwa, die immer wiederkehrenden Zahlvorgänge und -interaktionen, die wir durchführen, auf einem Display abgelesene Kontostände usw. So kann ein Kind – wie im Übrigen auch jede sonst auf diesem Gebiet unbeschlagene Bürger:in –, bevor es auch nur irgendetwas über das Banksystem oder die Art und Weise weiß, wie das Geld zu seinem Wert kommt, Geld unmittelbar *als Geld* wahrnehmen und erlebt es verdinglichend als intrinsisch wertvollen Gegenstand. Ähnlich verhält es sich mit informellen Institutionen wie der Sitte des Kaffeetrinkens. Diese fußt einerseits auf

von Menschen verinnerlichten unmittelbaren Erwartungen und Vorwagnahmen bezüglich in spezifischen Kontexten zulässigen oder angemessenen Verhaltens, andererseits besitzt sie aber auch eine Reihe von direkt wahrnehmbaren Objekten und Anteilen: Gedeckte Kaffeetische, Kaffeetassen, Untertassen, Kaffeelöffel, die Zuckerdose, die typischen Bewegungen, mit denen man den Kaffee einschenkt, aus einer Tasse trinkt usw. Wer hinreichend vertraut mit dem gewöhnlichen Gebrauch von Kaffeetassen in entsprechenden kulturellen Kontexten ist (vgl. 4.4), wird so etwa auch eine Kaffeetasse als ein Objekt mit einer spezifischen lokalen oder kulturellen Bedeutsamkeit auffassen, als etwas, das *man* in bestimmter Weise gebraucht, etwas, von dem zu erwarten ist, dass *man* es in bestimmten Kontexten antrifft, auch als etwas, mit dem *man* bestimmte Dinge für gewöhnlich *nicht* tut. Schenkt etwa jemand im Kreise eines gedeckten Kaffeetisches Mineralwasser in seine Kaffeetasse ein, kann dies bei entsprechend feinfühligem Menschen unmittelbaren zu Irritationen führen, sofern dies etwas ist, das zu tun mit Kaffeetassen ihnen – schon in ihrer unmittelbaren Wahrnehmung – als eigentlich unangemessen oder zumindest als hinreichend ungewöhnlich erscheint. Analoges gilt für Funktionsobjekte (»So benutzt man ein Feuerzeug aber nicht!«), Kleidungsstücke (»So trägt man die Jeans heute nicht mehr.«) oder auch für die direkte Wahrnehmung von Realisierungen von Genderidentitäten (»Männer tragen keine Röcke.«).

Ruth Millikan (1995, 194 [m.Ü.]) behauptet in diesem Zusammenhang, dass institutionelle Verdinglichungen einen wesentlichen Anteil an der Vermittlung sozialer Normen und somit an der Stabilisierung der gesellschaftlichen Ordnung im Sinne der Aufrechterhaltung »koordinativer Verhaltensmuster« haben. Es sei durchaus denkbar, so Millikan (ebd., 195), dass ohne die »allgemeine Disposition, während eines Großteils der unreflektierten Episoden unseres Lebens in dieser [verdinglichenden, TP] Art und Weise zu denken, das soziale Gewebe irreparabel geschwächt würde«. Diesen Zusammenhang verdeutlicht sie – ohne dabei den Begriff der Verdinglichung zu gebrauchen – mithilfe der von ihr sogenannten *Pushmi-Pullyu Repräsentationen*. Als *Pushmi-Pullyu Repräsentationen* bezeichnet Millikan Repräsentationen, bei denen sich kognitive und konative, bzw. deskriptive und präskriptive Anteile ununterscheidbar vermengen. Man denke hier exemplarisch an Alarmschreie im Tierreich, die gleichermaßen als Aufforderung zur Flucht und als Konsta-

tierung einer Gefahr fungieren.³³ In Bezug auf menschliche Gemeinschaften kann man die Funktionsweise solcher Repräsentationen am einfachsten an deklarativen Sätzen wie »Man zeigt nicht mit dem nackten Finger auf angezogene Menschen«, »Gegessen wird zuhause« oder »Männer weinen nicht« veranschaulichen. Die Besonderheit solcher Sätze besteht darin, dass sie eine (kontingente) Vorschrift in verdinglichender Weise als Beschreibung einer Tatsache vorführen. Die Funktion solcher Repräsentationen ist also, zugleich »zu beschreiben und vorzuschreiben« (Millikan 1995, 194 [m. Ü.]; vgl. hierzu auch Heidegger SZ, 126ff.).³⁴ Millikan zufolge sind es nun vor allem Repräsentationen dieser Art, die in menschlichen Gesellschaften zur intergenerativen Normenvermittlung und Institutionenstabilisierung beitragen. *Verdinglichend* sind Pushmi-Pullyu Repräsentationen dabei insofern, als in ihnen – ganz im Sinne Bergers und Luckmanns – menschengemachte Vorschriften als objektive, naturgegebene Tatsachen aufgefasst und vorgeführt werden. Kontingente Vorschriften erhalten so in verdinglichender Einstellung den ontologischen Status unabhängiger und objektiver Tatsachen. Dies betrifft dann etwa auch typische Gesellschaftsrollen wie die Folgenden: »What one does (or what *das Mann* [sic!] does – remember Heidegger?), what a woman does, what a teacher does, how one behaves when one is married or when one is chair of the meeting« (ebd., 194). So werde etwa dem »einfachen Bewusstsein« [»primitive mind«] »Die Moralische Ordnung« [»The Moral Order«] im Wesentlichen durch Pushmi-Pullyu Repräsentationen vermittelt, da und sofern diese Ordnung ihm einerseits als »vollkommen objektiv« und andererseits als »zwingend vorgeschrieben« erschiene und präsentiert werde (ebd.). Dies geschieht beispielsweise durch die Äußerung deklarativer Man-Sätze wie der zuvor genannten, oder auch durch den Einsatz entsprechender Sanktionen (Stirnrunzeln, kritisches Flüstern zur Nebenperson, abfällige Blicke und Bemerkungen

33 Die Vorstellung solcher Repräsentationen, die sowohl kognitive als auch konative Momente umfassen, findet sich etwa auch in Husserls *Ideen I* in phänomenologischer Diktion vorweggenommen, wenn er die wahrnehmungsmäßige Auffassung bedeutsamer Objekte oder Sachverhalte »als ein Fundierungsganzes« beschreibt, »das, im Falle des normalen Wertbewusstseins, ein Sachverhaltsbewusstsein als Unterlage [kognitiver Aspekt, TP] und ein fundiertes Wertheitsbewusstsein [konativer Aspekt, TP] im Rahmen eines konkreten Wertobjektitätsbewusstseins umspannt« (Ferencz-Flatz 2011, 119).

34 Millikan selbst führt zwei weitere Beispiele für die sprachliche Artikulation normvermittelnder Pushmi-Pullyu Repräsentationen an: »We don't eat peas with our fingers« und »Married people only make love with each other« (1995, 194).

usw.) bei von – in solchen Sätzen zum Ausdruck gebrachten – Verhaltenserwartungen abweichendem Verhalten.

Die Verdinglichung besteht hierbei darin, dass mit bestimmten Identitätszuschreibungen verbundene Verhaltenserwartungen einerseits als normativ bindend, andererseits die normativen Erwartungen selbst als alternativlos dargestellt werden. Verdinglicht man etwa die normative Erwartung, *dass Männer nicht weinen* (sollen), so können als Männer identifizierte Personen (faktisch) selbstredend dennoch weinen (und sie tun dies auch); sie müssen dann nur damit rechnen, dass jemand, der oder die in dieser Weise verdinglicht, sie auf den Umstand aufmerksam macht, dass Männer dies nicht sollen (»Weine nicht, du bist schließlich ein Mann.«). Zugleich werden diese normativen Erwartungen selbst jedoch (und hierin liegt die Vermischung von deskriptiven und präskriptiven Komponenten, wie sie Sellars zufolge für das manifeste Bild der Welt konstitutiv ist) als Beschreibungen objektiv bestehender Sachverhalte dargestellt.

Thus, I might learn to drive on the right without ever quite realizing that it is only a convention to do so. Exactly thus not only children but very smart primitives typically are unaware that the languages they speak are merely conventional. (Millikan 2005, 57)

Niklas Luhmann (1987, 40) spricht in solchen Fällen statt von institutioneller Verdinglichung davon, dass die »Selektivität« sozialer Strukturen – d.h. der Umstand, dass die sie definierenden Verhaltensvorschriften und -erwartungen auf Selektionen beruhen, die auch anders hätte ausfallen können – aus der Perspektive der Gesellschaftsteilnehmer:innen ausgeblendet bleibt, so dass es zu einer »*Abblendung von Alternativen*« kommt. Institutionen (Luhmann spricht hier von »Strukturen«) begrenzen also aus der Perspektive der Gesellschaftsteilnehmer:innen durch einen »Wahlakt, der zumeist nicht als solcher bewußt wird, den Bereich der Wahlmöglichkeiten« (ebd.). Dabei bleibt die hinter einer Struktur oder Institution stehende Selektion, wie Luhmann sich ausdrückt, auch dann Selektion, wenn sie »sich einlebt« – und das heißt: wenn sie von den Gesellschaftsmitgliedern verdinglicht und somit ihre Selektivität für diese latent wird (ebd., 41; vgl. hierzu im Zusammenhang mit Husserls Konzeption von Lebenswelt auch Blumenberg 2010, 124).

Es gibt andere Möglichkeiten, und sie zeigen sich am Eintreten von Erwartungsenttäuschungen. An dieser Möglichkeit der Enttäuschung, nicht an der Regelmäßigkeit ihrer Erfüllung, erweist sich der Realitätsbezug einer Erwartung. Strukturen festigen einen engeren Ausschnitt des Möglichen als erwartbar. (Ebd.)

Bezüglich des Umgangs mit solchen Erwartungsenttäuschungen bietet Luhmann in diesem Zusammenhang eine hilfreiche Unterscheidung an, die seiner Ansicht nach einen »wesentlichen Beitrag zur Klärung der elementaren rechtsbildenden Mechanismen« leisten kann – die Unterscheidung von *kognitiven* und *normativen Erwartungen* (ebd., 42).³⁵ Als kognitiv »werden Erwartungen erlebt und behandelt, die im Falle der Enttäuschung an die Wirklichkeit angepaßt werden« (ebd.). Das Gegenteil gilt für normative Erwartungen: »daß man sie nicht fallenläßt, wenn jemand ihnen zuwiderhandelt« (ebd.). Dass eine Kassierer:in während der Bezahlinteraktion sich nach dem eigenen Seelenwohl erkundigt und ohne das leiseste Anzeichen von Ironie und Routine einen »wundervollen Tag« wünscht kann man allenfalls kognitiv erwarten. Man muss seine Erwartungen hier im Falle ihrer Enttäuschung an die Wirklichkeit anpassen, kann also nicht mit einer entsprechend hohen Aussicht auf Erfolg etwa die Kassierer:in auffordern, einem mit mehr Interesse entgegenzutreten, einem die Hand zu schütteln usw. Dass sie aber das Geld, das man ihr zum Bezahlen der Artikel anreicht, entgegennimmt, kann man normativ erwarten (was selbstredend Menschen nicht davon abhält, ›freundliches Verhalten‹ der Kassierer:in gelegentlich auch normativ zu erwarten). Man kann sich im Enttäuschungsfall (die Kassierer:in verweigert die Annahme des Geldes) also etwa mit der wahrscheinlichen Aussicht auf Erfolg darüber beschweren, dass sie etwas nicht tut, das man von ihr als Kassierer:in durchaus erwarten kann (sofern es etwa ›ihre Aufgabe‹ ist, ›für die sie bezahlt wird‹ usw.). Im Falle enttäuschter normativer Erwartungen gleicht man also seine Erwartung nicht aufgrund vereinzelter Enttäuschungen an.³⁶

35 Ein kurzer, potentieller Missverständnis abwehrender Hinweis hierzu: Die Unterscheidung hat nichts mit der Frage zu tun, ob und inwiefern es universale, intersubjektiv verbindliche moralische Normen gibt oder nicht, sie betrifft zunächst nur zwei unterschiedliche Formen faktischen Erwartens.

36 Christoph Möllers (2015, 128) kritisiert an Luhmanns Konzeption der normativen Erwartung, dass »sein Begriff zu nah an deskriptiven Kategorien sei«, »weil die Setzung einer Norm nicht notwendig mit der Erwartung ihrer Einhaltung verbunden sein muss«. Die »Differenz zum Faktischen« bezeichne demgegenüber in Bezug auf das Normative »nichts Defizientes, sondern im Gegenteil dessen Kern« (ebd., 129). Nun ist es aber gerade dieser Aspekt der potenziellen *Divergenz von faktischem Ereignisverlauf und normativ Erwartetem*, den Luhmann in seinem Begriff der normativen Erwartung einzufangen beansprucht. Normative Erwartung verträgt sich mit gegenläufiger kognitiver Erwartung, auch wenn das erwartende Subjekt bei eintretender Enttäuschung den Eindruck hat, dass hier etwas so gelaufen ist, wie es – gemessen an der Norm – nicht hätte laufen sollen. Ein Subjekt kann zum Beispiel normativ erwarten, dass der Nachbar heute noch die Kehrwo-

Wird man in diesem Punkte enttäuscht, hat man nicht das Gefühl, falsch erwartet zu haben. Die Erwartung wird festgehalten und die Diskrepanz dem Handelnden zugerechnet. Kognitive Erwartungen sind mithin durch eine nicht notwendig bewußte Lernbereitschaft ausgezeichnet, normative Erwartungen dagegen durch die Entschlossenheit, aus Enttäuschungen nicht zu lernen. Der Enttäuschungsfall wird als möglich vorausgesehen – man weiß sich in einer komplexen und kontingenten Welt, in der andere unerwartet handeln können –, wird aber im voraus als für das Erwarten irrelevant angesehen. (Ebd., 43)

Wie aus diesen Überlegungen hervorgeht, fungieren institutionelle Verdinglichungen aus der Perspektive des Subjekts somit als nichtinferenzielle Rechtfertigungen für normative Erwartungen. Man hat beispielsweise die (normative) Erwartung, dass Männer nicht weinen sollen, und rechtfertigt sie durch die institutionelle Verdinglichung einer bestimmten Rollenvorstellung des Mannes. (»Weine doch nicht.«, »Aber warum denn nicht?«, »Weil du ein Mann bist.«).

Das Spektrum solcher institutionellen Verdinglichungen umfasst somit nicht nur allgemeine Verhaltensvorschriften (wie »Man soll Menschen nicht schlagen, wenn sie das nicht wollen«, »Man soll keine Tiere quälen«, »Man soll nicht bei Rot über die Straße gehen« usw.) sondern auch konkretere Situations- und Rollenvorschriften (»Man benutzt eine Kaffeetasse nur für Kaffee«, »Frauen sollen zurückhaltend und anschmiegsam sein«, »Eine Lehrer:in soll keine zu persönlichen Beziehungen zu ihren Schüler:innen unterhalten« usw.). Solche gesellschaftlich stabilisierten und intersubjektiv geteilten Rollenvorstellungen, die häufig durch mit normativer Ladung gebrauchte Begriffe wie »Mann«, »Frau«, »Mutter«, »Lehrer:in«, »Ehepartner:in« (und was dergleichen sozial vermittelte Typisierungen mehr sind) zum Ausdruck gebracht werden, werden von den Gesellschaftsmitgliedern häufig in verdinglichender Einstellung als objektive, zugleich normative und deskriptive Tatbestände aufgefasst, deren Selektivität durch ihre Verdinglichung zugleich verdeckt wird. »Die Modellformel für diese Art der Verdinglichung lautet: ›Ich habe in diesem Fall keine Wahl. Ich muß in meiner Stellung so handeln‹ – als Gatte, Vater, General, Erzbischof, Präsident irgendeines Vorstandes, Gangster, Henker, was auch immer« (Berger & Luckmann 1980, 97). Sind solche Repräsen-

che macht, und doch zugleich kognitiv erwarten, dass dies nicht der Fall sein wird, und dennoch bei Eintritt der kognitiv erwarteten, normativ jedoch nicht-erwarteten Enttäuschung normativ frustriert sein.

tationen innerhalb einer Gesellschaft hinreichend etabliert, können – worauf paradigmatisch Ludwig Wittgenstein (vgl. PU, 350) hinwies – entsprechende deklarative Aussagen im Konfliktfall mit einer hinreichenden Aussicht auf Erfolg als situative Begründungsabbrüche eingesetzt werden: ›Wieso soll ich denn x!?, ›So handelt man eben [als Mann, als Ehepartner:in, als Freund:in, als Frau usw.].‹ Bezüglich solcher Rollen, Normen und Konventionen ist der Mensch also offenbar im Sinne von Berger und Luckmann (1980, 95) dazu geneigt, »seine eigene Urheberschaft der humanen Welt zu vergessen«, sodass dem Bewusstsein des Einzelnen das konstitutive Wechselverhältnis »zwischen dem menschlichen Produzenten und seinen Produkten« verloren geht.

Von hier aus wird es nun auch möglich, den Zusammenhang von institutioneller und perzeptiver Verdinglichung noch einmal genauer zu fassen. Hierzu möchte ich abschließend einen spekulativen Vorschlag Millikans aufgreifen, den sie meines Wissens (zumindest unter dieser Bezeichnung) nicht weiter elaboriert hat. Millikan (1995, 198 [m.Ü.]) schlägt vor, neben den sekundären Qualitäten wahrnehmbarer Objekte, die für gewöhnlich dispositionale als »Kräfte, Sinneseindrücke hervorzurufen«, konzeptualisiert werden, eine weitere Form sekundärer Qualitäten anzunehmen, welche sie »attitudinal secondary qualities« nennt – was man holprig mit »einstellungsinduzierende sekundäre Eigenschaften« übersetzen kann.

Suppose that certain (perhaps highly disjunctive) configurations of primary qualities tend to produce in us certain attitudes towards their bearers when perceived or contemplated. This might be due to native dispositions, or due to the influence of culture. Secondary qualities are traditionally thought of as powers to produce sensations, but powers to produce attitudes are perhaps similar enough to be called secondary qualities too – »attitudinal secondary qualities«. (Ebd.)

Sekundäre Qualitäten bestünden somit relativ zu einer »bestimmten Art von Wahrnehmern«, oder – im Falle der einstellungsinduzierenden sekundären Qualitäten – relativ zu einer »bestimmten Art von Reagierern« (ebd.). Millikan macht nun folgenden Vorschlag: Was man für gewöhnliche »dichte Begriffe« nennt – d.h. Begriffe, »die eine Sache zu beschreiben und zugleich eine Einstellung gegenüber dieser Sache vorzuschreiben scheinen« (wie *grausam*, *grazil*, *heilig*, *erhaben*, *ecklig*, *helal*, *haram*, *mansplaining*, *cringy*, *cute* usw.) – erfüllen ihr zufolge zwei Funktionen. Einerseits erfüllen sie die *beschreibende* Funktion, einstellungsinduzierende sekundäre Eigenschaften zu repräsentieren, die »relativ zu unserer Spezies im Ganzen oder zur Kultur von Sprecher und Hörer« Bestand haben (ebd.). Andererseits erfüllen sie die *vorschreibende*

de oder *direktive* Funktion, »namentlich, im Hörer die relevante Einstellung zu induzieren« (ebd.).

Im vorhergehenden Abschnitt wurde bereits gezeigt, dass Zuschreibung dispositionaler Eigenschaften dieser Art – trotz ihrer grammatischen Oberflächenstruktur des »Objekt a hat die dispositionale Eigenschaft E« (also etwa: »Objekt a ist haram«) in existenzontologischer Hinsicht allerdings nicht als einstellige Eigenschaften von Objekten – und somit nicht als *eigentliche Objekteigenschaften* – aufzufassen sind, sondern allenfalls als Relationen, die sowohl EOOs als auch die entsprechenden Subjekte als Relata besitzen. Dass dies so ist, hindert allerdings auch in diesem Fall Subjekte nicht daran, den jeweiligen Sachverhalt zu verdinglichen und die zugeschriebene Eigenschaft als intrinsische Eigenschaft eines wahrnehmungsunabhängigen AOO aufzufassen.

Erläutert an einem konkreten Beispiel: Eine Kaffeetasse besitzt in Bezug auf Subjekte, welche entsprechende kulturelle Gepflogenheiten verinnerlicht haben, die einstellungsinduzierende sekundäre Qualität, die normative (und perzeptiv unmittelbare) Erwartung hervorzurufen, dass aus ihr unter entsprechenden Bedingungen Kaffee zu trinken ist. Schenkt nun jemand Mineralwasser in die Tasse ein, so wird diese durch die Tasse unmittelbar induzierte Erwartung durchkreuzt, ein entsprechendes Subjekt reagiert mit Irritation, möglicherweise mit sanktionierendem Verhalten, runzelt sichtbar seine Stirn usw. Ähnliches gilt etwa in Bezug auf Gesten wie den ausgestreckten Mittelfinger: In entsprechenden kulturellen Kontexten induziert der ausgestreckte Mittelfinger unmittelbar die Einstellung, sich durch diese Geste angegriffen oder beleidigt zu fühlen. Ebenso besitzen getragene Anzüge in den entsprechenden kulturellen Kontexten die einstellungsinduzierende sekundäre Eigenschaft, den Eindruck hervorzurufen, dass es sich bei der anzugtragenden Person etwa um eine in offiziellem Zusammenhang auftretende Person handelt.

Anders als bei Locke können die entsprechenden Ideen sekundärer Qualitäten in diesen Fällen also auch aufgrund des Bestehens bestimmter kultureller Gewohnheiten durch bestimmte Konfigurationen primärer Qualitäten verursacht werden. Ich werde an späterer Stelle eine Analyse der Struktur von GOOs vorschlagen, die meines Erachtens gegenüber diesem Vorschlag etwas informativer und eleganter ist, wenn ich Millikans Vorschlag auch als eine adäquate Beschreibung des entsprechenden Sachverhalts aufzufassen geneigt bin.

1.9 Versachlichung als epistemisches Korrektiv der menschlichen Tendenz zur Verdinglichung

»Was man gemeinhin Wirklichkeit nennt, ist, exakt gesprochen, ein aufgebauschtes Nichts. Die Hand, die zugreift, zerfällt in Atome; das Auge, das Sehen will, löst sich in Dunst auf. Wie könnte das Herz sich behaupten, wenn es die Tatsachen gelten ließe? Wer eine Neigung hätte, auf Tatsachen zu insistieren, der müsste gar bald die Erfahrung machen, dass er noch weniger als ein Nichts, nur Schatten des Nichts und Befleckung durch diese Schatten gesammelt hat.«

(Hugo Ball 1927, 69)

Nun werden einige Autor:innen den Eindruck nicht los, dass die Objekte unserer Wirklichkeit in naturwissenschaftlich-existenzontologischen Beschreibungen der Realität wesentliche Merkmale verlieren, die ihnen aus der Perspektive unseres Alltags zukommen (vgl. exemplarisch Dewey 2008, 18). Während die Objekte der Wirklichkeit für eine an Welt teilnehmende Beobachter:in vielerlei qualitative Merkmale als intrinsische Merkmale zu besitzen scheinen, besäßen die wahrnehmungsunabhängigen EOOs, die ihre Konstitution veranlassen, diese Merkmale *als solche* scheinbar nicht – stattdessen scheinen sie einfach nur (mit ihren ›primären Qualitäten‹ wie Masse, Ausdehnung usw.) dumpf an sich vor sich hin zu existieren. Man kann sich einen solchen *Verlust der Qualitäten* am einfachsten an dem bekannten Phänomen veranschaulichen, dass Wörter ihre unmittelbar erlebte Bedeutung verlieren, wenn man sie häufig laut vor sich hin sagt. So in etwa, in Bezug auf die unmittelbar gegebenen Qualitäten der Objekte der Wirklichkeit, scheinen sich die diesbezüglichen Kritiker:innen physikalistischer und naturalistischer Positionen den Verlust der Qualitäten im Allgemeinen vorzustellen. Während also etwa vertraute Kleidungsstücke (wie Krawatten, Röcke oder Hüte) als Objekte der direkten Wahrnehmung ihren Trägern mitunter »hinreißen[e]« Eigenschaften verleihen (Musil 1987a, 527), erscheinen sie »als Formen an sich betrachtet« nur als »ausgefrorene Grimassen des Weltalls«. In naturwissenschaftlichen Existenzontologien oder an diesen orientierten Alltagsontologien besitzen die mittelgroßen, physischen Objekte viele der Merkmale vermeintlich nicht, die ihnen in unserer Wahrnehmung zuzukommen scheinen – insbesondere ihre Bedeutsamkeiten. Es hat mit ihnen – in einem pragmatisch-existenziellen Sinn – *nichts auf sich*. Diese grundsätzliche Differenz zwischen gegebenheit-

sontologischer und existenzontologischer Perspektive bringt Bas van Fraassen wie folgt zum Ausdruck:

134

If you ask me how things seem to us, I cannot do anything but speak and write. [...] If I give you a philosopher's account, it will be pretty medieval, full of dispositions, possibles, potentialities, universals, and the like. If I give you a scientific account, whether from psychology, physiology, or physics, *you'll notice that the feel and taste of real experience just is not there.* Science is driven by highly practical motives. For that reason, the scientific account slashes and burns, to eliminate all factors that do not contribute to meeting its own criteria of success. (1999, 44 [Meine Herv.])

Zwischen einer gegebenheitsontologischen (bzw. alltagsontologisch-verdinglichenden) und einer naturwissenschaftlich-existenzontologischen Beschreibung liegt ein Perspektivwechsel, den Jürgen Habermas (2011, 79) auch als »Versachlichung« bezeichnet. Beispiele solcher Versachlichung bezüglich sekundärer Eigenschaften wie Farbqualitäten haben wir bereits in den vorhergehenden Abschnitten kennengelernt. Im vorliegenden Abschnitt soll nun verdeutlicht werden, inwiefern Versachlichungen als ein epistemisches Korrektiv zur menschlichen Tendenz zur Verdinglichung fungieren kann.

Versachlichen Menschen ihren unmittelbaren, gegebenheitsontologischen Wirklichkeitsbezug oder ihre alltagsontologisch-verdinglichenden Überzeugungen, d.h. versuchen sie von ihrer egozentrischen, involvierten Perspektive versachlichend zu abstrahieren, so erscheinen ihnen die Objekte ihrer Wirklichkeit bezüglich ihrer qualitativen Merkmale wie »abgehäutet« (Heidegger SZ, 99), sie verlieren – wie Habermas (2011, 82) dies formuliert, »alle Qualitäten, die [ihnen] aus sonstigen Umgangserfahrungen (z.B. als Werkzeug oder Hindernis, als Gift oder Nahrung, als Behausung oder unwirtlicher Umgebung) »projektiv« anhängen«. Durch »versachlichende Abstraktion« werde »dem innerweltlichen Geschehen im Umgang mit manipulierbaren Gegenständen alle bloß »subjektiven« oder lebensweltlichen Qualitäten abgestreift« (ebd.). An die Stelle bedeutsamer, mit allerlei Qualitäten ausgestatteten GOOs treten dann – zumindest in den entsprechenden, alltagsontologischen Wirklichkeitsbeschreibungen und -überzeugungen – neutrale, wahrnehmungsunabhängige Materiegegenstände mit ihren primären Qualitäten, die nur im Auge menschlicher Betrachter:innen ihre bunt-schillernden Wahrnehmungs- und Bedeutsamkeitsqualitäten besitzen.³⁷ Habermas (ebd., 79) selbst versteht

37 Jocelyn Benoist (vgl. 2011, 59; Ders. 2017, 157) spricht bezüglich einer solchen Vorstellung kritisch vom »Mythos der farblosen Gegenstände« [*mythe des »objets blancs«*],

unter Versachlichung eine historische Tendenz zur »unparteiliche[n] Beschreibung der Wirklichkeit, die sich einer fortschreitenden Dezentrierung der in der jeweils eigenen Lebenswelt zentrierten Wahrnehmungs- und Deutungsperspektiven verdankt«.

Aus der hier entwickelten Perspektive bleibt festzuhalten, dass in versachlichenden Beschreibungen der Wirklichkeit *de facto* keine Qualitäten oder Merkmale *verloren* gehen. Die These vom Verlust der Qualitäten erscheint nur plausibel, sofern man fälschlicherweise GOOs mit den wahrnehmungsunabhängigen EOOs *identifiziert*, die zu ihrer Konstitution führen und letztere zum wahren Wesen ersterer hypostasiert, sofern man also dem Naturalisierungsfehlschluss aufliegt (Husserl spricht in solchen Fällen von »Substruktion«; vgl. Hua VI, 130).³⁸ Veranschaulichen lässt sich dieser Umstand etwa an gegebenheitsontologischen Objekten wie Stimmungen oder Atmosphären, die Menschen – egal, ob sie alltagsontologisch von deren Existenz überzeugt sind oder nicht – in ihrer direkten Wahrnehmung als Charaktere von Situationen, Räumen oder Ereignissen gegeben sind. Menschen nehmen Atmosphären von Situationen zunächst so unmittelbar wahr wie sie einen Geldschein als wertvolles Objekt oder die Gesichtszüge einer Person als traurig wahrnehmen. Selbst wenn Menschen nun alltagsontologisch mitunter geneigt sein mögen, Stimmungen und Atmosphären sich selbst als Auffassungsweisen von Situ-

hat dabei jedoch eine Position vor Augen, die – anders als die hier vertretene – die EOOs als unbestimmbare Dinge an sich in unerreichbare epistemische Ferne rückt. Die hier vertretene Position ist bescheidener und hält sich zunächst an die Vorstellung, dass viele der Wahrnehmungsqualitäten, die Objekten in unserer direkten Wahrnehmung anhaften, nicht den wahrnehmungsunabhängigen Objekten als solchen zukommen, welche diese Wahrnehmung verursachen, sondern unserer perzeptiv-kognitiven Verfassung geschuldet sind.

38 Gleichzeitig erscheint es vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen fraglich, ob sich die Versachlichung – wie Habermas beschreibt – tatsächlich sowohl auf die menschliche *Wahrnehmungs-* als auch auf die menschliche *Deutungsperspektive* bezieht. Zwar scheint historisch tatsächlich eine gewisse Tendenz zu bestehen, dass Menschen die alltagsontologischen Deutungen der Wirklichkeit versachlichen, indem sie den alltagsontologischen Objekten viele der Merkmale, die GOOs in der direkten Wahrnehmung besitzen, nicht als intrinsische Eigenschaften zuschreiben (vgl. hierzu auch B. Smith 1995c, 416). Diese Versachlichung scheint sich aber nicht unmittelbar auf die Wahrnehmung des Menschen selbst auszuwirken und bedürfte, soll sie mehr sein als eine sozialgeschichtliche Spekulation aus dem Lehnssessel, empirischer Überprüfung. Die uns in der direkten Wahrnehmung gegebenen Objekte jedenfalls besitzen weiterhin ihre sekundären Qualitäten und Bedeutsamkeiten, auch wenn Einzelne zugleich alltagsontologisch überzeugt sein mögen, dass sie letztlich aus nichts weiter als materiellen Partikeln bestehen.

ationen, Ereignissen usw. zuzuschreiben, statt sie als objektive, alltagsontologische Objekte oder Objektmerkmale zu verdinglichen, sind ihnen solche Atmosphären gegebenheitsontologisch als gewöhnliche, äußerliche Aspekte ihrer Wirklichkeit gegeben. Sie mögen also alltagsontologisch bestreiten, dass Atmosphären in irgendeinem signifikanten Sinne als Teil einer gemeinsamen Wirklichkeit *existieren*, dennoch *gibt* es für sie Atmosphären als Objekte (oder Aspekte von Situationen) ihnen in direkter Wahrnehmung gegebener Wirklichkeit. Zudem scheinen Menschen im Großen und Ganzen – aber das müsste empirisch überprüft werden – eher dazu zu neigen, Atmosphären und Stimmungen als gewöhnliche Elemente in ihre Alltagsontologien zu integrieren, indem sie etwa Überzeugungen der Form äußern »Ganz schön schlechte Atmosphäre hier bei euch gerade, wa!?«, »Die Stimmung bei der Party gestern war leider ein bisschen träge« oder »Ich mag die Atmosphäre im Büro nicht, ist irgendwie so kalt und kahl«.

Die vorhergehenden Überlegungen erlauben es auch diesbezüglich, ontologisch etwas größere Ordnung zu schaffen: Die direkt gegebenen Atmosphären von Situationen lassen sich (alltagsontologisch-versachlichend) dispositionalistisch als einstellungsinduzierende sekundäre Qualitäten von Situationen, Ereignissen, Personen oder Objekten charakterisieren. Wie wir gesehen haben, lässt sich eine solche Analyse nun der grammatischen Oberflächenstruktur nach auf eines der Relata hin perspektivieren. Man kann also entweder sagen: Eine bestimmte Situation besitzt das Merkmal, bei bestimmten Subjekten eine bestimmte Stimmung zu induzieren (etwa: »*Resident Evil 7 VR* ist ein sehr gruseliges Spiel«). Oder: Bestimmte Subjekte sind so verfasst, dass sie auf bestimmte Situation mit einer bestimmten Stimmung reagieren (etwa: »Viele Menschen empfinden beim Spielen von *Resident Evil 7* in VR gehörigen Grusel«). Unabhängig von dieser grammatischen Auflösung bleibt es jedoch dabei: In alltagsontologisch-versachlichender Perspektive sind Atmosphären relationale Sachverhalte, die sowohl von den wahrnehmenden Subjekten als auch von Merkmalen der atmosphärisch wahrgenommenen Situationen abhängen – und sie sind zugleich gewöhnliche Objekte unserer menschlichen Wirklichkeit (vgl. hierzu auch Löffler 2013, 32).

Auch Habermas kann allerdings, wie Sellars, bezüglich der Versachlichung nicht sauber zwischen (gegebenheitsontologischer) Wahrnehmungs- und (alltagsontologischer) Deutungsperspektive unterscheiden, sofern er die direkte Wahrnehmung von GOOs und propositionsförmige Überzeugungen bezüglich der Existenz von AOOs nicht hinreichend deutlich voneinander differenziert. So mag es zwar sein, dass die Tendenz zur versachlichenden, alltagsont-

tologischen Wirklichkeits*beschreibung* heute vielfach stärker ausgeprägt ist als sie es früher war (obwohl dies erst noch empirisch zu überprüfen wäre); die direkte Wahrnehmung der Wirklichkeit selbst allerdings erscheint so *lebensweltlich zentriert* wie eh und je.

Daher bedarf die alltäglich wahrgenommene Wirklichkeit auch nicht erst einer ›Wiederverzauberung‹, damit die in ihr wahrgenommenen Objekte ›wieder‹ als mit qualitativen Merkmalen und Bedeutsamkeiten ausgestattete Objekte erscheinen. Was es demgegenüber heutzutage eher bedarf, ist ein erneutes Aufmerken auf den Umstand, dass die menschliche Wirklichkeit in dem hier entwickelten, nüchternen Sinn stets ›verzaubert‹ ist, dass GOOs unmittelbar als Objekte mit Bedeutsamkeit erscheinen.³⁹ Daher sei es auch – so Berger und Luckmann (1980, 96) – ein Fehler, »Verdinglichung als Pervertierung einer ursprünglich nicht verdinglichten Auffassung« der menschlichen Wirklichkeit anzusehen. Psychologische und ethnologische Evidenzen wiesen vielmehr – wie auch Millikan betont – darauf hin, dass die »ursprüngliche Auffassung von der gesellschaftlichen Welt – phylogenetisch wie ontogenetisch – in höchstem Maße verdinglicht« sei (ebd.; vgl. auch Scheler 1991, 42;). Hiermit ist nun nicht mehr als der Umstand bezeichnet, dass Menschen – sofern sie mit diesen hinreichend vertraut sind – die Objekte ihrer direkten Wahrnehmung als intrinsisch mit Wahrnehmungsqualitäten und Bedeutsamkeiten der bezeichneten Art ausgestattet wahrnehmen.

Aus einer solchen Perspektive wird zugleich deutlich, weshalb Versachlichung (im Gegensatz zur Verdinglichung) stets eigener epistemischer Anstrengung bedarf. Versachlichung ist etwas, was sich Subjekten nicht immer selbstverständlich nahelegt. Ich empfinde einen Geschmack unmittelbar als angenehm, höre einen Song unmittelbar als ergreifend und muss mich erst erinnern: das könnten andere aber anders empfinden. Ich verstehe unmittelbar, wenn jemand Slowenisch spricht, und muss mir erst vergegenwärtigen: das könnten andere jetzt nicht verstanden haben. Ich nehme eine Person unmittelbar als Person des Typus x wahr und denke ›So verhält man sich aber nicht *als ein richtiger x*‹, bis mir auffällt: vielleicht sollte ich noch einmal über die Bedingungen nachdenken, unter denen ich sozialisiert wurde. Und sofern dies so ist, Versachlichung also einer eigenen epistemischen Anstrengung bedarf, werben Berger und Luckmann für eine »Analyse der Verdinglichung [...] als

39 Vgl. zum Themenkomplex Entzauberung/Verzauberung der Welt im Zusammenhang techniphilosophischer Überlegungen auch Poljanšek 2011; 2014c.

dauerndes Korrektiv für die verdinglichenden Tendenzen« der menschlichen Auffassung der Wirklichkeit (Berger & Luckmann 1980, 98; vgl. hierzu auch Al-Saji 2009, 377f.; Haslanger 2021). Perzeptive und institutionelle Verdinglichungen stellen sich also ganz von alleine ein, um Versachlichung muss man sich erst bemühen. Insofern kann man eine gesellschaftliche Aufgabe geistes- und sozialwissenschaftlicher Theoriebildung darin sehen, latente Bedingungen des verdinglichend angenommenen So-und-nicht-anders-Seins von Gegenständen, Personen, Sachverhalten und Institutionen versachlichend zu explizieren, um so ihre Kontingenz und Selektivität sichtbar zu machen, welche in der Verdinglichung gerade verschwindet. In diesem Sinne bemerkt etwa auch Scheler (1991, 29), dass »alle echte menschliche Entwicklung wesentlich auf einem zunehmenden *Abbau* der Tradition« beruhe.⁴⁰

Alltagsontologische Urteile über das Angenehme (Kant)

»Wir haben jetzt begriffen, daß ein beliebiger Gegenstand wie ein [bloßes, TP] Ding erscheint, wenn man zuvor Sorge getragen hat, ihn aller menschlicher Bedeutungen, mit denen man ihn vorher geschmückt hat, zu entkleiden.«

(Sartre 1978, 114)

Für die versachlichende Dezentrierung unserer Deutungsperspektive liefert Kant in der *Kritik der Urteilskraft* ein paradigmatisches Beispiel, in welchem er sich auf Geschmacksurteile über das Angenehme, bzw. Urteile des »Sinnengeschmacks« bezieht:

40 Arnold Gehlen gibt in diesem Zusammenhang kritisch zu bedenken, dass eine Kritik und Erosion der Traditionen und Selbstverständlichkeiten – man könnte auch sagen: die fortschreitende Explikation impliziter Selektivität – den Subjekten die zuvor *qua* Verdinglichung implizite Kontingenz ihrer sozialen Verhältnisse als bewusst zu übernehmende (und dadurch mitunter auch belastende) Entscheidungen zurückspielt und überantwortet. Wo man zuvor dem anonymen Man die Verantwortung dafür zuschieben konnte, wie *man sich als x unter Umständen der Form y verhält*, muss dann das Subjekt je selbst erklären, wieso es was wie tun zu müssen oder zu dürfen glaubt. »In Traditionen des Verhaltens, des Wertens, und Geltenlassens werden doch [...] Fundamente gelegt, die man nicht dauernd in Frage stellen muß, die keine Entscheidungszumutungen stellen, weil sie habitualisiert sind. [...] Das ist eine ungeheure Entlastung, die wir für eine ewige Belastung mit dem »*discriminative strain*«, dem Unterscheidungs- und Entscheidungsdruck, preisgegeben haben. Dagegen sollen wir in der traditionsfressenden Zeit immerfort Jetztbewältigungen erfinden« (1986, 64).

In Ansehung des *Angenehmen* bescheidet sich ein jeder: daß sein Urteil, welches er auf ein Privatteil gründet, und wodurch er von seinem Gegenstande sagt, daß er ihm gefalle, sich auch bloß auf seine Person einschränke. Daher ist er gern zufrieden, daß, wenn er sagt: der Kanariensekt ist angenehm, ihm ein anderer den Ausdruck verbessere und ihn erinnere, er solle sagen: er ist mir angenehm; und so nicht allein im Geschmack der Zunge, des Gaumens und des Schlundes, sondern auch in dem, was für Augen und Ohren jedem angenehm sein mag. (KU, AA 05: 212.9-16)

Die von Kant beschriebene Erinnerung bezeichnet in diesem Fall also eine Versachlichungsempfehlung bezüglich eines Merkmals, welches das Urteils-subjekt dem Kanariensekt zunächst aufgrund seiner direkten Wahrnehmung als intrinsische Eigenschaft zuschrieb (*Der Kanariensekt k ist angenehm* $A(x) \rightarrow A(k)$), die sich jedoch als relationale Eigenschaft explizieren lässt, sofern das Subjekt einerseits gelernt hat, dass (Sinnen-)Geschmäcker individuell verschieden sind, und es andererseits zu einer entsprechenden Distanzierung von der Art und Weise fähig ist, wie ihm der Kanariensekt sinnlich unmittelbar gegeben ist (*Der Kanariensekt (k) ist mir (s) angenehm* $A(x, y) \rightarrow A(k, s)$). Zwar erscheint ihm in der Wahrnehmung das entsprechende GOO unmittelbar auf bestimmte Weise (hier: als angenehm). Die Erfahrung (mit anderen Subjekten) lehrt jedoch, dass ein solch unmittelbarer Sinneseindruck insofern trügerisch ist, als er von Subjekt zu Subjekt verschieden ausfallen kann, ohne dass sich die vom eigenen abweichenden Geschmacksurteile als objektiv inadäquat ausweisen ließen. Angenehm oder unangenehm zu sein erweist sich somit empirisch als ein intersubjektiv potenziell divergierendes Merkmal von GOOs, als ein Verweis auf intersubjektiv divergierende Wirklichkeiten. Die Versachlichung eines solchen Sinnengeschmacksurteils legt sich also auch in pragmatischer Hinsicht nahe, sofern Geschmäcker faktisch divergieren und so beispielsweise ein stures Festhalten am alltagsontologischen Urteil, dass der Kanariensekt als solcher angenehm sei, absehbar zu Konflikten führen kann (was gleichzeitig nicht bedeutet, dass Menschen im Allgemeinen stets dazu geneigt sind, sich an die Versachlichungsempfehlung in Bezug auf solche Merkmale zu halten). Es kann bezüglich des Urteils über das Angenehme nicht unterstellt werden, dass alle Subjekte im Urteilsbereich den Kanariensekt als angenehm empfinden (oder empfinden sollten), insofern ist eine alltagsontologisch-pragmatische Verdinglichung des Urteils von $A(k, m)$ zu $A(k)$ in diesem Fall nicht gerechtfertigt.

Würden wir in Bezug auf unsere Farbwahrnehmung die Erfahrung machen, dass die wahrgenommenen Farben sich von Subjekt zu Subjekt in arbiträrer Weise unterscheiden, so müssten wir ebenfalls lernen, unsere diesbezüglichen

alltagsontologischen Urteile versachlichend auf uns selbst einzuschränken. Selbiges gilt in umgekehrter Weise für den Sinnengeschmack: Dass das Empfinden von Geschmäckern als angenehm oder unangenehm intersubjektiv variiert, ist keine naturgegebene Notwendigkeit, sondern eine empirische Tatsache. Ebenso wäre jedoch denkbar, dass alle Subjekte – etwa aufgrund ihrer neurophysiologischen Konstitution – dieselben Geschmäcker als angenehm oder unangenehm wahrnehmen würden, sodass eine Einschränkung entsprechender Sinnengeschmacksurteile auf individuelle Subjekte sich pragmatisch erübrigte. Menschen wären in einem solchen Fall pragmatisch gerechtfertigt, die Art und Weise, wie sich Objekte ihnen unmittelbar bezüglich ihres Empfindens von angenehm und unangenehm präsentieren, generalisierend alltagsontologisch zu verdinglichen (»Kanariensekt schmeckt angenehm«). Sofern dies so ist, müssen Subjekte, um eine solche, qualifizierende Versachlichung vollziehen zu können, häufig erst die Erfahrung gemacht haben, dass Auffassungen oder direkte Wahrnehmungen in der bezeichneten Weise intersubjektiv divergieren. Eine Person, die ihr Leben lang nicht mit der Erfahrung konfrontiert wäre, dass Geschmäcker bezüglich des Angenehmen divergieren oder veränderlich sind, besäße faktisch keinen Anlass – auch wenn *de jure* solche Anlässe existieren sollten –, ihr diesbezügliches Urteil zu versachlichen, indem es seine Geltung nur auf sich selbst einschränkt. Woher sollte sie etwa wissen, dass zwar Geschmäcker individuell verschieden, Farbwahrnehmungen ihnen gegenüber aber interindividuell relativ stabil sind?

Versachlichung bezüglich solcher Merkmale bezeichnet somit das Bestreben, die Geltungsbereiche und Antezedenzbedingungen der in alltagsontologisch-verdinglichenden Überzeugungen Objekten zugeschriebenen Merkmale mitzuexplizieren, um so an die Stelle sachlich inadäquater alltagsontologischer Urteile allgemeingültigere Urteile zu setzen. Für gewöhnlich bedeutet dies im Hinblick auf gegenstandsbezogene Urteile, relativierende Bedingungen ihrer Geltung zu explizieren und so alltagsontologisch-verdinglichend als einseitig zugeschriebene Merkmale als relationale Eigenschaften zu rekonstruieren. Versachlichungen reagieren also auf den Umstand, dass viele der Eigenschaften, die GOOs aus der Perspektive der Wahrnehmung intrinsisch zugehören, zwischen verschiedenen Beobachter:innen divergieren können und sich insofern als abhängig von der spezifischen Verfasstheit der entsprechenden Erkenntnissubjekte oder auch den bestehenden Umgebungsbedingungen erweisen.

Alltagsontologische Urteile über Erscheinungen (Kant)

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen nun lässt sich auch Roselfeldts Rekonstruktion der Position Kants noch etwas mehr abgewinnen (vgl. FN 15 der Einleitung), sofern sich die *Kritik der reinen Vernunft* in einem ihrer wesentlichen erkenntnistheoretischen Züge als eine Versachlichungsempfehlung bezüglich unserer alltagsontologischen Existenzurteile lesen lässt: Die Objekte, die Menschen in der Wahrnehmung gegeben sind, sind Kant (KrV B XX) zufolge nicht die »Sache[n] an sich selbst«, vielmehr richte sich »unser Vorstellung der Dinge, wie sie uns gegeben werden, [...] nach unserer Vorstellungsart«. Kant behauptet also, dass es gewisse, *a priori*se, konstitutive Bedingungen gibt, nach denen sich die Objekte als Erscheinungen (d.i. in unserem Zusammenhang: als gegebenheitsontologische Objekte) richten. Dies Bedingungen sind laut Kant einerseits Raum und Zeit als *reine Formen der Anschauung*, durch welche die Gegenstände *sinnlich gegeben* werden, andererseits die *Verstandeskategorien*, durch welche die Gegenstände Kant zufolge *gedacht* werden (ebd., A 92/B 125). Dabei lehre die *Kritik der reinen Vernunft*, »das Objekt in *zweierlei Bedeutung*« zu nehmen, »nämlich als Erscheinung, oder als Ding an sich selbst« (ebd. B XXVII). Kant zufolge lässt sich also jedes Objekt entweder als Erscheinung oder als Ding an sich in den Blick nehmen, wobei allerdings über die Dinge an sich nichts in Erfahrung gebracht werden könne. So betont Kant wiederholt, dass sich seine transzendentalphilosophischen Explikationen auf die spezifische Vorstellungsart des Menschen einschränken.

Die Zeit ist also lediglich eine subjektive Bedingung *unserer (menschlichen) Anschauung*, (welche jederzeit sinnlich ist, d.i. so fern wir von Gegenständen affiziert werden,) und an sich, außer dem Subjekte, nichts. (Ebd. A 35/B 51 [Meine Herv.])

Was es für eine Bewandnis mit den Gegenständen an sich und abgesondert von aller dieser Rezeptivität unserer Sinnlichkeit haben möge, bleibt uns gänzlich unbekannt. Wir kennen nichts, als unsere Art, sie wahrzunehmen, die uns eigentümlich ist, die auch nicht notwendig jedem Wesen, *ob zwar jedem Menschen*, zukommen muß. (Ebd. A 42/B 59 [Meine Herv.])

Kant schränkt die Geltung seiner transzendentalphilosophischen Überlegungen daher etwa bezüglich des Geltungsbereichs der von ihm sogenannten »reinen Formen der Anschauung« (Raum und Zeit) explizit auf Dinge als (menschliche) Erscheinungen ein.

Der Satz: Alle Dinge sind neben einander im Raum, gilt unter der Einschränkung, wenn diese Gegenstände als Gegenstände unserer sinnlichen Anschauung genommen werden. Füge ich hier die Bedingung zum

Begriffe, und sage: Alle Dinge, als äußere Erscheinungen, sind neben einander im Raum, so gilt diese Regel allgemein und ohne Einschränkung. (Ebd. A 27/B 43)

Mit *Erscheinung* ist bei Kant also nicht so etwas wie *Erscheinung überhaupt* gemeint, sondern *Erscheinung für menschliche Subjekte*, wobei diese laut Kant »an sich selbst keine objektive Realität hat, und nur im Erkenntnis existiert« (ebd., A 120). Auch hier schlägt Kant den Übergang eines unqualifizierten alltagsontologischen Urteils der Form $\forall x \forall y (N(x,y))$, wobei $N(x, y)$ die Relation des Nebeneinanderseins im Raum bezeichnet und x und y Elemente der Menge materieller Gegenstände sind, zu einem qualifizierten, versachlichenden Urteil der Form $\forall x \forall y (E(x) \wedge E(y) \rightarrow N(x,y))$, wobei E das Prädikat bezeichnet, eine äußere Erscheinung für ein menschliches Subjekt zu sein. Versachlichende Urteile dieser Form qualifizieren also auf die ein oder andere Weise den Geltungsbereich oder die Gruppe der Erkenntnissubjekte, bezüglich derer bestimmte gegenständliche Urteile objektiv gelten.

In den erwähnten Beispielen für Versachlichung wird dabei zwischen gegenständlichen Urteilen unterschieden, die entweder bloß subjektiv sind, sofern sie zunächst nur für bestimmte Subjekte gelten (»Der Kanariensekt ist mir angenehm«), und solchen Urteilen, die für eine Gattung von Erkenntnissubjekten gelten (»Alle Dinge sind als Erscheinungen für Menschen nebeneinander im Raum«). Darüber hinaus tritt – wie wir bereits gesehen haben – allerdings auch der Fall ein, dass bestimmte Urteile in Bezug auf bestimmte Untergruppen von Subjekten in dieser Weise versachlicht werden können. Die unmittelbar aufgefasste Bedeutung bestimmter Geräusche und Objekte etwa kann bezüglich sozialer Gruppen oder »Kulturgemeinschaften« divergieren. Urteilt also etwa eine Person etwas wie »Goa-Hosen haben etwas Schludriges«, »Der erhobene Mittelfinger bedeutet ›Friede unter den Welten‹« oder »Nett« ist der kleine Bruder einer Beleidigung«, so kann man sie daran erinnern, sie solle sagen »Goa-Hosen haben in bestimmten sozialen oder kulturellen Kontexten etwas Schludriges«, »Der erhobene Mittelfinger bedeutet ›Friede unter den Welten‹ für eine bestimmte Kulturgemeinschaft« oder »Nett« gilt für bestimmte Personengruppen als der kleine Bruder einer Beleidigung« (vgl. hierzu ausführlich unten Kapitel 5.3). Bezüglich versachlichender Qualifizierungen des Geltungsbereichs verdinglichender Urteile auf die Klasse der Subjekte, für die sie gelten, lassen sich also idealtypisch drei Varianten unter-

scheiden – *Individualgeltung*, *Speziesgeltung* und *Gruppengeltung*.⁴¹ Sie alle weisen die – an Searles sozialontologische Formel erinnernde – logische Form »X ist Y für S« wobei X das bestimmte Objekt ist, Y die entsprechende Bestimmung und S die Menge der Subjekte, bezüglich derer das Urteil gilt.

Substruktion (Husserl) und der Fehlschluss der (vorschnellen) Naturalisierung gegebenheitsontologischer Objekte

Die bisher genannten Beispiele von Versachlichung beschränkten sich auf alltagsontologische Urteile und Überzeugungen von Subjekten, die weiterhin die (Wahrnehmungs-)Perspektive des Subjekts in Anspruch nehmen, d.h. es ging weiterhin um die Objekte der Alltagswirklichkeit und ihre möglichst sachliche, alltagsontologische Beschreibung. Der Fluchtpunkt oder das Ideal der Versachlichung findet sich allerdings in naturwissenschaftlichen Existenzontologien realisiert, sofern diese auf eine Emanzipierung von der spezifischen menschlichen Vorstellungsart, »den anthropomorphen Elementen« (Planck 1958, 9) der Wirklichkeit zielen (was sie allerdings für die Analyse von Gegebenheitsontologien in weiten Teilen unbrauchbar macht). An naturwissenschaftlichen Existenzontologien wird allerdings zugleich deutlich, inwiefern man auf den Gedanken verfallen kann, dass die Objekte der menschlichen Wirklichkeit in naturwissenschaftlichen Theorien Wesentliches verlieren: Wie bereits angemerkt ist in naturwissenschaftlicher Perspektive nur dasjenige von Belang, was auch unabhängig von der spezifisch menschlichen Perspektive der Fall ist. Insofern fallen in ihr alle von der konkreten Perspektive des Menschen abhängigen Objektumgrenzungen und -merkmale unter den Tisch. Auch die Frage, inwiefern bestimmte EOOs (und bestimmte Konglomerate solcher) bei Subjekten zur direkten Wahrnehmung von GOOs mit welchen Arten von Bedeutsamkeiten führen, ist aus naturwissenschaftlicher (die Psychophysik bildet hier eine Ausnahme) Perspektive für gewöhnlich uninteressant.

Unterstellt man den Naturwissenschaften nun, dass es ihr Anspruch sei, in ihren ontologischen Anteilen die menschliche Wirklichkeit und nicht so sehr die wahrnehmungsunabhängige Realität zu repräsentieren, mag es so erscheinen, als ersetzen sie die menschlichen Wirklichkeiten und ihre Objekte

41 Wobei Kant in der *Kritik der Urteilskraft* noch den Sonderfall der »subjektiven Allgemeinheit« der Geltung von Urteilen über das Schöne expliziert, der grundsätzlich unter die Speziesgeltung fällt.

durch ihre mathematisch-formalisierten Beschreibungen wahrnehmungsunabhängiger EOOs. Werden in dieser Weise GOOs mit den EOOs identifiziert, die ihre direkte Wahrnehmung verursachen, ist hier vom *Fehlschluss der (vorschnellen) Naturalisierung gegebenheitsontologischer Objekte* bzw. vom *Naturalisierungsfehlschluss* die Rede. Wer etwa behauptet, ein Geldschein sei »nichts weiter als ein Stück Papier«, oder ein Lächeln sei »nichts weiter als die Kontraktion bestimmter Gesichtsmuskeln«, die oder der macht sich eines solchen Naturalisierungsfehlschlusses schuldig. In der Tat ginge in einer solchen Beschreibung der menschlichen Wirklichkeit Wesentliches verloren, was bei Phänomenolog:innen und phänomenologienahen Autor:innen mitunter zur Sorge vor der Möglichkeit eines »Szientismus ohne Lebenswelt« (Hogrebe 2009, 40) führt.

Husserl (Hua VI, 129) spricht –wie oben bereits angedeutet– diesbezüglich davon, dass die Naturwissenschaften es sich zur Aufgabe machen, das »Subjektiv-Relative« der menschlichen Lebenswelt zu überwinden; »man kann und soll ihm [dem Subjektiv-Relativen] zuordnen ein hypothetisches An-sich-Sein, ein Substrat für logisch-mathematische ›Wahrheiten an sich«.

Der Kontrast zwischen dem Subjektiven der Lebenswelt und der »objektiven«, der »wahren« Welt liegt nun darin, daß die letztere eine theoretisch-logische Substruktion ist, die eines prinzipiell nicht Wahrnehmbaren, prinzipiell in seinem eigenen Selbstsein nicht Erfahrbaren, während das lebensweltlich Subjektive in allem und jedem eben durch seine wirkliche Erfahrbarkeit ausgezeichnet ist. (Ebd., 130)

Die wahrnehmungsunabhängige Realität werde also, ausgehend von der Perspektive der Wirklichkeit, dieser Wirklichkeit als eine hypothetische Konstruktion unter-geschoben, sub-struiert. Mit Substruktion bezeichnet Husserl somit eine Unterbauung der Wirklichkeit und der Objekte der direkten Wahrnehmung durch eine naturwissenschaftliche Beschreibung einer prinzipiell nicht wahrnehmbaren Realität und der in ihr enthaltenen EOOs. Um richtig einzuordnen, wie Husserls Konzeption der Substruktion zu verstehen ist, müssen allerdings zwei wesentliche Anliegen auseinandergehalten werden, die Husserl mit dieser Konzeption verbindet.

So ist es Husserl *erstens* darum zu tun, gegenüber einer einseitigen Orientierung an der Perspektive der Naturwissenschaften die Notwendigkeit einer eigenständigen Erforschung der menschlichen Wirklichkeit (Lebenswelt) darzulegen. Er argumentiert also, wie wir oben bereits gesehen haben, für das epistemisch-ontologische Eigenrecht der Gegebenheits- gegenüber der Existenzontologie. Dies gelingt ihm *zweitens* dadurch, dass er demonstriert, dass die Perspektive der Naturwissenschaften das Spezifische der menschli-

chen Wirklichkeit und ihrer Objekte in ihren Beschreibungen der wahrnehmungsunabhängigen Realität gerade überspringt, während für sie zugleich die »Lebenswelt beständig als Untergrund fungiert, wie ihre mannigfachen vorlogischen Geltungen begründende sind für die logischen, die theoretischen Wahrheiten« (Hua VI, 127). Husserls zentrale Kritik an der durch die »objektiven Wissenschaften« durchgeführten Substruktion besteht also darin, dass die Naturwissenschaften selbst in Bezug auf die Rechtfertigung ihrer Geltungsansprüche notwendig auf das Subjektiv-Relative der menschlichen Wirklichkeit ange- und zurückverwiesen bleiben. All die Apparate, Messinstrumente und Personen, die zur Bestätigung noch der abstraktesten Theorien herhalten, werden durch die entsprechenden Forscher:innen als Objekte der menschlichen Wirklichkeit aufgefasst. »Es ist natürlich die eine, gemeinsame Erfahrungswelt, in der auch Einstein und jeder Forscher sich als Mensch, und auch während all seines forschenden Tuns, weiß« (ebd., 128). Die wahrnehmungsunabhängige Realität erscheint in dieser Perspektive als eine hypothetische Konstruktion innerhalb oder auf dem Boden der menschlichen Wirklichkeit. Letztere fungiere dabei »nicht etwa als ein irrelevanter Durchgang[,] sondern als das für alle objektive Bewährung die theoretisch-logische Seinsgeltung letztlich Begründende, also als Evidenzquelle, Bewährungsquelle« (ebd., 129). Das von Husserl kritisch mit dem Begriff der Substruktion verknüpfte Argument besteht also darin, dass die menschliche Wirklichkeit mitsamt ihren Objekten – um hier einen Begriff Rudolf Carnaps zu borgen – »erkenntnismäßig primär« ist:

Ein Gegenstand (bzw. eine Gegenstandsart) heißt »erkenntnismäßig primär« in bezug auf einen anderen, den »erkenntnismäßig sekundären«, wenn der andere durch die Vermittlung des ersten erkannt wird und daher zu seiner Erkennung die Erkennung des ersten voraussetzt. (1928, 74)

Um also beispielsweise Elementarteilchen zu »erkennen«, müssen Forscher in gewöhnlicher, gegebenheitsontologischer Einstellung Experimentalsysteme realisieren, die theoretischen Annahmen begreifen, die diesen zugrunde liegen, an Messgeräten oder auf Bildschirmen dargestellte Messwerte ablesen usw. Bezüglich solcher GOOs sind Elementarteilchen also *erkenntnismäßig sekundär*. Hierin ist Husserl in seiner Analyse durchaus zuzustimmen. Was er hier allerdings im Blick hat, ist eine *erkenntnismäßige* Ordnung der Geltung oder Rechtfertigung. Er zeigt, dass die *Rechtfertigung der Geltung existenzontologischer Beschreibungen der wahrnehmungsunabhängigen Realität auf alltagsontologisch in Anspruch genommene Evidenzen zurückverwiesen bleibt*. Aus naturwissenschaftlich-existenzontologischer Perspektive muss dies allerdings

gar nicht bestritten werden. Im Gegenteil, der Umstand, dass die existenzontologischen Beschreibungen der wahrnehmungsunabhängigen Realität hypothetisch-konstruktiven Charakter haben, kann aus naturwissenschaftlicher Perspektive durchaus zugestanden werden. Man muss hierbei allerdings stets zwischen wahrnehmungsunabhängiger Realität (deren Existenz ihrerseits als Schluss auf die beste Erklärung der Vorhersageerfolge der Naturwissenschaften) und Existenzontologien, welche erstere zu repräsentieren beanspruchen, unterscheiden. Existiert die wahrnehmungsunabhängige Realität, die – auch hierin ist Husserl und Sellars zuzustimmen – in ihrem eigenen Selbstsein nicht erfahrbar ist, so ist diese gerade keine Konstruktion, hypothetisch konstruiert werden demgegenüber die Existenzontologien, die sie abzubilden beanspruchen.

Zugleich kann aber gelten, dass die wahrnehmungsunabhängigen EOOs, welche die Wahrnehmung entsprechender GOOs verursachen, *metaphysisch primär* gegenüber diesen GOOs sind, wobei sich metaphysische Primarität in Analogie zu Carnaps Definition der erkenntnismäßigen Primarität wie folgt definieren lässt:

Ein Gegenstand (bzw. eine Gegenstandsart) heißt ›metaphysisch primär‹ in Bezug auf einen anderen, den ›metaphysisch sekundären‹, wenn der andere in seinem Sein notwendig das Sein des ersteren voraussetzt, während das Umgekehrte nicht gilt.

Im Klartext heißt dies: Wenn keine wahrnehmungsunabhängigen, existenzontologischen Objekte *existierten*, *gäbe* es auch keine gegebenheitsontologischen Objekte für Subjekte. Es existierten aber sehr wohl wahrnehmungsunabhängige Objekte, wenn es keine gegebenheitsontologischen Objekte *gäbe* (auch wenn erstere dann von niemandem erkannt werden könnten). Wer die Rede-weise der *Grundierung* bevorzugt, könnte auch davon sprechen, dass GOOs sowohl in der kognitiven und perzeptiven Ausstattung von Organismen als auch in bestimmten, wahrnehmungsunabhängigen Strukturen *gründiert* [›grounded‹] sind (vgl. Schaffer 2009; ähnlich auch Baker 2007, 32).

Die erkenntnismäßige Primarität der erlebten Wirklichkeit scheint nun allerdings für manche Autor:innen den Gedanken naheulegen, dass die erlebte Wirklichkeit und die in ihr firmierenden Objekte naturwissenschaftlichen Existenzontologien auch substanziell zugrunde liegen, dass sich also etwa die in naturwissenschaftlichen Existenzontologien postulierten Entitäten in irgendeiner Weise auf gegebenheitsontologische Objekte müssten zurückführen lassen, sofern sie in einer zu spezifizierenden Weise aus diesen hervorgingen oder abgeleitet seien (vgl. hierzu auch Smith 1995c, 426). Exemplarisch

findet sich eine solche Auffassung etwa von Christoph Durt als Explikation von Husserls Konzeption der Substruktion formuliert:

The point is that the substruction is not reality itself, but the result of the application of a method to our experience of reality. The substruction is not the cause of experience, but the result of an idealization applied to experience. (2012, 155f.)

Das Missverständnis der naturwissenschaftlichen Perspektive entsteht hier, weil nicht sauber zwischen der hypothetisch-konstruierten *Existenzontologie* und der *wahrnehmungsunabhängigen Realität*, welche sie abzubilden beansprucht, unterschieden wird. Selbstverständlich ist die substruierte Existenzontologie hypothetisch postuliert, dies würden wohl wenige Naturwissenschaftler:innen, welche naturwissenschaftliche Theorien existenzontologisch interpretieren, bestreiten. Die wahrnehmungsunabhängigen EOOs, auf die sie sich im Erfolgsfall bezieht und die unsere Wahrnehmung verursachen, sind es (sofern es sie denn gibt) eben nicht. Häufig geht die Behauptung einer solchen substanziellen Abhängigkeit naturwissenschaftlicher Existenzontologien von der gegebenheitsontologischen Perspektive dabei mit der Vorstellung einher, dass der naturwissenschaftliche Zugriff auf die Realität sich rein instrumentalistisch erklären lasse, was zumindest am repräsentationalistischen Anspruch naturwissenschaftlicher Existenzontologien vorbeizieht.

Auf diese trügerische Überlegung weist auch Sellars hin, wobei er statt von der *erkenntnismäßigen Primarität* der Gegebenheitsontologie gegenüber der Existenzontologie, von der *methodologischen Voraussetzung* des manifesten gegenüber dem wissenschaftlichen Bild der Welt spricht:

The fact that each theoretical image is a construction on a foundation provided by the manifest image, and in this methodological sense presupposes the manifest image, makes it tempting to suppose that the manifest image is prior in a substantive sense[.] (1963, 20)

Allerdings beruht ein solcher Gedanke auf einem Missverständnis des Zusammenhangs zwischen Gegebenheitsontologie, Alltagsontologie und naturwissenschaftlichen Existenzontologien. Eine physikalische Existenzontologie bezieht sich weder direkt auf die Objekte, die in der erlebten Wirklichkeit, noch direkt auf die Objekte, die für gewöhnlich in unseren Alltagsontologien firmieren. Während die Objekte und Gegenstandsarten von *Gegebenheitsontologien* und *Alltagsontologien* in den Standardfällen unmittelbar durch die Wahrnehmung von Subjekten individuiert und konstituiert werden, werden die Objekte in naturwissenschaftlichen Existenzontologien für gewöhnlich durch

explizit gesetzte (*idealiter* mathematisierte) Prinzipien und Prozeduren individuiert. Letztere hängen von konkreter wahrnehmungsmäßiger Bezugnahme also nur insofern ab, als solche Bezugnahme die »Zuordnung« expliziter, formalisierter Beschreibung zum Realen ermöglicht.⁴² In Bezug auf physikalische Existenzontologien spricht Husserl daher auch davon, dass alle »Entdeckungen der alten wie neuen Physik [...] Entdeckungen in der sozusagen der Natur zugeordneten Formelwelt« seien (Hua VI, 48). Was einer naturwissenschaftlich-existenzontologischen Beschreibung zufolge *existiert* – dies mögen abstrakte Strukturen, Kräfte, Prozesse usw. sein –, muss sich dabei zwar in der Wahrnehmung an bestimmten Symptomen oder Effekten ausweisen lassen, aber nicht zwingend – sogar im Normalfall nicht – ein in der Wahrnehmung individuierbares Objekt sein. Den physikalischen Objekten liegen also nicht dieselben Prinzipien der Objektindividuation zugrunde wie den Objekten der Gegebenheits- und Alltagsontologien. Zwar gilt, wie auch Sellars betont, dass jede naturwissenschaftliche Existenzontologie »durch das manifeste Bild gestützt [»supported«]« wird (ebd. [m.Ü.]). Diese Stützfunktion wird allerdings dadurch realisiert, dass aus Theorien abgeleitete Vorhersagen sich an konkret wahrnehmbaren Phänomenen und Objekten bewähren (oder falsifiziert werden), nicht dadurch, dass theoretische (existenzontologische) Beschreibungen aus der unmittelbaren Erfahrung abgeleitet werden. Sofern wir also nur hinreichend scharf zwischen *erkenntnismäßiger* und *metaphysischer* Primarität unterscheiden, können wir Husserls zentrales Anliegen, die *Notwendigkeit einer eigenständigen Wissenschaft der menschlichen Wirklichkeit* anerkennen, ohne andererseits die naturwissenschaftliche Beschreibung der wahrnehmungsunabhängigen Realität zu einer bloßen, der Lebenswelt und ihren Objekten untergeordneten Konstruktion zu degradieren. *Menschliche Wirklichkeiten sind erkenntnismäßig primär gegenüber der wahrnehmungsunabhängigen Realität. Die wahrnehmungsunabhängige Realität ist metaphysisch primär gegenüber menschlichen Wirklichkeiten.*

Gegenüber den anderen Beispielen für Versachlichung zeichnet sich eine solche, naturwissenschaftlich-existenzontologische Perspektive nun dadurch aus, dass sie die menschliche Perspektive auch bezüglich der basalen For-

42 Hans Reichenbach (1920, 35) bringt diesen Umstand wie folgt zum Ausdruck: »Sprechen wir von dem Boileschen Gasgesetz, so ordnen wir damit die Formel $p \times V = R \times T$ gewissen Wahrnehmungen zu, die wir teils als direkte (z.B. das Hautgefühl bei bewegter Luft), teils als indirekte (z. B. Stand des Zeigers im Manometer) Wahrnehmungen der Gase bezeichnen«.

men ihrer (perzeptiven und alltagsontologischen) Objektindividuation hinter sich lässt. Die anderen Formen der Versachlichung entsprechen demgegenüber dem Versuch, ein intersubjektiv-verbindliches Drahtgittermodell der Alltagswirklichkeit, welches so etwas wie basale Entitäten umfasst, von in verschiedenem Ausmaß intersubjektiv kongruenten oder divergierenden Merkmalen zu unterscheiden, welche zusätzlich auf diese Entitäten ›projiziert‹ erscheinen können.

1.10 Es gibt keinen wissenschaftlichen Tisch

In der oben diskutierten Unterscheidung seiner beiden Tische macht sich Eddington einer Ungenauigkeit schuldig, die exemplarisch auf das problematische Verhältnis von *physikalischer Existenzontologie* und an intersubjektiver Verbindlichkeit *orientierten Alltagsontologien* – Bildern der unabhängig existierenden Realität aus physikalischer Perspektive und Bildern der Erscheinungswirklichkeit von Menschengemeinschaften – verweist. So impliziert die Rede von einem ›wissenschaftlichen Tisch‹, dass es sich bei dem so bezeichneten Objekt aus der Perspektive einer naturwissenschaftlichen Existenzontologie überhaupt um ein irgendwie einheitliches oder individuierbares Objekt handelt. Allerdings bleibt in Eddingtons Beschreibung weitestgehend unklar, wie der in der menschlichen Wahrnehmung problemlos als Objekt individuierbare Schreibtisch in dem von Kraftfeldern und elektrischen Ladungen bevölkerten Raum, über den er spricht, ohne nochmalige Bezugnahme auf die Spezifika menschlicher Wahrnehmung und Objektconstitution als signifikante Einheit individuierbar sein soll. Wie Smith richtig bemerkt, haben solche »mesoskopischen Objekte in den üblichen Theorien der Physik keinen Platz« (1998, 525; vgl. auch Smith 1995a, 302). Vielmehr scheint die Vorstellung, dass es dort ein »einzelnes, einheitliches, physisches Objekt (in irgendeiner Weise, die dem Alltagsverständnis von ›physisches Objekt‹ entspricht) gibt, [...] vom Rahmenwerk der Physik negiert zu werden« (Thomasson 2007, 142 [m.Ü]). »Instead of speaking of a ›thing‹ or ›physical object‹ here at all, physics would speak of a great many subatomic particles in fields of force« (ebd., 143). In der rein physikalischen Beschreibung der wahrnehmungsunabhängigen Realität, die Eddington andeutet, in den zwischen der Leere hin und her sausen den elektrischen Ladungen, *existiert* also kein Tisch *als signifikante mereologische Einheit* (vgl. auch ebd., 142). Möglicherweise ließe sich zwar die Menge subatomarer

Partikel umgrenzen, die beim Menschen zur Wahrnehmung einer mereologischen Einheit ›Tisch‹ führen; die Summe dieser Partikel stellt jedoch innerhalb der physikalischen Beschreibung eine arbiträre Menge ohne besondere physikalische Signifikanz dar. Ebenso ist nicht ohne weiteres klar, inwiefern sich die subatomaren Partikel selbst in einem *mereologischen Sinn* als *Teile* des in direkter Wahrnehmung gegebenen Tisches bezeichnen lassen. Gewiss, das Ensemble der subatomaren Partikel, die zur direkten Wahrnehmung eines Tisches führen, besteht aus subatomaren Partikeln. Menschen sind allerdings nicht in der Lage, subatomare Partikel zu sehen, sie beginnen vielmehr erst etwas wahrzunehmen, wenn eine hinreichend große Anzahl subatomarer Partikel zusammen auftreten, wie sie auch erst ab einer gewissen Amplitude einer Schallschwingung etwas zu hören beginnen. *Gegebenheitsontologisch* setzt sich ein Tisch aus *Teilen wahrnehmbarer Materie* zusammen, diese Teile sind im mereologischen Sinn echte Teile des Ganzen, welches ein Tisch ist. Ob jedoch die einzelnen subatomaren Partikel auch in einem mereologischen Sinn echte Teile eines Ganzen sind, welches durch die Menge der subatomaren Partikel bezeichnet wird, die zur direkten Wahrnehmung eines Tisches führen, erscheint fraglich.⁴³

43 Diesbezüglich ein Wort zur Mereologie (vgl. für das Folgende insbesondere B. Smith & Mulligan 1983): Sollte es aus den bisherigen Überlegungen noch nicht deutlich hervorgegangen sein, sei an dieser Stelle noch einmal betont, dass die Mereologie der hier vertretenen Auffassung nach primär eine gegebenheitsontologische (und derivativ eine alltagsontologische) Angelegenheit ist. Menschen sind, wie andere wahrnehmende Wesen auch, Subjekte, die in ihrer direkten Wahrnehmung in verschiedenster Hinsicht Objekte und Ereignisse als *Ganze* oder *Einheiten aus Teilen* erleben, die diesen Einheiten jeweils zugehören, wobei das Ganze als mehr erscheint als die bloße Summe seiner Teile. *Materielle* Objekte bestehen aus *materiellen Teilen*, in der Wahrnehmung als Einheiten individuierbare Handlungen bestehen aus vielen Teilhandlungen, *Melodien* bestehen aus *einzelnen Tönen*, *Gedichte* aus *Wörtern*, *soziale Kontexte* aus *Objekten* und *Handlungen* usw. Um Alexius Meinongs (1913, 388) Terminologie aufzugreifen: Eine »Komplexion«, eine Melodie etwa, ist mehr »als ein objektives Kollektiv von Tönen« – d. i. eine unverbundene Ansammlung von Tönen. Eine Melodie ist vielmehr durch die Töne *fundiert*, aus denen sie sich gegebenheitsontologisch zusammensetzt. Die fundierenden Gegenstände nennt Meinong (ebd., 386) dabei auch *Inferiora*, die fundierten Gegenstände *Superiora*, wobei das Verhältnis der *Fundierung* hier eine Notwendigkeitsbeziehung ausdrückt: Töne sind notwendig für eine Melodie, während Töne allein für eine Melodie nicht hinreichend sind. Statt von GOOs spricht Meinong (ebd., 400) dabei von »Gegenständen höherer Ordnung«, die einheitliche Wahrnehmungsgestalten in der direkten Wahrnehmung darstellen, denen sich inferiore Teile zuordnen lassen. Aufgefasste Ganze erweisen sich dabei als *mehr* als die Summe ihrer Teile, »eine Komplexion [ist] mehr [] als das objektive Kollektiv ihrer Bestandstücke« (ebd., 389). Wie angedeutet habe ich allerdings gewisse Bedenken, davon zu

Es gibt also nicht in einem unproblematischen Sinn einen »wissenschaftlichen Tisch«, wie Eddington dies suggeriert, so wenig, wie es auf der anderen Seite »gewöhnliche subatomare Partikel« gibt. »I venture to suggest that it is as absurd to say that there is a scientific table as to say that there is a familiar electron or a familiar quantum« (Stebbing 1958, 58). Die Rede von einem wissenschaftlichen Tisch leitet also insofern fehl, als sie suggeriert, dass die Objekte unserer alltäglichen Wirklichkeit und Alltagsontologie ohne Mühe mit Mengen von EOOs innerhalb naturwissenschaftlicher Existenzontologien identifiziert werden könnten. Eine solche Identifikation erweist sich schon deshalb als problematisch, weil die Bedingungen und Prinzipien, welche der Individuation und Konstitution gegebenheits- und alltagsontologischer Objekte zugrunde liegen, wesentlich andere sind als die Prinzipien, die der Konstruktion naturwissenschaftlicher Existenzontologien zugrunde gelegt werden.

Die grundsätzliche Frage, ob es die mesoskopischen Objekte unserer Alltagsontologien in der wahrnehmungsunabhängigen Realität gibt, ist dabei analog gelagert wie die Frage, ob die innerhalb unserer Alltagsontologien in Anspruch genommenen »folk psychologies« mit ihren Zuschreibungen mentaler Zustände (Überzeugungen und Wünschen) zur Erklärung der Handlungen von Akteuren naturwissenschaftlichen Standards genügen können oder nicht (vgl. etwa Churchland 1981; Stich 1983; Greenwood 1991). Handelt es sich bei diesen Objekten und Objektbezeichnungen also nur um aus unserer menschlichen Perspektive und für unsere beschränkten, praktischen Belange nützlichen Postulate, die keine naturwissenschaftliche Signifikanz besitzen? Oder existieren diese Objekte tatsächlich auch als Objekte der wahrneh-

sprechen, dass die GOOs, die mereologisch aus wahrnehmbaren Teilen zusammengesetzt sind, ihrerseits mereologisch aus den EOOs bestehen, die ihre direkte Wahrnehmung veranlassen, sofern in einer solchen Redeweise einerseits ein Kategorienfehler, andererseits die Übertragung mereologischer Verhältnisse, wie wir sie als Charakteristikum unserer Wirklichkeit kennen, auf existenzontologische Fragestellungen liegt. Die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung mereologischer Einheiten spricht auch gegen das von Hilary Putnam (1987, 18f.) am Beispiel »polnischer Logiker« vorgebrachte Argument alternativer mereologischer Einteilungen der Welt: Nicht jede denkbare mereologische Einteilung in Bezug auf eine alltagsontologische Beschreibung realer Elemente entspricht einer möglichen Wahrnehmung mereologischer Verhältnisse von Teilen und Ganzen. So kann ich zwar *sagen*, dass meine Nase, das Buch und die Augen der Leser:in eine mereologische Einheit bilden, mir können diese Elemente jedoch höchstwahrscheinlich nicht phänomenal als Teile *gegeben sein*, die zusammen *ein Ganzes* bilden, welches mehr als die bloße Summe dieser Teile ist.

mungsunabhängigen Realität, und wenn ja, in welchem Sinne genau?⁴⁴ Aus der hier entwickelten Perspektive legt es sich nahe, davon auszugehen, dass diese Frage auf einem Kategorienfehler beruht, sofern GOOs und EOOs disjunkten ontologischen Registern zuzuordnen sind.

Während also existenzontologisch orientierte Alltagsontologien sich vor allem auf mittelgroße, ausgedehnte Objekte beziehen und bezüglich dieser etwa die Geltung einer »naiven Physik« (Lipmann 1923; Bermúdez 2003; Albertazzi 2010, 180; Campbell 1994, 41) unterstellen, stellen elaborierte physikalische Existenzontologien – man denke exemplarisch an die Quantentheorie – sehr viel feinkörnigere Beschreibungen der wahrnehmungsunabhängigen Realität dar, die auf explizit vorausgesetzten Prinzipien (und nicht auf der Wahrnehmungsphysiologie der jeweils wahrnehmenden Subjekte) beruhen. Zwar mag, wie angedeutet, die Überzeugung, dass die in existenzontologischen Alltagsontologien firmierenden Objekte in physikalisch-existenzontologische Beschreibungen überführbar oder mit diesen korrelierbar sind, in einem gewissen Spielraum der (Un-)Genauigkeit und in bestimmten, deutlichen Fällen gerechtfertigt sein (vgl. hierzu auch Thomasson 2007, 143). Für welche Arten von Fällen dies gilt, müsste allerdings erst unabhängig gezeigt werden und kann jedenfalls nicht ohne weitere Begründung oder auf der Grundlage von Alltagsintuitionen stipuliert werden. Allerdings werden diese Probleme häufig zugunsten der Vorstellung übergangen, dass zwischen unseren gewöhnlichen Alltagsontologien und naturwissenschaftlichen Existenzontologien eine unproblematische Kontinuität unterstellt werden kann.⁴⁵

Auch unabhängig von der Frage, ob sich einzelnen AOOs in naturwissenschaftlichen Existenzontologien konkrete EOOs (oder Mengen solcher) zuordnen lassen, existiert daher in der wissenschaftstheoretischen Debatte – analog zur Diskussion über den Status der ›folk psychology‹ – eine Auseinandersetzung über die Frage, ob und inwiefern die von Menschen in Anspruch

44 Für eine mehr polemische als argumentative Kritik an der diesbezüglichen Vorstellung, dass es die gewöhnlichen Objekte alltagsontologischer Bezugnahmen in existenzontologischem Sinne nicht gibt, vgl. Searle 1994, 46f.

45 Eine solche Kontinuität wird beispielsweise auch von Habermas (2011, 67) in Anspruch genommen, sofern er das, was er die »objektive Welt« nennt, einmal als das bestimmt, was die Menschen in ihrem »kommunikativen Handeln« »als die Gesamtheit der beschreibungsunabhängig existierenden Gegenstände oder Referenten, von denen Sachverhalte ausgesagt werden können«, unterstellen. Andererseits aber auch »als Inbegriff aller deskriptiv erfassbaren, letztlich nomologisch erklärbaren Zustände und Ereignisse«, d.h. als Realität im Sinne naturwissenschaftlicher Existenzontologie (ebd., 74).

genommenen Alltagsontologien sich gegenüber wissenschaftlichen Realitätsbeschreibungen im Ganzen als falsch erweisen (vgl. etwa Elder 2004; Baker 2007; Thomasson 2007; Preston 2014; Unger 1979).

The divergence between the world-descriptions provided by physical science and common sense has led to some of the oldest and most persistent arguments for eliminating ordinary objects. For if, as some have thought, the descriptions of science compete with those of common sense, given their superior epistemic credentials (it is said), the scientific descriptions surely win out, and we must accept that common sense descriptions of the world as containing solid rocks, green grass, or sweet strawberries apply to nothing. (Thomasson 2007, 137)

So argumentieren etwa Mike Oaksford und Nick Chater (1998, 158 [m.Ü.]) dafür, dass die »Ontologien, die Menschen implizit verwenden« – von ihnen sogenannte *folk ontologies* – sich gegenüber wissenschaftlichen Beschreibungen der Realität schlichtweg als falsch erweisen. Als *folk ontologies* bezeichnen die Autoren dabei die subjektabhängigen Wirklichkeiten, die zu repräsentieren Anspruch von Gegebenheitsontologien ist. Auch Chater und Oaksford betonen dabei den selten berücksichtigten Umstand, dass die subjektabhängigen Wirklichkeiten ihrerseits nicht geradewegs mit den von Subjekten in ihren Alltagsüberzeugungen in Anspruch genommenen Ontologien – den Alltagsontologien – zu identifizieren sind. Man »kann also nicht einfach verbale Beschreibungen dessen, was Menschen als das relevante Wissen« bezüglich dieser Ontologien darstellen, verwenden, um subjektabhängige Wirklichkeiten gegebenheitsontologisch zu rekonstruieren (ebd.). Die indirekte Rekonstruktion von Gegebenheitsontologien bedarf demgegenüber vielmehr der genauen Beobachtung der Art und Weise, wie Individuen mit der wahrnehmungsunabhängigen Realität interagieren. Diese *folk ontologies* nun, die in den »kognitiven Eingeweiden des Individuums verborgen« seien (ebd.), erweisen sich den Autoren zufolge (ebd., 156f.) im Vergleich mit naturwissenschaftlichen Existenzontologien als ebenso falsch wie etwa die Phlogiston-Theorie in der Geschichte der Physik, sofern ihr Erklärungserfolg im Vergleich mit physikalischen Erklärungen gegen null tendiere. Oaksford und Chater interpretieren also Wirklichkeiten und ihre gegebenheitsontologische Rekonstruktion ihrem repräsentationalen Anspruch nach als Existenzontologien, d.h. als Repräsentationen der wahrnehmungsunabhängigen Realität. Diese Repräsentationen nun erweisen sich, gemessen am Maßstab der wahrnehmungsunabhängigen Realität, gegenüber naturwissenschaftlichen Existenzontologien als inadäquat oder falsch. Ähnlich wie andere Autoren dies bezüglich sogenannter *folk psychologies* – den alltäglich in Anspruch genommenen Erklärungen für das Han-

deln anderer Subjekte – behaupten (so etwa Churchland 1981), erweisen sich *folk ontologies* im Vergleich mit naturwissenschaftlichen Existenzontologien Chater und Oaksford zufolge somit als unangemessen, allenfalls als praktische Notbehelfe für den Alltagsgebrauch.

Aus den bisherigen Überlegungen geht allerdings hervor, dass die subjektabhängigen Wirklichkeiten nicht (oder nicht primär) die epistemische Funktion besitzen, die wahrnehmungsunabhängige Realität an sich adäquat zu repräsentieren. Ein direkt wahrgenommenes GOO – und im Ganzen betrachtet: die Wirklichkeit eines Subjekts – erweist sich vielmehr dann als ›angemessen‹ oder ›adäquat‹, wenn seine Wahrnehmung mitsamt den für es konstitutiven Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten das Subjekt in Bezug auf in seiner Umgebung bestehende Regularitäten erfolgreich orientiert. Wirklichkeiten erfüllen somit nicht primär den Zweck, die wahrnehmungsunabhängige Realität adäquat abzubilden oder einzufangen. Insofern zielt eine Kritik an *folk ontologies*, wie Chater und Oaksford sie formulieren, letztlich an deren eigentlicher, lebenspraktischer Funktion vorbei.

Den Umstand, dass GOOs in naturwissenschaftlich-existenzontologischer Perspektive keine eigenständige Signifikanz besitzen, hat auch Dennett (1987, 25 [m.Ü.]) im Blick, wenn er in der Nacherzählung eines Gedankenexperiments von Robert Nozick Menschen auf überlegene Intelligenzen (»Marsianer«) treffen lässt, die nicht der »intentionalen Strategie« – d.h. der Vorhersage des Verhaltens von Objekten durch Zuschreibung von Überzeugungen und Wünschen – bedürften, »um unser Verhalten bis ins kleinste Detail vorherzusagen«. Man könne sich diese Marsianer als »laplace'sche Super-Physiker« vorstellen, »die in der Lage sind, die Geschehnisse an der *Wall Street* zum Beispiel auf der mikrophysikalischen Ebene zu verstehen [*capable of comprehending*]« (ebd.).

Where we see brokers and buildings and sell orders and bids, they see vast congeries of subatomic particles milling about – and they are such good physicists that they can predict days in advance what ink marks will appear each day on the paper tape labeled »Closing Dow Jones Industrial Average.« (Ebd.)

Vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen wird deutlich, dass Dennett hier – entgegen seiner eigenen Suggestion – die Perspektive einer menschlichen Gegebenheits- oder Alltagsontologie einer physikalisch-existenzontologischen Perspektive gegenüberstellt, wobei er letztere seinen fiktiven Marsianern als Wirklichkeit ihrer direkten Wahrnehmung zuschreibt. Dass es sich bei der den Marsianern zugeschriebenen Perspektive um eine marsiani-

sche Gegebenheitsontologie handeln soll, kommt in Dennetts Erzählung darin zum Ausdruck, dass die Marsianer die Wirklichkeit nicht nur als die Superphysiker, die sie sind, auf Elementarteilchenebene *beschreiben* und *vorhersagen*, sondern sie Dennett zufolge auch so »sehen« – was immer man sich hierunter auch vorzustellen hat. Wir können zunächst die Schwierigkeit beiseiteschieben, die darin besteht, dass Dennett den fiktiven Marsianern unerklärt eine physikalische Existenzontologie als Gegebenheitsontologie zuschreibt, obwohl in keiner Weise klar ist, ob eine solche Form der ›Wahrnehmung‹ in biologischer und physikalischer Hinsicht *als Wahrnehmung* überhaupt möglich und insofern überhaupt sinnvoll denkbar ist.⁴⁶

Dennett führt nun weiter aus, dass die Marsianer zwar dazu in der Lage wären, alle Ereignisse auf subatomarer Ebene exakt vorherzusagen, dennoch würden sie dabei aber »etwas absolut Objektives verpassen [»they would be missing something perfectly objective«]:

[T]he patterns in human behavior that are describable from the intentional stance, and only from that stance, and that support generalizations and predictions. Take a particular instance in which the Martians observe a stockbroker deciding to place 500 shares of General Motors. They predict the exact motions of his fingers as he dials the phone and the exact vibrations of his vocal cord as he intones his order. But if the Martians do not see that indefinitely many different patterns of finger motions and vocal cord vibrations [...] could have been substituted for the actual particulars without perturbing the subsequent operation of the market, then they have failed to see a real pattern in the world they are observing. (Ebd., 25f.)

Zum einen ist offenbar – sofern es aus den Prämissen des Gedankenexperiments folgt – korrekt, dass den Marsianern diese realen Muster und die Möglichkeit ihrer funktional äquivalenten Ersetzung durch andere existenzontologische Ereignisse kognitiv wie perzeptiv durch die Lappen gehen würde. Sie könnten die entsprechenden Handlungen von ihrer subatomaren Beobachterperspektive gar nicht als signifikante Einheiten individuieren und

46 Hätten die fingierten Marsianer – wovon auszugehen ist – etwa Körper, Interessen und Wahrnehmungsorgane, so wäre ebenfalls davon auszugehen, dass sie auf der Grundlage ihrer Wahrnehmungsorgane und ihrer sonstigen kognitiven Verfassung in ihrer direkten Wahrnehmung GOOs konstituieren, die zu einer spezifischen – sowohl von der menschlichen Gegebenheitsontologie als auch von einer naturwissenschaftlichen Existenzontologie verschiedenen – Gegebenheitsontologie führen würden. Da sich allerdings für die folgenden Überlegungen durch diese Unterstellung nichts ändert, können wir diesen Umstand für den Augenblick ignorieren.

würden folglich auch nicht die jeweiligen Handlungstypen erkennen, die sie instanzieren.

156

Dies gilt allerdings nicht nur für intentionale Handlungen, sondern bereits für die sonstigen GOOs, die Menschen in ihrer direkten Wahrnehmung gegeben sind; auch diese würden den Marsianern nicht als signifikante und bedeutungsvolle Einheiten erscheinen, allenfalls als arbiträre Mengen subatomarer Partikel. Folgen wir Dennetts zuerst zitierter Beschreibung, wonach die Marsianer die Realität auf der Ebene subatomarer Partikel *wahrnehmen*, so würden sie nämlich nicht einmal Bewegungen von *Fingern* oder die Vibration von *Stimmbändern* vorhersagen, sondern Mikrobewegungen von riesigen Ansammlungen subatomarer Partikel, die nur aus der menschlichen Wahrnehmungsperspektive *als Einheiten* (Finger und Stimmbänder, Symbole auf dem Display usw.) identifizierbar sind. Nicht erst in intentionaler Einstellung lassen sich also *wirkliche Muster* »real patterns« entdecken, die innerhalb der marsianischen Wirklichkeit nicht als Objekte der direkten Wahrnehmung erscheinen. Vielmehr würden die Marsianer schon sehr viel grundlegendere Objekte und Muster der menschlichen Wirklichkeit nicht als solche erkennen können.

Statt als Gegenüberstellung einer (fiktiven) marsianischen Gegebenheitsontologie mit der menschlichen Gegebenheitsontologie kann man Dennetts Gegenüberstellung daher fruchtbarer als eine Entgegensetzung von menschlich-gegebenheitsontologischer und naturwissenschaftlich-existenzontologischer Perspektive lesen, die gerade auf das *epistemische Eigenrecht* der gegebenheitsontologischen Perspektive aufmerksam zu machen versucht. Dieses Eigenrecht besteht darin, dass in der menschlichen Wirklichkeit Objekte firmieren, die innerhalb einer rein naturwissenschaftlichen Existenzontologie einerseits als Einheiten keinen Platz finden und deren gegebenheitsontologische Bedeutsamkeit andererseits in der naturwissenschaftlichen Perspektive keine Rolle spielt. In der von Dennett fingierten, physikalisch-existenzontologischen Beschreibung der Marsianer würden somit zwar alle EOOs beschrieben sein, die zur direkten Wahrnehmung der entsprechenden GOOs Anlass geben, die individuierten GOOs selbst würden aber einerseits *als signifikante Einheiten* in dieser Beschreibung nicht auftauchen, andererseits nicht die *Bedeutsamkeitsmerkmale* besitzen, welche ihnen aus der Perspektive der Menschen konstitutiv zukommen. Dennett selbst bleibt allerdings auf halbem Weg zu dieser Einsicht stehen, wenn er die »Moral« der von ihm erzählten Geschichte in der »*Unvermeidbarkeit der intentionalen Perspektive in Bezug auf einen selbst und seine anderen intelligenten Artgenossen*« sieht (ebd., 27). Nicht nur das, was Dennett die *intentionale Perspektive* (»intentional stance«)

nennt, geht den Marsianern ab, sondern *die gegebenheitsontologische Perspektive* als solche, welche die intentionale Perspektive einerseits einschließt, zugleich aber auch signifikant über sie hinausgeht. Die Marsianer leben in keiner Wirklichkeit, es hätte für sie mit nichts etwas auf sich.

Dass das komplexe Verhältnis alltagsontologischer Bilder der Erscheinungswirklichkeit von Gemeinschaften und naturwissenschaftlich-existenzontologischer Bilder der Realität in philosophischen Debatten häufig zugunsten kontinuierlicher Vorstellungen keine besondere Berücksichtigung findet, liegt vor allem daran, dass sich die Frage nach deren Kommensurabilität für gewöhnlich weder aus naturwissenschaftlicher noch aus alltagsontologischer Perspektive (und insofern auch weder für naturwissenschaftlich noch für alltagsontologisch orientierte philosophische Fragestellungen) wirklich stellt: Im Alltag unterstellen wir in alltagsontologisch-verdinglichender Einstellung einfach die intersubjektive Verbindlichkeit der uns perzeptiv zugänglichen, mittelgroßen, materiellen Objekte mit den ihnen als gegebenheitsontologischen Objekten zukommenden Merkmalen und kommen in sozialen Interaktionen mit den entsprechenden Unterstellungen im Allgemeinen gut zurande. In Naturwissenschaften andererseits postulieren wir beispielsweise die Existenz von Kräften und Elementarteilchen usw. und brauchen uns dabei weiterhin um unsere alltagsontologischen Überzeugungen weiter keine Sorgen zu machen. Wir sind aber weder im Alltag noch in der Naturwissenschaft wirklich mit der Frage konfrontiert, ob und inwiefern beide Perspektiven wirklich überein zu bringen sind. Vielmehr reicht hier die Vorstellung aus, dass das, was wir im Alltag als relativ stabile Wirklichkeit erleben, *schon irgendwie* mit demjenigen zusammenhängt, was etwa durch die Physik genauer beschrieben und erklärt wird.

1.11 Exkurs: Die Relativierung des existenzontologischen Apriori in den Naturwissenschaften

Was es in einem gegebenheitsontologischen Sinne für bestimmte Subjekte gibt, wird jeweils durch das Ensemble von Wahrnehmungsdispositionen bestimmt, die im Folgenden in Anlehnung an Überlegungen Searles auch als ›Hintergrund‹ bezeichnet werden. Während nun Gegebenheitsontologien den Anspruch erheben, die Wirklichkeiten von Subjekten taxonomisch zu reprä-

sentieren, erheben naturwissenschaftliche Existenzontologien (NEOs) den Anspruch, die wahrnehmungsunabhängige Realität zu repräsentieren. Die in ihnen unterschiedenen Objektklassen sind ihnen also nicht durch subjektseitige, subpersonale Prinzipien der Objektconstitution vorgegeben, sie müssen vielmehr in empirischer-naturwissenschaftlicher Auseinandersetzung mit dem empirischen Widerstand der Realität erst gewonnen werden.

Und so sind – grob gesprochen – in NEOs die jeweils obersten Prinzipien der Objektconstitution nicht durch die perzeptiv-kognitive Verfassung von Subjekten vorgezeichnet, vielmehr werden sie als Axiome naturwissenschaftlicher Forschung explizit vorausgesetzt und sind dabei grundsätzlich zur (empirischen) Revision freigegeben. Bezüglich der in ihnen postulierten oder postulierbaren Entitäten sind die Naturwissenschaften also nicht darauf angewiesen, dass diese von Menschen in direkter Wahrnehmung wahrgenommen werden können oder auch darauf, dass die Unterscheidung existenzontologischer Objektklassen (wie sogenannter ›natürlicher Arten‹) Unterscheidungsgegebenheitsontologischer Objektklassen in irgendeiner Weise widerspiegeln. So mag sich etwa die gegebenheitsontologisch zentrale Unterscheidung von belebten und unbelebten Objekten im weiteren Verlauf der naturwissenschaftlichen Forschung in NEO-Perspektive als obsolet erweisen, sofern sich etwa physikalisch Beschreibungen derjenigen Prozesse finden, die wir alltagsontologisch als ›Leben‹ wahrnehmen und beschreiben. Dies würde allerdings nicht bedeuten, dass wir nicht weiterhin in unserer direkten Wahrnehmung und somit in unserer Wirklichkeit zwischen belebten und unbelebten Objekten unterscheiden würden, sofern diese Unterscheidung gegebenheitsontologisch eine irreduzible und zentrale Rolle bei der Orientierung von Subjekten in ihrer jeweiligen Wirklichkeit spielt.

Die subpersonalen Prinzipien der gegebenheitsontologischen Objektconstitution sind also nicht mit den Prinzipien oder Axiomen zu verwechseln, die der Konstruktion von NEOs und den in ihnen postulierten EOs explizit zugrunde gelegt werden (zur Erinnerung: Ontologien werden *konstruiert*, während die wahrnehmungsunabhängige Realität – sofern es sie denn gibt – *so ist, wie sie ist*). Eine solche Unterscheidung zwischen den Bedingungen, die subpersonal der *Konstitution* von gegebenheitsontologischen Objekten zugrunde liegen, und den Bedingungen, die der *Konstruktion* von NEOs im Zuge der Ausarbeitung naturwissenschaftlicher Theorien explizit zugrunde gelegt werden, ist innerhalb eines kontinuierlichen erkenntnistheoretischen Ansatzes, wie ihn etwa der kantische darstellt, nicht denkbar. Vielmehr stellt sich Kant – wie oben bereits angedeutet – vor, dass die subjektseitig der Kon-

stitution von Erscheinungen zugrunde liegenden, transzendentalen Prinzipien für alle Objekte menschenmöglicher Erkenntnis gelten und insofern auch der naturwissenschaftlichen Forschung als Fundament oder Rahmen zugrunde gelegt werden können. Der hier vertretenen Auffassung nach verhält es sich jedoch anders: Die EOOs der wahrnehmungsunabhängigen Realität werden in dem, was sie wahrnehmungsunabhängig sind, nicht durch die *Vorstellungsart* menschlicher Subjekte restringiert, sofern sie nicht ›gegeben‹ werden.⁴⁷ Die wahrnehmungsunabhängigen Objekte existieren vielmehr gerade unabhängig von solchen, spezifisch menschlichen Bedingungen, wobei es sich die Naturwissenschaften zur Aufgabe gemacht haben zu ergründen, wie es sich mit der wahrnehmungsunabhängigen Realität als solcher verhält. Dabei zeigt sich, dass der Mensch in seinen denkerischen (wenn auch nicht in seinen perzeptiven) Anteilen dazu in der Lage ist, existenzontologische Sachverhalte zu konzeptualisieren, die aus alltagsontologischer Perspektive mindestens kontraintuitiv erscheinen (wie etwa der Dualismus von Welle und Teilchen, die Existenz von elf Dimensionen in der String-Theorie, die Existenz von Rückwärtskausalität usw.) und die dennoch langfristig empirische Bestätigung finden können.

Für die Konstruktion naturwissenschaftlicher Existenzontologien müssen also Prinzipien, in Form theoretischer Axiome, festgelegt werden, die ihrerseits festlegen, was innerhalb solcher NEOs als Objekt möglicher Erkenntnis gelten kann. Was innerhalb einer Naturwissenschaft als Objekt welcher Art gilt, hängt somit von den je in ihr vorausgesetzten Axiomen ab, die durch empirisch motivierte Revisionen historischem Fortschritt (oder Wandel) ausgesetzt und nicht durch die unmittelbaren perzeptiven und kognitiven Beschränkungen des Menschen limitiert sind. Die Gedanken sind also im Falle der naturwissenschaftlichen Forschung mitunter so frei, dass sie sich beinahe gänzlich von der spezifisch menschlichen Perspektive zu emanzipieren vermögen (was mitunter den Eindruck erwecken mag, die Naturwissenschaften vermittelten eine ›kalte‹ Perspektive auf unser Universum und die Realität).⁴⁸

47 Inwiefern sie dennoch von der Denkungsart bzw. dem Vermögen menschlicher Subjekte zur Bildung expliziter Begriffe abhängen, ist eine andere Frage, die hier nicht diskutiert werden kann.

48 Misselhorn (2005, 140) etwa spricht davon, dass das »Weltbild« der klassischen Mechanik »hart, kalt, farblos, stumm und tot« gewesen sei, »eine Welt mathematisch berechenbarer mechanischer Regularitäten«. Bezeichnend an solchen Beschreibungen ist die möglicherweise aus ihnen sprechende Sorge, die naturwissenschaftliche Beschreibung

Wissenschaftstheoretische Ansätze, die von einer solchen historischen Wandelbarkeit existenzontologisch-naturwissenschaftlicher Axiome der Gegenstandskonstitution ausgehen, werden gelegentlich unter dem Begriff des »relativierten Apriori« diskutiert (vgl. etwa Friedman 2001, 71ff.). Sofern man grundsätzlich die Notwendigkeit der Ansetzung solcher Prinzipien oder Axiome zugesteht, bezeichnet die Relativierung des Apriori die These der historischen Wandelbarkeit solcher explizit vorausgesetzten Prinzipien dessen, was überhaupt in einem naturwissenschaftlich signifikanten Sinn als EOO gelten kann. Von einem *Apriori* kann dabei nur in dem Sinne die Rede sein, als sich die *faktischen axiomatischen Voraussetzungen, die der Konstruktion von NEOs zugrunde gelegt werden*, historisch verändern, nicht in dem Sinne, dass sich apodiktisch gültige Bedingungen historisch verändern könnten (was unsinnig wäre). Nicht allerdings bezeichnet das relativierte Apriori in diesem Zusammenhang die – für sich genommen in bestimmter Hinsicht valide – These, dass die subjektseitigen Prinzipien der direkten Wahrnehmung von GOOs sich historisch wandeln.⁴⁹

Die historische Vorlage für eine solche Theorie lieferte Hans Reichenbach in *Relativitätstheorie und Erkenntnis apriori* (Reichenbach 1920; vergleichbare Vorstellungen einer historischen Relativierung des naturwissenschaftlichen Apriori finden sich exemplarisch etwa bei Bachelard 1980 und in Friedman 2001). Reichenbach (1920, 46) unterscheidet zwei Kerngehalte des kantischen Apriori: Dieses sei von Kant zum einen als »apodiktisch gültig« und zum anderen als »den Gegenstandsbegriff konstituierend« aufgefasst worden. Der historische Fortschritt der Physik – und dabei insbesondere die Entwicklung der Relativitätstheorie – allerdings habe gezeigt, dass die von Kant als apodiktisch gültig angesetzten, transzendentalen Prinzipien revidierbar seien. Dennoch bleibe es aber dabei, dass in den Naturwissenschaften gewisse Prinzipien vorausgesetzt werden müssten, die den jeweiligen Gegenstandsbegriff

der wahrnehmungsunabhängigen Realität könnte unserer menschlichen Wirklichkeit ihre Farbigkeit, Lebendigkeit, Wärme, Weichheit usw. rauben. Unterscheidet man demgegenüber, wie hier vorgeschlagen, zwischen *Realität* und *Wirklichkeit* verschwindet ein solcher Eindruck des Qualitätenraubes (vgl. hierzu auch Benoist 2011, 59).

49 Eine solche These wird bezüglich der Relativierung des Apriori allerdings in der Tradition der französischen Wissenschaftstheorie unter dem Titel einer *Mentalitätsgeschichte* vertreten, die auch Michel Foucault im Sinn hat, wenn er von einem »historischen Apriori« spricht (einige Bemerkungen hierzu finden sich im fünften Kapitel des Buches, sofern der Wandel des gegebenheitsontologischen Apriori mit einer diachronen Veränderung menschlicher Wirklichkeiten zusammenfällt).

konstituieren. Diese allerdings erwiesen sich als historisch wandelbar. Die Konstitution des »physikalischen Gegenstandes« – Reichenbach nennt hier als Beispiele die Auffassung der Erde als Kugel und die Boilschen Gasgesetze – komme durch die Zuordnung mathematischer Gleichungen zu direkten und indirekten Wahrnehmungen zustande (ebd., 34), wobei die »definierte Seite [die Seite der Gleichungen, TP] die Einzeldinge der undefinierten Seite [die Seite der Wahrnehmungen, TP] erst bestimmt, und [...] umgekehrt die undefinierte Seite die Ordnung der definierten Seite vorschreibt« (ebd., 40).

Die Betonung eines solchen Wandels der naturwissenschaftlich vorausgesetzten Prinzipien der Objektkonstitution kann möglicherweise den Umstand zu erklären helfen, wieso Kant die Möglichkeit eines Auseandertretens der Prinzipien der Objektkonstitution zwischen Erfahrungswirklichkeit und Realität im Sinne eines wissenschaftlichen Bildes zu seiner Zeit noch nicht sehen oder antizipieren konnte. Die Physik seiner Zeit ließ sich, wie hier vorausgesetzt sein soll, im Wesentlichen immer noch als eine Physik der sicht- und berechenbaren, bewegten Körper interpretieren, die noch nicht den Gedanken nahelegte, dass unsere alltäglichen Begriffe von Raum, Zeit und Materie aus einer existenzontologischen Perspektive nur grobschlächlige Zugriffe auf in ihrer Tiefenstruktur sehr viel komplexere, wahrnehmungsunabhängige Objekte darstellen. Aus Kants historischem Blickwinkel konnte es sich also durchaus nahelegen davon auszugehen, dass die Physik sich im Wesentlichen mit der genaueren Erforschung derjenigen Objekte befasst, die uns in unserer alltäglichen Erfahrung – unserer Vorstellungsart gemäß – *gegeben* sind.

1.12 Eine unnötige Vervielfältigung der Objekte? Über das Verhältnis von GOOs und EOs

Es könnte nun allerdings die Sorge entstehen, dass die Einführung subjektabhängiger Wirklichkeiten gegenüber einer wahrnehmungsunabhängigen Realität, von GOOs neben EOs, zu einer unerwünschten Multiplikation oder Verdopplung der Objekte führt (vgl. hierzu A. Smith 2002, 239f.; B. Smith 1998, 525, 239f.; Ders. 2009). So scheint es in einer Situation, in der ein Subjekt ein wirkliches Messer oder einen Geldschein vor sich hat, der hier vorgeschlagenen Explikation zufolge angemessen, davon zu sprechen, dass es *einerseits* für das Subjekt das Messer oder den Geldschein als GOO gibt, während (zumindest im Normalfall) unabhängig von diesen GOOs *zugleich* EOs existieren,

welche nicht mit diesen GOOs identisch sein sollen und welche aber die Gegebenheit des Messers oder des Geldscheins verursachen. Nimmt man noch die alltagsontologische Perspektive hinzu, so scheinen Subjekte darüber hinaus unter bestimmten Bedingungen mindestens pragmatisch in der Annahme gerechtfertigt, dass es in einer Situation der beschriebenen Art intersubjektiv-verbindlich ein Messer oder einen Geldschein als AOO einer mit anderen geteilten Welt gibt. Gibt es damit nicht plötzlich zwei (oder gar drei) Geldscheine? Zwei (oder gar drei) Messer? Dem ist selbstredend nicht so.

Gleichwohl soll die wohl kontraintuitivste Konsequenz des hier vertretenen Ansatzes – die sich hinter der Behauptung verbirgt, Realität und Wirklichkeit bildeten disjunkte Bereiche – nicht unter den ontologischen Tisch gekehrt werden: Einer heute verbreiteten Auffassung zufolge *repräsentieren* die phänomenalen Objekte der Wahrnehmung im Erfolgsfall die *wahrnehmungsunabhängigen Objektursachen* der Wahrnehmung, im Falle des *direkten Realismus* bringt uns die Wahrnehmung im Erfolgsfall gar »in unmittelbaren Kontakt mit der Wirklichkeit«, ihren wahrnehmungsunabhängigen Objektursachen (Willaschek 1993, 572). Steht eine Person also sehenden Auges vor einem Messer, so repräsentiert das phänomenal gesehene Messer (der *Messereindruck*, wenn man so will), im Erfolgsfall das wahrnehmungsunabhängig existierende Messer, bzw. bringt uns im Falle des direkten Realismus in direkten Kontakt mit diesem Messer. Der vermeintliche Vorteil dieser Position liegt auf der Hand: Man muss nur *eine* Schicht tatsächlich existierender Objekte postulieren, die im Erfolgsfall der Wahrnehmung richtig abgebildet (oder erfasst) werden. Im Erfolgsfall wäre die Wahrnehmung also transparent auf die wahrnehmungsunabhängige Realität; wir bedürften keiner Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit, sofern die Wahrnehmung uns – wenn auch nur partielle – Durchblicke oder epistemische Durchgriffe in die Realität erlaubt.

Der hier vertretenen Auffassung zufolge müssen wir jedoch zwischen wahrnehmungsunabhängigen EOOs und in der Wahrnehmung gebbaren GOOs unterscheiden. Dies kommt – ein solcher Eindruck könnte sich zumindest nahelegen – einer unnötigen Vervielfältigung der Objekte gleich. Philosoph:innen argumentieren an einer solchen Stelle häufig mit dem metatheoretischen Sparsamkeitsprinzip von *Ockhams Rasiermesser*: *Unterstellte Entitäten sind nicht über das Notwendige hinaus zu vervielfältigen, sofern eine einfachere Erklärung der fraglichen Phänomene zur Verfügung steht*. Allerdings sollte man mit Ockhams Rasiermesser nicht allzu voreilig hantieren, will man nicht versehentlich Organe aus dem ontologischen Corpus schneiden, die man später – wenn auch nur durch diffuse theoretische oder phänomenolo-

gische Phantomschmerzen – vermissen könnte. Ontologische Sparsamkeit ist kein Selbstzweck, sie findet ihr Korrektiv in der Anmessung an die Phänomene. Die folgenden Überlegungen müssen also zeigen, dass die Einsparung von GOOs unser ontologisches Bild der Welt in einer Weise beschneidet, die dieser Welt selbst nicht gerecht wird. Neben dem Umstand, dass GOOs zur phänomenologisch adäquaten Beschreibung von Fällen der Wahrnehmungsillusion postuliert werden müssen, soll dazu ganz grundsätzlich verdeutlicht werden, dass die Differenz von EOOs und GOOs auch in Fällen gewöhnlicher Wahrnehmung festgehalten werden muss. Wie im Zuge der folgenden Überlegungen deutlich werden sollte, sind es darüber hinaus vor allem die synchrone Diversität und der diachrone Wandel menschlicher Wirklichkeiten, die vorschneidenden Schnitten mit Ockhams Rasiermesser zum Opfer fallen könnten.

Fangen wir mit der Rekapitulation des positiven Vorschlags an: Die wahrnehmungsunabhängige Realität als solche klingt nicht, riecht nicht, sieht nicht aus – und es hat mit der Realität an sich auch nichts auf sich (d.i. sie besitzt keine Bedeutsamkeit). Bestimmte Merkmale der wahrnehmungsunabhängigen Realität jedoch sorgen bei kausalem Kontakt mit bestimmten Organismen reliabel für die phänomenale Gegebenheit bestimmter qualitativer Merkmale und Objekte der Subjekten in ihrer Wahrnehmung gegebenen, klingenden, riechenden, sichtbaren und durch Bedeutsamkeit ausgezeichneten Wirklichkeit. So ist etwa die gehörte Höhe eines Tons gewöhnlich zuverlässig mit der Höhe der Frequenz der Schallschwingung korreliert, welche die Gegebenheit des Tons durch kausale Wirkung auf das Trommelfell verursacht, die gehörte Lautstärke wiederum mit deren Amplitude (d.i. die Größe der Druckschwankungen). Wahrnehmungsunabhängig existieren also EOOs (oder Mannigfaltigkeiten solcher), die bei kausalem Kontakt mit den Wahrnehmungsorganen von Organismen unter bestimmten Bedingungen zur wahrnehmungsmäßigen Gegebenheit bestimmter GOOs führen. Am Beispiel von Messer und Geldschein: Es existieren EOOs, die bei perzeptiv-kausalem Kontakt mit den Wahrnehmungsorganen eines entsprechenden Organismus zur Gegebenheit eines Messers, bzw. eines Geldscheins als wirklichen materiellen Objekten führen. Die wahrnehmungsunabhängigen EOOs als solche, welche die direkte Wahrnehmung der jeweiligen GOOs verursachen, sind jedoch (an sich) kein Geldschein bzw. kein Messer. Messer und Geldscheine gibt es nur innerhalb *menschlicher Wirklichkeiten*. Und es gibt sie nur insofern als Elemente gemeinsamer Wirklichkeiten, als sie verschiedenen Subjekten kon-

gruent in ihrer jeweiligen Wahrnehmung gegeben sein können.⁵⁰ Wahrnehmungsunabhängige EOOs verursachen bei bestimmten Subjekten unter gewissen Bedingungen die direkte Wahrnehmung bestimmter GOOs, letztere sind jedoch nicht mit ersteren zu identifizieren. Wie genau dies zu verstehen ist, lässt sich am einfachsten am Beispiel gehörter Geräusche verdeutlichen: Menschen hören nicht den wahrnehmungsunabhängigen *Hörschall*, der eine mechanische Schwingung einer Frequenz zwischen 16 Hz und 20 kHz in einem elastischen Medium darstellt, sie hören *Geräusche*. Der Hörschall verursacht bei kausalem Kontakt mit dem Trommelfell (wir befinden uns hier im Bereich des Realen) das Hören eines Geräuschs (hier befinden wir uns Bereich des Wirklichen), sodass Subjekte unter gewöhnlichen Umständen aus dem Hören eines Geräuschs auf die Existenz von Hörschall in der realen Umgebung schließen können. Die wahrnehmungsunabhängigen Schallereignisse, die bei perzeptivem Kontakt zum Hören eines Geräuschs oder eines bedeutsamen Wortes führen, sind allerdings nicht als solche ein Geräusch oder ein bedeutsames Wort. Insofern erzeugt ein einsam im Wald umfallender Baum zwar *Schallwellen*, aber keine *Geräusche* (auch wenn diese Schallwellen bei kausalem Kontakt mit hörenden Organismen bei diesen zum Hören von Geräuschen führen würden). Wir können diesen Umstand allerdings insofern alltagsontologisch ausblenden, als bei Organismen wie uns die Existenz von Hörschall in der realen Umgebung zuverlässig zum Hören von Geräuschen führt. Wenn wir daher geneigt sind zu sagen »Ein einsam umfallender Baum macht Geräusche«, so lässt sich dies entweder alltagsontologisch-verdinglichend so lesen, dass wahrnehmungsunabhängig Geräusche in der Welt existieren, die von uns Menschen wahrgenommen werden können, oder es lässt sich dispositionale so lesen, dass das Umfallen des Baums in der realen Umgebung von Organismen wie uns zum Hören von Geräuschen führen würde. Ein gehörtes Wort, eine gehörte Melodie sind also weder identisch mit, noch setzen sie sich aus *Schallwellen* oder *Schallereignissen* zusammen. Vielmehr setzen sich gehörte Wörter und Melodien ihrerseits aus gehörten *Geräuschen* zusammen, deren Gegebenheit im Regelfall ihrerseits durch wahrnehmungsunabhängige Schallereignisse kausal verursacht wird. Eine beliebige Addition oder Komplexion von EOOs stellt somit als solche niemals irgendein GOO dar.

50 GOOs sind allerdings nicht als wahrnehmungsunabhängige EOOs zu begreifen, die *darüber hinaus* mit zusätzlichen, z.B. semantischen oder »primary-kind« (Baker 2007, 35, 219) Eigenschaften ausgestattet werden.

GOOs sind das Ergebnis subpersonal ablaufender (realer) Wahrnehmungsvorgänge, die – wie wir noch ausführlicher sehen werden – einerseits *Prozesse der Objektindividuation*, andererseits *Prozesse der Bedeutsamkeitskonstitution* einschließen (die sich letztlich als nicht scharf voneinander unterscheidbar erweisen werden). GOOs liegen also nicht wahrnehmungsunabhängig fertigindividuiert und -konstituiert in der physischen Umgebung des menschlichen Organismus vor, um von diesem in der Wahrnehmung nur mehr aufgefasst oder selektiert zu werden. Führen nun solche Wahrnehmungsvorgänge in Bezug auf verschiedene Subjekte zu hinreichend kongruenten direkten Wahrnehmungen, so sind diese pragmatisch darin gerechtfertigt, das, was ihnen in direkter Wahrnehmung gegeben ist, in Bezug auf die entsprechenden anderen Subjekte alltagsontologisch so aufzufassen, als läge es wahrnehmungsunabhängig so vor, wie es ihnen in der Wahrnehmung gegeben ist. Subjekte können also in solchen Fällen die Möglichkeit intersubjektiver Wirklichkeit-*sinkongruenzen* alltagspragmatisch übergehen.

Allerdings erscheint die These, dass GOOs und EOOs disjunkten Seinsbereichen zugehören, weit weniger plausibel, sobald man statt gehörten Geräuschen sicht- und spürbare materielle Objekte als Beispiele heranzieht. Scheint es bei gehörten Wörtern und Melodien als flüchtigen, transitorischen Vorgängen noch einigermaßen plausibel davon zu sprechen, dass diese weder mit wahrnehmungsunabhängigen Schallereignissen *identisch* sind, noch aus Schallwellen *bestehen*, so gilt dies nicht in derselben Weise für die These, dass sichtbare ausgedehnte Objekte nicht mit wahrnehmungsunabhängigen existenzontologischen Objekten identisch sind oder zumindest aus diesen bestehen. Ausgedehnte Objekte scheinen doch gerade aus wahrnehmungsunabhängigen, materiellen Teilen zu bestehen, nicht nur aus sichtbaren und spürbaren Teilen und Qualitäten. Barry Smith macht diesbezüglich unter Verweis auf eine analoge Auffassung Schelers auf ein Problem aufmerksam, welches Positionen der hier vertretenen Art mit sich zu bringen scheinen. Wie oben bereits angemerkt unterscheidet Scheler (Scheler 1916, 139) – in ähnlicher Weise, wie dies hier geschieht – zwischen den Dingen, wie sie uns im Alltag in unserem menschlichen »Milieu« erscheinen (z.B. der »Milieusonne« oder dem »Fleisch, das gestohlen, gekauft wird und so weiter«) und den Objekten, wie sie in den Naturwissenschaften erscheinen (der »Sonne der Astronomie« und der »Summe von Zellen und Geweben mit den in ihnen stattfindenden chemischen und physikalischen Prozessen«), wobei erstere mit letzteren »nicht das mindeste« zu tun hätten.

Das Problem mit solchen Behauptungen ist klar. Wie jedes Schulkind, das ein Mikroskop besitzt, weiß, ist Fleisch, das gestohlen und gekauft wird, sehr wohl eine Summe von Zellen und Geweben, die Sonne am Nordpol sehr wohl dieselbe Sonne, die am Äquator erlebt wird. Es kann nicht der Fall sein, daß die Dinge unserer praktischen Umwelt nicht das mindeste mit den Gegenständen der Wissenschaften zu tun haben. (B. Smith 1998, 525; vgl. hierzu auch B. Smith 2009)

Für Scheler demgegenüber gehören die Objekte des Alltags einem »Zwischenreich an, welches zwischen unserem Wahrnehmungsinhalt und den »objektiv gedachten« Gegenständen der Wissenschaft liegt« (Smith 1998, 525). Das zentrale Probleme solcher »relativistische[r] Auffassungen des Verhältnisses zwischen Mensch und Umwelt« bestehe nun darin, »daß sie die Existenz einer gemeinsamen, einer intersubjektiven Umwelt kaum erklären können« (ebd.). Es gälte diesbezüglich – so Smith – »die Skylla eines monadologischen Relativismus fensterloser Umwelten und die Charybdis eines schlichten Physikalismus ohne Umwelten und Umweltgegenstände« zu vermeiden (ebd.).

Zunächst erweist es sich an dieser Stelle als hilfreich, an den Umstand zu erinnern, dass es zumindest eine nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisende Lesart der kantischen Auffassung ist, dass die Welt der Erscheinungen, in der wir uns durch unsere menschliche Vorstellungsart wiederfinden, das Ergebnis von Konstitutionsleistungen ist, die qua apriorischer, transzendentaler Formen der Gegenstandskonstitution *intersubjektiv kongruent* ist. Verschiedene Menschensubjekte finden sich Kant zufolge also nicht deshalb in derselben Wirklichkeit wieder, weil diese von einer anonymen, suprasubjektiven Vernunft als fertigkonstituierte Außenwelt für alle Subjekte zur Auffassung fertig vorliegt, sondern weil Menschensubjekte sie qua ihrer spezifischen Vorstellungsart kongruent konstituieren. Wir sind also aus der philosophischen Tradition bereits mit der Denkfigur einer *intersubjektiven Weltenteilung qua analoger oder kongruenter Konstitution* vertraut, auch wenn dieser Sachverhalt dadurch kaschiert wird, dass die entsprechenden Bedingungen Kant zufolge für alle menschlichen Subjekte identisch sind (und insofern die Indirektheit des Teilens von Welt pragmatisch übergangen werden kann). Die Lösung dieses Problems entlang der eben exemplarisch an Kant vorgeführten Stoßrichtung wird uns die folgenden Überlegungen hindurch ausführlich beschäftigen, wobei Smith darin zuzustimmen ist, dass die Behauptung, GOOs hätten mit EOOs »nicht das mindeste« zu tun, sich als nicht haltbar erweist. Tatsächlich entspricht Schelers Rede von einem »Zwischenreich« jedoch ziemlich genau der hier entwickelten Position, wobei allerdings alles darauf ankommt, wie genau dieses Zwischenreich ontologisch konzipiert wird,

um einerseits – wie Smith betont – einen monadologischen Relativismus fensterloser Umwelten zu vermeiden, der die Existenz einer gemeinsamen Umwelt nicht zu erklären vermag, andererseits aber auch, um die faktische Diversität menschlicher Wirklichkeit nicht ontologisch zu nivellieren, indem wir alltagsontologisch-verdinglichend von einer entweder für alle Menschensubjekte einheitlichen oder von für jeweilige Kulturgemeinschaften intersubjektiv-verbindlichen, homogenen Wirklichkeiten ausgehen.

Der diesbezüglich vorgebrachte Vorschlag lautet, dass menschliche Wirklichkeiten als eine Art *Interface* zu interpretieren sind, welches auf optimale Orientierung des Subjekts im Hinblick auf in seiner wahrnehmungsunabhängigen Umgebung bestehenden Regularitäten kalibriert ist, wobei die relativ stabile physische Umgebung – die sich alltagsontologisch in der Vorstellung eines Drahtgittermodells mittelgroßer Materiedinge niederschlägt – einen signifikanten Anteil dieser Regularitäten ausmacht: Wie bei einem Navigationsgerät wird in der menschlichen Wahrnehmung die wahrnehmungsunabhängige Umgebung nicht geradewegs detailgetreu abgebildet, vielmehr fungieren die den Subjekten in der Wahrnehmung gegebenen Objekte als komplexitätsreduzierte und orientierungsoptimierte Anzeiger *einerseits* dessen, was in der wahrnehmungsunabhängigen physischen Umgebung in Bezug auf den wahrnehmenden Organismus signifikanterweise *der Fall ist* (insofern liefert die Wirklichkeit dem Subjekt durchaus eine Orientierung in Hinblick auf für es relevante Aspekte der Realität), *andererseits* dessen, was es mit den Objekten und Sachverhalten einer mit anderen geteilten Welt *für das Subjekt auf sich hat oder haben könnte*. Die Objekte der Wahrnehmung (bzw. der menschlichen Wirklichkeit) besitzen also, wenn man so will, zweierlei Anzeigerichtungen (die im nächsten Unterkapitel als zwei verschiedene Formen ihrer ›Intentionalität‹ unterschieden werden):⁵¹ Einerseits verweisen sie indirekt auf in der Umgebungsrealität des Organismus bestehende Sachverhalte, andererseits gehört ihre »ökologische Validität« (Brunswik 1952, 22) konstitutiv zu den Objekten der Wirklichkeit, indem diese horizontal auf naheliegende Möglichkeiten verweisen, die dem Subjekt (aufgrund in seiner Umgebung bestehender

51 In einem früheren Aufsatz habe ich diese beiden Richtungen als »Sinngegenständigkeit« und »Referenzialität« zu unterscheiden versucht (Poljanšek 2015b). Ich halte heute noch an dieser Unterscheidung fest, wenn mir die dortige Darstellung auch etwas behäbig erscheint.

Regularitäten) drohen oder die sich ihm anbieten.⁵² Wenn ich eine Tasse als etwas wahrnehme, aus dem Heißgetränke zu trinken sind (was sich etwa an dem Umstand ablesen lässt, dass ich mit Irritation auf hiervon abweichenden Gebrauch reagiere) repräsentiere ich in der Wahrnehmung nicht einfach eine Menge wahrnehmungsunabhängiger Entitäten, welche die distale Ursache meiner Wahrnehmung darstellen. Vielmehr habe ich aufgrund des Bestehens entsprechender lokaler Umgebungsregularitäten einen Begriff-von von Tasse verinnerlicht, durch den mir in der Wahrnehmung ein Objekt präsentiert ist, welches wesentlich durch seine spezifische *Bedeutsamkeit*, durch das, was es in einer mit anderen geteilten Welt *mit ihm für mich auf sich hat*, seine spezifischen Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmeprofile konstituiert ist. Wie es sich in Sellars' Konzeption des manifesten Bildes andeutete, erfüllt auch die Wirklichkeit (ähnlich wie dies als intersubjektiv-verbindlich angesetzte Alltagsontologien tun) somit bereits eine Vermittlungsfunktion zwischen der Darstellung von in der wahrnehmungsunabhängigen Realität bestehenden Sachverhalten und der Orientierung der wahrnehmenden Subjekte auf eine sinnhaltige Welt, die das Subjekt zumindest teilweise mit anderen teilt. Eine solche (normative) Orientierung erfolgt also nicht erst durch die Involvierung von Subjekten in den »logischen Raum des alltäglichen Diskurses« [*logical space of ordinary discourse*] (Sellars 1997, 53) mitsamt entsprechender Praktiken und Normen des Nehmens und Gebens von Gründen, in welchen Subjekte die korrekte Anwendung alltagsontologischer Begriffe-für lernen, welche zum manifesten Bild der Welt gehören, sondern bereits auf der Ebene der unmittelbaren Wahrnehmung.

Besonders deutlich wird die Notwendigkeit der Einziehung einer gegenüber der wahrnehmungsunabhängigen Realität eigenständigen, gegebenheitsontologischen Schicht dabei in Fällen intersubjektiver *Wirklichkeitsinkongruenz*, die von Positionen, welche alltagsontologisch-verdinglichend die grundsätzliche Homogenität einer gemeinsamen Alltagswirklichkeit für jeweilige Gemeinschaften oder Spezies von Subjekten behaupten, kaum erklärt werden können. Die augenfälligsten Beispiele für zumindest partiell inkongru-

52 Man könnte diesbezüglich auf die Idee kommen, die menschliche Wirklichkeit selbst als eine erweiterte Realität – als *augmented reality* – zu beschreiben, welche dem Subjekt die wahrnehmungsunabhängige Realität in einer Weise indirekt zugänglich macht oder erschließt, welche es in dieser Umgebung besser orientiert, als es eine bloße Repräsentation der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung könnte. Allerdings würde eine solche Redeweise wiederum eine Art Add-on Theorie der menschlichen Wirklichkeit nahelegen.

ente und insofern nicht mit anderen geteilte Wirklichkeiten, mit denen Menschen in ihrem Alltag regelmäßig konfrontiert sind, bieten Subjekte anderer Spezies. Zwar zeigen Menschen beim Umgang mit Säugetiersubjekten anderer Spezies gelegentlich die Neigung, diese zu behandeln, als nähmen sie im Wesentlichen dieselbe Wirklichkeit wahr wie sie selbst, um nur allenfalls etwas anders auf diese zu reagieren. Bei genauerer Betrachtung lässt sich jedoch feststellen, dass die Wirklichkeiten anderer Spezies sich offenbar zumindest teilweise aus Objekten und Merkmalen zusammensetzen, die in menschlichen Wirklichkeiten nicht firmieren. Das lässt sich etwa an dem Umstand ablesen, dass Subjekte anderer Spezies häufig mit Objekten zu interagieren oder auf Ereignisse zu reagieren scheinen, die mindestens teilweise für uns Menschen nicht wahrnehmbar sind, oder sie mit für uns wahrnehmbaren Phänomenen in einer Weise interagieren, die darauf hindeutet, dass sie dort etwas signifikant anderes wahrnehmen als wir selbst. Solche Fälle verdeutlichen, dass die existenzontologische Identität der kausal für die Wahrnehmung verantwortlichen EOOs (sofern diese in den entsprechenden Fällen unterstellt werden kann) nicht hinreichend für die intersubjektive Kongruenz der entsprechenden Wahrnehmungen ist. Wie später noch zu zeigen ist, ist Wirklichkeitsinkongruenz allerdings nicht nur eine *interspezifische*, sondern auch eine *intraspezifische* Angelegenheit: Auch Menschen leben mitunter in voneinander divergierenden Wirklichkeiten; und zwar nicht nur im Hinblick auf unterschiedliche (häufig als relativ ›homogen‹ unterstellte) Kulturgemeinschaften und Praxiszusammenhänge, denen sie angehören.

Sofern nun aber die verschiedenen, wahrnehmungsdispositionalen ›Hintergründe‹ der Subjekte – die als individuelle Mengen von Begriffen-von-konzeptualisiert sind – hinreichend ähnlich sind, sind ihnen unter denselben existenzontologischen Bedingungen auch hinreichend kongruente oder analoge GOOs gegeben. Man muss also keine ihrerseits wahrnehmungsunabhängig und somit *existenzontologisch* existierende Schicht von Objekten zwischen der Realität der Physik und den Wahrnehmungsinhalten der Subjekte unterstellen, welche dann als geteilte, von verschiedenen Subjekten in der Wahrnehmung adäquat zu erfassende Wirklichkeit fungieren könnte. Vielmehr ›entsteht‹ diese intersubjektiv in je verschiedenem Ausmaß geteilte Schicht durch die jeweiligen Wahrnehmungen der verschiedenen Subjekte selbst. Subjekte sind also nicht dadurch in einer gemeinsamen Wirklichkeit, dass diese Wirklichkeit und die zu ihr gehörenden Objekte mit all ihren Merkmalen wahrnehmungsunabhängig zur korrekten Erfassung fertig vorliegen, sondern dadurch, dass den Subjekten jeweils unter ähnlichen Realbedingungen hinreichend

Kongruentes in ihrer Wahrnehmung gegeben ist. Neben dem oben angebotenen Bild der *Silent Disco* mag ein weiteres VR-Szenario zur Veranschaulichung dieses Gedankens dienen: Tragen verschiedene Subjekte in ein und demselben Raum Augmented-Reality-Brillen (AR-Brillen), die hinreichend zuverlässig und in intersubjektiv kongruenter Weise für die direkte Wahrnehmung eines sicht- und manipulierbaren Messers auf dem im Raum stehenden Tisch sorgen, so *gibt es* dieses ›virtuelle‹ Messer als wirkliches Objekt, als intersubjektiv eindeutigen Referenten einer von ihnen geteilten Wirklichkeit, auch wenn sich mit ihm nur ›virtuell‹ und nicht ›real‹ schneiden lässt (vgl. hierzu ähnlich Chalmers 2017).⁵³ Dasselbe gilt im Übrigen schon heute beispielsweise für das gemeinsame Arbeiten an einem digitalen Dokument in einer Cloud. Es ›gibt‹ dieses Dokument als eindeutigen Referenten einer gemeinsamen Wirklichkeit, sofern es eine *intersubjektiv eindeutige alltagsontologische Adresse* besitzt, die es den Subjekten erlaubt, es zuverlässig aufzufinden und sofern es intersubjektiv kongruent wahrgenommen wird.

Überträgt man dieses Szenario zurück auf die uns vertraute Wirklichkeit, so ergibt sich folgendes Bild: Die gewöhnliche Wahrnehmung des Menschen lässt sich im Ganzen als eine Art *gegebenheitsontologische Projektion* beschreiben, die – veranlasst durch kausale Wirkungen von EOOs auf die Wahrnehmungsorgane menschlicher Organismen – zur Gegebenheit von GOOs führt. Kongruieren nun die gegebenheitsontologischen Projektionen verschiedener Subjekte, so bewegen diese sich bezüglich dieser Kongruenzen in einer gemeinsamen Wirklichkeit. Dabei korrelieren einige der Merkmale der gegebenen GOOs systematisch mit Merkmalen der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung, andere Merkmale der GOOs tun dies jedoch nicht. So korreliert bei einem gehörten »Aua« etwa die Höhe und Lautstärke mit Frequenz und Amplitude der entsprechenden realen Schallschwingung, wohingegen die gehörte Bedeutung keinem intrinsischen Merkmal der Schallwelle entspricht. Das Beispiel des augmentierten Messers erlaubt zudem anzuzeigen, inwiefern die Frage nach intersubjektiv eindeutiger alltagsontologischer Referenz auf einen Gegenstand relativ unabhängig von der Frage nach der numerischen Identität

53 Chalmers Vorschlag zur Realität virtueller Objekte leidet an dem Umstand, dass er virtuelle Objekte letztlich aus einer der physikalischen Materie analog vorgestellten virtuellen Materie bestehen lässt, die wiederum aus Datenstrukturen bestehe. Damit macht er sich jedoch eines Naturalisierungsfehlschlusses schuldig, indem er gegebenheitsontologische und existenzontologische Ebene sowohl in Bezug auf physisch-reale als auch in Bezug auf virtuell-reale Objekte vermengt und GOOs letztlich mit EOOs identifiziert.

tität der existenzontologischen Objektursachen von GOOs ist: So garantiert der Umstand, dass ein und dieselbe Menge von EOOs kausal zur Gegebenheit von GOOs bei verschiedenen Subjekten führt, noch nicht die gegebenheitsontologische Identität der jeweils wahrgenommenen GOOs. Verschiedenen Subjekten können aufgrund divergierender Hintergründe verschiedene GOOs gegeben sein, deren Gegebenheit kausal von denselben EOOs verursacht ist. Umgekehrt kann verschiedenen Subjekten aber auch dasselbe GOO gegeben sein, obwohl (wie im Fall des augmentierten Messers) nicht eine einheitliche Menge von EOOs existiert, welche deren Gegebenheit verursacht. Die intersubjektive Kongruenz der wahrgenommenen GOOs, nicht die existenzontologische Identität derjenigen EOOs, welche die Gegebenheit der in Frage stehenden GOOs verursachen, sorgt für die Geteiltheit von Wirklichkeit.

Grundsätzlich sind anstelle der Identität der Objektursachen der Gegebenheit von GOOs bei geteilten Hintergründen auch andere, existenzontologisch indirektere Mechanismen der intersubjektiven Wirklichkeitssynchronisation denkbar, heutzutage vor allem etwa technologische (wie im Falle synchronisierter AR oder auch einfacheren Formen technisch-digitaler Situationssynchronisation wie bei der Videotelefonie). Menschen können sich also intentional auf ›dasselbe‹ GOO beziehen, obwohl dessen Gegebenheit durch numerisch verschiedene EOOs verursacht wird. Identität der die Gegebenheit von GOOs kausal verursachenden EOOs ist allerdings die althergebrachte und eine besonders wirkmächtige Form intersubjektiver Wirklichkeitssynchronisation. Unter gewöhnlichen Wahrnehmungsbedingungen sorgt eine existenzontologische Identität der EOOs, welche die Gegebenheit von GOOs für Subjekte mit hinreichend ähnlichen dispositionalen Hintergründen verursachen, auch für eine zumindest partielle intersubjektive Kongruenz jeweils wahrgenommener GOOs. So werden etwa ein Subjekt, welches einen Begriff-von von Geldscheinen besitzt und eines, welches dies nicht tut, in einer Situation, in welcher ersteres einen Geldschein wahrnimmt, zwar einerseits GOOs mit divergierenden Merkmalen, zugleich aber kongruent jeweils einen farbigen ausgedehnten Gegenstand wahrnehmen, sofern das Vermögen zur Wahrnehmung farbiger ausgedehnter Gegenstände grundlegender zum wahrnehmungsdispositionalen Hintergrund von Menschen gehört als Begriffe-von, die mit etablierten Praxiszusammenhängen verknüpft sind. In Situationen dieser Art existiert also ein geteilter Kern der Wirklichkeit, der mit partieller Weltkongruenz einhergeht.

Insofern erweisen sich die Wirklichkeiten von Subjekten als kategorial von der wahrnehmungsunabhängigen Realität verschieden, sie haben aber ande-

rerseits insofern gerade nicht ›nicht das mindeste‹ mit der wahrnehmungsunabhängigen Realität zu tun, als die Gegebenheit von GOOs für gewöhnlich durch EOOs verursacht wird und die Gegebenheit bestimmter GOOs im Hinblick auf einige ihrer Merkmale zuverlässige (wenn auch stets fallible) Schlüsse auf wahrnehmungsunabhängig bestehende Sachverhalte erlaubt, wie beispielsweise das Hören eines Geräuschs unter gewöhnlichen Bedingungen den Schluss erlaubt, dass wahrnehmungsunabhängig Schall in der Umgebung des Organismus existiert.

Eine solche Position hat allerdings zugleich, soviel sei hier zugestanden, die nicht ganz angenehme Konsequenz, dass es gegebenheitsontologisch beispielsweise nicht korrekt ist davon zu sprechen, dass die Objekte unserer Wirklichkeit aus EOOs *bestehen*. Korrekt ist ihr zufolge vielmehr zu sagen, dass die Gegebenheit solcher Objekte durch EOOs *verursacht* wird. Noch kontraintuitiver mag anmuten, dass dieser Position zufolge beispielsweise der Schluck Wasser als das Nasse und Erfrischende, das wir trinken, und das Quantum H₂O, welches parallel dazu dem Organismus in existenzontologischer Perspektive zugeführt wird, nicht identisch sind, deren Existenz (bzw. Gegebenheit) nur reliabel miteinander korreliert sein sollen. Das Wasser, das wir trinken, soll also der hier vertretenen Position zufolge nicht zu einem Großteil aus dem Stoff H₂O im Sinne der Naturwissenschaften bestehen. Zugegeben: Das klingt reichlich seltsam. Smiths diesbezüglicher Hinweis, dass ja jedes Schulkind weiß, dass Fleisch eine »Summe von Zellen und Gewebe« ist, ist instruktiv und suggestiv genug, um eine solche Behauptung, die Objekte der Wirklichkeit bestünden nicht aus realen Teilen und seien auch nicht mit den Objekten der Wissenschaft identisch, *prima facie* zu deplausibilisieren.

Wie steht es nun also um die Frage, ob die Gegenstände unserer Wirklichkeit sich aus realen Entitäten zusammensetzen? Unter Inanspruchnahme unserer alltagsontologischen Intuitionen möchte ich folgende Analogie zum mereologischen Verhältnis von GOOs und EOOs vorschlagen: Angenommen, ein Subjekt trägt eine VR-Brille, durch welche es sich in seiner Wahrnehmung in einem bunten virtuellen Raum mit verschiedenfarbigen Objekten wiederfindet. Gleichzeitig trägt es Handschuhe, mit denen es seine virtuellen Hände und seinen virtuellen Körper steuern und so die bunten virtuellen Objekte im virtuellen Raum manipulieren kann. Parallel dazu befinden sich in einem Nebenraum, der dem virtuellen Raum der Simulation bis auf den Umstand gleicht, dass er und alle Objekte in ihm grau sind, sowohl ein Roboter als auch eine Reihe von Objekten, die jeweils den virtuellen Objekten der Simulation entsprechen. Zudem sind in den Raum einige, sehr viel kleinere Objekte spär-

lich eingestreut, denen im virtuellen Raum keinerlei Objekte entsprechen. Bewegt sich das Subjekt im virtuellen Raum, so bewegt sich entsprechend auch der Roboter, und auch die virtuelle Veränderung der virtuellen Objekte korreliert mit der Veränderung der entsprechenden, sich tatsächlich im Nebenraum befindlichen, realen Objekte. Ein signifikanter Teil der Veränderungen im virtuellen Raum hätte also entsprechende Konsequenzen im realen Nebenraum und umgekehrt; es besteht zwischen beiden eine starke wechselseitige Korrelation. Wenn also das Subjekt mit seinem virtuellen Körper ein virtuelles Objekt (sagen wir: ein Stück Brot) in zwei Teile brechen würde, wäre das entsprechende physische Objekt im Nebenraum ebenfalls gebrochen.⁵⁴ Nun sind offenbar die virtuellen Objekte, die dem Subjekt in seiner direkten Wahrnehmung in der virtuellen Umgebung gegeben sind, und die physischen Objekte im Nebenraum, denen sie korrelieren, nicht numerisch identisch. Dennoch stehen sie in einer hinreichend zuverlässigen Korrelation, welche es dem Subjekt erlaubt, aus Veränderungen im virtuellen Raum auf Veränderungen im realen Raum zu schließen. Sofern also der Mechanismus, welcher die Objekte im Nebenraum mit den virtuellen Objekten korreliert, hinreichend reliabel ist, kann es also unmittelbar aus wahrgenommenen Sachverhalten im virtuellen Raum auf im realen Nebenraum bestehende Sachverhalte schließen. Gleichzeitig kann das Subjekt allerdings nicht beispielsweise aus den farblichen Differenzen der Objekte im virtuellen Raum auf korrelative Differenzen der Objekte im realen Nebenraum schließen, sofern die farblichen Differenzen der Objekte zwar zu den virtuellen Objekten gehören, aber keine unmittelbare Entsprechung in den Farbeigenschaften der realen Objekte im Nebenraum besitzen.

Der Vorschlag besteht nun darin, sich die gewöhnliche Wahrnehmung analog zur beschriebenen Konstellation vorzustellen. Auch die gewöhnliche Wahrnehmung erlaubt dem Subjekt gewisse zuverlässige Rückschlüsse auf Sachverhalte in der wahrnehmungsunabhängigen Realität. Bestimmten Merkmalen von GOOs entsprechen korrelative Merkmale der EOOs, welche

54 In ähnlicher Weise heißt es bei Smith bezüglich des Verhältnisses von wahrnehmungsunabhängigen Objekten und ihren Erscheinungen: »To divide a thing into pieces is, of course, to bring about also a corresponding fragmentation of its colouring and of its other real properties. This fragmentation applies not merely to the real determinations but also to the *appearances* of the thing and of its properties: for just as real colour and real extension are unthinkable in separation from each other, so also is their appearance« (B. Smith 1995c, 406).

die Wahrnehmung verursachen. Wiederum anderen EOOs verursachen trotz kausalem Kontakt mit dem Organismus nicht die Gegebenheit korrelativer GOOs.⁵⁵ Gewissen physischen Teilen wahrnehmungsunabhängiger Objekte entsprechen also etwa sichtbare und spürbare Teile sichtbarer und fühlbarer GOOs, sodass die Zerteilung eines EOO reliabel zur Wahrnehmung eines geteilten, sichtbaren GOO führt und umgekehrt. Allerdings gilt auch: Dem Subjekt kann beispielsweise bei Phantomschmerzen ein leibliches Phänomen an einer Raumzeitstelle seiner Wirklichkeit gegeben sein, dem im korrelierten realen Raum an entsprechender Stelle kein Teil des Körpers entspricht. Ebenso entsprechen vielen der Merkmale von GOOs keine Merkmale der EOOs, welche sie verursachen.

Diese Formulierungen des Verhältnisses von GOOs und EOOs klingen nun beinahe repräsentationalistisch, als hätten wir es in der Wahrnehmung letztlich doch mit mehr oder weniger adäquaten Bildern der wahrnehmungsunabhängigen Realität zu tun. Das liegt an dem Umstand, dass die Korrelation zwischen einigen der Merkmale von EOOs, welche die Wahrnehmung verursachen, und bestimmten Merkmalen gegebener GOOs in der Tat recht eng ist. Auch hier ist allerdings im Auge zu behalten, dass einerseits das Verhältnis dieser Merkmale kein einfaches Verhältnis der Abbildung ist. Die Höhe eines gehörten Tons entspricht zwar in vielen Fällen einer bestimmten Schallwellenfrequenz. Wie bestimmte Wahrnehmungssillusionen wie die sogenannten Shephardtöne zeigen, ist die Korrelation von qualitativ gehörter Tonhöhe und Frequenz jedoch nicht immer zuverlässig. Analoges gilt für den qualitativen Farbeindruck, der, wie sich ebenfalls durch Farbillusionen wie die *checker shadow illusion* verdeutlichen lässt, ebenfalls in verschiedenen Kontexten variieren kann, obwohl die Frequenz der elektromagnetischen Wellen, welche die Retinae aufgrund der Reflektionseigenschaften von Objektoberflächen erreichen, konstant ist. Andererseits entsprechen den Bedeutsamkeitsaspekten, die konstitutiv zu GOOs gehören, häufig überhaupt keine Merkmale der EOOs, welche deren Gegebenheit verursachen, sodass bezüglich dieser Aspekte ebenfalls nicht von einer Abbildung der wahrnehmungsunabhängigen Realität die Rede sein kann. Repräsentationalistische Wahrnehmungstheorien verfehlen oder unterbetonen also mindestens den Umstand, dass viele der Merkmale der phänomenalen Objekte der Wahrnehmung keine unmittelbare repräsentationale Funktion im Hinblick auf Merkmale wahrnehmungsun-

55 Vgl. zu diesem Aspekt auch Smith 2004.

abhängiger Sachverhalte erfüllen und dennoch konstitutiv zur menschlichen Wirklichkeit gehören. So ist bei vielen insbesondere der Bedeutsamkeitsmerkmale von GOOs die Korrelation mit Umgebungssachverhalten weit weniger eng als etwa bezüglich der wahrgenommenen Ausdehnung eines Objekts. So etwa, wenn eine geballte Faust unmittelbar *als Drohgebärde* wahrgenommen wird (in Bezug auf die Gegebenheit des Bedrohlichen werden hier keine intrinsischen Merkmale der EOOs abgebildet, welche die Gegebenheit verursachen).

Graduell lassen sich dabei ›repräsentationalere‹ von weniger repräsentationalen Aspekten von GOOs unterscheiden.⁵⁶ Eine zu einseitige Fokussierung auf diejenigen Aspekte der Wahrnehmung und Wahrnehmungsgehalte, die dem Subjekt Rückschlüsse auf die wahrnehmungsunabhängige Realität erlauben, oder gar die Identifikation von GOOs mit EOOs setzt sich demgegenüber dem Risiko aus, das epistemisch-ontologische Eigenrecht menschlicher Wirklichkeit vorschnell zu überspringen. Die Einführung einer zusätzlichen ›Schicht‹ von subjektseitig projizierten, intentionalen Wahrnehmungsobjekten, die zwischen der wahrnehmungsunabhängigen Realität und den Subjekten zu verorten ist, erfüllt in der hier vertretenen Position also nicht nur die kompensatorische Funktion, Fälle erklärbar zu machen, in denen Subjekte der Illusion aufliegen, ein Objekt wahrzunehmen, welches in Wahrheit nicht existiert. Vielmehr wird eine solche Schicht schon allein dazu benötigt, um die gewöhnlichen Objekte der Wahrnehmung adäquat als diejenigen zu beschreiben, als die sie uns in der Wahrnehmung tatsächlich gegeben sind.

Die Hybridität der von Subjekten als intersubjektiv verbindlich in Anspruch genommenen Alltagsontologien erlaubt es diesen allerdings, die Ebene des Wirklichen und die Ebene des Realen in einer für den Alltag pragmatisch zuträglichen Weise miteinander zu vermengen (was auch die Attraktivität alltagsrealistischer Positionen gegenüber einem wissenschaftlichen Realismus erklärt). So werden Alltagsontologien häufig als durch subjektabhängige Merkmale angereicherte Existenzontologien mesoskopischer Objekte konzipiert. Pragmatisch ist dies, wie wir gesehen haben, dann und solange gerechtfertigt, als die Wirklichkeiten derjenigen Subjekte, für die eine Alltagsontologie implizit oder explizit als geltend angesetzt ist, hinreichend kongruent sind. Aus der Perspektive solcher Alltagsontologien lässt sich dann über GOOs und ihre Merkmale so sprechen, als handele es sich bei ihnen um wahrnehmungsun-

56 Vgl. hierzu die Unterscheidung von ›Sinnggegenständlichkeit‹ und ›Referenzialität‹ in Poljanšek 2015b.

abhängig mitsamt diesen Merkmalen vorliegende Gegenstände. Alltagsontologisch lässt sich daher sagen: Die Objekte der menschlichen Wirklichkeit *bestehen* aus physischen Teilen, wie etwa von der Physik beschrieben werden, und sind dabei zugleich häufig (oder sogar in den meisten Fällen) *mehr als die Summe ihrer Teile*. Der Geldschein *besteht aus* einem Stück Papier, das Messer *besteht aus* einem geformten Stück Metall, ein gesprochenes Wort *besteht aus* Schallwellen, aber diese Objekte sind jeweils in irgendeinem Sinne *mehr als das*, aus dem sie bestehen. Insofern ist – obwohl Subjekte zum Teil durchaus bereit sind, solche naturalisierenden alltagsontologischen Überzeugungen zu vertreten – weder ein Geldschein »in Wahrheit« nur ein Stück Papier, noch das Messer »in Wahrheit« nur ein geformtes Stück Metall, so wenig, wie ein gehörtes Wort »in Wahrheit« nur eine »von der Stimme erzeugte Flatulenz« – *flatus vocis* – ist (vgl. zu diesem Übersetzungsvorschlag der berühmten Phrase Allen 2007, 161). Dabei erweisen sich Alltagsontologien gerade deshalb als so nützlich für die alltägliche Interaktion, weil sie den Subjekten, die sie verwenden, den kognitiven Aufwand ersparen, auf die intersubjektive Divergenz von Wirklichkeiten rechnen und zwischen Realität und Wirklichkeit unterscheiden zu müssen. Die Annahme einer einheitlichen Alltagsontologie in Form einer für alle adressierten Subjekte verbindlichen Ontologie mittelgroßer Alltagsdinge, die sowohl deskriptive als auch normative Aspekte umfasst, erweist sich in dieser Hinsicht als eine sowohl für die individuelle Orientierung als auch für die alltägliche Interaktion funktionale Reduktion von Komplexität.

Gegenüber solchen Alltagsontologien nun erscheint die Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität zunächst in der Tat als eine vermeintlich unnötige Verkomplizierung der ontologischen Gesamtsituation. So mag die Einziehung von Wirklichkeit als ontologisch eigenständiger Schicht vor dem Hintergrund der Reibungslosigkeit weiter Teile unserer alltäglichen Interaktionen und Kommunikationen zunächst überflüssig anmuten. Die im Folgenden weiter zu vertiefende These ist jedoch, dass eine solche Verkomplizierung sich an all denjenigen Stellen als notwendig erweist, an denen die in vielen Fällen und für Großteile des Alltagsverkehrs pragmatisch gerechtfertigte Unterstellung einer einheitlichen und gemeinsamen, alltagsontologischen Wirklichkeit sich als voreilig erweist. Tatsächlich existiert auch unter menschlichen Subjekten eine recht hohe Diversität individueller Wirklichkeiten. Menschen leben faktisch nicht alle in derselben Welt.

GOOs als ›intentionale‹, EOOs als ›intentionale‹ Objekte der Wahrnehmung

Somit erweisen sich GOOs als das, was Phänomenolog:innen für gewöhnlich als *intentionale* Objekte bezeichnen.⁵⁷ Sofern der Begriff der Intentionalität heute allerdings häufig nicht im phänomenologischen Sinne gebraucht wird, sind einige klärende Bemerkungen dazu angebracht, was im Folgenden unter *Intentionalität*, *intentionalem Gehalt* und *intentionalem Objekt* zu verstehen ist. Einer heute verbreiteten Auffassung zufolge bezeichnet Intentionalität nämlich – anders als klassischerweise in der Phänomenologie – das Vermögen des menschlichen Bewusstseins, sich auf Objekte in der wahrnehmungsunabhängigen Realität zu beziehen. So heißt es exemplarisch etwa bei John Searle: »Intentionality is that feature of the mind by which it is directed at, or about, or of objects and states of affairs in the world« (2015, 33).⁵⁸ Mentale Zustände, deren Gehalte häufig als propositionale Einstellungen konzeptualisiert werden, beziehen sich dieser Auffassung zufolge intentional auf Objekte und Sachverhalte in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung des Subjekts, die Searle hier als »Welt« bezeichnet. Folglich wird das intentionale Objekt, beispielsweise einer Wahrnehmung, in dieser Terminologie als derjenige Sachverhalt oder dasjenige Objekt der wahrnehmungsunabhängigen Realität bestimmt, auf den oder das sich der Wahrnehmungszustand bezieht (so etwa Prinz 2002; Searle 2015). Ist im Folgenden diese Verwendungsweise von »intentional« gemeint, wird hier ›intentionale‹ (das »e« steht hier für ›externalistisch‹ oder ›extern‹, sofern das intentionale_e Objekt als wahrnehmungs- oder bewusstseins_{transzendent} konzeptualisiert ist). Searle unterscheidet entsprechend zwischen dem *Gehalt* und dem *Objekt* intentionaler Zustände. Seiner Auffassung zufolge hat jeder intentionale Zustand einen *Gehalt*, aber nur diejenigen mentalen Zustände, deren Gehalt sich erfolgreich auf etwas in der wahrnehmungsunabhängigen Realität bezieht, haben auch

57 Aus Gründen, die im Folgenden erläutert werden, verwende ich im Folgenden für diese phänomenologische Verwendungsweise von intentional die Notation *intentional*, sofern der Bezug auf das intentionale Objekt hier als bewusstseinsimmanent oder wahrnehmungsintern konzeptualisiert ist.

58 Es ließe sich eigenständig dafür argumentieren, dass Searle (wie andere direkte Realisten) mit »Welt« dasjenige bezeichnet, was im hier entwickelten Ansatz »Wirklichkeit« heißt und was von »wahrnehmungsunabhängiger Realität« gerade zu unterscheiden ist. Da eine entsprechende Unterscheidung in dessen Ansatz meines Wissens fehlt, identifiziere ich an dieser Stelle »Welt« jedoch mit »wahrnehmungsunabhängige Realität«.

ein *Objekt*. Searle (2015, 27 [m.Ü.]) kritisiert dabei Auffassungen, die – wie die hier vertretene – ein »intentionales Objekt« als eine besondere Art von Objekt postulieren«. Allerdings bezieht er sich dabei auf Ansätze, die – anders als der hier vertretene Ansatz – intentionale Objekte primär zur Erklärung von »unerfüllten intentionalen Zuständen« wie Wahrnehmungstäuschungen und Halluzinationen postulieren (ebd. [m.Ü.]). Eine solche Auffassung sei auf eine »Verwirrung über die tatsächliche Natur der Intentionalität« zurückzuführen, wobei diese Verwirrung darin bestehe, den (immanenten) *Gehalt* intentionaler Zustände mit deren (transzendenter) *Objekt* zu verwechseln (ebd.). In mehr abfälliger als argumentativer Geste führt Searle (ebd., 10) eine solche Auffassung auf etwas zurück, was er schlicht »das Schlechte Argument« (»The Bad Argument«) nennt. Darunter versteht er die Überzeugung, dass wir die Objekte und Sachverhalte der Welt – Searle meint hier offenbar die EOOs der wahrnehmungsunabhängigen Realität – nicht unmittelbar wahrnehmen können. Diese – seiner Ansicht nach fehlgeleitete – Überzeugung werde für gewöhnlich aus einer Analogisierung von veridischer und nichtveridischer (d.i. ihren Gegenstand treffender oder nicht treffender) Wahrnehmung abgeleitet (ebd., 11). Searle vertritt demgegenüber die Auffassung, dass wir im Falle erfolgreicher Wahrnehmung unmittelbar die Objekte der wahrnehmungsunabhängigen Realität wahrnehmen – weshalb er sich auch als Vertreter eines *direkten Realismus* ausweist.

Franz Brentano, auf den die Vorstellung der Intentionalität des Bewusstseins für gewöhnlich zurückgeführt wird, vertritt allerdings eine andere, von dieser deutlich unterschiedene Konzeption von Intentionalität. Ein intentionales Objekt ist ihm zufolge gerade nicht ein Objekt in der wahrnehmungsunabhängigen Realität, auf das sich ein mentaler Zustand bezieht, sondern vielmehr das – beispielsweise in einer Wahrnehmung – selbst unmittelbar präsentierte, bewusstseins*immanente* Objekt, dem zwar etwas in der wahrnehmungsunabhängigen Realität entsprechen kann, aber nicht muss, dasjenige also, was einem Subjekt auch im Falle einer Wahrnehmungswahn gegeben sein kann. »Erläuterungen des Ausdrucks Objekt: etwas innerlich Gegenständliches ist gemeint. Draußen braucht ihm nichts zu entsprechen. Zur Verhütung von Mißverständnissen mag man es ›innewohnendes‹ ›immanentes‹ Objekt nennen« (Brentano 1982, 22). Das intentionale Objekt eines mentalen Zustandes ist Brentano zufolge also etwas, das im Feld der bewussten Erfahrung des Subjekts selbst anzutreffen ist, ob ihm dabei etwas in der wahrnehmungsunabhängigen Realität entspricht oder nicht. Husserl spricht von der Intentionalität deshalb auch als einem »den betreffenden Erlebnissen imma-

nenter Wesenszug« (Hua IX, 280). Ich markiere diese Verwendungsweise von »intentional« im Folgenden durch »intentional_i« (das »i« steht hier für »immanent« oder »internalistisch«, sofern das intentionale_i Objekt – bzw. die intentionale Bezugnahme im Falle Husserls – als wahrnehmungs- oder bewusstseinsimmanent konzeptualisiert ist). Um die in anderen Zusammenhängen gebräuchliche Unterscheidung von »engem« und »weitem« Gehalt mentaler Zustände zu gebrauchen, gehören die intentionalen_i Objekte also zum engen Gehalt, die intentionalen_e Objekte zum weiten Gehalt von Wahrnehmungszuständen.⁵⁹ In Bezug auf die hier vertretene Position lässt sich somit sagen: GOOs sind intentionale_i Objekte der Wahrnehmung, denen unter gewissen Bedingungen bestimmte EOOs als intentionale_e Objekte korrelieren. EOOs können allerdings grundsätzlich keine intentionalen_i Objekte der Wahrnehmung sein und GOOs einem Subjekt auch dann gegeben sein, wenn die EOOs, die gewöhnlich ihre Gegebenheit verursachen, »fehlen«.⁶⁰

Arthur Smith hat diesbezüglich in *The Problem of Perception* in Auseinandersetzung mit dem sogenannten »argument from illusion« überzeugend dafür argumentiert, dass wir der Bezugnahme auf immanente oder intentionale_i Objekte bedürfen, um »bestimmte psychologische Zustände adäquat so zu charakterisieren, wie sie erlebt/gelebt werden [»as they are lived«]« (A. Smith 2002, 244).

Reference to intentional objects is not just »a way« of talking about perceptual experience, but the phenomenologically necessary, only adequate, way. It is necessary in order to do *descriptive justice* to the phenomenological fact of someone's being minded in a determinate fashion – a fashion that is phenomenologically perceptual in character, not being a matter merely of enjoying sensations. What is being thus described is an experience. (Ebd.)

Intentionale_i Objekte selbst sind ihm zufolge (ebd.) – ähnlich, wie wir es oben bezüglich Dennetts Konzeption der notional worlds gesehen haben – aller-

59 Chalmers (2003, 46 [m.Ü.]) zufolge ist der Gehalt eines mentalen Zustandes eng, »wenn er durch die intrinsischen Eigenschaften eines Subjekts festgelegt ist: das heißt, wenn jedes mögliche intrinsische Duplikat des Subjekts einen entsprechenden mentalen Zustand mit demselben Gehalt besitzt«. Weit ist der Gehalt eines mentalen Zustandes dann, »wenn er teilweise von den extrinsischen Eigenschaften des Subjekts abhängt: das heißt, wenn es ein mögliches intrinsisches Duplikat des Subjekts gibt, dessen entsprechender mentaler Zustand diesen Gehalt nicht besitzt« (ebd. [m.Ü.]).

60 Hierin unterscheidet sich die hier vertretene Position von der Brunswiks (1934, 183), sofern dieser davon ausgeht, dass wahrnehmungsunabhängige Objekte »intentional zugänglich« seien.

dings im »ontologischen« Sinne *nichts* – woran deutlich wird, dass Smith mit »ontologisch« offenbar »existenzontologisch« meint.⁶¹ Intentionale_i Objekte müssen also postuliert werden, um denjenigen Einheiten deskriptive Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dem Subjekt in der Wahrnehmung präsentiert sind, und zwar unabhängig davon, ob ihnen draußen in der Realität etwas entspricht oder nicht. Phänomenologisch *gibt es* also diese Objekte, selbst wenn ihre Gegebenheit *de facto* nicht mit der Existenz derjenigen EOOs einhergeht, die unter gewöhnliche Bedingungen diese Gegebenheit verursachen. Wer also etwa mithilfe von Knochenschallkopfhörern (welche Vibrationen über die Schädelknochen am Gehörgang, dem Trommelfell und dem Gehörknöchelchen vorbei direkt an die Hörschnecke weiterleiten) einen Podcast hört, hört Geräusche, obwohl das Hören dieser Geräusche nicht (wie im gewöhnlichen Fall des Hörens) durch Vibrationen der Luft verursacht wird, obwohl also das gewöhnliche intentionale_e Objekt eines gehörten Geräusches hier »fehlt«. Um hier wiederum ein VR-Beispiel zu bemühen: Das (innerhalb der VR-Simulation) sichtbar *auf dem Tisch vor mir liegende Messer* ist das intentionale_i Objekt meiner Wahrnehmung, nicht irgendetwas in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung außerhalb der VR-Simulation, ebenso wenig wie die elektromagnetischen Lichtwellen, die durch die VR-Brille zur perzeptiven Konstitution des Messers führen, oder auch die der VR Simulation zugrunde liegenden »Datenstrukturen, welche [ontologisch, TP] in komputationalen Prozessen fundiert [»grounded«] sind, die ihrerseits in physikalischen Prozessen auf einem oder mehreren Computern fundiert sind« (Chalmers 2017, 317 [m.Ü.]). Wollte man in einem solchen Fall die Existenz eines solchen intentionalen_i Objekts leugnen, wäre die VR-Erfahrung in der Tat deskriptiv nicht adäquat zu erfassen.⁶²

61 Smith selbst arbeitet nicht mit der Gegenüberstellung von Existenz- und Gegebenheitsontologie und benutzt den Begriff Ontologie daher generisch für Existenzontologien.

62 Diese Auffassung hat zugleich zur Folge, dass die Theoriestelle, die hier durch GOOs besetzt ist, in anderen Theorien der Wahrnehmung beispielsweise unter dem Begriff »perzeptive Repräsentation« (so etwa bei Burge 2010) oder »kognitiver Gehalt« mentaler Repräsentationen (Prinz 2002, 15) firmiert, die jeweils in den Subjekten verortet werden. Wobei die Vorstellung entweder ist, dass perzeptive Repräsentationen wahrnehmungsunabhängige Objekte im Erfolgsfall adäquat abbilden, oder, dass der kognitive Gehalt sich auf die äußerlichen, wahrnehmbaren Eigenschaften von EOOs bezieht. Allerdings argumentiere ich hier gegen die These, dass GOOs sich adäquat als Repräsentationen von EOOs auffassen lassen.

Identifiziert man demgegenüber die intentionalen₁ Objekte von Wahrnehmungszuständen mit EOOs, so nimmt man sich die Möglichkeit, zwischen GOOs und EOOs zu unterscheiden, was einerseits schon bezüglich derjenigen Merkmale (zentral etwa: Qualia und Bedeutsamkeiten) von GOOs Schwierigkeiten bereitet, die von der perzeptiv-kognitiven Verfassung von Menschensubjekten abhängen und nicht plausibel den EOOs zugeschrieben werden können, die deren Gegebenheit verursachen. Sofern diese in der Wahrnehmung als intrinsische Objekteigenschaften erscheinen, erschiene die Wahrnehmung auch und gerade in ihren Erfolgsfällen als eine Art systematischer Fehlrepräsentation, sofern etwa Farben – nach allem, was wir aus der Physik über elektromagnetische Schwingungen wissen – keine intrinsischen Eigenschaften wahrnehmungsunabhängiger Objekte sind. Diese Schwierigkeiten vertiefen sich noch bezüglich derjenigen Merkmale von GOOs, die zusätzlich kein unmittelbares Korrelat in Merkmalen der EOOs finden, welche die Gegebenheit dieser GOOs kausal verursachen; noch schwieriger wird es dann bezüglich solcher intentionaler₁ (bzw. gegebenheitsontologischer) Objekte, die als signifikante Einheiten nur in der Wahrnehmung bestimmter Subjekte existieren (wie etwa absichtliche Handlungen, soziale Situationen oder Atmosphären als Einheiten der unmittelbaren Wahrnehmung).

Daher ist es auch missverständlich, wenn man – wie dies gelegentlich (so etwa auch bei A. Smith 2002) geschieht – die Annahme intentionaler₁ Objekte primär dadurch rechtfertigt, dass sie zur Erklärung von Halluzinationen herangezogen werden müssen, sofern hier die gewöhnlichen existenzontologischen, intentionalen₂ Referenten ›fehlen‹. Die postulierten gegebenheitsontologischen Objekte erscheinen dann als bloße Lückenbüßer für außergewöhnliche Wahrnehmungssituationen. GOOs sind allerdings grundsätzlich mehr als solche Lückenbüßer. Vielmehr gilt schon in Fällen gewöhnlicher, erfolgreicher Wahrnehmung, dass die phänomenalen Objekte der Erfahrung im Wie ihres Gegebenseins nach allem, was wir über die Physiologie unserer Wahrnehmungsvorgänge wissen, sich kategorisch von den existenzontologischen Objekten unterscheiden, welche solche Gegebenheit im Regelfall verursachen.

Dieser Umstand kann – im Sinne etwa eines naiven oder direkten Realismus – nur zugedeckt werden, indem man in alltagsontologisch-verdinglichen-der Manier an die Stelle der die Gegebenheit von GOOs verursachenden EOOs (im Falle eines Geräuschs etwa einer Schallwelle) AOOs mit entsprechenden Merkmalen setzt – also etwa: ein ›wahrnehmungsunabhängiges Geräusch‹ (was aus der Perspektive der hier vertretenen Position einer *contradictio in*

adiecto gleichkommt). GOOs müssen also nicht nur postuliert werden, um Fälle zu erklären, die phänomenal nicht von einem Fall gewöhnlicher Wahrnehmung zu unterscheiden sind, in denen das ›reale‹ Bezugsobjekt der Wahrnehmung fehlt. Die Annahme von GOOs als intentionalen₁ Objekten ist vielmehr auch in ganz gewöhnlichen Fällen der Wahrnehmung notwendig, sofern – nach allem, was wir wissen – die phänomenalen Objekte der Wahrnehmung nicht wahrnehmungsunabhängig als diejenigen vorliegen, als die sie uns in der Wahrnehmung wirklich gegeben sind.

Die Ablösbarkeit von Wahrnehmungsgehalt und Seinsglaube

Menschen besitzen der hier vertretenen Auffassung zufolge also keinen direkten epistemischen Zugang zu EOOs, vielmehr können sie deren wahrnehmungsunabhängige Existenz ›nur‹ *annehmen*, *postulieren*, oder von dieser überzeugt sein, während die Wahrnehmung von GOOs *phänomenal und direkt* (oder *unmittelbar*) ist. Mit dieser Unterscheidung geht die These einher, dass zwei verschiedene Stränge des menschlichen ›Welt‹-Kontakts zu unterscheiden sind – ein *wahrnehmungsmäßig-phänomenaler* und ein *kognitiv-propositionaler*. Mit dieser Unterscheidung wird hier wiederum ein Vorschlag des empirischen Wahrnehmungspsychologen Egon Brunswik (1955, 108 [m.Ü.]) aufgegriffen, der zwischen der *Wahrnehmung* als einem »vorwiegend wahrrscheinlichkeits-orientiert[en]« und *Denken* als einem »vorwiegend gewissheits-orientiert[en]« »Subsystem des kognitiven Apparats« unterscheidet. Sofern der direkten Wahrnehmung keine bewussten kognitiven Prozesse zugrunde liegen und die Wahrnehmung auch keine »mechanisierte Form eines ursprünglich bewussten Prozesses ist«, ihre Resultate vielmehr nur funktional den Resultaten rationaler Überlegungen ähneln, bezeichnet Brunswik sie auch als »ratiomorph« oder »quasi-rational« (1952, 24 [m.Ü.]). Wie oben bereits zitiert spricht er in diesem Zusammenhang davon, dass die Wahrnehmung »voreilige[] Induktionen von Anzeichen auf Gegenstand« enthalte (1934, VI). Im Kontext der hier angestellten Überlegungen ist davon die Rede, dass die der Wahrnehmung subpersonal zugrunde liegenden Prozesse bewussten kognitiven Leistungen *funktional äquivalent* sind. Es ist, als resultierte der phänomenale Wahrnehmungsgehalt aus Schlussfolgerungen, etwa der Art, dass man von einer wahrgenommenen Vorderseite auf die Gebbarkeit eine Rückseite schlosse, die in den Blick geriete, wenn man sich um das Objekt bewegte. Oder als schlosse man aus der Größe eines Objekts auf die

Schwere, die man empfindet, wenn man es anhört. So bildet die Wahrnehmung Brunswik zufolge

ein Subsystem der vollständigen Persönlichkeit, welches relativ autonom von eigentlichem Denken [»reasoning proper«] ist und das, sowohl was sein Zustandekommen als auch seine Vermittlung [»mediation«] angeht, von letzterem zu unterscheiden ist [...]. (1952, 24)

In der Wahrnehmung sind uns unmittelbar Objekte *präsentiert* (bzw. *gegeben*), in unseren alltagsontologischen Überzeugungen beziehen wir uns demgegenüber nur indirekt auf Objekte, deren Existenz wir *setzen* oder *postulieren* (vgl. hierzu auch Thompson 2007, 151; sowie Marbach 1993, 47f.).⁶³ Diese beiden Erkenntnisstränge – phänomenale Gegebenheit und propositionaler Glaube – erweisen sich dabei als voneinander ablösbar. Wir müssen also zwischen dem engen, phänomenalen Gehalt direkter Wahrnehmung und Existenzüberzeugung unterscheiden, wenn auch zugegeben werden kann, dass direkte Wahrnehmung häufig mit bestimmten alltagsontologischen Seinssetzungen (bzw. Existenzurteilen) einhergeht, wobei Menschen im Zuge ihrer Sozialisation in den »logischen Raum der Gründe« (Sellars 1963, 76) lernen, Wahrnehmungsgelalte unter verschiedenen situativen Bedingungen mit bestimmten propositionalen Überzeugungen zu verbinden.⁶⁴ Im vorliegenden Abschnitt soll entsprechend für die These argumentiert werden, dass die direkte Wahrnehmung von GOOs nicht selbst schon *propositional* und *assertiv* bezüglich der Existenz

63 Eine analoge Unterscheidung findet sich bereits bei René Descartes (2009 [1641], 35), der zwischen einem sinnlichen »Anblicken mit den Augen« und einem verstandesmäßigen »Einblick des Geistes« unterscheidet, wobei er davon ausgeht, dass die Objekte als solche nur mittels letzterem und immer fallibel erkannt werden können.

64 Damit stellt sich die hier vertretene Position gegen Ansätze, welche die Wahrnehmung als eine Kombination phänomenaler und propositionaler kognitiver Gehalte beschreiben. So behauptet etwa Marcus Willaschek in Bezug auf die Phänomenologie der Wahrnehmung: »Wir erfahren Wahrnehmungen tatsächlich nicht nur als rein phänomenale Zustände (wie Schmerzen), aber auch nicht nur als rein kognitive Zustände (wie Überzeugungen), sondern als eine Verbindung von beidem« (2015, 281). Gegenüber einer solchen kontrastiven Gegenüberstellung von dumpfen Qualia (»wie Schmerzen«) und intelligiblen propositionalen Gehalten (»wie Überzeugungen«) behauptet der hier entwickelte Ansatz, dass der phänomenale Gehalt von Wahrnehmungen eine eigene Form intelligibler Artikuliertheit besitzt, die sich nicht durch eine Kombination aus einfachen Qualia und propositionalen Überzeugungen beschreiben lässt, sondern sich durch – den phänomenalen Wahrnehmungsgehalt mitkonstituierende – Mitgegenwärtigungsprofile explizieren lässt. Die Verknüpfung solcher Wahrnehmungszustände mit propositionalen Überzeugungen ist dann etwas, was Menschen im Zuge ihrer Sozialisierung in Sprachgemeinschaften erst zusätzlich lernen.

wahrnehmungsunabhängiger Objekte ist. Einem Subjekt kann also ein Objekt in direkter Wahrnehmung gegeben sein, ohne dass es zugleich glaubt, dass wahrnehmungsunabhängig ein entsprechendes, intentionales Objekt existiert. Phänomenologisch gesprochen: Wahrnehmungsmäßige *Gegebenheit* impliziert nicht notwendig existenzontologischen oder alltagsontologischen *Seinsglauben*, wenn phänomenale Gegebenheit und Seinsglaube in der ›natürlichen Einstellung‹ auch häufig Hand in Hand gehen (vgl. hierzu unter Rückgriff auf Husserls Konzeption der ›Einstimmigkeit‹ auch Poljanšek 2022a).

Die Möglichkeit eines solchen Auseinandertretens von phänomenaler Gegebenheit und assertiven Überzeugungen oder Existenzsetzungen nimmt Husserl auch in seiner Konzeption der phänomenologischen *Epoché* in Anspruch: Husserl geht davon aus, dass Setzung (›thesis‹) eines wahrnehmungsmäßig gegebenen Objekts als bewusstseinstranszendent existierend gemeinhin fraglos und selbstverständlich vollzogen wird, ohne dass sie allerdings bewusst »in einem eigenen Akte, in einem artikulierten Urteil über Existenz« beruhen würde (Hua III/1, 62).⁶⁵ Er bezeichnet diesen Schluss auch als »Generalthesis der natürlichen Einstellung«, wobei dieser in dem Glauben besteht, »daß die Gegenstände unserer Erfahrung auch schlechthin unabhängig von Vollzügen des Bewußtseins existieren« (Rapic 1991, XXXVI). Husserl geht nun davon aus, dass man sich dieser gewöhnlich im Zuge der Wahrnehmung vollzogenen Setzung auch enthalten kann und bezeichnet eine solche Enthaltung – in Anlehnung an ein Motiv aus der antiken Skepsis – als *Epoché*. Einige Autor:innen haben allerdings bezweifelt, dass das, was Husserl als *Epoché* beschreibt, für menschliche Subjekte tatsächlich durchführbar ist, offenbar der Annahme, dass Wahrnehmung und entsprechende Existenzüberzeugungen notwendig miteinander einhergehen. Herbert Schnädelbach etwa bemerkt lapidar:

Mir selbst ist es niemals gelungen, die von Husserl und den zahllosen Darstellungen seiner Phänomenologie geforderte *epoché* zu vollziehen: Wie macht man das – sich einen Bewußtseinsinhalt zu vergegenwärtigen, dabei von allen »Existenzsetzungen« abzusehen und ihn dann zu beschreiben? [...] Existiert nicht der Bewußtseinsinhalt genau dann, wenn ich ihn vor mir habe? Was bleibt von ihm, wenn ich von seiner Existenz absehe? (2000, 239)

65 Sellars vertritt ebenfalls die Überzeugung, dass Wahrnehmung gewöhnlich mit einer solchen Thesis einhergeht (vgl. hierzu auch Williams 2006, 312).

Aus der hier entwickelten Perspektive lässt sich Schnädelbachs Frage so beantworten: Nicht von der Gegebenheit eines Bewusstseinsinhalts wird in der Epoché abgesehen, sondern von der Seinssetzung eines entsprechenden, bewusstseinsstranszendenten Objekts. Was bleibt, wenn man von der Existenzsetzung eines Bewusstseinsinhalts absieht, ist also schlichtweg die phänomenale Gegebenheit des Bewusstseinsinhalts. Wie dies zu verstehen ist kann man sich wiederum anhand eines VR-Beispiels vergegenwärtigen: Ist uns in unserer VR-Simulation ein Messer als vor uns auf dem Tisch liegend gegeben, während wir wissen, dass wir uns in einer Simulation befinden, können wir uns problemlos einer existenzontologischen bzw. einer entsprechenden alltagsontologischen Seinssetzung bezüglich der intersubjektiv verbindlichen Existenz eines entsprechenden Gegenstandes enthalten, obwohl uns das Messer zugleich in der Wahrnehmung plastisch vor Augen steht.⁶⁶

Husserl (Hua III/1, 63) zufolge bleibt nun in der Epoché der Seinsglaube, die Thesis, die in der *natürlichen Einstellung* vollzogen wird, »weiter noch da, wie das Eingeklammerte in der Klammer, wie das Ausgeschaltete außerhalb der Schaltung«. Zugleich erfahre sie jedoch eine »Umwertung«, die einer »eigenartigen Bewußtseinsweise« entspräche, sofern man von dieser Thesis eben »keinen Gebrauch« mache (ebd.). Das VR-Beispiel liefert uns exemplarisch eine Situation, in welcher genau dies geschieht: Während uns das Messer in der VR-Simulation phänomenal gegeben ist, ist es uns – wie gewöhnliche Wahrnehmungsgegenstände sonst auch – im vor uns befindlichen (in diesem Fall: virtuellen) Raum präsentiert. Zugleich besitzen wir aber nicht die propositionale Einstellung oder Überzeugung, dass das Messer auch unabhängig von dieser Gegebenheit, unabhängig von seiner Wahrnehmung (in der Wirklichkeit außerhalb der Simulation) existiert. Alles ist so, wie es sonst ist, wenn wir etwas visuell wahrnehmen, mit dem einen Unterschied allerdings, dass wir nicht von der Existenz eines entsprechenden, wahrnehmungsunabhängigen Objekts überzeugt sind, welches jenseits der Gegebenheit des Messers in der Simulation an der entsprechenden Raumzeitstelle real existiert.⁶⁷ Die gewöhnliche alltagsontologische Existenzsetzung bezüglich des GOO ist ausgesetzt, auch wenn wir sie, wenn wir nichts davon wüssten, dass wir uns in einer Simulation befinden, wohl vollziehen würden.

66 Gleichwohl erlaubt die hier vertretene Position die alltagsontologische Annahme der Existenz des virtuellen Objekts als intersubjektiv verbindlich (etwa für alle Subjekte, die sich in der entsprechenden VR-Simulation befinden).

67 Vgl. zu diesen Überlegungen etwas präziser Poljanšek 2022a.

Worin besteht nun aber die phänomenale Gegebenheit selbst, die man auch einen *gegebenheitsontologischen Seinsglauben* nennen könnte? Was bleibt übrig vom Seinsglauben, wenn weder existenzontologische noch alltagsontologische Seinssetzung darin enthalten sein sollen? Auch dies kann man sich am Beispiel unseres Umgangs mit einem VR-Messer verdeutlichen: Unser gegebenheitsontologischer Seinsglaube in Bezug auf ein solches VR-Messer besteht schlicht in der für die Gegebenheit des Messers selbst konstitutiven *Erwartung* oder *Vorwegnahme* seiner fortlaufenden Bewährung als gegebenes Messer innerhalb unserer weiteren Erfahrung. Also in der Vorwegnahme, dass es sich als ein kontinuierlicher Bezugspunkt unserer Erfahrung messerartig bewährt (Husserl spricht hier diesbezüglich auch vom sich bewährenden ›Innenhorizont‹ eines Gegenstandes, vgl. Poljanšek 2022a), ob ihm dabei ›draußen in der Realität‹ etwas entspricht oder nicht. Solche Vorwegnahmen sind konstitutiv für unsere Wahrnehmung, ob wir uns dabei in einer Simulation befinden, einen Film sehen oder durch einen Park spazieren. Statt mit der Setzung eines externen (existenz- oder alltagsontologischen) Referenten unserer Erfahrung haben wir es beim gegebenheitsontologischen Seinsglauben mit einem Fall *immanenter* (bzw. *immanentisierter*) *Referenz* zu tun, die Husserl auch wie folgt beschreibt:

Wo die natürliche Erfahrung eine *transzendente Einheit* setzt, ein daseiendes reales Ding, eine reale Konstellation, einen daseienden Veränderungsvorgang [...] da wird dieses Dasein zwar eingeklammert, aber es dient diese Setzung zum *Index* bestimmter reiner Bewusstseinszusammenhänge, die durch phänomenologische Reduktion in diesen Erfahrungssetzungen nachweisbar sind, und zwar nachweisbar in Form von Akten phänomenologischer Erfahrung. (Hua XIII, 179)

Die These, die hier in Bezug auf den der Wahrnehmungserfahrung selbst inwohnenden Seinsglauben – der letztlich dasselbe besagt wie bloße phänomenale Gegebenheit – vertreten wird ist also, dass dieser in der für das wahrgenommene Objekt konstitutiven Vorwegnahme erfahrungsimmanenter Linien möglicher einstimmiger Bewährung besteht und dabei selbst keine propositionale Form besitzt. Existenz- oder alltagsontologische Seinssetzungen treten zu diesem gegebenheitsontologischen Seinsglauben fakultativ hinzu, gehören aber nicht zum phänomenalen Wahrnehmungsgehalt im engeren Sinne.⁶⁸ Da-

⁶⁸ Mit Sellars (2002, 44of. [m.Ü.]) wäre zu überlegen, ob die »Idee der Ausdünnung der perzeptuellen Verpflichtung [»perceptual commitment«], welche durch die phänomenologische Reduktion impliziert ist«, auf »Empfindungen« [»sensations«] als so etwas wie die »vorsichtigste perzeptuelle Thesis« [»most cautious perceptual taking«] führt. Diese Emp-

bei entspricht die Einstellung, die wir gegenüber virtuellen Gegenständen in einer bewussten VR-Simulation einnehmen, der Einstellung, die wir Husserl zufolge in der Epoché gegenüber den gewöhnlichen Wahrnehmungsgegenständen einnehmen – phänomenale Gegebenheit ohne korrelative alltagsontologische Existenzsetzung (von der allerdings eine Existenzsetzung etwa der Form »Es gibt das Messer in der Simulation«, die sich auf einen virtuellen Gegebenheitsbereich einschränkt, zu unterscheiden wäre). Wir müssen also die Gegebenheit eines GOO von der alltagsontologischen Überzeugung bezüglich der wahrnehmungsunabhängigen Existenz eines entsprechenden, alltagsontologischen Gegenstandes unterscheiden.⁶⁹

Phänomenologische Epoché kommt somit einer Art ›Virtualisierung‹ der alltäglich wahrgenommenen Wirklichkeit durch Inhibierung der gewöhnlich fraglos mitvollzogenen alltagsontologischen Existenzurteile gleich. Beziehungsweise müsste man wohl noch schärfer formulieren: Die Wahrnehmung von GOOs geht mit phänomenalen Gehalten einher, aufgrund derer das Subjekt im Normalfall, ohne diesen Schritt bewusst vollziehen zu müssen, zu korrelativen alltagsontologischen Seinssetzungen gelangt. Dies gilt allerdings nicht für alle uns in der Wahrnehmung zuverlässig gebbaren GOOs,

findungen wären, wie Willem DeVries (2005, 233) argumentiert, mit dem zu identifizieren, was im Folgenden als die *impressional präsentierten Teile* wahrgenommener GOOs charakterisiert wird – mit demjenigen Teil also, den wir vom Objekt, das wir sehen, je aktuell sehen. Dies entspräche etwa dem, was Husserl (Hua III/1, 74) als »hyletische Daten« beschreibt, welche in der Apperzeption *als etwas* aufgefasst werden. Gegebenüber einer solchen Position wird hier die These vertreten, dass die phänomenologische Reduktion auf die Gegebenheit von etwas führt, was in der Wahrnehmung als störungs- und zukunfts offene ›Ganzheit‹ aus *impressional Präsentiertem und imaginativ Appräsentiertem* erscheint, wobei letzteres nicht selbst impressional gegeben, sondern mitgegenwärtig ist. Beide stellen erlebnisdeskriptiv zu scheidende, unselbstständige Aspekte des Ganzen einer Erfahrung dar, keine Vorstufen, aus denen Erfahrung von etwas als etwas sich erst konstituierte.

⁶⁹ Einem Vorschlag Catrin Misselhorns (2012, 796) folgend ließe sich vielleicht sagen, dass sich das »Gefühl der Existenz« als unabhängig von dem *Urteil der Existenz*, dem prädikativen Urteil also erweist, dass dieses Objekt auch tatsächlich wahrnehmungsunabhängig existiert, sofern man das »Gefühl der Existenz« *gegebenheitsontologisch* und das Urteil der Existenz *alltags- oder existenzontologisch* auffasst. Dabei gehe die Wahrnehmung von Objekten gewöhnlich mit einem »repräsentationalen Gehalt« einher, »der für das Vorliegen eines gewissen Sachverhalts spricht« (ebd., 805), der allerdings nicht zutreffen muss. Ich vermeide die Rede von Repräsentation oder repräsentationalem Gehalt, sofern GOOs nicht als Repräsentationen wahrnehmungsunabhängiger Objekte zu konzeptualisieren sind. Daher würde ich hier die Rede vom ›präsentationalen Gehalt‹ von GOOs bevorzugen.

wie etwa Dennett (2017, 358) am Beispiel von Nachbildern verdeutlicht, deren Gegebenheit gewöhnlich nicht mit der Existenzsetzung wahrnehmungs-unabhängiger Objekte einhergeht, die etwa mit dem Wechsel der Blickrichtung auch ihre Position im Raum verändern würden. Umgekehrt können sich einem Subjekt durch die sich bewährende Gegebenheit eines GOO allerdings auch alltagsontologische Annahmen nahelegen, die sich intersubjektiv nicht bewähren lassen: Bewährt sich etwa der angenehme Geschmack des Kanariensekts einem Subjekt intraexperenziell, kann sich dennoch herausstellen, dass anderen der Kanariensekt nicht schmeckt. Wiederum muss man hier streng zwischen dem phänomenalen Gehalt der Wahrnehmung von GOOs und den alltags- oder existenzontologischen Sachverhalten unterscheiden, für deren Bestehen erstere unter gewöhnlichen Wahrnehmungsbedingungen sprechen.

Der phänomenale Gehalt gegebener GOOs schließt als solcher keine propositionalen Gehalte und existenz- oder alltagsontologische Seinssetzungen ein. Zwar stellt, wie auch im Folgenden argumentiert wird, jeder Fall von Wahrnehmung einen Fall von Als-Wahrnehmung dar, jedoch ist – wie später ausführlicher gezeigt wird – die Struktur der Als-Wahrnehmung nicht so zu explizieren, als bezeichne sie eine Beziehung des wahrnehmenden Subjekts zu einem propositionalen Gehalt. GOOs setzen sich vielmehr aus *aktuell wahrgenommenen* (bzw. *impressional präsentierten*) und *appräsentierten* (d.i. »*leer*« *mitgegenwärtigen und vorweggenommenen*) Teilen und Phasen zusammen. Die Mitgegenwärtigungsprofile oder -horizonte sind wiederum konstitutiv dafür, welche Art von GOO wahrgenommen wird, ohne dass dazu eine explizite begriffliche Erfassung des Objekts in einem propositionalen Urteil nötig wäre. So besitzen etwa belebte und unbelebte, oder auch beispielsweise als Zahlungsmittel wahrgenommene Entitäten je spezifische Mitgegenwärtigungsprofile, die sie als Objekte der entsprechenden Objektklasse erscheinen lassen. Um wiederum mit Husserl zu sprechen: GOOs sind zeitlich erstreckte, »durch ihre Aktualitäten und Potentialitäten konstituierte[] Einheiten«, »synthetische Einheiten möglicher Bewährung« (Hua I, 121). Der präsentationale Gehalt der direkten Wahrnehmung eines GOO besitzt somit keine propositionale Struktur, sondern ist durch die Differenz von *aktuell in der Wahrnehmung präsentierten* Teilen eines Objekts einerseits und *appräsentierend mitgegenwärtigen und vorweggenommenen* Horizonten weiterer Teile oder Phasen des Objekts andererseits strukturiert. Eine solche Beschreibung des phänomenalen Gehalts der Wahrnehmung erlaubt es, die Vorstellung zu vermeiden, in der Wahrnehmung seien Subjekten einerseits phänomenale, qualitative Ge-

halte präsentiert, bezüglich derer sie andererseits darüber hinaus propositionale Überzeugungen und Erwartungen besäßen.

Der Gehalt von Wahrnehmungen ist der hier vertretenen Position zufolge also nicht *assertiv* und *propositional*, sondern *präsentativ* und *antizipierend*. Dass der enge Gehalt unserer Wahrnehmung nicht propositional strukturiert ist, bedeutet allerdings nicht, dass Begriffe oder begriffliche Fähigkeiten im allerweitesten Sinn bei der direkten Wahrnehmung von GOOs keine Rolle spielen würden (vgl. hierzu auch Staudacher 2002, 137f.). Im Gegenteil liegen, wie später ausführlich gezeigt wird, begriffliche Fähigkeiten – die hier als *Begriffe-von* bezeichnet werden – der Konstitution von GOOs dispositional zugrunde. Der Besitz von Begriffen-von ist dabei jedoch nicht an sprachliche Fähigkeiten geknüpft, sondern funktional definiert als das Vermögen, bestimmte GOOs mitsamt ihren jeweiligen Mitgegenwärtigungsprofilen, ihren Erwartungs- und Appräsentationshorizonten in direkter Wahrnehmung aufzufassen (vgl. auch Searle 2011, 139). Damit richtet sich die hier vertretene Position gegen Ansätze, die – wie sich dies etwa Autoren wie Byrne (2005) und McDowell (1996) vorstellen – davon ausgehen, dass Wahrnehmung darin besteht, in einem bestimmten Verhältnis zu einem propositionalen Gehalt zu stehen, wobei propositionale Gehalte »als Träger von Wahrheitswerten, die Bedeutungen indikativer Sätze, die Relata wahrheitsfunktionaler logischer Relationen usw.« vorgestellt sind (Crane 2009, 454 [m.Ü.]). Es wird hier also keine »Meinungstheorie der Wahrnehmung« im Sinne von Alexander Staudacher (vgl. 2011, 76f.) vertreten, wonach *y*'s Wahrnehmung von einem Objekt *x* als *F* darin besteht, dass »*y* [...] glaubt, dass *x* *F* ist«. Die hier vertretene These ist demgegenüber, dass man zwischen einer vorwegnahme- oder »handlungs-basierten Konzeption des Gehalts von Wahrnehmungen und einer objektiveren, kontextunabhängigeren Konzeption des Gehalts propositionaler Einstellungen« unterscheiden muss (Bermúdez 2003, 57 [m.Ü.]).⁷⁰ Diese Unterscheidung spiegelt sich einerseits in der Unterscheidung der direkten Wahrnehmung von GOOs von propositionalen Existenzurteilen, andererseits in der Unterschei-

70 Bermúdez (2003, 57) verwendet diese Formulierung zur Charakterisierung einer Grundüberzeugung dessen, was er den *minimalistischen Ansatz* für die Zuschreibung kognitiver Fähigkeiten zu nicht-sprachverwendenden Lebewesen nennt. Ich stimme Bermúdez in seiner Kritik der Reichweite dieses Ansatzes zu, halte aber dennoch an der Unterscheidung zwischen einem *Begriffe-von* involvierenden Gehalt von Wahrnehmungszuständen und die Anwendung von *Begriffen-für* einschließende, propositionalen Einstellungen fest.

dung der begrifflichen Fähigkeiten, die diesen jeweils zugrunde liegen: *Begriffe-von*, welche die direkte Wahrnehmung strukturieren, und *Begriffe-für*, deren Besitz Voraussetzung für die Bildung propositionaler Einstellungen ist.

Sofern er nicht propositional ist, kann der Gehalt einer Wahrnehmung auch nicht wahr oder falsch sein. Er kann allerdings in zwei verschiedenen Hinsichten *angemessen* sein. Sofern Wahrnehmungen wesentlich Vorwagnahmen naheliegender Möglichkeiten beinhalten, kann sich ihr Gehalt *bewähren*, sofern die entsprechenden Vorwagnahmen sich im Zuge weiterer Wahrnehmung erfüllen (oder zumindest nicht enttäuscht werden). Der Gehalt direkter Wahrnehmungen kann also insofern angemessen sein, als er sich im Laufe der konkreten Wahrnehmung *de facto* bewährt, bzw. die objektkonstitutiven Vorwagnahmen nicht enttäuscht werden. Man kann in solchen Fällen auch von der *situativen Angemessenheit* einer Wahrnehmung sprechen, bzw. von deren Angemessenheit *de facto*. Andererseits kann der Gehalt der Wahrnehmung auch insofern angemessen sein, als er mit höherstufigen Regularitäten innerhalb der Wahrnehmungserfahrung selbst korreliert, die ihrerseits möglicherweise mit in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung eines Subjekts bestehenden Regularitäten korrelieren. In diesem zweiten Sinn von Angemessenheit einer Wahrnehmung kann der Gehalt einer direkten Wahrnehmung selbst in dem Fall angemessen sein, in welchem die objektkonstitutiven Vorwagnahmen sich im konkreten weiteren Verlauf der Wahrnehmung *nicht* bewähren. Nimmt etwa ein Subjekt in direkter Wahrnehmung das vertraute Türklingeln wahr und ist verdutzt, als es niemanden an der Tür antrifft, weil es offenbar ein Geräusch aus der Serie als vertrautes Türklingeln hörte, wird *de facto* die für den Gehalt der Wahrnehmung konstitutive Vorwagnahme enttäuscht. Sofern aber das entsprechende Geräusch für gewöhnlich mit der Anwesenheit einer auf Einlass wartenden Person vor der Tür einhergeht, liegt hier kein vermeidbarer ›Trugschluss‹ aufseiten des Wahrnehmenden vor. Es handelt sich vielmehr um ungewöhnliche reale Umgebungsverhältnisse, die für die entsprechenden phänomenalen Gegebenheiten und Vorwagnahmen sorgen, die sich im besonderen Fall nicht bewährten. Ähnlich wie in Fällen, in denen man mittels eines Head-Mounted-Displays ein virtuelles Objekt sieht und – was nicht selten vorkommt – in Erwartung eines Widerstandes mit der Hand nach ihm greift, diese Erwartung jedoch enttäuscht wird.⁷¹ Man kann in

71 Brunswik (1952, 22) spricht in analogen Fällen davon, dass die »ökologische Validität« eines Hinweisreizes – d.i. das Verhältnis der proximalen Reizinformationen zur dista-

solchen Fällen davon sprechen, dass die entsprechende Wahrnehmung *regulär* oder *de jure angemessen* ist, selbst wenn es sich um einen Fall von »Wahrnehmungssillusion« handelt.

[T]he concept of achievement or of cognitive »correctness« must be defined in psychology in the generic terms of over-all statistical correlation between variables as classes rather than in terms of single hits or misses of judgement or of action. (Brunswik 1952, 23)

Wie wir noch deutlicher sehen werden, liefert die direkte Wahrnehmung von GOOs dabei in vielen Fällen in der Tat hinreichend zuverlässige Gründe für zumindest pragmatisch gerechtfertigte, alltagsontologische Überzeugungen. Solche Überzeugungen sind allerdings kein konstitutiver Teil des Wahrnehmungsinhalts im engeren Sinn.

Phänomenale Gegebenheit von GOOs als zuverlässiger Indikator für die Existenz von EOOs

Sofern die perzeptive Gegebenheit bestimmter gegebenheitsontologischer Objekte o nun zuverlässig mit dem Vorliegen wahrnehmungsunabhängiger, physischer Objekte oder Sachverhalte o^* in der perzeptiven Umgebung des Subjekts korreliert ist, lässt sich davon sprechen, dass o^* der intentionale_e Gehalt von o ist.⁷² Grundsätzlich wird im Folgenden statt vom intentionalen_e Gehalt eines gegebenheitsontologischen Objekts bevorzugt davon gesprochen, dass das Auftreten von GOOs vom Typ o ein *zuverlässiger Indikator* für (und insofern eine *prima facie* Rechtfertigung einer existenzontologischen Überzeugung bezüglich) der Existenz oder des Bestehens wahrnehmungsunabhängiger Objekte oder Sachverhalte vom Typ o^* ist, also eine *prima facie* Rechtfertigung für die Überzeugung liefert, dass o^* der Fall ist.

Auf ein konkretes Beispiel angewendet: Die Wahrnehmung einer gesehnen Kugel *als schwer* besteht nicht in der propositional verfassten Repräsentation der Form »Die Kugel ist schwer«, sondern entweder in der aktuell gefühlten oder der schon beim Ansehen unmittelbar vorweggenommenen (und

len Situation –, auch in einem solchen Fall erhalten bleibt, sofern diese auf Regularitäten und nicht auf den konkreten Einzelfall abstellt.

72 Prinz (vgl. 2002, 251) nennt zwei Kriterien, die den intentionalen_e Gehalt eines Begriffs im Sinne seiner Proxytypentheorie fixieren. Zum einen die *Bedingung der nomologischen Korrelation* von o und o^* , andererseits die *ätiologische Bedingung*, dass die ursprüngliche Bildung von o durch existenzontologische Objekte der Art o^* verursacht wurde.

insofern phänomenologisch gesprochen: appräsentierten) Schwere, die beispielsweise beim Anheben der Kugel gefühlt würde (vgl. Merleau-Ponty 1966, 56). Ein solcher Wahrnehmungsgehalt kann nun insofern unangemessen sein, als er beispielsweise enttäuscht wird, wenn sich beim Anheben herausstellt, dass die Kugel federleicht ist, sodass sich von dieser enttäuschten Vorwegnahme aus die weitere Wahrnehmung der Kugel bezüglich der ihr appräsentierten Schwere entsprechend modifiziert. Zu einer solchen Wahrnehmung hinzu kann nun beispielsweise die Überzeugung treten, dass die wahrgenommene Kugel auch wahrnehmungsunabhängig als soundso schwerer Gegenstand existiert, oder die Überzeugung, dass wahrnehmungsunabhängig dort eine Ansammlung von EOOs mit einer bestimmten Masse oder einem bestimmten Gewicht existiert, welche die perzeptive Gegebenheit des GOO (der gespürten Kugel mit empfundener Schwere etwa) erklärt. Ein solcher abduktiver Schluss auf die Existenz eines entsprechenden wahrnehmungsunabhängigen Objekts bzw. eine solche Erklärung gilt allerdings nur unter geeigneten Bedingungen. Dies kann man sich wiederum leicht an einem VR-Beispiel verdeutlichen: Angenommen, eine fortgeschrittene VR-Anwendung ist so programmiert, dass sie der Anwender:in den authentischen Eindruck einer vor ihr liegenden Kugel vermittelt, wobei etwa mithilfe eines entsprechend programmierten Exoskeletts auch der Eindruck der Schwere der Kugel authentisch realisiert wird. Die Anwender:in nimmt also vor sich eine schwere Kugel wahr, um die sie herumgehen, nach der sie greifen, die sie werfen kann etc. In diesem Fall erweisen sich also ihre objektkonstitutiven Vorwegnahmen als *de facto* und *de jure* angemessen, sofern sie sich im Fortgang des Erlebens einstimmig bewähren oder realisieren lassen. Die angemessene Erklärung für die direkte Wahrnehmung der Kugel und die Angemessenheit dieser Vorwegnahmen besteht in diesem Fall allerdings nicht darin, dass unabhängig von ihr tatsächlich ein physischer Gegenstand mit den entsprechenden Eigenschaften existiert, sondern darin, dass ein Computerprogramm die Wahrnehmungseindrücke der Anwender:in in Abhängigkeit von ihren Aktionseingaben so akkordiert, dass sie (bezüglicher der real entstehenden proximalen Reize) einer ›realen‹ Situation entsprechen, in der sich eine entsprechende Kugel als physischer Gegenstand vor ihr befindet.

Allerdings handelt es sich bei dem VR-Szenario nicht einfach um einen Fall von Sinnestäuschung oder Halluzination: Tatsächlich ist auch die virtuelle Kugel aus der hier vertretenen Perspektive ein gewöhnliches Objekt der menschlichen Wirklichkeit, ein GOO wie andere auch. Auch mit der virtuellen Kugel kann die Anwender:in etwas anfangen, sie aufheben, wegwerfen usw., auch

wenn sich der Umkreis dessen, was mit ihr anzufangen ist, vom Umkreis dessen unterscheiden sollte, was sie mit einer ›realen‹ physischen Kugel anfangen könnte (in der virtuellen Umgebung könnte die Kugel etwa als Schlüssel fungieren, mit dessen Hilfe sich Türen zu Seminarräumen öffnen lassen, oder sie könnte andere Fall- und Flugeigenschaften aufweisen als eine ›reale‹ Kugel in der ›realen‹ Umgebung). Gleichzeitig liegt die Anwender:in einer Täuschung nur dann und insofern auf, als sie von der direkten Wahrnehmung der Kugel auf die bewusstseinsunabhängige Existenz eines entsprechenden mesoskopischen Gegenstandes außerhalb der VR-Brille schließt, die ihre Wahrnehmung erklärt. Misselhorn spricht bezüglich solcher Wahrnehmungserfahrungen, in denen wir das Gefühl haben, es mit Objekten zu tun zu haben, die unabhängig von uns existieren, von einem »Gefühl der Existenz«, welches wesentlich die Empfindung involviert,

dass der wahrgenommene Gegenstand existiert, weil er *in einer räumlichen Relation zum Wahrnehmenden steht*. Dies Gefühl besteht wesentlich darin, mit dem wahrgenommenen Gegenstand in Interaktion treten zu können. (2012, 796; vgl. analog zur Wahrnehmung von etwas »als objektiv« Misselhorn 2017, 188)

Dieses unterscheidet sie ihrerseits von dem »Gefühl der Präsenz«, welches man etwa bezüglich imaginerter Objekte oder der Wahrnehmung von Bild-Objekten (wie einer auf einem Bild dargestellten Pfeife) habe. Gegenüber dem Gefühl der Existenz bestehe das Gefühl der Präsenz darin, dass ein Gegenstand »zwar nicht als existent, aber als sinnlich gegenwärtig« erscheine (ebd.). Zunächst ließe sich bezüglich dieser Unterscheidung rückfragen, ob die hier für das Gefühl der Existenz gewählten Formulierungen nicht nahelegen, dass es sich bei dem beschriebenen Zustand eher um ein *propositionales Urteil* oder eine Überzeugung als um ein *Gefühl* handelt, sofern etwa die Qualifikation der in das Gefühl involvierten Empfindung sowohl eine faktive als auch eine kausale oder begründende Formulierung einschließt (»*dass* der wahrgenommene Gegenstand existiert, *weil* ...«). Setzt man unabhängig von dieser Frage die Plausibilität der Unterscheidung für den Augenblick voraus, kann man sich zunächst fragen, ob das Gefühl der Existenz sowohl in Bezug auf die Wahrnehmung der realen Kugel als auch in Bezug auf die Wahrnehmung der simulierten Kugel bestehen müsste. Sofern die simulierte Kugel perceptiv nicht von einer realen Kugel unterscheidbar ist – dies folgt aus den Prämissen des Gedankenexperiments –, besteht zunächst kein Grund zu der Annahme, dass sich das Gefühl der Existenz im VR-Fall nicht einstellt. Wer entsprechende Erfahrungen mit VR-Anwendungen gemacht hat, wird bestätigen können, dass

das Gefühl der Existenz virtueller Objekte durchaus an das Gefühl der Existenz heranreichen kann, welches mit ›gewöhnlichen‹ Wahrnehmungen einhergeht (der Autor muss gestehen, dass er einmal bei dem Versuch, sich auf einer virtuellen Theke aufzulehnen, beinahe zu Fall kam). Zudem ist auch im Simulationsfall die Bedingung erfüllt, dass das Subjekt den Eindruck hat, »mit dem wahrgenommenen Gegenstand in Interaktion treten zu können«; es vermag dies sogar tatsächlich. Dennoch erscheint es möglich, dass das Subjekt im Simulationsfall gleichzeitig der Überzeugung ist, dass das wahrgenommene Objekt außerhalb der Simulation nicht als physischer Gegenstand in seiner Umgebung existiert. Insofern ist – wie etwa im Falle der Müller-Lyer-Illusion, in welcher der Wahrnehmungseindruck, zwei verschieden lange Linien zu sehen, trotz gegenläufigen Wissens um die verschiedenen Messlängen der Linien erhalten bleibt – das »Gefühl der Existenz« offenbar mit gegenläufigen propositionalen Urteilen kompatibel.⁷³

Somit erlaubt es das VR-Beispiel, den inferenziellen Zusammenhang der Gegebenheit von GOOs und ontologischen Überzeugungen bezüglich der Existenz entsprechender EOOs (oder AOOs) genauer zu bestimmen. Das entsprechende Argument lässt sich grob wie folgt schematisieren.

P₁: Es gibt zwei verschiedene Situationen S₁ und S₂, in denen ein Subjekt p jeweils den Wahrnehmungszustand R ausbildet, welcher durch die Gegebenheit von Objekt o für p charakterisiert ist. Weiterhin hat p im Laufe weiterer perzeptiver und pragmatischer Auseinandersetzungen sowohl in S₁ als auch in S₂ den sich bewährenden Wahrnehmungszustand R.

P₂: Der sich bewährende Wahrnehmungszustand R ist für gewöhnlich mit dem Sachverhalt korreliert, dass in der realen Umgebung von p eine bestimmte Konfiguration existenzontologischer Objekte o* existiert (S₁).

P₃: In S₂ lässt sich das Zustandekommen von R dadurch erklären, dass p sich in einer Simulation befindet.

K: Das Vorliegen von R erlaubt einen falliblen Schluss auf die Existenz von o*, sofern R für gewöhnlich mit der Existenz von o* korreliert, jedoch auch durch eine Situation vom Typ S₂ bedingt sein könnte.⁷⁴

73 Ähnlich gelagerte Grenzfälle stellen anamorphotisch gemalte Bilder wie 3D-Straßenmalereien oder Zeichnungen dar, sofern diese bei unbedarften Betrachtern und aus dem richtigen Winkel betrachtet zunächst den Eindruck erwecken, es mit realen Objekten wie Pfützen, Abgründen oder Brücken zu tun zu haben. Einen anderen Grenzfall stellen etwa Echtzeitvideotelefonate dar, bei denen zwar nicht der Eindruck entsteht, dass der andere Gesprächsteilnehmer im selben Raum existiert, durchaus aber der Eindruck, mit ihm interagieren zu können.

74 Ein Subjekt kann sich somit ohne kognitive Dissonanz wissentlich in S₂ befinden, sodass ihm o gegeben ist, während es nicht der Überzeugung ist, dass o* existiert.

Dieses Argument weist strukturelle Ähnlichkeiten zu einem Argument auf, das Frank Dretske verwendet, um seine Konzeption der Fehlrepräsentation zu veranschaulichen: Angenommen, einem Organismus ist evolutionär daran gelegen, existierende Fs in seiner Umgebung zu repräsentieren. Typischerweise haben Fs die Eigenschaften f_1 oder f_2 , die beim Organismus zu den proximalen Stimuli s_1 und s_2 führen. s_1 und s_2 führen im Organismus ihrerseits jeweils zu dem internen Zustand R, der seinerseits beispielsweise zu einem Vermeidungsverhalten führt. Dretskes Vorschlag besteht nun darin, die Existenz von F als die funktionale Bedeutung_f von R aufzufassen, sofern es die Funktion von R ist, die Existenz von F anzuzeigen. Konfrontiert man den Organismus nun mit einem Ersatz-F, das entweder die Eigenschaft f_1 oder f_2 aufweist, so führt dies im Organismus ebenfalls zu dem internen Zustand R. Allerdings handelt es sich in diesem Fall um eine *Fehlrepräsentation*, sofern es kein F war, das R verursacht hat. Angewendet auf das obige Beispiel ergäbe sich: Die Gegebenheit von o (= interner Zustand R) bedeutet_f die Existenz von o*. Es würde sich also im Fall der Nicht-Existenz von o* in S_2 um eine Fehlrepräsentation handeln. Allerdings räumt Dretske ein, dass sich die Situation auch anders beschreiben lässt. So könne man auch sagen, dass,

sogar obwohl es die Funktion des Mechanismus ist, der R als Endzustand hat, den Organismus auf die Gegenwart von F hinzuweisen, er dies tut, indem R [...] [darauf] verweist, [...] dass entweder f_1 oder f_2 (oder s_1 oder s_2) gegeben ist. Unser hypothetischer Organismus zieht sich fälschlicherweise von F zurück, nicht weil er das Ersatz-F als F fehlrepräsentiert, sondern weil das, was er korrekt anzeigt (d.h. dass das Ersatz-F entweder f_1 oder f_2 ist), nicht länger auf normale Weise mit etwas korreliert, das F ist. (2010, 365)

Wendet man nun diese Beschreibung auf den obigen Fall an, so ließe sich sagen, dass die Gegebenheit oder direkte Wahrnehmung von o normalerweise mit der wahrnehmungsunabhängigen Existenz, bzw. dem Bestehen von o* korreliert ist, allerdings nicht o* repräsentiert (sondern eine der möglichen, zur Existenz von o* stimmigen Verlaufsformen der proximalen Reize s_1, s_2, \dots, s_n relativ zum eigenen Verhalten v_1, v_2, \dots, v_n). In S_2 existiert o* nicht, was die Gegebenheit von o jedoch nicht zu einer Fehlrepräsentation von o* macht, vielmehr zeigt Z in S_2 korrekt eine bestimmte, einstimmige Verlaufsform von s_1, s_2, \dots, s_n relativ zum eigenen Verhalten v_1, v_2, \dots, v_n an. Die direkte Wahrnehmung von o verweist also in beiden Fällen erfolgreich auf die Existenz von in einer o*-artigen Weise akkordierte Serien von proximalen Reizen. Man kann diesen Umstand auch so zum Ausdruck bringen, dass die Gegebenheit von o in S_1 und S_2 nicht von sich aus *assertiv* hinsichtlich der Existenz von o*

ist, sodass kein Widerspruch darin besteht, o – verbunden mit dem Gefühl der Existenz – als gegeben wahrzunehmen und die Existenz von o^* zu bezweifeln (sofern man etwa weiß, dass man sich in einer Simulation befindet).⁷⁵ Die direkte Wahrnehmung von o impliziert also nicht notwendig die (Wahrnehmungs-)Überzeugung, dass o^* existiert. Vielmehr liefert umgekehrt die Annahme der Existenz von o^* im Normalfall abduktiv die beste (und im Regelfall korrekte) Erklärung für die Gegebenheit oder direkte Wahrnehmung von o .

Sogenannte ›Disjunktivisten‹ (wie beispielsweise McDowell) nun gehen demgegenüber davon aus, dass die beiden Zustände R in S_1 (einem Fall ›veridischer‹ Wahrnehmung) und S_2 (einem Fall von ›Wahrnehmungstäuschung‹) trotz ihrer phänomenalen Ununterscheidbarkeit kategorial voneinander unterschieden sind (vgl. etwa Soteriou 2016; Willaschek 2015, 217ff.). Tatsächlich unterscheiden sich die beiden Zustände etwa, sofern man den in P_2 und P_3 zum Ausdruck gebrachten Unterschied der Erklärung des Zustandekommens der Gegebenheit von o diesen Zuständen selbst in irgendeiner Weise zurechnet (etwa, indem man im Falle ›veridischer‹ Wahrnehmung die erfolgreiche Bezugnahme auf o^* als intentionalen_e Gehalt der Wahrnehmung selbst zuschreibt, oder – im Sinne eines direkten Realismus – davon ausgeht, dass sich die Wahrnehmung nicht-representational auf o^* bezieht (ebd.)). Dieser Unterschied betrifft allerdings nur die *existenzontologische Erklärung* des Zustandekommens der Gegebenheit von o und ficht die phänomenale Gegebenheit von o sowohl in S_1 als auch in S_2 nicht an. Man erhält daher eine tiefschärfere Beschreibung der Situation, wenn man zwischen der *phänomenalen Gegebenheit (oder direkten Wahrnehmung) von o* und der *nicht-phänomenalen Existenz (bzw. dem Bestehen) von o^** unterscheidet, die etwa Gegenstand einer Überzeugung sein kann, sodass die Möglichkeit zugelassen ist, dass gegebenheitsontologische Objekte gegeben sein können, obwohl die mesoskopischen, physischen Gegenstände nicht existieren, die für gewöhnlich zur Erklärung der entsprechenden Zustände herangezogen würden (vgl. für eine ähnliche Kritik Burge 2010, 362, FN97). Gleichzeitig lässt sich auch in dem Fall, in dem o^* nicht existiert, eine existenzontologische Beschreibung derjenigen Merkma-

75 Jochen Briesen (2015) problematisiert, dass die Vorstellung, Wahrnehmung könnten Überzeugungen rechtfertigen, bei vielen Autoren auf der These beruht, dass der repräsentationale Gehalt der Wahrnehmung assertiv gegeben sei, wobei der Begriff der Assertivität chronisch unterbestimmt bleibe. Die hier vertretene Position entkommt diesem Problem, sofern sie die Gegebenheit von o nicht *per se* als assertiv, sondern als präsentativ bestimmt.

le liefern, die für das Zustandekommen von R (der sich bewährenden Gegebenheit von o für p) verantwortlich zeichnen (etwa: Die Serie s_1, s_2, \dots, s_n der proximalen Reize, die in Abhängigkeit vom Verhalten v_1, v_2, \dots, v_n durch ein entsprechendes Programm in der VR-Brille realisiert wird).

GOOs just ain't in the head. Über Innen und Außen von Wirklichkeit und Realität

Ein Großteil der in diesem Zusammenhang gelegentlich entstehenden Verwirrung bezüglich der Verortung von EOOs und GOOs ist dabei auf die metaphorische Zuordnung der räumlichen Prädikate *innen* und *außen* zurückzuführen (vgl. zur phänomenologischen Kritik an einer oberflächlichen Unterscheidung von »innen« und »außen« auch Husserl Hua XIX/1, 673, 708; Merleau-Ponty 1966, 464; Zahavi 2007, 29f.). So legt es sich zunächst aus der Perspektive der alltäglichen Wahrnehmung selbst nahe, GOOs *außerhalb* des Subjekts zu verorten. Ich sehe und höre mich um – und sehe und höre Objekte und Ereignisse *außer mir*, keine Darstellungen oder Repräsentationen von wahrnehmungsunabhängigen Objekten *in mir* (Searle 2015, 11f.). GOOs sind den Subjekten in ihrer Wahrnehmung als äußere, sich in Raum und Zeit entfaltende Objekte präsentiert oder gegeben, nicht als Vorstellungen »in ihren Köpfen« (vgl. hierzu auch Tye 1995, 151 [m.Ü.]). Diese Überzeugung stützt sich auf unsere alltägliche Wahrnehmungserfahrung, sofern die Gegenstände, mit denen wir es in der Wahrnehmung zu tun haben, uns für gewöhnlich »als objektiv« (d.i. als unabhängig von uns und als in Raum und Zeit befindlich und bestehend) erscheinen (Misselhorn 2017).

In existenzontologischer Perspektive andererseits scheint es nahezuliegen, die EOOs *außerhalb* der Organismen zu situieren und den Organismen selbst *innere* mentale Objekte zuzuschreiben, die sich auf erstere beziehen (vgl. zu Kritik an einer solchen Vorstellung unter dem Titel »Innenweltdogma« Schmitz 2007, 14). Die GOOs scheinen sich aus dieser Perspektive also nicht außerhalb, sondern als mentale Objekte »innerhalb« der Organismen zu befinden. Entsprechend formuliert etwa Putnam in Bezug auf Husserls Methode der Epoché, diese sei »nützlich, wenn wir darüber sprechen wollen, was *im Kopf von jemanden vor sich geht* [»what's going on in someone's head«], ohne irgendwelche Annahmen über die Existenz oder das Wesen tatsächlicher Dinge zu machen, auf die sich Gedanken beziehen« (1981, 28 [meine Hervorhebung, m.Ü.]). Auch bezüglich solcher Überzeugungen hinsichtlich der Verortung von GOOs im Inneren der Subjekte stützen wir uns zumindest indirekt

auf Erfahrung, sofern wir etwa wissen, dass das, was Menschen in ein und derselben existenzontologischen Situationen wahrnehmen, einerseits intersubjektiv divergieren kann und andererseits die Überzeugungen, die sie auf der Grundlage solcher Wahrnehmungen bilden, sich im Laufe weiterer Wahrnehmung als falsch erweisen können. Die Wahrnehmungen selbst scheinen sich aus einer solchen Perspektive also ›im Bewusstsein‹ oder ›im Kopf‹ der jeweiligen Subjekte zu befinden, sodass sich eine Unterscheidung zwischen dem präsentativen Gehalt von Wahrnehmungen und den äußeren Objekten nahezulegen scheint, auf welche sie bezogen erscheinen. ›Draußen‹ in der Realität scheint es sich mitunter anders zu verhalten, als es den Subjekten ›in‹ ihrer Wahrnehmung erscheint. Eine solche Introjektion von GOOs als mentale Objekte ›in die Köpfe‹ von Subjekten beruht allerdings auf einer Vermengung von existenzontologischer und gegebenheitsontologischer Perspektive: GOOs gibt es nur in Wirklichkeiten von Subjekten, sie befinden sich nicht in den Köpfen oder Gehirnen von Organismen, auch wenn neurophysiologische Ereignisse existieren mögen, die mit der Gegebenheit bestimmter GOOs korreliert sind. Die wahrnehmbaren Objekte der Wirklichkeit eines Subjekts zeichnen sich aber gerade dadurch aus, dass sie in der dem Subjekt gegebenen Raumzeit lokalisiert sind. Dass es ein *Sehen* gibt mag also in der Tat davon abhängen, dass bestimmte existenzontologische Prozesse, etwa auch im Gehirn, ablaufen. Das Sehen selbst sowie die Objekte des Sehens als Erscheinungen sind aber nicht im Gehirn, sondern in der Welt.

So erheben Gegebenheitsontologien den Anspruch, die subjektabhängigen – merke: mit ›subjektabhängig‹ ist hier nicht ›subjektiv‹, sondern ›von Subjekten abhängig‹ gemeint – Wirklichkeiten taxonomisch abzubilden und eben nicht »Begriffe oder andere mentale Repräsentationen im Bewusstsein von Menschen« (Arp, Smith, Spear 2015, 12 [m.Ü.]). Sie beinhalten also Klassen direkt wahrgenommener bzw. wahrnehmbarer GOOs.⁷⁶ GOs stellen also weder Repräsentationen von Teilmengen der Realität an sich dar, noch Repräsentationen von in Subjekten zu verortenden Begriffen, sondern katego-

76 Der Genauigkeit halber muss an dieser Stelle eingeräumt werden, dass, sofern man geneigt ist, die hier vertretene Auffassung von GOOs so auszulegen, dass es sich dabei – entgegen der hier gemachten Beteuerungen – um eine besondere Form mentaler Repräsentationen in den Köpfen von Subjekten handelt, sie unter den Skopus »begriffsorientierter« Ontologien im Sinne der zitierten Autoren fallen würden. Allerdings wird hier bestritten, dass sich GOOs sinnvoll oder ausschließlich als mentale Repräsentationen beschreiben lassen.

riale Repräsentation der möglichen Objekte der direkten Wahrnehmung von Subjekten. Durch GOs werden somit nicht Strukturen ›im Kopf‹ von Organismen repräsentiert, sondern Subjekten in direkter Wahrnehmung mehrheitlich als außerhalb ihrer selbst befindlich gegebene und gebbare Objekte und Objektklassen. Der angeschlagene Zeh am gespürten Leib tut weh, nicht eine Struktur im Gehirn. So enthält eine typische GO für menschliche Subjekte beispielsweise die taxonomischen Bezeichnungen ›unbelebte‹ und ›belebte Objekte‹, ›Werkzeuge‹, ›intentionale Akteure‹ usw., sofern diese jeweils Klassen von Objekten der Wirklichkeit bezeichnen, als deren Instanzen Objekte der direkten Wahrnehmung jeweils gegeben sind.

Im Alltag verlassen wir uns allerdings für gewöhnlich und ohne weiteres Nachdenken auf einen *erkenntnistheoretisch-ontologischen Shortcut*: Sofern uns die Objekte der Wirklichkeit in der Wahrnehmung sich bewährend als äußerliche Objekte gegeben sind, *verdinglichen* wir sie, indem und sofern wir davon ausgehen, dass sie auch unabhängig von unserer Wahrnehmung (also etwa auch für andere Subjekte) so sind, wie sie uns in direkter Wahrnehmung gegeben sind. Wir nehmen also die (uns unmittelbar gegebene) Darstellungen auf dem ›Interface‹ unseres bewussten Erlebens für eine intersubjektiv-verbindliche, wahrnehmungsunabhängige Realität. So erscheint uns aufgrund unserer Tendenz zur Verdinglichung die Unterscheidung von GOOs und EOOs aus der Perspektive des Alltags für gewöhnlich überflüssig (weshalb sich aus der Perspektive unserer alltäglichen Wahrnehmung die Position eines direkten Realismus nahelegen scheint). Wir gehen, sofern wir dem Naturalisierungsfehlschluss aufliegen, dann davon aus, dass uns im Erfolgsfall der Wahrnehmung die Objekte so erscheinen, wie sie (unabhängig von uns und unserer Wahrnehmung) sind (vgl. Searle 2015). Die intentionalen_i Objekte der Wahrnehmung werden in Positionen dieser Art somit mit den intentionalen_e kausalen Ursachen der Wahrnehmung identifiziert, wobei offenbar von der Intuition Gebrauch gemacht wird, dass dasjenige, was die Wahrnehmung auslöst und dasjenige, was in der Wahrnehmung phänomenal gegeben ist, in Fällen veridischer Wahrnehmung wahlweise in einem Verhältnis der Repräsentation oder in einem Verhältnis der Identität stehen. Das Argument hinter dieser Überlegung scheint drei Prämissen und einen abduktiven Schluss zu beinhalten und lässt sich entweder *repräsentationalistisch* oder *direkt realistisch* ausformulieren:

P1: In ihrer Wahrnehmung sind menschlichen Subjekten Objekte außerhalb von ihnen präsentiert. (*Phänomenologische These*)

P2: Unabhängig von der menschlichen Wahrnehmung existieren physische Objekte, welche die Wahrnehmung verursachen. (*Realitätsthese*)

P3: Es kann zwischen veridischen und nicht-veridischen Fällen der Wahrnehmung unterschieden werden. (*Veriditätsthese*)

K1: Im Falle veridischer Wahrnehmung repräsentieren die uns in der Wahrnehmung außerhalb von uns präsentierten Objekte die unabhängig von uns existierenden Objekte, welche die Wahrnehmung verursachen. (Repräsentationalismus)

K2: Im Falle veridischer Wahrnehmung sind die uns in der Wahrnehmung außerhalb von uns präsentierten Objekte identisch mit den unabhängig von uns existierenden Objekten, welche die Wahrnehmung verursachen. (Direkter Realismus)

Während die Geltung der drei Prämissen hier zunächst vorausgesetzt werden soll, besteht eine wesentliche Schwachstelle dieses Arguments in den jeweiligen abduktiven Schlüssen, die letztlich auf die These hinauslaufen, dass zwischen den (existenzontologisch) externen Objektursachen (EOOs) und den außerhalb präsentierten phänomenalen Objekten der Wahrnehmung (GOOs) wahlweise ein Verhältnis von *Repräsentation* oder *Identität* besteht. Die hinter beiden Schlüssen stehende Intuition lässt sich wie folgt artikulieren: Da uns in der Wahrnehmung Objekte *außerhalb* von uns präsentiert (bzw. gegeben) sind und wir zugleich davon ausgehen, dass *wahrnehmungsunabhängige* Objekte unsere Wahrnehmung verursachen, liegt die Annahme nahe, dass wir im Falle veridischer Wahrnehmung die wahrnehmungsunabhängigen Objektursachen der Wahrnehmung wahlweise *adäquat repräsentieren* oder *direkt wahrnehmen*. Auch hier scheint Ockhams Rasiermesser schon bereitzuliegen: Wieso sollten wir zusätzlich eine weitere ontologische Schicht einführen, indem wir GOOs von EOOs unterscheiden, wenn wir doch ontologisch sehr viel sparsamere Theorien formulieren können, die zusätzlich mit unserer alltagsontologischen Urteilspraxis übereinzustimmen scheinen?

Einige der Argumente für die Annahme einer solchen Differenz wurden in den vorhergehenden Überlegungen bereits angedeutet: Einerseits erweist sich die Annahme von GOOs insofern als notwendig, als Subjekten auch in Fällen von ›Halluzinationen‹ und ›Illusionen‹ entsprechende Objekte phänomenal gegeben sein können. Ein weiteres Argument besteht in der These, dass die wahrnehmungsunabhängigen EOOs, nach allem, was wir über die Realität als solche zu wissen glauben, viele der Merkmale, die für die Objekte unserer Wirklichkeit konstitutiv sind, nicht besitzen. Identifizieren wir also die Objekte unserer Wirklichkeit mit den Objekten, die ihre Wahrnehmung real zu verursachen scheinen, so sind diese Merkmale nicht wirklich Teil der Welt.

Ein weiteres Argument für die Notwendigkeit der Unterscheidung von GOOs und EOOs liefert der Umstand der inter- und intraspezifischen Wirklichkeitsdivergenz, welche im Folgenden noch eine zentrale Rolle spielen wird. Lässt sich plausibel dafür argumentieren, dass Menschen mitunter in verschiedenen Wirklichkeiten leben, erweist sich die Amalgamierung oder Identifikation von Realität und Wirklichkeit im Begriff einer intersubjektiv-verbindlichen Welt als vorschnell, sofern eine solche Konzeption von Welt die intersubjektive Divergenz von Wirklichkeiten nicht zu erklären vermag. Dasselbe gilt für den alltagsontologisch-verdinglichenden Realismus der menschlichen Alltagswirklichkeit, welcher häufig in Opposition zu einem wissenschaftlichen Realismus in der Behauptung besteht, dass die Objekte unserer alltäglichen Wahrnehmung so sind, wie sie in Fällen veridischer Wahrnehmung erscheinen. Sollte sich herausstellen, dass die Objekte unserer Wirklichkeit in signifikanter Weise zwischen Subjekten divergieren, scheint auch dieser, sofern er unterstellt, dass die Welt des Alltags objektiv (für alle Menschen) in bestimmter Weise ist, für eine adäquate Beschreibung dieses Umstandes nicht zuzureichen.

Wie bereits angemerkt impliziert die hier vertretene Position einen *direkten gegebenheitsontologischen Realismus* (bzw. – wenn es nicht gar so schief klänge – einen *direkten Realismus der Wirklichkeit*) sofern einerseits der Kontakt zu gegebenheitsontologischen Objekten unmittelbar und präsentativ, Subjekte also in ihrer Wahrnehmung direkt mit den Objekten ihrer Wirklichkeit in Kontakt stehen (vgl. hierzu und für das Folgende auch Staudacher 2011, 19f.).⁷⁷ Existenzontologisch jedoch wird hier ein *indirekter* oder *kritischer Realismus* vertreten, sofern die wahrnehmungsunabhängigen EOOs, die kausal für die Gegebenheit von GOOs verantwortlich zeichnen, keine direkten Objekte der Wahrnehmung sind – EOOs sind dem Subjekt in der Wahrnehmung nicht selbst *gegeben*, ihre Existenz wird *angenommen* oder *postuliert*. Bestritten wird also die Möglichkeit eines *direkten existenzontologischen Realismus*, also die Vorstellung, dass wir es in der Wahrnehmung im Erfolgsfall unmittelbar mit wahrnehmungsunabhängigen Strukturen der existenzontologischen Realität als solcher zu tun haben.⁷⁸ Die Unterscheidung dieser beiden

77 Wer will, kann dies auch eine »Kontakttheorie« der Wirklichkeit nennen, die hier allerdings, anders als in Markus Gabriels »neuem Realismus«, mit einem indirekten existenzontologischen Realismus kombiniert wird (vgl. Gabriel 2018, 56).

78 Ein ähnlicher Gedanke findet sich bereits bei Plessner (1975, 325), der davon spricht, dass der Mensch »in zwei grundverschiedenen Beziehungen zur Außenwelt, zur Fremdwelt überhaupt steht, einer direkten ›und‹ einer indirekten Beziehung«. Wobei allerdings

Formen des direkten Realismus ist notwendig, sofern die Wirklichkeiten, in denen Menschen leben und auf deren Objekte sie sich alltagsontologisch beziehen, nicht geradewegs mit der wahrnehmungsunabhängigen Realität zu identifizieren sind.

1.13 Eine Realität – Verschiedene Wirklichkeiten?

»Tierblick —

Der Blick von Hund, Katze, Fisch legt den Gedanken eines Gesichtspunkts nahe, eines Gesehenwerdens-von –, mithin eines reservierten Winkels, eines intimen Bereichs oder Fürsich-Seins, einer Kapelle, wo Dinge, die ich kenne, nicht sind, und wo Dinge sind, die ich nicht kenne.

Ich weiß nicht, wovon ich Zeichen bin in jenem Winkel. Es gibt da eine Weise des Mich-Kennens. Und ich bin gezwungen, mich als ein Wort anzusehen, dessen Sinn in einem animalischen Gedankensystem mir unbekannt ist.«

(Valéry 1988, 48)

Nun sind, wie bereits behauptet wurde, GOOs als Konstituenten subjektrelativer Wirklichkeiten das Ergebnis von Wahrnehmungsprozessen und liegen der Wahrnehmung nicht fertig konstituiert voraus. Im Vorhergehenden war diesbezüglich bereits davon die Rede, dass GOOs das Ergebnis *subpersonaler Konstitutionsprozesse* sind, denen subjektseitig *Begriffe-von* zugrunde liegen, welche die Wahrnehmungsgehalte strukturieren.

Grundsätzlich ist bezüglich der Prozesse, welche subpersonal (d.i. unterhalb der Ebene bewussten Erlebens) von der kausalen Reizung der Wahrnehmungsorgane zur Wahrnehmung von GOOs als mereologischen Einheiten führen, im Folgenden von *Prinzipien der gegebenheitsontologischen Objektindividuation oder -konstitution* die Rede. Damit soll die Möglichkeit offengelassen werden, dass Begriffe-von nur eine Teilmenge dieser Prinzipien beschreiben. In wahrnehmungspsychologischen Kontexten ist hier statt von *Objektindividuation* gelegentlich auch von *Objektsegmentierung* die Rede (vgl.

beide Beziehungen nicht radikal voneinander getrennt seien, der Mensch vielmehr beide zugleich einnehme (ebd., 326).

etwa Radvansky & Zacks 2014, 47ff.).⁷⁹ Im Englischen spricht man in diesem Zusammenhang auch von *perceptual grouping*, *perceptual parsing* oder *perceptual segmentation* (letzteres etwa im Kontext der perzeptiven Segmentierung von Ereignissen, vgl. Radvansky & Zacks 2014, 44f.; zum Zusammenhang von *perceptual grouping* und Objektindividuation vgl. auch Wagemans et al. 2012, 118of.). Liliana Albertazzi (2007, 96) spricht analog von *rules of formation*. Solche Prinzipien der Objektkonstitution liegen der Art und Weise zugrunde, »wie ein Lebewesen die Umwelt, die es erlebt, aufteilt – wie es die analoge Information, die es aus der Wahrnehmung erhält, digitalisiert« (Bermúdez 2003, 71 [m.Ü.]). Sie legen also fest, für welche realen Reize (oder Konstellationen von Reizen) der Organismus perzeptiv empfänglich (d.i. rezeptiv) ist, was im Ausgang von diesen in der jeweiligen Wirklichkeit eines Subjekts als Objekt gegeben sein kann und welche Gegebenheitsweisen solche Objekte besitzen (vgl. auch Smith 1995a, 306). Statt von Prinzipien der Objektkonstitution spricht Tyler Burge auch von *subindividuellen Bedingungen*, die dem, was er die *empirische Objektivität* perzeptiver Repräsentationen nennt, zugrunde liegen und bezeichnet diese Bedingungen als *Formationsprinzipien* (*»formation principles«*; vgl. 2010, 94f.). »The most elementary forms of empirical objectivity are the products of conditions that the individual has no perspective on. They are the products of *subindividual* conditions and *environmental* conditions« (ebd., 24). Die Konstitutionsprinzipien selbst bestimmt Burge dabei näher als »Gesetze oder gesetzesartige Muster«, die subpersonal der Transformation von proximalen Reizen zu Wahrnehmungszuständen zugrunde liegen, durch welche ihm zufolge materielle Gegenstände der Außenwelt repräsentiert werden (ebd., 92).

Die Prinzipien der Objektkonstitution bilden offen gestanden eine gewisse Stelle der Unschärfe der hier vertretenen Auffassung, sofern der subpersonale Wahrnehmungsprozess zwar einerseits als realer Vorgang konzipiert ist, andererseits scheinen die Prinzipien der Objektkonstitution eine Art Brücke zwischen Realität und Wirklichkeit anzudeuten, sofern diese Prozesse zur Gegebenheit von Wirklichem führen sollen. Existenzontologisch gesprochen wirken bestimmte proximale Reize (Schallreize, Lichtreize, physischer

⁷⁹ Wobei zu berücksichtigen bleibt, dass Begriffe wie ›Individuation‹, ›Segmentierung‹ und ›Selektion‹ gegenüber dem Begriff der ›Konstitution‹ eher die Vorstellung nahelegen, dass aus einem vorliegenden Bereich Entitäten *allein* durch Abgrenzung ausgewählt werden, wodurch wiederum der Aspekt der subjektseitigen Mitgegenwärtigung und Appräsentation in den Hintergrund tritt.

Druck usw.) aus der realen Umgebung kausal auf die Wahrnehmungsorgane des Organismus, was schließlich dazu führt, dass dem Subjekt bestimmte Objekte phänomenal gegeben sind. Die Rede von Prinzipien der Objektindividuation oder -konstitution bezieht sich dabei auf Konstitutionsprozesse, die irgendwo zwischen der kausalen Wirkung realer proximaler Reize auf die Wahrnehmungsorgane und der bewussten Wahrnehmungserfahrung stattfinden. Dabei lassen sich grundsätzlich zwei Fragerichtungen voneinander unterscheiden: 1) Wie werden bestimmte Konstellationen proximaler Reize subpersonal in einer Weise informational verarbeitet, die zu bestimmten Formen phänomenaler Gegebenheit führt? Hier suchen wir also nach psychophysischen Brückengesetzen zwischen proximalen Reizmustern (Realität) und phänomenaler Gegebenheit (Wirklichkeit); wobei nicht zu sehen ist, wie der Übergang von realen und Wirklichen Entitäten ohne epistemisch-ontologischen Sprung zu konzeptualisieren wäre, wodurch wir hier letztlich auf die Konstatierung von Korrelationen zwischen (postulierten) realen Prozessen (wie etwa proximalen Reizen und neuronalen Aktivierungsmustern) und phänomenalen Gegebenheiten zurückgeworfen scheinen. 2) Werden die phänomenalen Objekte der bewussten Erfahrung aus (bewussten?) Elementen einer niedrigeren Stufe (wie stipulierten Sinnesdaten, Qualia oder hyletischen Data) konstituiert? Und wenn ja, wie und inwiefern? Hier suchen wir nach (transzendentalen) Prinzipien, Dynamiken und Prozessen, die phänomenal Gegebenem konstitutiv zugrunde liegen mögen, wobei sich die Überlegungen hier auf Elemente beschränken, aus denen und durch die das bewusstseinsmäßig Gebbare gewissermaßen »aufgebaut« wird (man denke hier exemplarisch an Carnaps (1928) »Konstitutionssystem«, wie er es in *Der logische Aufbau der Welt* zu skizzieren versucht).

Bezüglich des Vorgangs, der zwischen der Wirkung proximaler Reize auf die Wahrnehmungsorgane und der Gegebenheit von GOOs für ein Subjekt liegt, ist anzunehmen, dass, abgesehen von der Transformation realer Reize in elektrische Signale, auf verschiedenen Komplexitätsebenen Prozesse der Informationsintegration stattfinden und dabei bottom-up und top-down Einflüsse verschiedentlich ineinandergreifen. Dabei erheben die folgenden Überlegungen nicht den Anspruch, die subpersonalen Prozesse der Objektkonstitution – sofern dies nach dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse überhaupt möglich ist – in ihrem realen Verlauf auch nur irgendwie nachzuzeichnen. Prinzipien der Objektkonstitution und -individuation werden hier vielmehr nur *funktional* bestimmt. Details ihrer neurophysiologischen Realisierung sind eine Angelegenheit der empirischen Forschung und kön-

nen nicht durch bloßes Nachdenken in Erfahrung gebracht werden. »Weil wir nicht wissen, wie diese Strukturen auf einer neurophysiologischen Ebene funktionieren, sind wir gezwungen, sie auf einer viel höheren Ebene zu beschreiben. Daran ist nicht Zwielfichtiges« (Searle 2011, 139). Die Prinzipien gegebenheitsontologischer Objektconstitution beziehen sich somit auf subpersonale Prozesse, die den Organismen selbst allenfalls mittelbar – als Gegenstand transzendentalphilosophischer Reflexionen oder wahrnehmungspsychologischer Forschungen etwa – zugänglich und somit stets nur indirekt explizierbar sind. Zudem bleibt die Disjunktion von Realität und Wirklichkeit auch in diesem Fall erhalten: Grundsätzlich ist hier nicht mehr möglich, als bestimmte Merkmale kausal auf Organismen wirkender EOOs mit der phänomenalen Gegebenheit bestimmter GOOs zu *korrelieren*. Der folgende Überblick soll also nicht mehr leisten als eine Sensibilisierung für den Umstand, dass eine Realität, in der verschiedene Organismen real verortet sind, mit einer Diversität subjektabhängiger Wirklichkeiten vereinbar ist, sofern intersubjektive Divergenzen der fungierenden Prinzipien der Objektconstitution zur Gegebenheit intersubjektiv divergierender Wirklichkeiten unter identischen Realbedingungen führt.

Sofern die Objekte der Wahrnehmung und somit die Wirklichkeiten von Subjekten auf subpersonal fungierenden Prinzipien der Objektconstitution beruhen, ist also grundsätzlich denkbar, dass verschiedene Subjekte sich in unterschiedlichen Wirklichkeiten wiederfinden, sofern intersubjektiv die je operativen Prinzipien der Objektconstitution divergieren. Repräsentationalistische Ansätze wie etwa derjenige Burges heben demgegenüber primär auf den Umstand ab, dass verschiedene Organismen unterschiedliche *Aspekte* oder *Ausschnitte* der wahrnehmungsunabhängigen Realität perzeptiv objektiv zu repräsentieren vermögen, während der hier vertretene Ansatz den Umstand hervorhebt, dass verschiedene Organismen zwar in der Tat für unterschiedliche Aspekte und Ausschnitte der wahrnehmungsunabhängigen Realität in perzeptiver Hinsicht perzeptiv empfänglich (d.i. rezeptiv) sind, die GOOs, welche ihre Wirklichkeiten konstituieren, jedoch intersubjektiv stark voneinander zu divergieren vermögen.

In einer biologistischen Anverwandlung von Kants erkenntnistheoretischer Position bringt Uexküll eine solche Vorstellung von der subjektabhängigen Konstitution divergierender Wirklichkeiten wie folgt zum Ausdruck:

Mit der Erkenntnis, daß die Gegenstände Erscheinungen sind, die ihren Aufbau [d.i. ihre Konstitution, TP] einem Subjekt verdanken, betreten wir alten gesicherten Boden, der durch Kant in einzigartiger Weise vorberei-

tet ist, um das Gebäude aller Naturwissenschaften zu tragen. Kant hat das Subjekt Mensch den Gegenständen gegenübergestellt und die Grundprinzipien aufgefunden, nach denen von unserem Gemüt die Gegenstände aufgebaut werden. Die Aufgabe der Biologie besteht darin, die Ergebnisse der Forschungen KANTS nach zwei Richtungen zu erweitern: 1. die Rolle unseres Körpers, besonders unserer Sinnesorgane und unseres Zentralnervensystems mit zu berücksichtigen und 2. die Beziehungen anderer Subjekte (der Tiere) zu den Gegenständen zu erforschen. (1928, 2f.)⁸⁰

Uexküll relativiert also die Vorstellung, dass der Konstitution der Erscheinungen oder gegebenheitsontologischen Objekten subjektseitige Prinzipien der Objektkonstitution zugrunde liegen, im Hinblick auf die verschiedenen Tierspezies, ihre jeweiligen Sinnesorgane und Zentralnervensysteme. Hinter dieser Relativierung steht die Überzeugung, dass die Sinnesorgane und Zentralnervensysteme, die von Uexküll als für alle Individuen einer biologischen Gattung als weitestgehend gleich unterstellt werden, zur Konstitution spezifisch unterschiedlicher Wirklichkeiten führen, die bei Uexküll ›Umwelten‹ heißen. Grundsätzlich ist ein solcher Gedanke insofern im kantischen System angelegt, als Kant seine transzendentalphilosophischen Überlegungen – wie wir bereits gesehen haben – explizit auf die *menschliche Vorstellungsart* beschränkt, wenn auch äußerst zweifelhaft ist, dass Kant Uexkülls biologistischer Anverwandlung aus seiner transzendentalphilosophischen Perspektive hätte zustimmen können.⁸¹ Die Verschiedenheit der perzeptiven und kognitiven Ausstattung der Organismen korreliert also Uexkülls Auffassung nach mit artspezifischen Wirklichkeiten, die sich ihrerseits in Gegebenheitsontologien artikulieren lassen. José Luis Bermúdez formuliert diesen Gedanke wie folgt:

There is no one way that nonlinguistic creatures carve up the world. [...] We can understand variations in ontology across the animal kingdom and the course of infant development in terms of differential sensitivity to the set of basic physical principles that govern the behavior of objects. (2003, 81)

80 Bei Kant selbst findet sich diesbezüglich folgende Bemerkung: »Denn wir können von den Anschauungen anderer denkenden Wesen gar nicht urteilen, ob sie an die nämlichen Bedingungen gebunden sein, welche unsere Anschauung einschränken und für uns allgemeingültig sind.« (KrV, A 27/B 43).

81 Gleichzeitig soll hier jedoch nicht die Frage diskutiert werden, ob Uexkülls De-transzendentalisierung oder positivistische Biologisierung des kantischen Apriori dessen dezidiert transzendentalphilosophischen Überlegungen gerecht wird oder nicht.

Was es für Subjekte einer bestimmten Gattung in ihrer jeweiligen Wirklichkeit *gibt*, hängt nun zum einen davon ab, welche proximalen Reize sie mittels ihrer Wahrnehmungsorgane aus ihrer realen Umgebung kausal weiterzuarbeiten in der Lage sind. Zum anderen hängt es aber auch davon ab, wie – nach welchen Prinzipien der Objektconstitution – die aufgenommenen proximalen Reize auf subpersonaler Ebene für das Subjekt zu phänomenalen Bezugseinheiten verarbeitet werden. Die Spezifika dieser Verarbeitung führen dazu, dass etwa Menschen in ihrer direkten Wahrnehmung etwa einen Stuhl, ein Loch (für einen Überblick über die Schwierigkeiten einer Ontologie der Löcher vgl. Casati & Varzi 2014), einen Sandhaufen, ein Winken, eine Begrüßung, eine Hochzeit, einen Knopf, ein Icon auf einem Bildschirm oder ein Gesicht als Objekte ihrer Wirklichkeit mit je spezifischen Bedeutsamkeiten auffassen. Bei anderen Tieren führen sie dazu, dass diese ganz andere Objekte mit ganz anderer Bedeutsamkeit wahrnehmen.

Bezüglich der primär visuellen Identifikation sichtbarer Konturen und einfacher Einheiten – die einen wichtigen Teilaspekt der menschlichen Objektconstitution darstellt, allerdings nicht mit Objektconstitution im Ganzen gleichzusetzen ist – ist hier in der Gestaltpsychologie statt von Konstitutionsprinzipien auch die Rede von *Gestaltprinzipien* oder *Gestaltgesetzen* (vgl. für einen prägnanten Überblick etwa Goldstein 2014, 102ff.).⁸² Diese Gestaltgesetze beschreiben in intuitiver Weise die Prinzipien, nach denen visuelle Merkmale mittelgroßer realer Entitäten von menschlichen Individuen zu perzeptiven, mereologischen Einheiten (Gestalten) zusammengefasst werden.⁸³ Die folgende, nur andeutende Explikation der Gestaltgesetze soll hier vor allem der Veranschaulichung der grundsätzlichen Funktionsweise der Konstitutionsprinzipien gegebenheitsontologischer Objekte dienen, ohne diese allerdings zu erschöpfen.

Die allgemeinsten Gestaltprinzipien sind das Prinzip von *Form und Grund*, nach welchem Gestalten sich stets vor einem kontrastierenden Hintergrund abheben (müssen), und das *Prinzip der guten Gestalt oder Prägnanz*, nach welchem Eindrücke zu möglichst einfachen, vertrauten oder einprägsamen Figu-

⁸² Es ist in jüngerer Zeit eingewendet worden, dass die Gestaltgesetze ihrerseits durch bestimmte Prinzipien konstituierte Objekte einer primitiveren Stufe voraussetzen, auf die erstere erst angewendet werden können. Sollte es solche Gesetze geben, so seien diese hier auch im Begriff der Gestaltgesetze enthalten (vgl. Casati 2015, 395).

⁸³ Vgl. hierzu auch die Bemerkungen zum Verhältnis von Mereologie und Gegebenheitsontologie in Fußnote 43 in diesem Kapitel.

ren zusammengefasst werden. Zu den konkreteren Gestaltprinzipien gehören dann beispielsweise das *Prinzip der Nähe*, wonach visuelle Reize, die (etwa in ihrer visuellen Darstellung auf einem Blatt Papier) dicht beieinander liegen, als zusammengehörig wahrgenommen werden. Das *Prinzip der Ähnlichkeit*, wonach einander unter formalen Gesichtspunkten ähnliche Elemente als zusammengehörig wahrgenommen werden. Das *Prinzip der guten Fortsetzung*, wonach beispielsweise Elemente, die auf einer Linie angeordnet sind, als zusammengehörig wahrgenommen werden. Das *Prinzip des gemeinsamen Schicksals*, wonach Elemente, die sich etwa auf hinreichend ähnlichen Trajektorien bewegen, als zusammengehörig wahrgenommen werden usw. (vgl. auch Casati 2015, 394; eine Analyse der Prinzipien der Objektindividuation im auditiven Bereich liefert Bregman 1994).⁸⁴

Je nach angezielter Genauigkeit lassen sich nun empirisch verschiedene Ebenen des Grouping- und Objektindividuationsprozesses unterscheiden, die verschiedenen subpersonalen Ebenen der Objektkonstitution entsprechen (sollen). Die Zusammenfassung visueller Eindrücke zu mereologischen Einheiten etwa betrifft zunächst nur sichtbare Elemente und Konturen. Ein in der Zeit dauerndes Objekt ist aus der Perspektive der Wahrnehmung allerdings keine bloße, in einem einzigen Augenblick wahrgenommene Kontur, die sich sichtbar von einem kontrastierenden Hintergrund abhebt, sondern, wie sich hier vorläufig sagen lässt, mindestens eine Reihe aufeinanderfolgender, sich zeitlich entfaltender Konturen. Die Feinmechanik der Gruppierungs- und Objektindividuationsprozesse ist allerdings eine Frage empirischer Forschung und kann im Rahmen der hier angestellten, theoretischen Überlegungen beiseitegelassen werden (vgl. hierzu Wagemans 2012, 1188).

Wie oben bereits festgestellt gelten Gegebenheitsontologien jeweils relativ auf biologische Arten, verschiedene menschliche Gemeinschaften oder auch einzelne Subjekte, sofern sich plausibel dafür argumentieren lässt, dass die jeweiligen Prinzipien, nach denen die Objekte der Wirklichkeiten dieser Subjekte konstituiert werden, sich zwischen diesen signifikant voneinander unterscheiden. So besitzen Hunde, Fische, Fledermäuse, Zecken, Menschen

84 Dabei ist einschränkend festzuhalten, dass die Gestaltprinzipien selbst – obwohl sie empirisch einigermaßen gut bestätigt sind – eher rhapsodischen Charakter besitzen, sofern es ihnen bis heute an wissenschaftlicher Systematizität, d.h. einem einheitlichen Prinzip ihrer Herleitung, mangelt. Die Gestaltgesetze erinnern in dieser Hinsicht an die Kategorientafel von Aristoteles, dem Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* den Vorwurf macht, er habe die Kategorien nur aufgerafft, »wie sie ihm aufstießen« (KrV A 81/B 107).

usw. unterschiedliche Gegebenheitsontologien, die jeweils all diejenigen Elemente und Charakteristika beinhalten, die es für diese Organismen im gegebenenheitsontologischen Sinne (d.i. als mögliche Objekte ihrer direkten Wahrnehmung) *gibt*.

Nun können wir die Wirklichkeiten anderer Subjekte nicht selbst erleben, die Wahrnehmungen anderer nicht selbst wahrnehmen. Wir wissen nicht, wie es ist, eine Fledermaus zu sein. Wir wissen aber auch nicht, wie es ist, der Nachbar Tobias zu sein. Weil wir dies nicht unmittelbar wissen und empfinden können, sind wir häufig auf eine indirekt-rekonstruktive Methoden angewiesen, wenn wir Wirklichkeiten anderer Subjekte gegebenenheitsontologisch explizieren wollen.⁸⁵ Eine solche Methode findet sich exemplarisch in der unter anderem durch Überlegungen Uexkülls geprägten Ethologie (d.i. Verhaltensbiologie) oder auch in der empirischen Wahrnehmungspsychologie (Cheney & Seyfarth 1990; Whiten & Byrne 1988; Ristau 1991; vgl. auch Dennett 1991, 446) – und dabei insbesondere durch das sogenannte *Habituations-Dis-habituations-Paradigma* (vgl. zu letzterem allgemein Lohaus 2014) – verwirklicht. Bei einer solchen, indirekt-rekonstruktiven Methode wird also nicht – wie beispielsweise in der Phänomenologie – versucht, aus der Unmittelbarkeit des eigenen Erlebens auf allgemeine Strukturmerkmale der Wirklichkeit(en) vieler zu schließen, vielmehr werden solche Strukturmerkmale indirekt aus Verhaltensbeobachtungen erschlossen. Uexküll veranschaulicht die Funktionsweise einer solchen indirekten und empirischen Rekonstruktion von Gegebenheitsontologien durch einen Vergleich der Umwelt einer Zecke mit der Umwelt eines Feinschmeckers:

Die Umwelt des Tieres, die wir gerade erforschen wollen, ist nur ein Ausschnitt aus der Umgebung, die wir um das Tier ausgebreitet sehen – und diese Umgebung ist nichts anderes als unsere eigene menschliche Umwelt. Die erste Aufgabe der Umweltforschung besteht darin, die Merkmale des Tieres aus den Merkmalen seiner Umgebung herauszusuchen und mit ihnen die Umwelt des Tieres aufzubauen. Das Merkmal der Rosinen läßt die Zecke völlig kalt, während das Merkmal der Buttersäure in ihrer Umwelt eine hervorragende Rolle spielt. In der Umwelt des Feinschmeckers liegt der Akzent der Bedeutsamkeit dagegen nicht auf der Buttersäure, sondern auf dem Merkmal der Rosinen. (Uexküll & Kriszat 1934, 11)

⁸⁵ In Bezug auf den zwischenmenschlichen sowie vielleicht auch teilweise den mensch-tierischen Kontakt scheint hier auch das, was man traditionell als »Einführung« bezeichnet, ein Kandidat für eine Methode zu sein, mit deren Hilfe wir uns die Wirklichkeiten anderer Subjekte zu erschließen vermögen.

Um die Wirklichkeit eines Subjekts indirekt zu rekonstruieren, muss also zunächst geklärt werden, für welche realen Reize oder Reizkonstellationen (d.i. »Merkmale« im Sinne Uexkülls) ein Subjekt überhaupt rezeptiv ist, indem man es mit unterschiedlichen Reizkonstellationen konfrontiert. Uexküll vernachlässigt dabei zunächst die Möglichkeit, dass ein Tiersubjekt auf ein »Merkmal« reagiert, dem seinerseits kein Merkmal in der Umwelt des Menschen entspricht. So wissen wir – etwa aus dem Biologieunterricht – dass existenzontologisch beispielsweise wahrnehmungsunabhängige Schallereignisse existieren, die außerhalb der menschlichen *Hörfläche* (d.i. der Bereich, innerhalb dessen Schall vom menschlichen Gehör wahrgenommen werden kann) liegen, sodass sie beim Menschen nicht zur Konstitution gegebenheitsontologischer Objekte (in diesem Fall etwa: zu gehörten Geräuschen) führen (vgl. hierzu auch Meinong 1907, 10f.).⁸⁶ Wir Menschen hören in diesen Fällen *nichts* – und können doch zugleich wissen, dass es für andere Subjekte hier *etwas zu hören* gibt. Es existieren also wahrnehmungsunabhängige EOOs, die auch bei kausalem Kontakt mit den Wahrnehmungsorganen des Organismus nicht zur Wahrnehmung entsprechender GOOs führen. Viele existenzontologische Objekte und Strukturen bewegen sich in dieser Weise unterhalb unseres menschlichen, gegebenheitsontologischen Radars. Dass ein Organismus für ein bestimmtes Merkmal in seiner EO-Umgebung rezeptiv ist, sagt allerdings noch nichts darüber aus, zur Konstitution welcher Art von GOO dieses Merkmal beim Subjekt in einer konkreten Situation oder im Allgemeinen führt, d.h. *wie* und *als was*, mit welcher Bedeutsamkeit, ihm das Objekt in seiner direkten Wahrnehmung gegeben ist. Um dies rekonstruktiv zu erschließen, muss daher noch weiteres Verhalten des beobachteten Organismus zurate gezogen werden, so etwa die Art und Weise, *wie* er auf Reize bestimmter Art unter welchen Umständen reagiert.

Dishabituationsexperimente andererseits verlassen sich, um es kurz zu sagen, auf den Umstand, dass Organismen, sofern sie mit Reizverläufen konfrontiert sind, die ihren unmittelbaren perzeptiven Vorwegnahmen oder Antizipationen zuwiderlaufen, welche zu ihrer Wahrnehmung gehören, messbar Irritationsreaktionen an den Tag legen. Menschen und Tiere reagieren auf überraschende Reize und Ereignisse mit einer sogenannten »Orientierungsreaktion«, die sich beispielsweise in erhöhter Aufmerksamkeit (längeres Ver-

⁸⁶ Ebenso lässt sich sagen, dass zu kleine EOOs außerhalb des menschlichen Sehfelds liegen.

weilen des Blicks auf dem irritierenden Reiz) und verschiedenen körperlichen Reaktionen wie Pupillenerweiterung, einer Steigerung des Muskeltonus und erhöhter Hirnaktivität niederschlagen und ablesen lassen (Becker-Carus 2014, 1138; vgl. hierzu auch Bermúdez 2003, 78ff.). Überraschung existieren stets nur vor dem Hintergrund vorhergehender Erwartung; sodass sich aus der Existenz entsprechender Überraschungsreaktionen (sofern diese sicher festgestellt werden können) auf die Existenz der zugehörigen Erwartungen bzw. Vorwegnahmen schließen lässt. So könne sich etwa die Vorwegnahme der Neigung eines Objekts, *zu fallen, wenn es nicht gestützt wird*, an der Überraschung zeigen, die beim Verharren eines Objekts an seinem Ort eintritt, wenn seine »stützende« Unterlage entfernt wird (Bermúdez 2003, 83). Ähnliches gilt grundsätzlich für die Antizipation von Objektpermanenz und andere basale Verhaltensantizipationen unterschiedlicher Objektklassen wie die Fließgewohnheiten verschieden viskoser Flüssigkeiten oder die Bewegungstypiken belebter und unbelebter Objekte. Um diesen Punkt exemplarisch zu verdeutlichen: In Dishabituationsexperimenten konnte gezeigt werden, dass Kinder bereits im Alter von acht Monaten nicht nur bezüglich des erwartbaren Verhaltens nichtbelebter Objekte, sondern ebenso bezüglich des erwartbaren Verhaltens belebter Objekte bereits sehr spezifische – als *protobiologisch* beschreibbare – unmittelbare Vorwegnahmen besitzen. So nehmen sie etwa unmittelbar vorweg, dass ihnen Objekte, die sich einerseits autonom in Bewegung setzen und andererseits in kontingenter Weise mit anderen Objekten interagieren – im Englischen spricht man hier von Objekten, die »self-propelled« und »agentive« sind –, *nicht hohl sind* (Setoh, Wu, Baillargeon et al. 2013). Sie zeigen sich also überrascht, wenn ein Objekt, das beide dieser Merkmale beobachtbar erfüllt, umgedreht wird und sich so als hohl entpuppt. Offenbar sind Menschenkinder also bereits im Alter von acht Monaten disponiert, Objekte unmittelbar *als belebt* bzw. *als Lebewesen* wahrzunehmen, wobei die Wahrnehmung von etwas als belebt oder unbelebt sich durch die spezifischen Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmeprofilen charakterisieren lässt, welche die Subjekte entweder im Zuge ihrer aktiv-rezeptiven Auseinandersetzung mit der Welt verinnerlicht oder aber gewissermaßen als Naturausstattung mit auf die Welt gebracht haben. Es gibt also für diese Kinder Lebewesen als eigenständige gegebenheitsontologische Objektklasse, unabhängig von der Frage, ob sie für diese explizite Begriffe-für besitzen oder nicht. Mit dem Besitz expliziter Begriffe oder der expliziten Sprachbeherrschung der Subjekte hat die kategoriale Differenziertheit der direkte Wahrnehmung also zunächst gar nichts zu tun. Im Umkehrschluss heißt dies allerdings auch – wie wir im

nächsten Kapitel noch deutlicher sehen werden –, dass Objekte, welche entsprechende höherstufige Merkmale manifestieren, ihnen in direkter Wahrnehmung unmittelbar als belebt gegeben sind. Ein Roboter, welcher entsprechende Merkmale – etwa autonome Beweglichkeit und bestimmte Muster kontingenter Bewegung – aufweist, müsste einem Subjekt, welches einen solchen Begriff-von von belebten Wesen verinnerlicht hat, in seiner Wahrnehmung somit unmittelbar als belebt erscheinen.

Sowohl die ethologische Methode als auch das Dishabituationsparadigma haben allerdings den Nachteil, dass man durch sie nur solche Spezifika der Wirklichkeit eines Organismus rekonstruieren kann, die sich auch in empirisch beobachtbaren Verhaltensbesonderheiten des jeweiligen Organismus niederschlagen (oder niederschlagen können). Empirische Untersuchungen der Art und Weise, wie verschiedene Spezies mit verschiedenen Typen von Reizmustern oder Umgebungen umgehen, liefern jedoch zumindest starke Indizien dafür, inwiefern sich deren Wirklichkeiten voneinander unterscheiden (Uexküll 1928). Burge verdeutlicht diesen Umstand am Beispiel der Wahrnehmungsfähigkeit von Fröschen:

An animal's visual system might have different types of food representation (parasitic on size shape motion representations) that correspond to different types of bugs if the frog could be found to respond differently to the different types. (2010, 324)

Entsprechende empirische Untersuchungen können somit beispielsweise zeigen, dass und inwiefern Organismen wie Frösche verschiedene Typen oder Arten von Nahrung in ihrer direkten Wahrnehmung unterscheiden und ob und inwiefern die jeweils von ihnen wahrgenommenen Objekte unterschiedliche Bedeutsamkeit besitzen, sofern sie spezifisch verschieden mit ihnen umgehen. Insofern erweist sich die gegebenheitsontologische Explikation konkreter Wirklichkeiten anderer Subjekte – vor allem in Bezug auf nichtmenschliche Organismen, wo die phänomenologische Methode noch schwieriger in Anschlag zu bringen ist als beim Menschen – in weiten Teilen als eine experimentell und empirisch zu bewältigende Aufgabe (so auch Albertazzi 2007; 2010, 181). Indirekt-rekonstruktive Methoden der Erforschung fremder Wirklichkeiten zielen somit auf die Realisierung der von Thomas Nagel (1974, 449) angedachten »objektiven Phänomenologie«, sofern es deren Aufgabe sei, das Erleben von Subjekten ohne die Zuhilfenahme von Empathie und Imagination zu rekonstruieren. Eine solche objektive Phänomenologie ist dann allerdings *nicht* mit dem

individuellen Wie-es-sich-anfühlt der Erfahrung [›individual what-it-is-likeness of experience«] befasst, sondern mit der grundsätzlichen Struktur der Erfahrung, die von Mitgliedern einer gegebenen Spezies in einem bestimmten Abschnitt ihrer Entwicklung geteilt wird. (Bermúdez 2003, 87 [m.Ü.]

Aufgabe einer solchen, ›objektiven‹ Phänomenologie ist also nicht ein qualitativer Bericht über das konkrete Erleben konkreter Individuen – was im Übrigen (um hier Missverständnisse auszuschließen) auch keine adäquate Aufgabenbeschreibung der phänomenologischen Methode darstellt –, sondern eine Explikation der Objekte und Objektarten sowie ihrer jeweiligen Bedeutsamkeiten, die es für verschiedene Individuen oder (existenzontologisch diskriminierbare) Gattungen von Organismen gibt.⁸⁷ Bermúdez schlägt deshalb vor, Nagels Idee einer solchen objektiven Phänomenologie durch empirische Untersuchungen, wie sie etwa in der Entwicklungspsychologie oder der Ethologie durchgeführt werden, zu realisieren, wobei sein Vorschlag deutliche Parallelen zu Uexkülls Ansatz aufweist:

One way (the only way?) of doing this is to work out the object-properties to which a creature is perceptually sensitive. The developmental psychological work on object perception gives us an insight into how the world is experienced from the infant's point of view, but it neither depends on nor brings us one iota closer to an understanding of what it is like to be a 6-month-old human infant. The same point holds with even more force in the case of creatures that are far more exotic relative to adult language-using humans than young infants are. We can, I think, get some sort of a grip on the object-properties to which dolphins are sensitive, even though we will never be able to imagine what it is like to be a creature that navigates the world primarily through echolocation. (Ebd.)

Bermúdez' Überlegung zur indirekten Rekonstruktion der Wirklichkeit anderer Subjekte liegt dabei (ähnlich wie bei Burge) ein zweistufiges Modell zugrunde: *Einerseits* seien verschiedene Subjekte jeweils für bestimmte höherstufige physische Eigenschaften rezeptiv, die – relativ auf ein bestimmtes Subjekt – »konstitutiv dafür sind, dass etwas als ein Objekt bezeichnet werden kann« (ebd., 82). *Andererseits* seien die verschiedenen Arten von Objekten, welche die Ontologie eines Organismus bilden, den Subjekten in verschiedenen *Gege-*

⁸⁷ Im Übrigen gilt auch für die Phänomenologie, dass diese nicht konkretes Erleben einfach abschildert, sondern vielmehr versucht, in einer generalisierenden Perspektive allgemeine oder typische Strukturen der Erfahrung zu explizieren, die distributiv bei allen (menschlichen) Subjekten zu finden sind.

benheitsweisen gegeben. Da Bermúdez' Ansatz später noch kritisch diskutiert wird (vgl. unten 2.4), kommentiere ich hier zunächst nur die erste dieser beiden Stufen, auf welcher Bermúdez zufolge die Rezeptivität der Organismen für bestimmte *grundlegende Verhaltensweisen oder Eigenschaften* von Objekten die Objektkategorien ihrer jeweiligen (Gegebenheits-)Ontologien festlegt. Bermúdez bezeichnet solche Eigenschaften als »kanonische Objekteigenschaften« und nennt als Beispiele typische Merkmale solider, mittelgroßer materieller Gegenstände, wie die Tatsache, dass diese sich auf einer kontinuierlichen Trajektorie durch die Raumzeit bewegen, sie weiterexistieren, wenn sie nicht wahrgenommen werden, eine spezifische Form besitzen, impenetrabel sind, eine Masse besitzen, geneigt sind, zu fallen, wenn sie nicht gestützt werden usw. Bei diesen Merkmalen handelt es sich nun nicht um einstellige Objekteigenschaften, sondern um typische *Verhaltensweisen* materieller Objekte, weshalb Bermúdez sie auch als *höherstufige* physische Objekteigenschaften bezeichnet, die jeweils »höherstufigen physikalischen Regularitäten korrelieren« (ebd., 83). Die Rezeptivität eines Subjekts für bestimmte solcher Merkmale legt einer solchen Auffassung zufolge jeweils dessen »Ontologie« – im Sinne der durch diese Merkmale in seiner jeweiligen Umgebung individuierbaren Objekte (ebd., 94) – fest. Jedes Subjekt besitzt also Bermúdez zufolge eine spezifische »Weise, die wahrgenommene Umgebung einzuteilen, welche durch den Umfang der Objekteigenschaften bestimmt ist, für die ein Lebewesen perzeptuell empfänglich [»perceptually sensitive«] ist« (ebd.). Verschiedene Organismen besitzen in diesem Sinne also divergierende (Gegebenheits-)Ontologien.⁸⁸

Wie bereits erwähnt umfassen die Klassen von GOOs, welche prominent in Gegebenheitsontologien firmieren, nicht nur solide, physische und raumzeitlich lokalisierbare Gegenstände, obwohl diese in der Tat eine prominente gegebenheitsontologische Objektklasse darstellen. Ebenso können etwa die Klasse der Lebewesen, der Flüssigkeiten, Feuer usw. zu den prominenten Objektklassen der Gegebenheitsontologie eines Subjekts gehören. Weiterhin können auch verschiedene dynamische oder transitive Ereignisse oder Situa-

⁸⁸ Eine solche Auffassung, welche zwei Stufen der Objektconstitution voneinander unterscheidet, wobei auf der ersten Stufe Objekte gewissermaßen aus der Realität »ausgeschnitten« werden, die in einem zweiten Schritt dann *als* Objekte einer bestimmten Objektklasse aufgefasst werden, wird im Folgenden zugunsten der Auffassung kritisiert, dass gegebenheitsontologisch nicht scharf zwischen individuierten Objekten und ihrer Gegebenheitsweise unterschieden werden kann (vgl. 2.4).

tionen wie Begrüßungen, der Angriff durch einen Feind, ein Streit oder ähnliches als gewöhnliche Objekte der Wirklichkeit eines Subjekts fungieren, die von Subjekten unmittelbar wahrgenommen werden. Wenn also hier und im Folgenden die Rede von gegebenheitsontologischen *Objekten* und *Objektklassen* ist, so stets im Sinne eines weiten Objektbegriffs, der alle möglichen, in der Wahrnehmung gebbaren GOOs umfasst. Dieser weite Objektbegriff bezieht sich somit auf alles, was einem Subjekt als Objekt der Wahrnehmung gegeben sein kann, wobei hier zwischen möglichen *perzeptiven Einheiten* (GOOs) und *nur begrifflich konstruierbaren Einheiten* zu unterscheiden ist.⁸⁹ Dabei machen bereits die kursorischen Erläuterungen der Gestaltprinzipien einsichtig, inwiefern die von Menschen innerhalb ihrer Wahrnehmung individuierten Objekte nicht nur solide, mittelgroße physische Gegenstände umfassen. So sind etwa Löcher oder Wellen im Wasser gegebenheitsontologisch problemlos individuierbare Objekte, sofern sie sich nach dem Prinzip von Form und Grund schon visuell als Einheiten individuierten lassen, ihre Form über hinreichend lange Zeit erhalten oder sich kontinuierlich in der Zeit verändern, sich auf kontinuierlichen Trajektorien durch den Raum bewegen usw. Gleichzeitig gehen beispielsweise mit Löchern spezifische Möglichkeiten (hineinzugreifen, etwas in ihnen zu versenken etc.) vorwegnehmbar einher, die ebenfalls konstitutiv sowohl zu ihrer Individuation als auch zur perzeptiven Projektion objektkonstitutiver Möglichkeiten beitragen.⁹⁰

Verschiedene Organismen sind also zum einen für verschiedene Teile oder Ausschnitte der wahrnehmungsunabhängigen Realität rezeptiv (d.i. in perzep-

89 *Perzeptive Einheiten* sind solche Einheiten, die einem Beobachter tatsächlich als einheitliche Gestalten (als Ganze aus Teilen) in der direkten Wahrnehmung gegeben sein können, während dies bei manchen rein *begrifflich konstruierbaren Einheiten* nicht möglich ist. So wird die Einheit, die aus meinem linken Bein, der Oberkante des gegenüberliegenden Hausdachs und der Nase der Leser:in begrifflich konstruierbar ist, für einen gewöhnlichen Beobachter keine perzeptive Einheit sein. Ebenso können wir etwa das ganze Meer, den kompletten Himmel oder tausend Puzzlestücke als tausend Puzzlestücke in der Wahrnehmung nicht als perzeptive Einheiten erfassen.

90 Als gegebenheitsontologische Objekte unproblematisch, stellen Löcher allerdings, sobald man versucht, eine rein naturwissenschaftlich-existenzontologische Definition dessen, was ein Loch ist, zu formulieren, größere Schwierigkeiten dar (Hat zum Beispiel ein zwei Millimeter dünner Ring mit zwei Kilometern Durchmesser in der Mitte ein Loch?). Ebenso kann auch eine Begrüßung als alltägliches Ereignis problemlos als perzeptive Einheit der Wahrnehmung gegeben sein, während die Artikulation von dessen existenzontologischen Korrelaten sowie den Bedingungen, unter denen diese zur Wahrnehmung einer Begrüßung führen, nicht ganz leichtfällt.

tiver Hinsicht kausal empfänglich), andererseits liegt ihrer jeweiligen Wahrnehmung im Ausgang von diesen Ausschnitten unterschiedliche Prinzipien der Objektkonstitution zugrunde. Die wahrnehmungsunabhängige Realität ist also einerseits schon deshalb von den verschiedenen subjektabhängigen Wirklichkeiten zu unterscheiden, weil Subjekte »beim Zerlegen« der wahrnehmungsunabhängigen Realität »in Unterarten« – um hier aus Platons *Phaidros* (265e) zu zitieren – »den Schnitt nicht immer nach den Gelenken führen, der Natur entsprechend«. Subjekte konstituieren GOOs, wie ihnen – durch Evolution und Enkulturalisierung – ihre Wirklichkeiten gegebenheitsontologisch *gewachsen sind*, d.h. wie es sich aus ihrer Perspektive und zu ihrer jeweiligen Orientierung als nützlich erweist, nicht einfach, wie die Realität es ihnen vorgibt.⁹¹

Der Fokus der folgenden Überlegungen liegt allerdings nicht so sehr auf der *interspezifischen* Diversität der Wirklichkeiten verschiedener Tierarten, wie dies etwa bei Uexküll und Bermúdez prominent der Fall ist, sondern auf der intersubjektiven Diversität *menschlicher* Wirklichkeiten. Sind die hier angestellten Überlegungen zum Zusammenhang von Wirklichkeitsdivergenz und Divergenz der subpersonalen Prinzipien der Objektkonstitution richtig, so müsste auch eine intersubjektive Divergenz und Diversität menschlicher Wirklichkeiten auf intersubjektiv divergierende Prinzipien der Objektkonstitution zurückzuführen sein. Wie wir sehen werden, sind es in Bezug auf menschliche Wirklichkeiten vor allem Unterschiede der individuellen wahrnehmungsdispositionalen *Hintergründe*, deren Elemente Begriffe von sind, die zu intersubjektiven Wirklichkeitsdivergenzen führen. Insbesondere in Bezug auf die Dimension der Bedeutsamkeit von GOOs, welche ein wesentliches Merkmal menschlicher Wirklichkeiten darstellt, kommt es dabei zu intersubjektiven Wirklichkeitsdivergenzen, die allerdings häufig alltagsontologisch verdeckt sind und interaktionell häufig keine hinreichend auffälligen Störgeräusche erzeugen.

Die Dimension der Bedeutsamkeit, welche wesentlich an dem hängt, was im Vorherigen in Bezug auf GOOs als für sie konstitutive *Mitgegenwärtigungshorizonte* bezeichnet wurde, weist in menschlichen Wirklichkeiten gegenüber anderen tierischen Wirklichkeiten eine besonders hohe Diversität

91 Die englische Redeweise »carving nature at its joints« leitet sich von der zitierten Platonstelle ab, in der Sokrates zwei verschiedene Arten, den Umfang eines Begriffs zu bestimmen, unterscheidet.

auf. So hängt die Bedeutsamkeit mancher GOOs in menschlichen Wirklichkeiten von Umgebungsregularitäten ab, die ihrerseits von dem Handeln und Verhalten der menschlichen Subjekte selbst abhängen (so etwa im Fall des unmittelbar als Beleidigung wahrgenommenen ausgestreckten Mittelfingers). In einem noch größeren Umfang als dies auch bei anderen Tierarten bereits der Fall ist, richten sich menschliche Wirklichkeiten, die in ihnen firmierenden Objekte sowie die Bedeutsamkeiten, durch welche diese bestimmt sind, nicht nur an rein existenzontologisch durch Naturgesetzmäßigkeiten erklärbar, global bestehenden Regularitäten (wie das typische Verhalten solider Gegenstände, Flüssigkeiten oder Lebewesen), sondern auch an lokal bestehenden Regularitäten aus, die zumindest teilweise durch menschliches Verhalten aufrechterhalten werden (wie der gewöhnliche Gebrauch von Gestik, Mimik, Prosodie, der Gebrauch von Kaffeetassen oder typische Formen sozialer Interaktion). Menschliche Wirklichkeiten zeigen daher (wie zu vermuten steht, jedoch eigens empirisch überprüft werden müsste) eine sehr viel höhere intraspezifisch-intersubjektive Divergenz als die Wirklichkeiten anderer Tierarten.

Was es heißt, alltagsontologisch zu existieren

Wie wir gesehen haben erweist sich die Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit also schon deshalb als notwendig, weil die Beantwortung der Frage, was in einer bestimmten Umgebung in einem existenzontologischen Sinne *existiert*, allein noch nicht darüber entscheidet, was es für *bestimmte Organismen*, die in dieser Umgebung existieren, in einem gegebenheitsontologischen Sinne *gibt*. Dass die Notwendigkeit dieser Unterscheidung häufig dennoch übersehen wird, liegt nicht zuletzt daran, dass Menschen die Objekte ihrer direkten Wahrnehmung häufig in alltagsontologisch-verdinglichender Weise als wahrnehmungsunabhängige Objekte auffassen (vgl. hierzu ähnlich Dennett 2017, 359), statt anzuerkennen, dass es sich bei diesen um eigenständige Leistungen der Wahrnehmung handelt. Solche Verdinglichungen erzeugen in alltäglichen Interaktionen etwa dann und so lange keine Interaktions- und Koordinationsschwierigkeiten, wenn verschiedenen Subjekte, deren Körper sich in ein und derselben realen Umgebung befinden, hinreichend analoge oder kongruente GOOs wahrnehmen, wodurch die entsprechenden alltagsontologischen Verdinglichungen wiederum pragmatisch gerechtfertigt sind.

Ein Beispiel für solche intersubjektiv kongruent wahrnehmbaren Objekte liefern visuelle Nachbilder, bei denen es sich um besonders flüchtige GOOs handelt: Sehen wir, nachdem wir eine hinreichend lange Zeit auf eine ent-

sprechende zweidimensionale Darstellung geblickt haben, einen roten Streifen als Nachbild, so haben wir Dennett zufolge zunächst den perzeptiven Eindruck, dass dieser Streifen *in der Welt* und nicht *in unserem Kopf* ist. Ein bisschen Nachdenken würde uns aber davon überzeugen, so Dennett, dass weder auf dem Papier, noch auf unserer Retina, noch in unserem Gehirn tatsächlich ein roter Streifen existiert. Vielmehr ›projiziere‹, wie Dennett (2017, 358 [m.Ü.]) diese Situation beschreibt, »unser Gehirn einen nichtexistenten roten Streifen auf die Welt«. Schon vor solchem Nachdenken verleihen der Umstand, dass das Nachbild etwa mit der Bewegung unseres Blicks seine Position ändert sowie auch die Tatsache, dass es keinen Einfluss auf andere Objekte unserer Wirklichkeit besitzt, ihm in unserer Wahrnehmung einen ephemeren Charakter.⁹² Gleichzeitig erweist sich das Nachbild als ein Resultat der Art und Weise, wie unser Wahrnehmungssystem gewöhnlich und erwartbar mit bestimmten Reizen aus unserer Umgebung verfährt. Es ist uns als Objekt unserer direkten Wahrnehmung gegeben, wenn ihm auch keine wahrnehmungsunabhängigen EOOs (außer vielleicht das Bild im Buch, von dessen Betrachtung es rührt) in der Wahrnehmungsgegenwart entsprechen. Ohne Dennett in seiner anschließenden Argumentation zu folgen, lässt sich dieses einfache Beispiel einerseits wiederum für die These fruchtbar machen, dass GOOs gegenüber existenzontologischen Sachverhalten ein relatives epistemisch-ontologisches Eigenrecht besitzen, sofern sie eigenständige Produkte subpersonal (d.h. dem Bewusstsein des Wahrnehmenden selbst nicht unmittelbar zugänglich, weil real) ablaufender Konstitutionsprozesse sind. Wie das virtuelle Messer aus dem weiter oben verwendeten Beispiel sind auch Phänomene wie Nachbilder gewöhnliche gegebenheitsontologische Objekte, Objekte unserer menschlichen Wirklichkeit, wenn ihnen auch nicht unmittelbar wahrnehmungsunabhängige Objekte entsprechen. Andererseits liefert das Nachbild eine schöne Veranschaulichung dafür, was es heißt, *ein Objekt einer als intersubjektiv verbindlich unterstellbaren Alltagsontologie* zu sein. So können Menschen sich erfolgreich und relativ zuverlässig über Nachbilder als Objekte ihrer gemeinsamen Wirklichkeit verständigen, sofern Nachbilder intersubjektiv zuverlässig erzeug- und somit referenzierbar sind. In diesem Sinne

92 Zur Frage, inwiefern wir den Streifen zwar einerseits lebhaft vor unseren Augen haben ihn aber gleichzeitig dennoch *als unwirklich* wahrnehmen können, vgl. die Unterscheidung von »lokaler« und »globaler Einstimmigkeit« in der Erfahrung, die ich in Bezug auf Husserls Theorie der Wahrnehmung vorgeschlagen habe (Poljanšek 2022a).

heißt alltagsontologisch zu existieren, ein Objekt intersubjektiv zuverlässiger Bezugnahme zu sein.

In der hier verwendeten Terminologie erweist sich das Nachbild somit einerseits als ein GOO, das verschiedenen Subjekten zumindest hinreichend kongruent gegeben sein kann, um sich intersubjektiv zuverlässig darauf zu beziehen (so etwa Dennett, wenn er in seinem Buch die Leser:innen dazu auffordert, sich durch hinreichend langes Betrachten der Darstellung einer im Buch abgedruckten Flagge von der Wahrnehmbarkeit des beschriebenen Nachbilds zu überzeugen). Dieser Umstand wiederum erlaubt es, das Nachbild (obwohl wir es als Objekt nicht im Kontinuum unserer Raumzeit verorten) als ein Objekt einer intersubjektiv verbindlichen Alltagsontologie zu behandeln.

Als ›Wahrnehmungssillusion‹ ist das Nachbild – wie andere Wahrnehmungssillusionen auch – »vollständig öffentlich, jeder kann sie sehen, und in vielen Fällen lassen sich Standardprozeduren festgelegt werden, wie sie zu erzeugen ist« (Austin 1962, 24 [m.Ü.]). Allerdings ist unumwunden zuzugestehen, dass das Nachbild als GOO sehr viel flüchtiger ist als beispielsweise das Buch, in welchem das Bild abgedruckt ist, dessen hinreichend lange Betrachtung es verursacht. Auch die alltagsontologischen Identitätskriterien für Nachbilder sind sehr viel unschärfer als die alltagsontologischen Identitätskriterien etwa eines Buches, das sich auf einer kontinuierlichen Trajektorie durch die Raumzeit bewegt, während das Nachbild Subjekten zwar perzeptiv im Raum erscheint, in unserer gewöhnlichen Alltagsontologie jedoch nicht eindeutig als Objekt einer intersubjektiv verbindlichen Welt konzipiert ist: Ist das Nachbild, das ich habe, nachdem ich auf die entsprechende Darstellung geblickt habe, dasselbe Nachbild wie dasjenige, welches du hast, nachdem du auf die Darstellung geblickt hast? Ist das Nachbild, welches ich morgen habe, nachdem ich auf die Darstellung geblickt habe, dasselbe wie dasjenige, welches ich heute habe, nachdem ich auf die Darstellung geblickt habe? Gewiss, wir sind – wie wir oben gesehen haben – pragmatisch in solchen Identifikationen dann und insofern gerechtfertigt, als wir zuverlässig Aussagen über die jeweils wahrgenommenen Nachbilder machen können, die sich intersubjektiv und/oder transtemporal bewähren. Bleibt etwa das Nachbild in der Erfahrung des Einzelnen durch die Zeit hinweg sich selbst hinreichend gleich und deutet zudem die Kommunikation mit anderen darauf hin, dass es auch intersubjektiv einer entsprechenden Gruppe von Subjekten hinreichend kongruent gegeben und gebbar ist, so wären wir zumindest alltagsontologisch – und das reicht für die hiesigen Belange – in einem solchen Fall in einer ent-

sprechenden Identifikation gerechtfertigt.⁹³ Es handelte sich dann alltagsontologisch-verdinglichend um *ein und dasselbe Nachbild*, das verschiedenen Subjekten zu verschiedenen Zeitpunkten hinreichend kongruent gegeben zu sein vermag (sei es auch, worüber sich streiten lässt, die einzelnen Instanzierungen des Nachbildes numerisch verschieden). Das Nachbild wäre so ein gewöhnliches Objekt einer gemeinsamen Wirklichkeit und ließe sich auch alltagsontologisch als ein solches behandeln und adressieren. Es wäre also, sofern sich eine Prozedur zu seiner Wahrnehmung angeben lässt, ein eindeutig identifizierbarer alltagsontologischer Referent und als solcher Gegenstand möglicher intersubjektiv-verbindlicher Überzeugungen.

Aus der hier entwickelten Position lässt sich diesbezüglich die These ableiten, dass in alltagsontologischer Hinsicht die Verortung im kontinuierlichen *Raumzeitstellensystem* unserer Alltagswelt zur eindeutigen Individuation alltagsontologischer Objekte nicht zwingend notwendig ist, um diese pragmatisch gerechtfertigt als gewöhnliche alltagsontologische Objekte, d.h. als Objekte einer intersubjektiv verbindlichen Welt, zu behandeln, sondern die *Eindeutigkeit der alltagsontologischen Prozedur oder Adresse*, durch die oder an der sich ein GOO antreffen lässt. In einem Videospiel etwa können sich verschiedene Subjekte zuverlässig auf »diese schwierige Stelle im zweite Level beziehen, sofern diese eine eindeutige alltagsontologische Adresse besitzt.⁹⁴ Ähnlich ließe sich vorstellen, dass ein bestimmtes Objekt durch eine AR Anwendung etwa durch einen entsprechenden Sprachbefehl zuverlässig auf- und wieder abrufbar wäre und sich dadurch als Objekt einer auch intersubjektiv verbindlichen Welt bewähren könnte. Alltagsontologisch gilt also: *No entity without unique address*.⁹⁵ In diesem Sinn ist auch ein Regenbogen, den Kant als »bloße Erscheinung« beschreibt, der gegenüber der »Regen aber die Sache

93 Dieser Fall ist möglicherweise einer Situation vergleichbar, in der zwei Personen sich über einen Film austauschen, wobei die eine Person den Film im Kino, die andere ihn auf dem Smartphone angesehen hat. Alltagsontologisch sprechen wir hier für gewöhnlich so, als hätten beide Subjekte Erfahrung mit derselben Entität, mit demselben Film gemacht, sofern ihre jeweiligen Erfahrungen hinreichend kongruent sind. Man könnte jedoch dafür zu argumentieren geneigt sein, dass – in gewissen Hinsichten jedenfalls – beide keinesfalls denselben Film gesehen haben.

94 Ebenso besitzt auch diese Fußnote als Fußnote 94 im ersten Kapitel des vorliegenden Textes eine eindeutige alltagsontologische Adresse, auch wenn es sie in unserer Welt häufiger als nur einmal geben sollte. Sie ist also insofern ein eindeutiger Referent möglicher alltagsontologischer Überzeugungen.

95 Vgl. kritisch gegenüber einer solchen Position Willaschek 2015, 21–24.

an sich selbst« genannt werden könne, »so fern wir den letzteren Begriff nur physisch verstehen« (KrV A 45/B 63), ein gewöhnliches Objekt einer intersubjektiv hinreichend verbindlichen Alltagsontologie. Wir können uns beispielsweise intersubjektiv zuverlässig auf den Regenbogen beziehen, der am 9. Juni 2018 von der Tübinger Altstadt aus zu beobachten war.

Nun fangen wir in unserer alltäglichen Wirklichkeit mit Objekten wie Nachbildern oder Regenbogen für gewöhnlich relativ wenig an, selten sind sie Gegenstand geteilter Aufmerksamkeit. Sie besitzen also im Allgemeinen keine besonders hohe alltagsontologische Signifikanz. Dies schließt allerdings nicht aus, dass Objekte dieser Art zu Objekten geteilter Aufmerksamkeit werden, und sie werden dies ja gelegentlich – beispielsweise in philosophischen Diskussionen oder aus einfacher Freude am Regenbogen. Ebenso wenig schließt es aus, dass auch vermeintlich ephemere Objekte lang- oder mittelfristig, etwa aufgrund der digitalen Transformation unserer Gesellschaften, noch mehr gegebenheitsontologische Signifikanz gewinnen können. Exemplarisch denke man hier an die Bildbände, die vor allem in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts unter dem Titel *Das magische Auge* verbreitet waren. Diese Bücher enthalten sogenannte *Single Image Stereogramme* (kurz: SIS), zweidimensionale Bilder, die, wenn man sie – ohne alle technische Erweiterung – aus der richtigen Entfernung und durch eine besondere Fokussierung des Blicks betrachtet, die Sicht auf dreidimensionale Objekte freigeben, die »innerhalb« – wenn man so sprechen kann – der zweidimensionalen Fläche in Erscheinung treten. Diese sichtbaren dreidimensionalen Objekte waren – beispielsweise in meiner Kindheit – Gegenstände ausgiebigen geteilten Interesses und anhaltender Faszination und schon insofern markante Objekte unserer damaligen Wirklichkeit, über die man sich recht ausgiebig verständigt und ausgetauscht hat (wenn man auch nicht sehr viel mehr mit ihnen anfangen konnte).⁹⁶

Ähnliches gilt heute bereits für die Alltagsontologie von Filmen, Videospielen und Desktopanwendungen und -symbolen, virtuelle Objekte im Allgemeinen, für Objekte, die zu *augmented* oder *virtual realities* gehören, wie auch für Objekte, die durch technologische Mediation *fernanwesend* sind (wie

96 Anekdotische Randnotiz: Mir persönlich ist es – anders als meinen Geschwistern – leider nur selten gelungen, diese dreidimensionalen Objekte konvex, also als dem Betrachter entgegengestülpt, zu sehen. Vielmehr erschienen sie mir meist konkav in die Bildfläche eingesenkt. So konnten wir uns zwar erfolgreich über die dargestellten Motive austauschen, aber wirklich zu sehen, was die anderen sahen, gelang nur in seltenen Ausnahmen.

Personen bei einem Videotelefonat, durch eine Kamera live auf einem Bildschirm abgebildete Situationen usw.). Diese lassen sich jeweils als Objekte der gewöhnlichen Wirklichkeit wahrnehmen, auch wenn sie sich – etwa bezüglich ihrer alltagsontologischen Identitätskriterien – nicht immer und in jeder Hinsicht so verhalten, wie es exemplarisch die ausgedehnten mittelgroßen Gegenstände unserer Alltagserfahrung tun, die sich für gewöhnlich hinreichend solide auf kontinuierlichen raumzeitlichen Trajektorien bewegen. Dennoch werden Objekte dieser Art in den nächsten Jahrzehnten absehbar eine größere alltagsontologische Signifikanz gewinnen als sie sie heute schon besitzen, sodass wir uns darauf einstellen können, dass Menschen – sofern sie jeweils hinreichend selbstverständlich mit ihnen interagieren – sie als gewöhnliche Objekte ihrer gemeinsamen Wirklichkeiten und Alltagsontologien akzeptieren und behandeln werden. So werden etwa auf kurz oder lang durch die Einführung von *augmented* und *virtual reality* Anwendungen mehr und mehr Objekte in unseren gemeinsamen Wirklichkeiten fußfassen, die es nur insofern *gibt*, als sie von Subjekten mithilfe entsprechender Technologien auf der Grundlage spezifisch dafür präparierten Reizverläufen zuverlässig intersubjektiv kongruent als Objekte wahrgenommen werden. Wie angemerkt gilt dies heute bereits für virtuelle Objekte wie Desktopsymbole und Dateiordner, die von Menschen alltagsontologisch als gewöhnliche Objekte geteilter Wirklichkeiten aufgefasst werden, auch wenn sie – etwa bezüglich ihrer Identitätskriterien – nicht der gewohnten Analogweltontologie entsprechen. Menschen werden mittelfristig – dies ist selbstredend eine empirische (ich denke jedoch: nicht allzu spekulative) Hypothese – diese neuen Objekte alltagsontologisch als gewöhnliche Objekte ihrer mit anderen geteilten Wirklichkeit akzeptieren, als solche von ihnen sprechen und mit ihnen umgehen, sofern diese Objekte in einem pragmatisch sehr viel prägnanteren Sinn als beispielsweise idiosynkratische Einbildungen, Halluzinationen, transitorische Nachbilder oder SIS signifikante Objekte mit anderen geteilter Wirklichkeiten darstellen. Rein existenzontologisch orientierte Ontologiekonzeption oder auch Alltagsontologien, die sich primär am Paradigma ausgedehnter Gegenstände orientieren und etwa die Identität von Referenten an der Eindeutigkeit von Raumzeittrajektorien festmachen, reichen zur Behandlung solcher Phänomene jedenfalls nicht aus. Die faktisch von Menschen in Anspruch genommenen Alltagsontologien werden durch weitergehende technologische Transformationen in einer Weise ihr Gesicht verändern, welche die Entwicklung von angemessenen Ontologiekonzeptionen nötiger macht, als sie es auch ohne diese Transformationen schon sind.

2. Wahrnehmung und Vorwegnahme

»To perceive is to acknowledge unattained possibilities; it is to refer the present to consequences [...]. As an attitude, perception or awareness is predictive expectancy, wariness.«

(Dewey 2008, 182)

Auf einem Marktplatz stehen Menschen fasziniert um eine Bühne, auf der eine schwarz gekleidete, weiß geschminkte Person sich mit ausladender Gestik und überzogener Mimik über eine ansonsten leere Bühne bewegt. Gerade tastet sie sich an einer Wand entlang, greift mit beiden Händen um die Ecke und lugt vorsichtig zwischen ihnen hindurch. Wohl, um in Erfahrung zu bringen, was sich hinter der Ecke befindet. Auch die Zuschauer erwarten gespannt, was hinter der Ecke zum Vorschein kommen mag. Allein: Es befindet sich auf der Bühne keine Wand, an der sich die Person entlangtasten könnte – sie stützt sich förmlich im leeren Raum. Und dennoch haben die Zuschauer – worauf der Reiz einer solchen Darstellung gerade beruht – den unmittelbaren Eindruck, die Person interagiere tatsächlich mit einer (unsichtbaren) Wand, hinter der im nächsten Augenblick (unsichtbare) Personen und Objekte zum Vorschein kommen mögen. Sie *tun nicht etwa bloß so*, als würden sie auf der Bühne eine Wand sehen, vielmehr haben sie den lebhaften visuellen Eindruck eines massiven Widerstandes, der sich durch die Bewegungen der Pantomime sichtbar manifestiert. Ebenso sind sie tatsächlich – und nicht nur zum Schein – darauf gespannt, was hinter dieser unsichtbaren Wand im nächsten Augenblick (unsichtbar) zum Vorschein kommen mag.

Zweierlei miteinander verknüpfte Aspekte der gewöhnlichen Wahrnehmung sollen durch diese Schilderung veranschaulicht werden: Einerseits der

Umstand, dass die Prozesse, die der Genese der unmittelbaren Wahrnehmungseindrücke subpersonal zugrunde liegen, informatorische Ergänzungen beinhalten, die bewusst vollzogenen Schlüssen äquivalent sind. Am Beispiel der Pantomime: Es ist, als läge der Wahrnehmung der Zuschauenden eine Art Schluss aus den Bewegungen der Pantomime auf die Existenz einer unsichtbaren Wand zugrunde, auch wenn der Wahrnehmungseindruck eines Widerstandes ein ganz unmittelbarer ist. Im Anschluss an durch Helmholtz inspirierte Theorien der Wahrnehmung lässt sich dieser Sachverhalt so zum Ausdruck bringen, dass der Wahrnehmung ›unbewusste Schlüsse‹ von der aus der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung kausal auf die Wahrnehmungsorgane wirkenden Reizen auf dasjenige zugrunde liegen, was uns in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben ist. Statt von ›unbewussten Schlüssen‹ – wodurch die Vorstellung nahegelegt scheinen könnte, dass im erkenntnistheoretischen Maschinenraum des Subjekts ein kleiner Homunkulus sein Unwesen treibt, der für die unbewussten Schlüsse verantwortlich zeichnet – ist im Folgenden davon die Rede, dass der Übergang von den existenzontologischen Reizen, welche kausal auf die Wahrnehmungsorgane des Organismus wirken, zu den phänomenalen Objekten der Wahrnehmung inferenziellen Schlüssen *funktional äquivalent* ist. Es ist, *als ob* der Konstitution von GOOs inferenzielle Schlüsse zugrunde lägen. Ihr liegen aber nicht wirklich solche *Schlüsse* (als bewusste, mentale Handlungen eines Subjekts) zugrunde.

Andererseits soll das Beispiel der Pantomime den unter anderem in der phänomenologischen Tradition durch die Begriffe *Apperzeption* und *Appräsentation* bezeichneten Umstand hervorheben, dass uns auch phänomenal in der Wahrnehmungserfahrung *mehr* gegeben ist, als uns in ihr (nach einer konventionellen Konzeption der ›sinnlichen Modalitäten‹ zumindest) *impressional präsentiert* erscheint. Wir ›sehen‹ eine Wand, auch wenn wir der gesehenen Wand keine ›visuellen sinnlichen Qualia‹ im Wahrnehmungsfeld zuordnen können. Das phänomenal Gegebene umfasst *impressional Präsentiertes* und *imaginativ Appräsentiertes*. So ist uns beispielsweise in der Wahrnehmung massiver materieller Objekte einerseits die uns zugewandte Seite eines Objekts impressional (d.i. sinnlich oder qualitativ ausgefüllt) gegeben oder präsentiert, andererseits erschöpft sich unser phänomenaler Wahrnehmungseindruck nicht in dieser Vorderseite, wir sehen keine bloße Silhouette. Vielmehr erscheinen in der Wahrnehmung des Objekts, sofern es als massives Objekt aufgefasst (phänomenologisch gesprochen: ›apperzipiert‹) ist, weitere Seiten sowie sein massives Inneres *mitgegenwärtig* (phänomenologisch analog: ›appräsentiert‹), die konstitutiv zu dem Objekt gehören, wie es uns in

der Wahrnehmung tatsächlich gegeben ist. Zwar haben wir keinen impressionalen visuellen Eindruck der Rückseite eines Gegenstandes, dennoch vermag uns eine solche Rückseite phänomenal in der Wahrnehmungserfahrungen selbst ›leer‹ (wie Husserl gelegentlich sagt) mitgegeben zu sein. Husserl (Hua XI, 3) beschreibt die äußere Wahrnehmung aus diesem Grund auch als »eine beständige Präntention, etwas zu leisten, was sie ihrem eigenen Wesen nach zu leisten außerstande ist«. Eine solche Mehrleistung komme darin zum Ausdruck, dass in der Wahrnehmung »gegenüber den faktischen, begrenzten Erscheinungsabläufen doch beständig ein Bewußtsein von darüber hinausreichenden, von immer neuen Erscheinungsmöglichkeiten besteht« (ebd.). Jede Wahrnehmung beinhaltet also *phänomenale Mitgegenwärtigungen* oder *Appräsentationen*, die konstitutiv zu den Objekten der Wahrnehmungen selbst gehören. Wie wir im Folgenden deutlicher sehen werden, erweisen sich diese spezifischen Mitgegenwärtigungsprofile oder -horizonte als konstitutiv dafür, als Objekte welcher Art uns GOOs in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben sind, auch wenn wir ihnen keine positiven, impressionalen Qualitäten innerhalb der sinnlichen Modalitäten zuordnen können. Ist mir beispielsweise in der Wahrnehmung etwas *als ein Lebewesen* gegeben, so zeichnet es sich durch ein Mitgegenwärtigungsprofil aus, welches sich etwa von dem Mitgegenwärtigungsprofil, welches ein Objekt *als unbelebtes Ding* erscheinen lässt, signifikant unterscheidet. Auch der wahrgenommenen Belebtheit des Objekts entspricht dabei kein eindeutig angebbares sinnliche Qualität (sofern man das ›Sinnliche‹ der Wahrnehmung auf die klassischen ›sinnlichen Modalitäten‹ eingrenzt, was systematisch und phänomenologisch keinesfalls notwendig erscheint).

Einerseits werden also innerhalb des subpersonalen Wahrnehmungsprozesses im Ausgang von den aus der realen Umgebung kausal auf die Wahrnehmungsorgane wirkenden proximalen Reizen Informationen ergänzt. Diese ergänzten Informationen können etwa zur ›Glättung‹ oder ›Korrektur‹ des Wahrnehmungseindrucks oder zur Ergänzung perzeptiv verdeckter räumlicher Teile oder zeitlicher Phasen des Objekts führen. Solchen *subpersonalen informational Ergänzungen* entspricht nun auf der Ebene des Erlebens zumindest teilweise dasjenige, was in der Wahrnehmungserfahrung *phänomenal appräsentiert* aber nicht *impressional präsentiert* ist. Nur teilweise ist dies allerdings der Fall, sofern es empirische Hinweise darauf gibt, dass auch dem in der Wahrnehmung impressional Präsentierten (etwa aktuell empfundene Qualia wie die auditiven Höreindrücke oder Farbempfindungen) funktionale Äquivalente inferenzieller Schlüsse im Ausgang von proximalen Reizen

zugrunde liegen. Selbst die vermeintlich besonders direkt mit realen Außenweltereignissen korrelierten qualitativen Eindrücke der verschiedenen Sinnesmodalitäten beruhen also mindestens teilweise auf subpersonalen Ergänzungen, Transformationen und top-down Einflüssen und stellen somit für sich betrachtet ebenfalls keine ›neutralen‹ Repräsentationen realer Entitäten oder Umgebungsreize dar. Auseinanderzuhalten sind diese beiden Aspekte – der Aspekt der *subpersonalen informationalen Ergänzung* und der Aspekt der *phänomenalen Appräsentation* oder *Mitgegenwärtigung* – sofern die These, dass der unmittelbare Wahrnehmungseindruck auf subpersonalen Ergänzungs- und Transformationsleistungen beruht, unmittelbar noch nichts über Form und Qualität dessen aussagt, was phänomenal in der Wahrnehmung gegeben ist. Gleichzeitig bezieht sich die Rede von subpersonalen Ergänzungen auf reale Prozesse, die der Wahrnehmung existenzontologisch zugrunde liegen mögen, während die Unterscheidung von impressional Präsentiertem und Appräsentiertem in der Wahrnehmung rein phänomenologisch (also erlebnisdeskriptiv) ist. Sie besitzt als solche keine Implikationen bezüglich der subpersonalen Prozesse, die der Wahrnehmungserfahrung existenzontologisch zugrunde liegen mögen.

Die hier angestellten Überlegungen treten dabei zum einen für eine *reiche Konzeption der Wahrnehmung* ein, wie sie sich in ähnlicher Weise etwa in der phänomenologischen und gestalttheoretischen Tradition, in Uexkülls theoretischer Biologie, in Ruth Millikans teleosemantischer Konzeption der Wahrnehmung, in der ökologischen Wahrnehmungspsychologie James Gibsons und Roger Barkers, in John Deweys pragmatistischer Theorie der Wahrnehmung von ›Ereignissen-mit-Bedeutungen‹, in sensomotorischen oder enaktivistischen Theorien der Wahrnehmung oder auch in Andy Clarks *predictive processing*-Ansatz vertreten findet. Sie alle zeichnet aus, dass sie die Objekte der direkten Wahrnehmung sehr viel reichhaltiger konzipieren als als bloße, raumzeitlich abgegrenzte Materieobjekte mit qualitativen Merkmalen. Vielmehr zeichnen sich die Objekte der Wahrnehmung solchen Positionen zufolge dadurch aus, dass es für das Subjekt unmittelbar *etwas mit ihnen auf sich hat*, dass das Subjekt *etwas mit ihnen anzufangen weiß*, sofern sie durch bestimmte Vorwegnahme- und Mitgegenwärtigungsprofile konstituiert sind, sodass sie ihm beispielsweise bestimmte Handlungsmöglichkeiten und Verhaltensweisen einladend nahelegen. Im hier entwickelten Ansatz ist bezüglich dieser Dimension von GOOs allgemein von deren *Bedeutsamkeit* die Rede, die eng mit den Mitgegenwärtigungsprofilen in Zusammenhang steht und ausführlicher Thema des vierten Kapitels sein wird. Um die Bedeutsamkeit als konsti-

tatives Merkmal menschlicher Wirklichkeiten und ihrer Objekte zu erklären, liegt im vorliegenden Kapitel ein besonderes Augenmerk auf der Rechtfertigung der These, dass die Bedeutsamkeit sich wesentlich (wenn auch möglicherweise nicht ausschließlich) durch den *Mitgegenwärtigungs-* und *Vorwegnahmecharakter* der Wahrnehmung erklären lässt. Dazu wird im Folgenden für die These argumentiert, dass die der Wahrnehmung zugrunde liegenden »unbewussten Schlüsse« nicht so sehr auf die *Abbildung der wahrnehmungsunabhängigen Objektursachen* der Wahrnehmung abzielen, sondern auf die *Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten*, welche der Orientierung des Subjekts in seiner Wirklichkeit dient. Die hier vorgeschlagene Theorie der Wahrnehmung erweist sich in diesem Sinne also nicht als *repräsentationalistisch*, sondern als *prärepräsentationalistisch*. Die repräsentationalistischen Aspekte der Wahrnehmung, welche diese unleugbar besitzt, werden sich dabei als eine Nebenfolge der grundsätzlichen Zukunftsorientierung der Wahrnehmung herausstellen, sofern etwa die Antizipation von (im Verhältnis zur Eigenbewegung des Organismus) relativ Beharrendem einer Repräsentation robuster Objekte und Merkmale gleichkommt.

2.1 Gegebenheitsontologische Objekte als Resultate subpersonaler Konstitutionsprozesse

»Put in very rough terms, contemporary epistemological theories of perception are essentially psychophysical and connect with the empiricist/commonsense view of the mind. From this point of view, the perceptual system informs us about elementary physical quantities of whatever type, intended as energy of sounds, intensity and wavelength of light. In short, these theories take identification of the *phenomenal object* with the *physical* (i.e. transphenomenic) *object* for granted and do not consider it at all problematic.«

(Albertazzi 2007, 104)

Um wahrnehmungstheoretische Phänomene der zuvor beschriebenen Art im Folgenden adäquat beschreiben zu können und damit zugleich eine Rechtfertigungsgrundlage für die These zu liefern, dass Bedeutsamkeit und Vorwegnahme konstitutive Aspekte menschlicher Wirklichkeiten sind, soll für das Folgende eine meines Wissens durch Egon Brunswik etablierte terminologische Differenzierung aufgegriffen werden, die dieser im Rahmen des so-

genannten ›Linsenmodells‹ der Wahrnehmung entwickelt. Brunswik (1952, 22) unterscheidet zwischen drei verschiedenen Objektstufen oder Objekten, die in Bezug auf die Beschreibung des Wahrnehmungsvorgangs von zentraler Bedeutung sind:

1. Den (alltagsontologisch formatierten) Ereignissen und Objekten der aktuellen EO-Umgebung des jeweils Wahrnehmenden – den *distalen Reizen*. (Man denke etwa an eine wahrnehmungsunabhängig existierende Tasse.)
2. Den Reizen, die jeweils die äußeren Sinne des Wahrnehmenden erreichen – den *proximalen Reizen*. (Man denke etwa an die Photonen bzw. elektromagnetischen Wellen, welche von der Tasse auf die Retinae eines Organismus reflektiert werden.)
3. Und schließlich das in der Wahrnehmung bewusst zugängliche Resultat dieses Vorgangs – die *Perzepte (GOOs)*. (Man denke hier an die Tasse als gesehenes Objekt.)

Mit dieser Unterscheidung sind keine theoretischen Annahmen verknüpft, die über die Vorstellung hinausgehen, dass Organismen sich in realen Umgebungen befinden und aus diesen Umgebungen reale Reize kausal auf ihre äußeren Wahrnehmungsorgane wirken, während dem Subjekt in seiner Wahrnehmung nur die Resultate des Wahrnehmungsprozesses, die GOOs, gegeben sind. Selbstverständlich beruht die Annahme eines solchen Szenarios bereits auf einem ›wissenschaftlichen Bild‹ der Realität, welches bezüglich des gegenwärtigen Standes des naturwissenschaftlichen Fortschritts jedoch hinreichend voraussetzungsarm scheint, um als Grundlage der weiteren Überlegungen zu dienen.

Im Folgenden soll nun zunächst in zwei Schritten dafür argumentiert werden, dass die proximalen Reize, welche kausal aus der realen Umgebung auf die Sinnesorgane des Organismus wirken, einerseits die alltagsontologisch-versachlichend angesetzten distalen Reize empirisch unterbestimmen, andererseits aber auch die GOOs empirisch unterbestimmen, welche Subjekte in direkter Wahrnehmung gegeben sind. Sofern dies der Fall ist, müssen dem Wahrnehmungsvorgang funktionale Äquivalente von inferenziellen Schlüssen von den proximalen Reizen auf die GOOs zugrunde liegen, da sonst nicht erklärbar wäre, wie Subjekte zur Reichhaltigkeit ihrer faktischen Wahrnehmungserfahrung gelangen. Ist diese These etabliert, stellt sich die Frage, worauf genau diese funktionalen Äquivalente inferenzieller Schlüsse, die der

Wahrnehmung zugrunde liegen, abzielen. Helmholtz und in jüngerer Zeit prominent etwa Burge argumentieren an dieser Stelle für die These, dass die Wahrnehmung auf die Abbildung der alltagsontologisch formatierten, wahrnehmungsunabhängigen Objektursachen der Wahrnehmung (die Repräsentation der distalen Reize) abzielt. Gegen Positionen dieser Art soll dann die These stark gemacht werden, dass die Wahrnehmung primär auf die *Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten* abzielt und ihr repräsentationaler Anteil sich indirekt aus ihrer Vorwegnahmeorientierung ergibt. Wollte man dennoch davon sprechen, dass die Wahrnehmung auf Abbildung zielt, so sind es nicht so sehr mittelgroße, alltagsontologisch formatierte Gegenstände, sondern in der Umgebung des Organismus bestehende Regularitäten, typisch vorwegnehmbare Ereignisverläufe, auf deren ›Abbildung‹ die Wahrnehmung kalibriert scheint. Die phänomenalen Objekte der Wahrnehmung (GOOs) wären also nicht mit den (alltagsontologisch angesetzten) distalen Reizen der Wahrnehmung zu identifizieren.

Die empirische Unterbestimmtheit der distalen durch die proximalen Reize

Ein erstes, wahrnehmungstheoretisches Argument für eine minimale epistemisch-ontologische Kluft zwischen GOOs und EOOs ergibt sich schon aus einer rudimentären Analyse des gewöhnlichen Wahrnehmungsvorgangs. So reichen die proximalen Reizinformationen (Lichtreize, kinetische Energie, Druckreize, auditive Reize usw.), welche kausal aus der Umgebung eines Organismus auf dessen Wahrnehmungsorgane wirken, für sich genommen nicht aus, um die Konstitution der Objekte zu erklären, die uns in unserer Wahrnehmung präsentativ gegeben sind.

In diesem Zusammenhang gilt es allerdings, präzise zwischen zwei voneinander unabhängigen Thesen zu unterscheiden, die im Folgenden jeweils eigenständig begründet werden sollen: Der These, dass die proximalen Reizinformationen die distalen Reize, von denen sie herrühren, informational unterbestimmen (das Problem der sogenannten ›inversen Projektion‹), und der These, dass die proximalen Reizinformationen *die in direkter Wahrnehmung gegebenen GOOs* informational unterbestimmen. Ersteres kann man die *empirische Unterbestimmtheit der wahrnehmungsunabhängigen Objektursachen* (konzipiert als AOOs) durch die proximalen Reize nennen, letzteres die *empirische Unterbestimmtheit der Objekte der direkten Wahrnehmung* (GOOs) durch die proximalen Reize. Beide Thesen koinzidieren nur, sofern man – was im Zuge der

hier angestellten Überlegungen nicht der Fall ist – davon ausgeht, dass die in direkter Wahrnehmung gegebenen Objekte im Falle veridischer Wahrnehmung die distalen Reize in der Realität wahlweise sind oder abbilden.

Zunächst also zur These, dass die proximalen Reizinformationen nicht zureichen, um die distalen Reize eindeutig zu bestimmen, von denen sie stammen. Zunächst ist zu dieser These anzumerken, dass sie gänzlich unabhängig von wahrnehmungstheoretischen Überlegungen ist, sofern sie nur das Verhältnis von alltagsontologisch formatiertem distalem Reiz und proximalen Reizen betrifft, die auf ersteren zurückgehen. Dass die proximalen Reize die distalen Reize unterbestimmen, von denen sie ausgehen, lässt sich also unabhängig von jedweden Spezifika des realen Wahrnehmungsvorgangs behaupten. Um diese These zu rechtfertigen genügt es deshalb, sich aus existenzontologischer Perspektive den Vorgang zu vergegenwärtigen, der dem eigentlichen Prozess der Wahrnehmung vorausliegt. Unabhängig davon, wie der Prozess der Wahrnehmung selbst vonstattengeht, haben wir es mit folgender Situation zu tun: Wahrnehmungsunabhängig existieren EOOs in der Umgebung des Organismus, die grob dem entsprechen, was wir alltagsontologisch als distalen Reiz beschreiben (z.B. eine Tasse). Von diesen EOOs ergehen kausale Wirkungen auf die Wahrnehmungsorgane des Organismus (reflektierte Photonen treffen auf die Retina, reflektierte Schallwellen treffen auf das Trommelfell, taktile Reize erreichen die Oberfläche der Haut usw.). Diese Reize gehen von den entsprechenden Ensembles von EOOs aus, sind mit diesen aber offensichtlich nicht identisch. Akzeptiert man also in Bezug auf die Wahrnehmungssituation einen minimalen existenzontologischen Realismus, so lässt sich schon rein äußerlich feststellen, dass der Prozess der Wahrnehmung keiner unmittelbaren Abbildung distaler Objekte gleichkommen kann, sofern die proximalen Reizinformationen die distalen Reize unterbestimmen. Die kausal auf den Organismus wirkenden, proximalen Reize enthalten nicht hinreichend Informationen, um aus ihnen die Gesamtverfassung des distalen Reizes eindeutig abzuleiten. Zwar enthalten die proximalen Reize Informationen, die Rückschlüsse auf Beschaffenheiten der sie verursachenden distalen Reize zulassen; allerdings lässt sich bereits durch einfaches Nachdenken zeigen, dass die Reichweite dieser Rückschlüsse beschränkt ist. Kennen wir etwa nur die Verteilung der Photonen, die in einem Augenblick auf beide Retinae eines Organismus treffen, so unterbestimmen diese beispiels-

weise, wie weit entfernt das EOO ist, von dem sie stammen.¹ Schon einfache, projektionsgeometrische Überlegungen bestätigen den Schluss, dass die proximalen Reizinformationen, die ein Subjekt erreichen, grundsätzlich die distalen Reize unterbestimmen, von denen sie stammen: Die Schatten in der platonischen Höhle unterbestimmen die Größe der am Feuer vorübergetragenen Gegenstände.

Der Umstand, dass die visuellen oder sonstigen Reize, welche die äußeren Wahrnehmungsorgane erreichen, allein nicht ausreichen, um auf die distalen Reize zu schließen, welche diese verursachen, wird gelegentlich auch als *Problem der inversen Projektion* bezeichnet. Ob ein Bild auf der Retina von einem kleinen nahen oder einem größeren fernen Objekt derselben Form stammt, lässt sich anhand dieses Bildes allein nicht eindeutig entscheiden. Analoges gilt beispielsweise für das häufig diskutierte Beispiel der Müller-Lyer-Illusion: In Bezug auf die auf der Retina auftreffenden Photonen ist zunächst vernachlässigbar, ob das Blatt, auf dem sich die Müller-Lyer-Illusion oder eine Variante dieser Illusion befindet, relativ zur Sehachse des Auges orthogonal oder leicht geneigt ist. Man kann sich daher eine Variante der Illusion vorstellen, in welcher die untere Linie auf einem hinreichend weit vom Organismus entfernten Papier eine größere Messlänge besitzt als die obere, durch die Neigung des Blattes relativ zur Sehachse auf der Retina allerdings dieselbe Lichtreizkonstellation auftritt wie bei einer ›gewöhnlichen‹ Müller-Lyer-Illusion, die sich auf einem Blatt befindet, welches orthogonal zur Sehachse steht. Zeigen nun bei der unteren Linie die angefügten Pfeilspitzen nach innen (wodurch die Linie relativ zu derjenigen, bei der die Pfeilspitzen nach außen zeigen, gewöhnlich länger wirkt), so hätte das Subjekt wie bei der gewöhnlichen Müller-Lyer-Illusion den visuellen Eindruck, dass die untere Linie länger ist als die obere. Dies ist allerdings im Fall dieser Müller-Lyer-Variante tatsächlich auch der Fall. Haben wir es bei dieser Variante also mit einer ›Wahrnehmungssillusion‹ zu tun oder mit einem Fall ›adäquater‹ Wahrnehmung? Dieses Beispiel verdeutlicht, dass die Müller-Lyer-Illusion nur insofern eine ›Illusion‹ ist, als unterstellt wird, dass es das ›Ziel‹ der visuellen Wahrnehmung ist, die Messlängen der Linien auf dem Papier abzubilden, von dem die entsprechenden Lichtreize ausgehen. Im Ausgang von den Reizen, welche die Augen des Or-

1 Beweisen lässt sich diese These recht einfach: Grundsätzlich ist es möglich, dass eine beliebige Konstellation von Photonen, die auf die Retinae treffen, auch durch eine VR-Brille verursacht sein können, sodass in jeder Situation mindestens ein alternatives Szenario existiert, welches das Zustandekommen der proximalen Reize erklärt.

ganismus erreichen, ist jedoch überhaupt nicht klar, wieso gerade die Messlänge der Linien auf dem Papier, von welchem diese Reize ausgehen mögen, dasjenige sein sollte, auf dessen adäquate Erfassung die Wahrnehmung abzielt. Es scheint sich hierbei vielmehr um eine alltagsontologische Unterstellung zu handeln, die der tatsächlichen Funktionsweise der Wahrnehmung, wie zu vermuten steht, nicht gerecht wird.

Diese Überlegung lässt sich nun allgemein aus dem visuellen Register auf das Verhältnis von proximalen und distalen Reizen, die sie verursachen, übertragen. Statt hier nun jedoch projektionsgeometrisch für die These zu argumentieren, dass die proximalen Reize die distalen Reize grundsätzlich unterbestimmen, reicht es aus zu zeigen, dass für jedes mögliche, existenzontologische Wahrnehmungsszenario ein alternatives Szenario existiert, das für die spezifische Konstellation von proximalen Reizen verantwortlich ist. Dafür nehme ich hier die Intuition in Anspruch, dass in jedem Wahrnehmungsszenario die Möglichkeit besteht, dass die proximalen Reize, welche kausal auf die Wahrnehmungsorgane eines Organismus wirken, auch auf einem anderen Wege zustande gekommen sein können (für bestimmte Reizen, die durch Bewegung, Gravitation und Fliehkräfte zustandekommen, ist dies keineswegs trivial). Exemplarisch etwa durch eine fortgeschrittene VR-Simulation, die neben visuellem auch taktiles, auditives und sonstiges sensorisches Feedback liefert. Sofern zu jedem Wahrnehmungsszenario ein solches Alternativszenario existiert, bestimmen also die proximalen Reize die distalen Reize notwendig unter, von denen sie stammen. Daher kann man hier auch vom Problem der *empirischen Unterbestimmtheit der distalen Reize durch die proximalen Reize* sprechen (vgl. hierzu auch Clark 2016, 19f.). Grundsätzlich enthalten die Reize, welche die menschlichen Sinne erreichen, als solche nicht hinreichend Informationen, um ihre distalen Ursachen eindeutig festzulegen. Bei Kant findet sich dieser Umstand wie folgt problematisierend thematisiert:

[D]er Schluss von einer gegebenen Wirkung auf eine bestimmte Ursache [ist] jederzeit unsicher, weil die Wirkung aus mehr als einer Ursache entspringen sein kann. Demnach bleibt es in der Beziehung der Wahrnehmung auf ihre Ursache jederzeit zweifelhaft, ob diese innerlich oder äußerlich sei, ob also alle sogenannte äußere Wahrnehmungen [sic!] nicht ein bloßes Spiel unsers innern Sinnes sein, oder ob sie sich auf äußere wirkliche Gegenstände als ihre Ursache beziehen. (KrV A 368)

Burge beschreibt das Problem wie folgt, wobei er – was hier nicht geschieht – die phänomenalen Objekte der Wahrnehmung mit Repräsentationen der distalen Reize identifiziert, die ihre Konstitution verursachen:

The information available in registrations of patterns and spectral properties of the light striking the retina – and the registrations of such light arrays – significantly underdetermine the distal causes of those registrations, hence the objects and properties that are represented in perception, hence representational content as of those objects and properties. (2010, 90)

Sofern dies der Fall ist, können wir uns den Prozess der Wahrnehmung jedenfalls nicht als einen Prozess vorstellen, bei dem durch einfache Informationsübertragung distale Reize unmittelbar in ihrer Gesamtheit erfasst und abgebildet werden. Selbst wenn – wogegen im Folgenden argumentiert wird – die Objekte der direkten Wahrnehmung im Erfolgsfall also Repräsentationen der distalen Reize darstellen sollten, von welchen die entsprechenden proximalen Reize ausgehen, müssten der Wahrnehmung Prozesse zugrunde liegen, die inferenziellen (oder gar abduktiven) Schlüssen von den proximalen Reizen auf die Objekte der direkten Wahrnehmung funktional äquivalent wären. In diesem minimalen Sinne besteht also bereits eine epistemisch-ontologische Kluft zwischen Wirklichkeit und Realität, sofern die proximalen Reize die distalen Reize informational unterbestimmen.²

2 Dabei muss auch die ›Zuordnung‹ proximaler Reize zu bestimmten GOOs auf subpersonaler Ebene erfolgen. Exemplarisch: Die Photonen, die auf die Retina treffen, weisen keine Zugehörigkeitsmarkierungen zu Objekten auf, müssen vielmehr im Laufe des subpersonalen Wahrnehmungsprozesses informational verschiedenen Objekten ›zugeordnet‹ werden. Die proximalen Reize sind aus der Perspektive des Wahrnehmungsprozesses also nicht als solche schon verschiedenen Objekten zugeordnet, vielmehr müssen verschiedene Objekte als Einheiten erst aus der Menge der proximalen Reize ›synthetisiert‹ werden. Obwohl sich plausibel dafür argumentieren lässt, dass die entsprechenden mesoskopischen EOOs (etwa als Summe subatomarer Partikel) auch unabhängig von der perzeptiven Auffassung durch einzelne Subjekte existieren, liegt die perzeptive Einheit von GOOs dem Prozess der Wahrnehmung also nicht voraus, sie erweist sich vielmehr als ein *Ergebnis* dieses Prozesses. Am prägnantesten zeigt sich dies für die Wahrnehmung von Ereignissen, sozialen Situationen oder sich zeitlich entfaltenden Prozessen als *zusammengehörige Einheiten*. Was zu einem gesprochenen Satz, einer Melodie oder einer Begrüßung gehört, muss irgendwie im subpersonalen Wahrnehmungsprozess identifiziert werden. In rein existenzontologischer Perspektive stellen die Mengen der wahrnehmungsunabhängigen Schallwellen, materiellen Ereignisse und Bewegungen usw. jedoch keine signifikanten Einheiten dar. Die verschiedenen wahrnehmungsunabhängigen Schallereignisse, die zur direkten Wahrnehmung einer Melodie führen, tragen keine Markierungen ihrer gegebenheitsontologischen Zusammengehörigkeit am existenzontologischen Revers. Grundsätzlich müssen aber, wie bereits angemerkt, auch konkrete materielle Objekte als perzeptive Einheiten erst subpersonal individuiert (oder konstituiert) werden. »The visual world does not come to us prepackaged into objects and their properties. *Objects are an achievement, the product of a sophisticated and active process of construc-*

Was in der Wahrnehmung phänomenal ergänzt wird

Von der These der Unterbestimmtheit der distalen Wahrnehmungsursachen durch die proximalen Reizinformationen zu unterscheiden ist die These, dass die proximalen Reize den *faktischen phänomenologischen Gehalt der Wahrnehmung unterbestimmen*. Beide Thesen fallen nur zusammen, sofern man mit Burge davon ausgeht, dass perzeptive Repräsentationen im Erfolgsfall die distalen Ursachen proximaler Reize abbilden. Ihm zufolge besteht die zentrale Funktion der Wahrnehmung darin, kausal für jeweilige proximale Reize verantwortliche physische Einzeldinge und ihre Eigenschaften adäquat zu repräsentieren.

Zur theoretischen Einordnung von Burges Ansatz: Burge (2010, 18 [m.Ü.]) setzt seine eigene Position gegen eine wahrnehmungstheoretische Strömung ab, die er als *individuellen Repräsentationalismus* bezeichnet. Dieser zeichne sich durch die Annahme aus, dass »die empirische Repräsentation von physischen Einzeldingen für sich genommen unzureichend« sei, um objektiv zu sein, so dass diese »Unzureichendheit dadurch kompensiert werden müsse, dass das Individuum Vorbedingungen objektiver Repräsentationen repräsentiere«. Genauer ist dies wie folgt zu verstehen: *Individuelle Repräsentationalist:innen* behaupten, dass perzeptive Repräsentationen nur dann und insofern objektiv (d.h. in diesem Zusammenhang *adäquat abbildend*) sein können, als das wahrnehmende Subjekt zugleich bestimmte Bedingungen für die Konstitution der Wahrnehmungsobjekte ihrerseits *repräsentiert*. Wie wir gesehen haben leugnet Burge nun nicht, dass es bestimmbare Vorbedingungen und Prozesse gibt (die etwa inferenziellen Schlüssen funktional äquivalent sind), welche subpersonal an der Konstitution resultierender Wahrnehmungseindrücke beteiligt sind. Er stellt vielmehr klar, dass diese Bedingungen nicht ihrerseits durch das Subjekt repräsentiert werden (müssen), um perzeptive Repräsentationen ob-

tion. The shower of photons hitting each retina does not come with objects prelabelled. Photons are not tagged as »I'm a photon that came from the cat over there« or »I'm the photon from that brown desk« (Hoffmann 2003, 367 [meine Herv.]; vgl. hierzu auch Albertazzi 2007, 110f.; Shipley, Kellman 1993, 1994). Die Einheiten, als welche uns GOOs in der direkten Wahrnehmung gegeben sind, müssen somit innerhalb des subpersonalen Wahrnehmungsvorgangs erst konstituiert werden, und zwar unabhängig von der Frage, ob die wahrnehmungsunabhängigen EOOs, welche die entsprechende Wahrnehmung verursachen, in einem explizierbaren Sinn bereits wahrnehmungsunabhängig als Einheiten vorliegen oder nicht. Die Informationen, die unsere äußeren Sinne erreichen, unterbestimmen also grundsätzlich die Ensembles von EOOs, von denen sie stammen.

ktiv zu machen. Um Objektivität der Repräsentation zu gewährleisten, müsse das Subjekt also weder formale Vorbedingungen objektiver Repräsentation (wie die Unterscheidung von *Realität* und *Erscheinung* oder Kriterien der Identität oder Individuation von Objekten), noch basale Elemente wie einzelne Sinnesdaten, aus denen objektive Repräsentationen physischer Einzeldinge erst zusammengesetzt würden, *repräsentieren*. Objektivität von Repräsentationen erweist sich somit als ein *Sachverhalt*, der in Bezug auf perzeptive Repräsentationen *bestehen kann* und dessen sich das Subjekt nicht seinerseits bewusst sein muss. Perzeptive Repräsentationen können also Burge zufolge objektiv sein, ohne dass sie durch das Subjekt *als objektiv* repräsentiert werden müssten (vgl. hierzu kritisch Misselhorn 2017). Die empirische Repräsentation physischer Einzeldinge sei vielmehr *primitiv* und *autonom* (Burge 2010, 16). *Primitiv*, sofern wir es Burge zufolge in der Wahrnehmung unmittelbar mit konstituierten physischen Einzeldingen zu tun haben, *autonom*, sofern keine »höherstufigen kognitiven Fähigkeiten« zur objektiven Wahrnehmung von Objekten als beispielsweise ausgedehnt und räumlich lokalisiert vonnöten seien (ebd.). Vor dem Hintergrund der uns zur Verfügung stehenden wahrnehmungspsychologischen Evidenzen ist Burge in seiner Kritik am individuellen Repräsentationalismus grundsätzlich zuzustimmen, d.h. es ist mit ihm davon auszugehen, dass objektive (im Sinne von angemessene) Wahrnehmung möglich ist, ohne dass das wahrnehmende Subjekt hierzu Vorbedingungen dieser Wahrnehmung ihrerseits *repräsentieren* müsste. Dies schließt selbstredend nicht grundsätzlich die Möglichkeit aus, dass Subjekte wahrgenommene Objekte *zusätzlich als objektiv* repräsentieren können. Ob Subjekte objektive perzeptive Repräsentationen allerdings *zusätzlich in einem dann genauer zu bestimmenden Sinn als objektiv* repräsentieren oder nicht, macht diese als solche jedoch nicht mehr oder weniger objektiv.

In unserem Zusammenhang spielt Burges Kritik am individuellen Repräsentationalismus eine nachgeordnete Rolle. Was im Folgenden vielmehr angegriffen werden soll, ist Burges eigene Auffassung *des Gehalts* (bzw. der Funktion) perzeptiver Repräsentationen. Während *repräsentationalistische* Ansätze wie der Burges davon ausgehen, dass die subpersonal der Wahrnehmung zugrunde liegenden Prozesse dazu dienen, die wahrnehmungsunabhängigen, materiellen Objektursachen *abzubilden*, gehen *prärepräsentationalistische* Ansätze wie der hier vertretene davon aus, dass es die Funktion oder Aufgabe der Wahrnehmung ist, *vorwegzunehmen*, was in der jeweiligen Situation als weitere Wahrnehmungs- und Handlungsmöglichkeiten unter gewöhnlichen Bedingungen naheliegt. Wahrnehmung ist auf die Vorwegnahme von typischen

Regularitäten kalibriert. Bevor diese Position hier allerdings ausführlicher erläutert und begründet wird, muss zunächst für die These argumentiert werden, dass die proximalen Reizinformationen nicht nur – wie bereits gezeigt – die wahrnehmungsunabhängigen Objektursachen, die distalen Reize, sondern auch *die Objekte der direkten Wahrnehmung* selbst (die GOOs) unterbestimmen. Für diese These muss noch einmal eigenständig argumentiert werden, sofern hier nicht vorausgesetzt wird, dass die phänomenalen Objekte der direkten Wahrnehmung die distalen Reize abbilden oder darstellen, welche für die proximalen Reize verantwortlich zeichnen.

Dabei kommt man bei der Begründung der These von der empirischen Unterbestimmtheit der GOOs durch die proximalen Reize nicht umhin, die Phänomenologie der alltäglichen Wahrnehmung in Anspruch zu nehmen, sofern wir primär durch sie mit GOOs vertraut sind. Dabei spiegelt sich die Differenz der Informationen, die sich aus den proximalen Reizen als solchen ableiten lassen, und demjenigen, was subpersonal informational ergänzt wird, zumindest in gewisser Weise auch in der Phänomenologie der Wahrnehmung wider. So nehmen wir in unserer äußeren Wahrnehmung grundsätzlich – wofür sowohl unsere alltägliche Erfahrung als auch hinreichende empirische Evidenzen sprechen – *mehr* wahr, als sich aus den proximalen Reizen als solchen erschließen ließe.

Schon bezüglich einfachster Fälle menschlicher Objektwahrnehmung fällt auf, dass die informationale Zusammenfassung und Gruppierung aktueller proximaler Reize zu wahrgenommenen Einheiten zur Erklärung des phänomenalen Wahrnehmungseindrucks nicht ausreicht. Weder erscheinen die Objekte unserer Wahrnehmung, etwa in der visuellen Wahrnehmung, bloß als abgegrenzte oder abgrenzungsabhängige – »delineation-dependent« (Smith 1995a, 306) – Konturen, Oberflächen oder sonstige Realitätsausschnitte, noch nehmen wir zunächst nur die Informationen wahr, die in den die Wahrnehmungsorgane erreichenden proximalen Reizen als solchen enthalten sind. Vielmehr erscheinen uns die Objekte beispielsweise unserer visuellen Wahrnehmung – sehen wir für den Augenblick von der Dimension der Bedeutsamkeit im engeren Sinne ab – als räumlich über die aktuell gesehenen Objekt-oberflächen hinaus ausgedehnte, dreidimensionale Objekte.

In visual perception, one normally cannot see backsides. [...] Normally, one receives no visual stimulation from an object's backside. Still, part of the perception of a body as a body is a projection from cues in a stimulus to a visual representation as of three-dimensionality. [...] The individual is disposed to anticipate certain further would-be visual stimulations that

depend on the threedimensionality of a body. For example, under appropriate stimulus conditions an animal or child shows surprise if certain visual stimulations are followed by further ones that indicate a two-dimensional surface instead of a three-dimensional solid. The dispositions associated with such surprise are constitutive concomitants of the capacities governed by formation principles regarding visually perceiving something as a body. (Burge 2010, 246)

Der Wahrnehmungsgehalt umfasst also bereits auf der Ebene einfacher Körper objektkonstitutive Antizipationen, die sich wahlweise direkt phänomenologisch oder indirekt mittels entsprechender Irritationsreaktionen der Wahrnehmenden nachweisen lassen. Dabei erfülle das Wahrnehmungssystem seine repräsentationale Funktion – wie Burge (ebd., 344) metaphorisch formuliert – dadurch, dass es »Wetten auf eine unter vielen möglichen kausalen Ursachen [»antecedents«] der proximalen Stimulation« abschließe. Solche unbewussten Schlüsse von den proximalen Reizen auf die GOOs werden *subpersonal durch* das Subjekt (lies wie: *durch das Subjekt hindurch*), nicht aber *bewusst vom Subjekt* realisiert. Die Zuverlässigkeit der entsprechenden Repräsentationen lasse sich dabei laut Burge durch den Umstand erklären, dass der menschliche Wahrnehmungsapparat über die Jahrhunderte seiner kausalen Interaktion mit seiner Umgebung Strukturen internalisiert habe, die mit den objektiven Gesetzmäßigkeiten dieser Umgebung korrelieren. »In effect, the perceptual system has incorporated, through causal interaction with the distal environment over centuries, analogs of environmental laws and regularities« (ebd., 346). Organismen, bei denen dies der Fall ist, seien daher zu objektiven Repräsentationen in der Lage, wobei das Erfolgskriterium der Wahrnehmung Burge zufolge nicht die Erfüllung einer biologischen Funktion (z.B. der Vermeidung, von Feinden gefressen zu werden), sondern die adäquate Repräsentation von wahrnehmungsunabhängigen Einzeldingen und ihren Eigenschaften sei (ebd., 307). Auch Burge macht dabei die Wahrnehmung von etwas *als dreidimensionalem Körper* unter anderem an der Existenz entsprechender Vorwegnahmen fest, insistiert aber gleichzeitig darauf, dass perzeptive Repräsentationen auf die *Abbildung* der distalen Reize zielen, von denen die proximalen Reize ausgehen, nicht auf die *Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten*. So erscheinen die Vorwegnahmen, die Burge zufolge für die Wahrnehmung von ausgedehnten Gegenständen konstitutiv sind, in seinem Ansatz als bloße Bei- oder Nebenprodukte der perzeptiven Repräsentation räumlicher Gegenstände und stellen nicht selbst die zentrale Funktion der Wahrnehmung dar. Wie genau das Verhältnis von Burges Position zu der vorliegenden einzuschätzen ist und was genau es heißt, dass GOOs im Erfolgsfall nicht Reprä-

sentationen der wahrnehmungsunabhängigen materiellen Objektursachen der Wahrnehmung darstellen, sondern in ihren Mitgegenwärtigungsprofilen wesentlich durch Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten konstituiert sind, wird im Folgenden erörtert.

In aktuellen Zusammenhang ist zunächst der Umstand zentral, dass in der Wahrnehmung selbst eine erlebnisdeskriptive (d.i. phänomenologisch beschreibbare) Differenz zwischen solchen Aspekten der Wahrnehmungsobjekte zu konstatieren ist, die dem Subjekt *impressional präsentiert* sind (wie die gesehene Vorderseite eines ausgedehnten Objekts), und *appräsentierten* (also in der Wahrnehmungserfahrung selbst *mitgegebenen*, *mitgegenwärtigen*) Aspekten, die über das impressional Präsentierte hinausweisen. Das einfachste und anschaulichste Beispiel hierfür ist die Appräsentation räumlich verdeckter Teile von Objekten (Phänomenolog:innen sprechen hier gerne von ›Abschattungen‹) wie Rückseiten oder der materiellen Füllung der Objekte. Die Objekte unserer visuellen Wahrnehmung erscheinen uns – wie auch Burge konzidiert – über die Seiten und Teile hinaus, zu denen wir mittels proximaler Reize kausal in informationalem Kontakt stehen, ausgedehnt.

Husserl (Hua XI, 4) spricht bezüglich dieses Phänomens auch von einer ›fundamentale[n] Scheidung von eigentlich Wahrgenommenem und eigentlich Nichtwahrgenommenem« in der Wahrnehmung selbst. So hätten wir in der äußeren Wahrnehmung eines Objekts »den merkwürdigen Zwiespalt«, dass diese nur möglich sei »in der Form eines wirklich und eigentlich original Bewußthabens von Seiten und eines Mitbewußthabens von anderen Seiten, die eben nicht original da sind« (ebd.). Auch die nicht sichtbaren Seiten eines Objekts seien dabei »für das Bewußtsein irgendwie da, ›mitgemeint‹ als mitgegenwärtig«, aber »sie erscheinen eigentlich nicht« (ebd.), sind nicht selbst impressional präsentiert. Nehmen wir also visuell ein ausgedehntes Objekt wahr, so sind uns die in unserem Sichtfeld befindlichen Teile des Objekts *impressional präsentiert* (also in visueller Fülle) gegeben, während die mitgegenwärtigen, verdeckten Teile des Objekts uns zwar in der visuellen Wahrnehmung mit-präsentiert, uns aber nicht in visueller Fülle gegeben sind. Sellars (1981, 14) schlägt diesbezüglich vor, zwischen dem *gesehenen Objekt* (›the object seen« oder ›what we see«) und dem *vom Objekt Gesehenen* (›what is seen of the object« oder ›what we see of what we see«) zu unterscheiden: »At any one time one sees of an opaque object it's facing surface, but not it's inside or it's other sides« (vgl. hierzu auch Sellars 2002, 421; weiterhin B. Smith 1995c,

400).³ Dennoch seien uns in der Wahrnehmung auch verdeckte Teile von Objekten *als gegenwärtig* (»as actuality«) gegeben (ebd.). Ist diese phänomenologische Beschreibung unserer gewöhnlichen Erfahrung richtig, so gehen die uns in der Wahrnehmung gegebenen Objekte für gewöhnlich über das hinaus, was uns von ihnen in sinnlicher Fülle gegeben bzw. impressional präsentiert ist. Wie sich im Laufe der weiteren Überlegungen zeigen wird, trifft diese Beobachtung allgemein für GOOs und nicht nur in Bezug auf die visuelle Wahrnehmung ausgedehnter Gegenstände zu. Dabei darf man allerdings die in sinnlicher Fülle (man könnte auch sagen: mit sinnlichen Qualia ausgefüllten) gegebenen Teile von Objekten nicht geradewegs mit den proximalen Reizen identifizieren, welche die Sinnesorgane des Organismus erreichen, obwohl sich dafür argumentieren lässt, dass die in sinnlicher Fülle gegebenen Teile von Objekten noch am ehesten mit dem proximalen Reizinput korrelieren.⁴

Das Argument für die empirische Unterbestimmtheit der GOOs durch die proximalen Reizinformationen in der menschlichen Wahrnehmung hat somit folgende Struktur: In der Wahrnehmung sind uns neben den als *impressional präsentierten* Teilen von Objekten auch *appräsentierte* Teile der Objekte mitgegeben, die nicht aus den proximalen Reizinformationen allein abgeleitet werden könnten (sofern uns etwa bezüglich einer in der Wahrnehmung mitgegebenen Rückseite eines Objekts keine proximalen Reize aus der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung erreichen). Die proximalen Reizinformationen reichen somit als solche nicht aus, um das Zustandekommen des phänomenalen Reichtums unserer direkten Wahrnehmung zu erklären; vielmehr müssen wir subjektseitige subpersonale Ergänzungsleistungen oder funktionale Äquivalente abduktiver Schlüsse unterstellen, die an der Konstitution von GOOs beteiligt sind. Da uns also phänomenal von GOOs stets mehr gegeben ist, als der Teil von ihnen, der uns von ihnen impressional präsentiert ist, und letzterer sich noch am ehesten mit den proximalen Reizen kor-

3 Etwas Vergleichbares ist in der Phänomenologie »mit der Frage nach der Gegebenheitsweise gemeint« (Weidtmann 2017, 38): »Gegeben ist ein Gegenstand dann, [...] wenn er als etwas erscheint, das mehr ist, als in der aktuellen Erscheinung aufgeht. Der zur Erscheinung kommende Gegenstand kann nur dann »existieren«, d.h. als gegeben erfahren werden, wenn er die Differenz zwischen Erscheinung und dem, was in der Erscheinung zur Erscheinung kommt, mit zur Erscheinung bringt« (ebd., 37f.).

4 Sie entsprechen den proximalen Reizen allerdings nicht geradewegs, wie sich etwa am sogenannten McGurk-Effekt verdeutlichen lässt, bei dem sich der akustische Eindruck aufgrund des zusätzlichen visuellen Eindrucks signifikant verändert (Macdonald & McGurk 1978).

reliert scheint, müssen auf subpersonaler Ebene Prozesse unterstellt werden, die funktional Schlüssen von den proximalen Reizen auf den resultierenden Wahrnehmungsgehalt gleichkommen.

›Unbewusste Schlüsse‹ in der Wahrnehmung als Wetten auf naheliegende Möglichkeiten

Burge (2010, 345) zufolge besteht, wie wir gesehen haben, die wesentliche Leistung des Wahrnehmungssystems darin, »die durch die proximalen Reize registrierte Information in eine fallible, aber häufig annäherungsweise korrekte Wahrnehmung als von [»as of«] dreidimensionalen distalen Sachverhalten« umzuformen, welche die proximalen Reize verursachen. Eine solche Umformung schließe dabei – aus der Perspektive des Wahrnehmungssystems – stets subpersonale »Wetten auf eine unter vielen möglichen kausalen Ursachen [»antecedents«] der proximalen Stimulation« ein (ebd., 344). Dabei gibt das Wahrnehmungssystem seine Wetten Burge zufolge nicht willkürlich ab, sondern setzt auf die (aus der Perspektive des Organismus) mit höchster Wahrscheinlichkeit kausal für die proximalen Reize verantwortlichen physischen Einzeldinge. Obwohl ich im Folgenden Burges Auffassung widerspreche, dass GOOs im Erfolgsfall die kausal für proximale Reizungen verantwortlichen wahrnehmungsunabhängige EOOs repräsentieren, ist dieser Beschreibung insofern zuzustimmen, als davon auszugehen ist, dass im Wahrnehmungsprozess im Ausgang von proximalen Reizen funktionale Äquivalente subpersonaler ›Wetten‹ stattfinden, die zur Gegebenheit entsprechender GOOs führen.

Andy Clarks Auffassung des Wahrnehmungsvorgangs liegt diesbezüglich der hier vertretenen Position insofern näher als die Burges, als Clark innerhalb seines *predictive coding* Ansatz die zentrale Rolle betont, die *subpersonale Vorhersagen* bei der Konstitution der phänomenalen Objekte der Wahrnehmung spielen. Zunächst geht auch Clark (2016, 14 [m.Ü.]) davon aus, dass der Gehalt der Wahrnehmung sich auf den »wahrscheinlichsten Zustand« [»most probable state«] einer wahrgenommenen Situation bezieht. Dieser wahrscheinlichste Zustand wird in seinem Modell jedoch als das Ergebnis einer auf perzeptiven »cues« basierenden, subpersonalen Vorhersage bestimmt, so dass Wahrnehmung in seinem Modell einer Form ›kontrollierter Halluzination« gleichkommt (ebd.). »Our brains try to guess what is out there, and to the extent that that guessing accommodates the sensory barrage, we perceive the world« (ebd.). Damit verschwindet allerdings Clark zufolge bezüglich der Wahrnehmung zugleich die scharfe Grenze zwischen der *Repräsentation*

der Gegenwart und der Vorhersage der sehr nahen Zukunft, »sobald wir das Perzept selbst als ein vorhersagebasiertes Konstrukt sehen, welches seine Wurzeln immer im Vergangenen (systemisches Wissen) hat und auf vielen zeitlichen und räumlichen Skalen die Zukunft antizipiert« (ebd., 18).

Eine analoge Überlegung führt auch Helmholtz (1867, 430) zu der Annahme, dass den resultierenden Wahrnehmungseindrücken »unbewusste[] Schlüsse von der Sinnesempfindung auf deren Ursache« zugrunde liegen. In formaler Hinsicht glichen diese unbewussten Schlüsse Helmholtz zufolge Analogieschlüssen, sofern sie von der Beobachtung einer »millionenfachen Ueberzahl von Fällen« proximaler Reizungen, die von bestimmten wahrnehmungsunabhängigen Objekten verursacht wurden, zu dem Schluss übergingen, »dass es auch in jedem neu eintretenden Falle so sei« (ebd.; vgl. hierzu grundsätzlich auch Gregory 1980). Die unbewussten Schlüsse, welche im Wahrnehmungsprozess stattfinden, sind somit – woran sollten sie sonst orientiert sein? – an bestehenden Regularitäten orientiert. Dass diese Schlüsse zugleich ohne bewusstes Zutun des Subjekts – und insofern eben »unbewusst – ablaufen, zeigt sich dabei laut Helmholtz beispielsweise an der Möglichkeit der anhaltenden Divergenz von Wahrnehmungseindruck und propositionalen Überzeugungen eines Subjekts: »Jene unbewussten Analogieschlüsse treten aber ferner, eben weil sie nicht Acte des freien bewussten Denkens sind, mit zwingender Nothwendigkeit auf, und ihre Wirkung kann nicht durch bessere Einsicht in den Zusammenhang der Sache aufgehoben werden« (1867, 430). Die beiden Linien der sogenannten Müller-Lyer-Illusion sind uns in der Wahrnehmung weiterhin als verschieden lang gegeben, auch wenn wir wissen, dass sie auf dem Papier, auf welches sie gezeichnet sind, dieselbe Messlänge besitzen. Sofern dies so ist, scheint offenbar die Wahrnehmung verschieden langer Linien nicht auf einem bewussten Vorgang des Schließens zu basieren, weil sie sonst korrigierbar sein müsste. Man erinnere sich diesbezüglich auch an die eingangs zitierte Anmerkung Brunswiks (1934, 120), dass auch die »unmittelbar gegebenen Werterlebnisse« wie bei der Wahrnehmung des Wertes von Geld, von Kleidungsstücken, der Wahrnehmung von Wörtern, der Wahrnehmung von Gender usw., bei »entsprechend großer ›Vertrautheit« mit den entsprechenden Objekten »ebenso *habituell*« werden »wie etwa der Gesichtspunkt des Körpergrößenvergleichs in der Größenwahrnehmung«. ⁵

5 In Bezug auf die Wahrnehmung von Gender könnte dies etwa heißen, dass ein Subjekt selbst, wenn es zur Überzeugung kommt, dass das zugeschriebene soziale Geschlecht

Wie oben bereits angedeutet bedeutet der Umstand, dass der Wahrnehmung funktionale Äquivalente unbewusster Schlüsse von proximalen Reizen auf GOOs zugrunde liegen im Umkehrschluss allerdings auch, dass das Wahrnehmungssystem – etwa durch VR-Simulationen – systematisch »täuschbar« ist (vgl. Burge 2010, 344). Sofern proximale Reizmuster vom Wahrnehmungssystem zuverlässig nach bestimmbaren Prinzipien und in Übereinstimmung mit bestimmten Umgebungsregularitäten informational ergänzt und interpretiert werden, lassen diese sich für Wahrnehmungstäuschungen und -illusionen ausnutzen. Dabei erweist sich die Rede von *Illusionen* oder *Täuschungen* bezüglich solcher Phänomene insofern ihrerseits als trügerisch, als der Wahrnehmungsapparat die vermeintlichen Täuschungsergebnisse ja gerade deshalb liefert, weil er so funktioniert, wie es sich angesichts bestehender Umgebungsregularitäten als zielführend erweist (vgl. hierzu auch Millikan 2004a, 211; Clark 2016, 198). Daher liegen in Fällen von Wahrnehmungstäuschungen eigentlich nicht subjektseitige *Täuschungen* vor, sondern (statistisch betrachtet) *ungewöhnliche Reizkonstellation auf der Gegenstandsseite*. Die Tatsachen, nicht die Wahrnehmung, verhalten sich in solchen Fällen irregulär. »Failures of approximate veridicality – illusions – are explained primarily in terms of abnormal environmental conditions producing proximal stimulations that would yield veridical representations under more normal conditions« (Burge 2010, 98). Bei Dennett (2017, 127 [m.Ü.]) heißt es analog, dass Wahrnehmungssillusionen aus empirischer Perspektive vor allem deshalb interessant sind, weil sie *ex negativo* zu ergründen erlauben, »auf was sich der Organismus im Normalfall verlässt«. Die Täusch- oder Irritierbarkeit eines Organismus erlaubt zu erschließen, was in diesem implizit – in diesem Fall: in Bezug auf die Wahrnehmung – *als selbstverständlich oder gewöhnlich* vorausgesetzt ist. Im Prozess der Wahrnehmung werden also nicht proximale Reize nur abgebildet, die proximalen Reizinformationen unterliegen vielmehr *Prozessen der Transformation*, die in Übereinstimmung mit bestehenden Umgebungsregularitäten – auf welche der Wahrnehmungsapparat des Organismus entweder von Geburt an kalibriert ist oder auf die er sich im Laufe seiner Ontogenese kalibriert – zu resultierenden perceptiven Eindrücken führen. »[O]ur visual experiences do not simply reflect the current inputs, but are greatly informed by ›priors‹ (prior

eine Konstruktion ist, weiterhin in seiner Wahrnehmung unmittelbar zwischen unterschiedlichen Gendern unterscheiden würde, sofern es eine entsprechende Unterscheidung habituell hinreichend verinnerlicht hat.

beliefs, usually taking the form of nonconscious predictions or expectations) concerning the world« (Clark 2016, 85). Wir nehmen somit in informationaler Hinsicht stets *mehr* wahr, als unsere äußeren Sinnesorgane passiv durch proximale Reize informational erreicht. Dass dieser Sachverhalt nicht nur die visuelle Wahrnehmung, sondern die Wahrnehmung im Allgemeinen betrifft, verdeutlicht Clark am Beispiel der subpersonalen Optimierung von Wahrnehmungseindrücken: So erscheine uns ein »vertrauter Song, abgespielt durch einen schlechten Radioempfänger«, sehr viel klarer als ein durch denselben Empfänger abgespielter, unvertrauter Song (ebd., 92). Dabei ist Clark zufolge der Umstand entscheidend, dass der Unterschied der Klarheit des gehörten Klangs selbst eine Sache der *Wahrnehmung*, nicht jedoch ein Unterschied ist, der sich durch den nachträglichen Einfluss von Erinnerungen erklären lasse.

That is to say – or so I would suggest – the familiar song really does sound clearer. It is not that memory *later* does some filling-in that affects, in a backward-looking way, how we judge the song to have sounded. Rather, the top-down effects bite in the very earliest stages of processing, leaving us little conceptual space [...] to depict the effects as anything other than enhanced-but-genuine perception. (Ebd.)

Die resultierenden, unmittelbaren Wahrnehmungseindrücke erweisen sich also bezüglich der proximalen Reize, aus denen sie hervorgehen, subjektseitig (wenn auch unbewusst) erweitert oder ergänzt – weshalb sich für Burge die Metapher der unbewussten *Wette* überhaupt erst nahelegt und weshalb Clark (2016, 2) auch von einem »automatischen, zutiefst probabilistischen, unbewusstes Raten« spricht, »das als Teil der komplexen, neuronalen Verarbeitungsroutinen auftritt, die Wahrnehmung und Handeln zugrunde liegen und sie vereinheitlichen«.

Folgendem vorgreifend findet sich ein solcher Gedanke, dass die Produkte des Wahrnehmungsvorgangs wesentlich auf subjektseitigen informationalen Ergänzungsleistungen beruhen, auch in der Konzeption der *Apperzeption* (lat. *ad* und *perceptio* ≈ Hinzuwahrnehmung; vgl. zur Begriffsgeschichte von *Apperzeption* Holenstein 1972, 133f.), wie sie im Ausgang von Überlegungen Johann Friedrich Herbart's von Moritz Lazarus und Heymann Steinthal aufgegriffen und vertieft und schließlich noch einmal von Husserl transformiert wurde. Wie wir später noch sehen werden, lässt sich *Apperzeption* dabei entweder auf den subpersonalen Prozess der Wahrnehmung beziehen, innerhalb dessen subjektseitig Informationen ergänzt werden, oder aber als erlebnisdeskriptive Bezeichnung des Umstandes begreifen, dass phänomenal in der Wahrnehmung selbst zwischen präsentierten und appräsentierten Teilen wahrgenommener Objekte zu unterscheiden ist. Karl Lange beschreibt

diesbezüglich eine der zentralen Funktionen der Apperzeption nach Lazarus mit folgenden Worten, in denen bereits Clarks eben zitierte Überlegungen anklingen: »Daher ergänzen, verbessern, verschärfen wir die Empfindungen, fügen wir bei der Auffassung äußerer Gegenstände durch die Apperzeption hinzu, was sinnlich gar nicht gegeben ist, und auch bei der Sinnestäuschung und Illusion begegnen wir ihrer geheimen Wirksamkeit« (1891, 100 [Herv. im Original]).

In Bezug auf die Behauptung, dass der Gehalt der direkten Wahrnehmung über die proximalen Reize hinausgeht, stimmt die hier vertretene Vorwegnahmesehe mit Positionen wie der Burges oder Clarks überein. Im Gegensatz zu Burges Auffassung und in eine ähnliche Richtung wie Clark zielend wird hier jedoch die These vertreten, dass der Inhalt solcher perzeptiver Wetten nicht so sehr die wahrscheinlichen distalen Ursachen der proximalen Reizmuster betrifft, die – wie für Ursachen üblich – *in der perzeptiven Vergangenheit des Organismus* liegen, sondern vielmehr – wie für Wetten üblich – *in der perzeptiven Zukunft eines Organismus liegende Möglichkeiten*. Insofern handelt es sich bei dem hier vertretenen Ansatz um eine *präpräsentationalistische* (d.h. vorwegnahmeorientierte) *Theorie* der Wahrnehmung, während Theorien, welche die Funktion der Wahrnehmung vor allem in der Abbildung aktueller Objekte und Sachverhalte sehen, als *repräsentationalistische Theorien* der Wahrnehmung bezeichnet werden können. Repräsentationalistische Theorien verorten die Funktion der Wahrnehmung also in der *Abbildung von Vorliegendem*, präpräsentationalistische Theorien primär in der *Vorwegnahme von Nahliegendem*. Dies betrifft nichtgesehene materielle Teile, das vorweggenommene gespürte Gewicht beim Anheben eines Objekts oder die vorweggenommene Rauheit oder Geschmeidigkeit der Objektoberfläche, anderweitig naheliegende Verhaltens- und Gebrauchsmöglichkeiten oder auch reliable Kontiguitätsbeziehungen, die zwischen Objekten, Ereignissen und Umgebungen bestehen.

Die subpersonalen Prinzipien der Objektkonstitution, welche den situativen Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten in Übereinstimmung mit bestehenden Umgebungsregularitäten konstitutiv zugrunde liegen, können dem Organismus nun entweder angeboren oder sie können ihm aus seinen bisherigen Umgebungserfahrungen – wie man sagt – »in Fleisch und Blut übergegangen«, habitualisiert und somit implizit vertraut geworden sein. Um diesen Unterschied zu markieren, wird an spätere Stelle zwischen *innerlichen* und *verinnerlichten Begriffen-von* unterschieden, die zum individuellen Hintergrund eines Subjekts gehören.

Bezüglich eines solchen, subjektseitig angereicherten Wahrnehmungsinhalts betont auch Helmholtz (1867, 43of.) den »ausgedehnten Einfluss [...],

welchen Erfahrung, Einübung und Gewöhnung auf unsere Wahrnehmung haben« und verdeutlicht dies daran, »wie fest und unausweichlich Vorstellungsverbindungen durch häufige Wiederholung werden, selbst wenn sie nicht auf natürlicher Verbindung beruhen«. So beziehen sich die subjektseitigen, subpersonalen Ergänzungsleistungen ihm zufolge nicht nur auf verdeckte materielle Teile von Objekten, sondern etwa auch auf die unmittelbar wahrgenommene Verbindung »zwischen den geschriebenen Buchstaben eines Wortes, dem Klange und der Bedeutung desselben« (ebd.). (Wie wir später noch deutlicher sehen werden, ist Helmholtz – obwohl er selbst davon spricht, dass die unbewussten Analogieschlüsse die ›Ursachen‹ der proximalen Stimuli erschließen –, sofern er auch Fälle der eben genannten Art als Beispiele gewöhnlicher Wahrnehmung zulässt, nicht ganz eindeutig zwischen repräsentationalistischen und präpräsentationalistischen Ansätzen zu verorten.)

Veranschaulichung der Wirkmächtigkeit unbewusster Schlüsse in der Wahrnehmung

Viele bekannte Wahrnehmungssillusionen wie die Müller-Lyer-Illusion, die Checker-Shadow-Illusion, der Ames-Raum oder die Cornsweet-Illusion lassen sich dadurch erklären, dass dem Prozess der Wahrnehmung funktionale Äquivalente inferenzieller Schlüsse zugrunde liegen, die mit in der Umgebung eines Subjekts bestehenden Regularitäten korrelieren. Bezeichnend ist wiederum an all diesen Beispielen, dass sie Fälle direkter Wahrnehmung bezeichnen, bei denen der ›Illusions‹effekt nicht durch bewusste Überlegung aufgehoben werden kann. Im vorliegenden Abschnitt werden cursorisch einige Wahrnehmungsphänomene und -illusionen diskutiert, um die vorangehenden Überlegungen zur Rolle unbewusster Schlüsse in der Wahrnehmung konkreter greifbar zu machen.

Größenwahrnehmung. Im Alltag tun wir gelegentlich so, als erschienen uns materielle Objekte, wenn sie weiter von uns entfernt sind, kleiner, als wenn sie sich in unserer Nähe befinden. In Bezug auf sehr weit entfernte Objekte mag dies in der Tat gelten. Wie sich allerdings empirisch zeigen lässt, findet in der Wahrnehmung subpersonal eine Inferenz auf erwartbare kinästhetische Größenveränderung materieller Objekte statt, sodass uns ein und dasselbe Objekt, wenn es verschieden weit von uns entfernt ist und somit entsprechend mehr oder weniger Platz im visuellen Feld einnimmt, dennoch in konstanter Größe erscheint. Die phänomenal erlebte Größe eines Objekts korreliert also nicht unmittelbar mit dem Raum, welchen es in unserem Wahrnehmungs-

feld einnimmt. Die Fähigkeit, Objekte in unterschiedlichen Entfernungen in annähernd konstanter Größe wahrzunehmen, bezeichnet man auch als *Größenkonstanz*. Allerdings hängt die direkt wahrgenommene Größe von Objekten auch von der Reizumgebung ab, innerhalb derer sie präsentiert sind. So sorgt etwa bereits die Andeutung eines Raums durch parallele Linien in einer zweidimensionalen Darstellung dafür, dass schräg nebeneinander angeordnete Formen oder Figuren derselben Messlänge als unterschiedlich lang wahrgenommen werden. Es scheinen also ihrerseits vor allem räumliche Informationen (bzw. subpersonal als räumliche Informationen interpretierte Merkmale des präsentierten Reizes) zu sein, die zur wahrgenommenen Größe eines Objekts beitragen.

Empirische Untersuchungen legen diesbezüglich weiterhin nahe, dass die sogenannte Müller-Lyer-Illusion dadurch zu erklären ist, dass die menschliche Wahrnehmung subpersonal eine »probabilistische Strategie« zur Vorhersage der wahrscheinlichen Länge gesehener Objekte wählt, die im Falle der Linien der Müller-Lyer-Illusion deshalb zu »falschen« Ergebnissen führt, weil Linien mit entsprechenden Winkeln als retinale Bilder für gewöhnlich mit entsprechend verschiedenen langen Kanten in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung korreliert sind (Howe & Purves 2005, 1238). Die Müller-Lyer-Illusion kommt dieser Erklärung zufolge also dadurch zustande, dass entsprechende Stimuli in gewöhnlichen Wahrnehmungsumgebungen zuverlässige Hinweise auf entsprechende räumliche Umweltverhältnisse liefern. Alltagssprachlich lässt sich dieser Effekt so umschreiben: Die an die Linien angefügten spitzen oder stumpfen Winkel führen zu einer unbewussten räumlichen Interpretation der beiden Linien, welche die entsprechenden Wahrnehmungseindrücke zur Folge hat. Da also einem Beobachter mit der spitzen Seite zugewandte Kanten für gewöhnlich näher liegen als ihre stumpfen Gegenstücke nimmt man die Linie mit den angehängten stumpfen Winkeln als länger wahr als die Linie mit den spitzen Winkeln, obwohl beide auf dem Papier dieselbe Messlänge besitzen. Einen ähnlichen Umstand macht sich der sogenannte Ames-Raum zunutze. Dieser ist so konstruiert, dass er von einer bestimmten Stelle aus und mit nur einem Auge betrachtet den Eindruck eines »normalen«, rechtwinkligen Zimmers erweckt, in welchem allerdings Gegenstände und Personen je nach Position im Raum relativ zueinander kleiner oder größer erscheinen als sie »tatsächlich« sind. Allerdings ist der Ames-Raum nicht rechtwinklig, sondern in einer Weise konstruiert, welche die Raumkanten aus einer bestimmten Perspektive als parallel und rechtwinklig erscheinen lässt, obwohl der Raum zu einer der hinteren Ecken hin sukzessive höher wird. Auch hier

ändert sich die wahrgenommene Größe der Objekte nicht, wenn man das Konstruktionsprinzip des Raumes kennt. Der unmittelbare Wahrnehmungseindruck ist also – ähnlich wie in Fällen der anhaltenden Furcht, abzustürzen, obwohl man weiß, dass man sicher ist – gegen bessere Gründe unempfindlich.

Farbwahrnehmung. Auch im Bereich der Farbwahrnehmung finden sich Beispiele für die Wirkmächtigkeit unbewusster Schlüsse (bzw. funktionaler Äquivalente bewusster Schlüsse) im Wahrnehmungsprozess. Besonders gut lässt sich dies an zwei Illusionen verdeutlichen – der *Cornsweet-Illusion* und der *Checker-Shadow-Illusion*. Die Cornsweet-Illusion zeigt zwei aneinandergrenzende Flächen, die für die meisten Betrachter verschieden hell erscheinen.

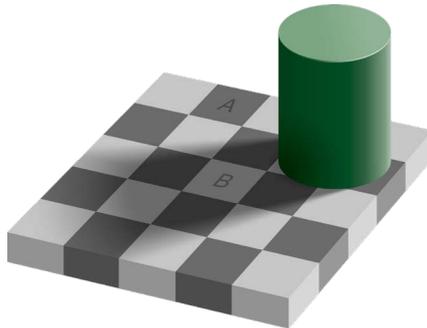


Abb. 1: Checker-Shadow-Illusion. Edward H. Adelson 1995. (CC-BY-SA 4.0)

Tatsächlich sind allerdings beide Flächen bis auf ein mittleres Stück, welches einen graustufigen Farbverlauf zeigt, gleich hell (wie sich durch Überdecken des mittleren Teils leicht feststellen lässt). Ein ähnlich gelagertes Beispiel liefert die sogenannte Checker-Shadow-Illusion: Bei dem dargestellten Schachbrett besitzen die beiden Felder A und B auf dem Darstellungsmedium denselben Farbwert, erscheinen aber in der Wahrnehmung als verschiedenfarbig. Auch diese und ähnliche Illusionen lassen sich durch den Umstand erklären, dass die resultierenden Wahrnehmungseindrücke (oder Perzepte) auf der »Wahrscheinlichkeitsverteilung dessen beruhen, als was dieselben oder ähnliche Stimuli sich in der Vergangenheit erwiesen haben« (Purves et al. 2001, 294 [m.Ü.]). Im Falle der Cornsweet-Illusion erklärt sich also die Wahrnehmung verschiedener Farben aus bestehenden Regularitäten bezüglich Farb- und Schattenverläufen unter gewohnten Lichtverhältnissen. Ebenso verhält es sich mit der Checker-Shadow-Illusion: Der erkennbar auf die Fläche geworfene Schatten dient dem Wahrnehmungssystem hier offenbar als »Hinweis«, dass der von B empfangene Lichtstimulus dunkler ist als die Farbe, die sicht-

bar würde, wenn der Zylinder entfernt würde. Daher erscheint der von B resultierende Farbeindruck heller als die ›eigentlich‹ gleichfarbige Fläche A. In Übereinstimmung mit dieser Erklärung stellt Clark fest, dass »unsere visuellen Erlebnisse nicht einfach die gegenwärtigen Inputs abbilden, sondern in hohem Ausmaß durch ›priors‹ (vorhergehende Überzeugungen, die normalerweise die Form unbewusster Vorhersagen und Erwartungen annehmen) informiert sind, die sich auf die Welt beziehen« (2016, 85).

Genaugenommen handelt es sich bei den genannten Beispielen von Wahrnehmungstäuschungen also nicht um *Täuschungen*, sondern um Beispiele für die gewöhnliche Verarbeitung von Reizen, die in den genannten Fällen nur scheinbar zu erstaunlichen oder kontraintuitiven Wahrnehmungen führt, weil die *Reize* ›ungewöhnlich‹ sind, das Wahrnehmungssystem selbst allerdings einwandfrei funktioniert. Bei Wahrnehmungssillusionen oder -täuschungen liegt also kein ›Fehler‹, keine ›Täuschung‹ aufseiten des Wahrnehmungssystems vor, sondern ungewöhnliche existenzontologische Umgebungsbedingungen. »Perceptual experience, even in these illusory cases, thus looks to be veridically tracking statistical relations between the sensory data and its most probable real-world sources. [...] Going slightly off the rails every now and then is simply the price we pay for mostly getting things right« (ebd., 198).

Höreindrücke. Sofern Illusions-Beispiele aus dem visuellen Bereich sich sowohl in der Theorie als auch in der Populärkultur anhaltender Beliebtheit erfreuen – und der mit ihnen verbundene, erkenntnistheoretische Überraschungseffekt daher etwas gemildert ist – erscheint es angebracht, zwei Beispiele auditiver Wahrnehmungssillusionen anzuführen. Beide Beispiele verdeutlichen wiederum, dass die resultierenden Wahrnehmungseindrücke auf unbewussten Schlüssen zu beruhen scheinen und unsere Wahrnehmung mehr leistet als die Repräsentation proximaler oder distaler Reize. Das erste dieser Beispiele ist der sogenannte McGurk-Effekt. Um diesen Effekt zu erzeugen, werden Probanden:innen audiovisuelle Reize präsentiert, die das Gesicht einer Laute produzierenden Person mit entsprechenden Lippenbewegungen zeigen. Aufgabe der Probanden:innen ist, die jeweils gehörten Laute zu identifizieren. Leser:innen, die diesen Effekt nicht kennen, sei empfohlen, vor dem Weiterlesen eine Demonstration des Effekts anzusehen.⁶ Die meisten Probanden:innen haben dabei den Eindruck, drei verschiedene Laute zu

6 Etwa hier: <https://www.youtube.com/watch?v=PWGeUztTkRA> (Letzter Zugriff: 1.04.2022).

hören, etwa: ba-ba-ba, wa-wa-wa, da-da-da. Wie sich allerdings durch einfaches Schließen der Augen während des Abspielens der Aufnahme feststellen lässt, handelt es sich in Wirklichkeit stets um denselben auditiven Reiz (ba-ba-ba), der je nach zeitgleich gezeigter Lippenbewegung zu einem veränderten sinnlichen Höreindruck führt. Offenbar findet hierbei in der Wahrnehmung eine transmodale Integration der verschiedenen Reizinformationen statt, welche verschiedene resultierende Wahrnehmungseindrücke zur Folge hat. Auch hier sind es also nicht unmittelbare Inputs, die in der Wahrnehmung abgebildet werden, sondern offenbar auf subpersonalen Schlüssen beruhende ›Vermutungen‹ bezüglich dessen, was es hier zu hören gibt.

Das zweite akustische Beispiel ist die sogenannte *Sine Wave Speech*.⁷ Bei diesem Verfahren werden menschliche Stimm-aufzeichnungen mithilfe einfacher Sinusschwingungen rekonstruiert, die auf unvorbereitete Hörer:innen in den meisten Fällen zunächst wie Ansammlungen unverständlicher Geräusche klingen (Remez et al. 1981, Remez & Rubin 1984). Spielt man Probanden:innen anschließend jedoch die ursprünglichen Stimm-aufzeichnungen vor, so verändert sich beim nochmaligen Hören der resultierende Höreindruck des *Sine Wave Samples*: Die Hörer:innen beginnen, die vorher noch unverständlichen Geräusche auf einmal *als eine Stimme* zu hören, die verständliche Sätze und Satz-fetzen von sich gibt, welche bei mehrfachen Wiederholungen immer deutlicher als verstehbare Sprache hörbar werden. Der sich dabei einstellende Eindruck ist allerdings nicht, Geräusche, die man zunächst nicht verstanden hat, nun auf einmal *zu verstehen*. Der Eindruck ist vielmehr, ›zwischen‹ oder ›in‹ den Geräuschen *mehr* und *etwas anderes* zu hören als zuvor (vgl. hierzu auch Clark 2016, 54f.). Dieses Beispiel exemplifiziert einen Vorgang, der uns für gewöhnlich aufgrund seiner schieren Selbstverständlichkeit wenig Kopferbrechen bereitet, obwohl er uns eigentlich allen Anlass zum Staunen geben müsste: Gemeint ist die Wahrnehmung bedeutsamer Geräusche – die Wahrnehmung von Sprache – auf der Grundlage akustischer Signale. Offensichtlich ist dabei, dass die unmittelbare Wahrnehmung geäußelter Sätze (sofern einem Subjekt die betreffende Sprache hinreichend vertraut ist) über eine bloße Abbildung existenzontologischer Ereignisse und Objekte deutlich hinausgeht. Das gehörte Wort ist im emphatischen Sinne *etwas sehr anderes* als die

7 Ein besonders eindruckliches Beispiel findet sich hier: <https://www.youtube.com/watch?v=EWzt1b18AZo> (Letzter Zugriff: 1.04.2022).

Summe der existenzontologischen Signale, die seine direkte Wahrnehmung veranlassen.⁸

Die bisherigen Überlegungen zu funktionalen Äquivalenten bewusster Schlüsse, welche unserer Wahrnehmung zugrunde liegen, zeigen, dass es bezüglich der subjektseitigen Ergänzungsleistungen notwendig ist, zwischen zwei verschiedenen Dimensionen zu unterscheiden. Beide Dimensionen sind miteinander verwoben, müssen allerdings streng auseinandergehalten werden: Auf der einen Seite werden, wie gezeigt, im *subpersonalen Prozess* der Konstitution der Objekte der Wahrnehmung subjektseitig Informationen ergänzt. Auf der anderen Seite zeigt sich aber auch an den Objekten der Wahrnehmung selbst eine Differenz zwischen impressional präsentierten und appräsentierten Teilen. Um diesen Unterschied zu markieren, kann man hier zwischen den *subpersonalen Ergänzungsleistungen* von Informationen und der *Appräsentation* weiterer, vorweggenommener und mitgegenwärtiger Objektteile unterscheiden. Oben wurde bereits angedeutet, dass sich die subpersonale Differenz zwischen »Objektsanteil« und »Subjektsanteil der Wahrnehmung« bezüglich der Konstitution von GOOs zumindest grob in der phänomenalen Differenz von als aktuell gegebenen und virtuell mitgegenwärtigen Teilen von GOOs widerspiegelt (Brunswik 1934, 124f.). Hierfür lässt sich argumentieren, sofern die proximalen Reize, welche die äußeren Wahrnehmungsorgane eines Subjekts erreichen, etwa im Falle der visuellen Wahrnehmung den impressional präsentierten Vorderseiten der Objekte korrelieren, während das Subjekt bezüglich der appräsentierten Objektteile nicht in kausalem Kontakt mit entsprechenden EOOs steht. Allerdings zeigen Beispiele wie der McGurk-Effekt (wie auch die Beispiele visueller Täuschungen), dass auch die impressional präsentierten Teile eines Objekts nicht schlichtweg Repräsentation proximaler Reize darstellen.

⁸ Wobei allerdings auch hier zu bedenken gilt, dass wir auch im Fall des Hörens bloßer Geräusche nicht *Geräusche an sich* hören, die – so die Vorstellung – als wahrnehmungsunabhängige EOOs unabhängig von unserer Wahrnehmung existieren würden, sondern dass auch diese Geräusche bereits GOOs darstellen.

2.2 Appräsentation und amodale Ergänzungen

Im Kontext der Wahrnehmungspsychologie spricht man in Bezug auf das, was hier in phänomenologischer Perspektive als *Appräsentation* bezeichnet wird, auch von *amodaler Wahrnehmung*, *amodaler Ergänzung* oder *amodaler Vervollständigung* (vgl. für einen Überblick zu Theorien amodaler Vervollständigung in der gegenwärtigen Wahrnehmungstheorie etwa Briscoe 2011; Nanay 2010). Dabei soll Amodalität allerdings den Sachverhalt bezeichnen, dass wahrgenommenen Merkmalen eines Objekts direkter Wahrnehmung keine proximalen Reize entsprechen, die von dem diesbezüglichen Teil des wahrnehmungsunabhängigen EOO stammen. Die Rede von Amodalität ist also nicht so sehr phänomenologisch sondern primär kausalgenetisch zu verstehen. Bence Nanays erläutert: »We perceive a part of a (perceived) object amodally if we receive no sensory stimulation from that part of the object« (2010, 241f.). Amodale Wahrnehmung umfasst also exemplarisch Fälle der Wahrnehmung, in denen Objektteile, mit denen ein Organismus nicht unmittelbar in kausalem perzeptivem Kontakt steht (nichtgesehene Seiten, das Innere eines Apfels usw.), mitwahrgenommen werden bzw. in der Wahrnehmung phänomenal appräsentiert sind.⁹ Amodale Wahrnehmung kann sich dabei grundsätzlich auf alle Modalitäten beziehen, etwa das Gewicht oder die Art und Weise, wie sich die Oberfläche eines Objekts anfühlt.

Der Begriff der *amodalen Wahrnehmung* wurde zuerst von dem Experimentalpsychologen Albert Michotte verwendet, der sich in *La Perception de la causalité* (1946) mit dem Phänomen der menschlichen Wahrnehmung *phänomenaler Kausalität* – d.i. der unmittelbaren Wahrnehmung wirklicher oder vermeintlicher kausaler Zusammenhänge – auseinandersetzte. Michotte verdeutlicht das Phänomen der amodalen Wahrnehmung etwa am Beispiel der Wahrnehmung des *amodalen Schiebens*. Ein solcher Wahrnehmungseindruck amodalen Schiebens entsteht,

wenn Gegenstand A den Gegenstand B völlig verdeckt [...] und sich dann alleine sichtbar weiterbewegt bis zu dem Augenblick, da er anhält oder

⁹ Insofern ist der phänomenologische Begriff der Appräsentation nicht mit amodaler Wahrnehmung deckungsgleich, sofern die Phänomenologie gerade keine Aussagen über die wahrnehmungsunabhängige Umgebung des Organismus oder die Kausalgenese von GOOs macht, sondern auch bei der Unterscheidung von präsentierten und appräsentierten Objektteilen rein erfahrungsimmanent verfährt.

verschwindet. [...] Das Reizsystem enthält in diesem Fall keinen gemeinsamen physikalischen Weg, auch keine sichtbare Bewegung von B, der in dem Moment, wenn er von A verdeckt wird, unbewegt ist und sich danach nicht mehr zeigt. Nichtsdestoweniger geben die Vpn [Versuchspersonen, TP] an, daß sie deutlich sehen, wie A unter diesen Umständen B mitnimmt [...]. Dies steht in Verbindung mit der phänomenalen Beständigkeit der amodalen Form von B hinter A. Diese amodale Gegenwart hat zur Folge, daß da, wo sich A befindet, B auch präsent ist, hinter A versteckt [...]. Darüber hinaus bleibt die amodale Gegenwart von B während einer gewissen Zeit bestehen, B teilt augenscheinlich während dieser Zeit das Schicksal von A. (1982, 63f.)

Im beschriebenen Szenario bleibt also für die Wahrnehmenden B hinter A amodal gegenwärtig, wird also von ihnen weiterhin als gegeben erlebt, obwohl sie keine unmittelbaren perzeptiven Informationen über B aus ihrer EO-Umgebung erhalten. Die amodale Gegebenheit von B in der Wahrnehmung ist somit eine subpersonale Leistung des Wahrnehmungssystems, sofern der anhaltende Eindruck der Präsenz von B hinter A in den beschriebenen Fällen nicht auf einer bewussten Überlegung oder bewusst gefassten Überzeugung des Wahrnehmenden beruht. Solche Fälle amodaler Wahrnehmung setzen also eine Fähigkeit voraus, die sonst unter dem Titel *Objektpermanenz* verhandelt wird und die etwa dafür sorgt, dass ein Objekt in der Wahrnehmung weiterhin gegeben erscheint, wenn es beispielsweise hinter einem Schirm verschwindet (vgl. etwa Baillargeon, Spelke, Wassermann 1985, 206; Piaget 1998).

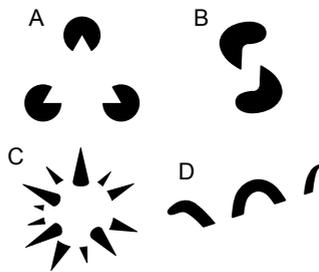


Abb. 2: Amodale Ergänzung. Steven Lehar 2003 (public domain).

Wenn in der gegenwärtigen Diskussion von amodaler Wahrnehmung die Rede ist, steht allerdings weniger das Phänomen amodaler Mitgegenwärtigung vollständiger Objekte im Vordergrund, sondern die Phänomene *amodaler Ergänzung* und *amodaler Vervollständigung* teilweise verdeckter Objekte. Bei diesen Fällen werden nicht komplett verdeckte Objekte in der Wahrnehmung mitpräsentiert, sondern »fehlende« Objektteile ergänzt oder »unvollständige« Objekte vervollständigt. Ergänzungen dieser Art finden etwa beim Betrachten

der Abbildungen A-D statt (siehe Abbildung 2). Bezeichnend an diesen Fällen ist in unserem Zusammenhang, dass Menschen auch hier jeweils unmittelbar Formen sehen, denen keine ›positiven‹ proximalen Reize zugeordnet werden können. Wir sehen etwa in A ein sogenanntes Kanizsa-Dreieck (Kanizsa 1955), bei B einen sich um eine Stange wickelnden ›Wurm‹, in C eine Kugel und in D unmittelbar eine Oberfläche als GOOs, obwohl ihnen keine positiven Reizinformationen entsprechen. Die zuletzt angeführten Beispiele für amodale Wahrnehmung mögen nun den Eindruck erwecken, dass es sich dabei um ein nur gelegentlich auftretendes Phänomen handelt. Allerdings erweist sich amodale Ergänzung als ein ubiquitäres Phänomen, wie sich vor allem am Phänomen *amodaler Vervollständigung* verdeutlichen lässt:

An example of amodal completion in vision is a capacity to see an entity as extended behind an occlusion, usually as complete as regards shape, texture, and color. Similarly, a capacity to perceptually anticipate the continuation of a path of motion is an extraction of form that goes beyond what is strictly present in sensory registrations. A similar phenomenon occurs in the perceptual projections and illusions associated with Kanizsa triangles. The sensory capacity projects beyond what is strictly given in sensory registrations to represent, or register, typical regularities in the physical environment. (Burge 2010, 417)

Objektkonstitutive Appräsentationen oder Ergänzungen dieser Art sind somit nicht die Ausnahme, vielmehr schließen die allermeisten Fälle alltäglicher Wahrnehmung amodale Ergänzungen oder Vervollständigungen ein, sofern uns etwa schon räumlich oder zeitlich verdeckte Objektteile mitpräsent sind (ebd., 242). Tatsächlich gilt dies nicht nur für Teile wahrgenommener Objekte (im engeren Sinn), sondern ebenso für den gesamten Umkreis unserer »unmittelbar mitbewußten Umgebung«, wobei das entsprechende ›Wissen‹ Husserl zufolge »nichts vom begrifflichen Denken« habe (Hua III/1, 57), sondern phänomenal in der Wahrnehmung Mitgegebenes meint. Amodal nehmen wir so also auch etwa Teile dessen wahr, was in unserem Rücken liegt, ebenso ergänzen wir amodal zu den Geräuschen, die etwa von draußen durch das Fenster zu uns herüberwehen, Menschen, Krankenwagen, Vögel usw., wenn auch wahrscheinlich in verschiedener Intensität, wie sich durch entsprechende Orientierungsreaktionen bei Erwartungsenttäuschung müsste ausweisen lassen. An den Objekten der Wahrnehmung, den GOOs, lassen sich somit grundsätzlich zwei verschiedene Dimensionen unterscheiden: Der *impressional präsentierte* Anteil eines Objekts und dessen *amodal appräsentierter* Anteil, der konstitutiv zum wahrgenommenen Objekt gehört. In den seltensten

Fällen haben wir es demgegenüber mit Wahrnehmungen zu tun, die keinerlei amodale Ergänzungen einschließen.

Räumliche und zeitliche Appräsentation

Dabei müssen grundsätzlich mindestens zwei verschiedene Formen objekt-konstitutiver Appräsentation unterschieden werden: *Einerseits* kann – wie in den Fällen, die Repräsentationalist:innen besonders hervorheben – die Appräsentation sich auf *räumlich verdeckte* Teile von Objekten beziehen. In diesen Fällen betreffen die Appräsentationen also – wirklich oder vermeintlich – in der Wahrnehmungsgegenwart existierende Teile von Objekten. Und sofern dies so ist, sich die Appräsentationen also auf in der Wahrnehmungsgegenwart existierende materielle Teile eines AOO beziehen lassen, lässt sich die Wahrnehmung in diesen Fällen – auch innerhalb präpräsentationalistischer Ansätze – plausibel als *repräsentational* beschreiben. Im *zweiten* Fall allerdings betreffen die objektkonstitutiven Appräsentationen Objektteile oder -phasen, die *nicht* in der Wahrnehmungsgegenwart eines Subjekts wahrnehmungsunabhängig existieren oder Bestand haben. Dies gilt exemplarisch für die Appräsentation *künftiger* naheliegender Phasen von Objekten (etwa im Falle von vertrauten Ereignisverläufen wie Melodien, Handlungstypen, typischem Verhalten usw.) oder auch für Fälle der Auffassung der Bedeutsamkeit von Objekten, die sich häufig auf sogenannte ›dispositionale Eigenschaften‹, den technisch-sozialen Gebrauchs- oder Funktionswert (das also, was für gewöhnlich mit diesen Objekten geschieht oder anzufangen ist), oder die mit einem Objekt gewohnheitsmäßig verknüpften Kontiguitäten und Konnotationen bezieht. Nehmen wir etwa einen Geldschein unmittelbar *als Zahlungsmittel* (d.i. ein Objekt, mit dem man zahlen kann) wahr, so appräsentieren wir in dessen Wahrnehmung unmittelbar bestimmte Möglichkeiten, die sich aufgrund bestehender Umgebungsregularitäten zuverlässig mit diesem Objekt realisieren lassen. Die objektkonstitutiven Appräsentation gehen hier über die Abbildung intrinsischer Eigenschaften und Merkmale der als bloße materielle Objekte postulierbaren AOOs gerade hinaus, weshalb es sich nahelegt, in diesen Fällen nicht von der *Repräsentation von Objektmerkmalen*, sondern von der *Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten* zu sprechen, die gleichwohl konstitutiv zu wahrgenommenen GOOs gehören.

In beiden Fällen jedoch – der Appräsentation (oder Vorwegnahme) *räumlich verdeckter* oder *zeitlich entfernter* Objektteile –, erweist sich das Resultat des subpersonalen Wahrnehmungsvorgangs, die unmittelbar wahrgenomme-

ne Wirklichkeit, gegenüber den proximalen Reizinformationen grundsätzlich als subjektseitig informatorisch angereichert. Und eben in diesem Sinne ist die wahrgenommene Wirklichkeit, wie oben bereits angedeutet wurde, relativ auf die proximalen Reize, aus denen sie hervorgeht, *erweitert* – *augmented reality*. GOOs sind also nicht bloß wie mit ontologischen Ausstechern aus einer wahrnehmungsunabhängigen Weltmasse durch die menschliche Wahrnehmung herausgelöste oder abgebildete Einheiten. Vielmehr beruhen sie auf subjektseitigen, subpersonalen Vermögen und Leistungen, die auf der Grundlage proximaler Reize zur Konstitution gegebenheitsontologischer Objekte führen, die präpräsentational über das hinausgehen, was informational in den proximalen Reizen als solchen enthalten ist.¹⁰

Wie in den vorangegangenen Abschnitten implizit bereits vorausgesetzt, haben wir, sobald wir die Möglichkeit zugestehen, dass verdeckte räumliche Teile von Objekten als Teile wahrgenommener Objekte präsentiert sein können, bereits die Möglichkeit zugestanden, dass zeitlich entfernte Phasen von Objekten amodal ergänzt oder appräsentiert werden können. Warum gilt dieser Schluss? Einfach gesagt: Weil die Appräsentation von Objektteilen, die räumlich verdeckt sind, der Vorwegnahme von Objektteilen, die zeitlich ver-

10 Eine solche Theorie der Wahrnehmung, welche die Rolle amodaler Ergänzungen (auch bezüglich zeitlicher Teile von Objekten) für die Konstitution der Wahrnehmungsobjekte (GOOs) hervorhebt, ist grundsätzlich an sogenannte *sensomotorische Theorien* [»sensorimotor theories«] der Wahrnehmungserfahrung anschlussfähig, die sich aus dieser Perspektive ebenfalls als präpräsentationalistische Wahrnehmungstheorien erweisen (vgl. O'Regan & Noë 2001; O'Regan 2011). Diese Theorien betonen vor allem die Rolle sogenannter »sensomotorischer Kontingenzen« [»sensorimotor contingencies«] für das Zustandekommen der Phänomenologie der Wahrnehmung. Die Wahrnehmung beruht sensomotorischen Theorien zufolge darauf, dass Wahrnehmungen grundsätzlich »zeitlich erstreckte Tätigkeitsmuster oder -schemata« [»timely extended patterns of activity«] darstellen, wobei sensomotorische Kontingenzen als Regularitäten oder Gesetzmäßigkeiten definiert werden, die zwischen dem aktiven Verhalten des Organismus und der darauffolgenden sensorischen (und in deren Folge neuronalen) Stimulation bestehen (O'Regan & Noë 2001, 83). »Under the view espoused here, the sensation of seeing a red patch of color [...] occurs when the brain is tuned to certain very particular things that will happen to the neural influx if we do certain things with respect to the red patch of color« (ebd.). Analog wird hier – wie in den nächsten Abschnitten noch deutlicher wird – die Position vertreten, dass GOOs *zeitlich stretchte Einheiten der Vorwegnahme* darstellen. Von sensomotorischen Theorien unterscheidet sich die hier vertretene Position allerdings dadurch, dass es ihr zufolge nicht notwendigerweise sensomotorische Kontingenzen sind, die zur Konstitution entsprechender GOOs führen. Vielmehr reichen hierzu vorwegnehmbare Regularitäten und Kontiguitätsbeziehungen in der Umgebung des Subjekts aus, auch wenn diese nicht notwendig Bewegung seitens des Organismus einschließen.

deckt sind, äquivalent ist. In beiden Fällen müssen die entsprechenden Objektteile im Wahrnehmungsvorgang ergänzt werden, obwohl dieser nicht in unmittelbarem perzeptivem Kontakt mit ihnen steht. Verdeutlichen lässt sich dies auch an dem Umstand, dass sich appräsenzierte räumliche Teile von Objekten in jedem Fall problemlos *als Vorwegnahmen* rekonstruieren lassen, ohne dass sich empirisch entscheiden ließe, ob es sich dabei tatsächlich um (zeitliche) Vorwegnahmen oder (räumliche) Mitgegenwärtigungen handelt (was allerdings umgekehrt nicht gilt). Statt zu sagen: »Die Rückseite eines Objekts wird in der Wahrnehmung *amodal appräsenziert*«, lässt sich funktional äquivalent formulieren: »Die Rückseite eines Objekts wird in der Wahrnehmung *amodal vorweggenommen*«. Die *Appräsentation* einer aktuell nicht gesehenen Seite eines Objekts entspricht also einer (falliblen) *Vorwegnahme*, sofern sie sich zwar auf etwas *aktuell Existierendes* beziehen mag, aber gleichwohl in der möglichen *perzeptiven Zukunft* des Wahrnehmenden liegt und sich aus der Perspektive des Subjekts auch nur in der Zukunft überprüfen lässt (vgl. auch Thomas 2009, 154). Dass das Umgekehrte nicht gilt, lässt sich ebenso einfach veranschaulichen: Statt zu sagen »Der nächste Takt der Melodie wird in der Wahrnehmung *amodal vorweggenommen*« lässt sich nicht funktional äquivalent sagen »Der nächste Takt der Melodie wird in der Wahrnehmung *amodal räumlich appräsenziert*«.

Die hier vorgeschlagene Perspektive gleicht die beiden Fälle (Appräsentation in der Wahrnehmungsgegenwart existierender räumlicher Teile und appräsenzierende Vorwegnahme in der Zukunft liegender Phasen gegebenheitsontologischer Objekte) als zwei Arten von Appräsentation somit aneinander an, indem sie auch die Mitgegenwärtigung synchron existierender Teile eines Objekts als Vorwegnahmen modelliert. Wie auch Ruth Millikan betont, ist eine solche Analogisierung der Wahrnehmung räumlich und zeitlich entfernter Objektteile jedoch unproblematisch.

[P]erception of what is distal in time operates exactly as does perception of what is distal in space. Just as the animal is guided *here* by a perception of what is *there*, the animal is guided *now* by a perception of what will be *later*. (2004b, 191)

There is nothing the least bit exotic about the production of inner representations of affairs distal in time any more than representations of affairs distal in space. Seeing into the future is exactly like seeing into the distance. (Ebd., 163)

Dabei mag zunächst überhaupt die hier in Anspruch genommene Vorstellung irritieren, dass Wahrnehmung sich auf in der Zukunft liegende Phasen

von Objekten erstrecken könnte. Irritieren kann eine solche Vorstellung allerdings nur, wenn und sofern man sich Wahrnehmung als einen Prozess vorstellt, bei dem vorliegende Sachverhalte und Objekte aus der Umgebung durch die äußeren Sinnesorgane eines Subjekts aufgenommen und im Erfolgsfall adäquat abgebildet werden – wenn man also eine Art *Kameramodell* der Wahrnehmung vertritt. Wahrnehmung besteht einem solchen Modell zufolge in der Repräsentation dessen, was draußen in der Realität gegenwärtig existiert – und läuft alles gut und reibungslos, sind solche Repräsentationen adäquat. Gesteht man allerdings zu, dass subpersonale Ergänzungsleistungen und amodale Appräsentationen der beschriebenen Art konstitutiver Teil einerseits des Wahrnehmungsvorgangs, andererseits der phänomenalen Objekte der Wahrnehmung sind, so schließt bereits die gewöhnlichste Wahrnehmung Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten ein.

Appräsentation als unwillkürliche Leistungen der Imagination

»Daß die Einbildungskraft ein notwendiges Ingrediens der Wahrnehmung selbst sei, daran hat wohl noch kein Psychologe gedacht.«

(Kant, KrV A 120 Anm)

Unter Bezugnahme auf die Rolle, die der produktiven Einbildungskraft in Kants Theorie der Wahrnehmung zukommt, liefert Sellars für das Phänomen der Appräsentation oder amodalen Vervollständigung folgende Beispiele: Nimmt man die Vorderseite einer Pyramide, die Vorderseite eines roten Apfels oder die Vorderseite eines Buches wahr, so sieht man diese Vorderseiten im Falle der Pyramide *als eine Rückseite besitzend*, im Falle des Apfels *als innen weißes Fruchtfleisch besitzend* oder im Falle des Buches *als Seiten beinhaltend* (2002, 421; vgl. hierzu auch Rosenberg 2007, 238ff.). Darüber hinaus gibt er auch das folgende, weniger konventionelle Beispiel:

The phenomenologist now asks us to take into account a phenomenon frequently noted, but as frequently misinterpreted. Consider the snow seen on a distant mountain. It looks cool. Do we see the whiteness of the snow, but only believe in its coolth. Perhaps this is sometimes so; but surely not always. Sometimes actual coolth is present in the experience, as was the white inside the apple and the red on the opposite side. [...] we experience the actual coolth as we experience the actual whiteness of the snow. An actual coolness is bodily present in the experience as is an actual volume of white. (Sellars 2002, 422)

Dasjenige nun, was wir zwar wahrnehmnen, was aber nicht zu dem gehört, was wir von dem, was wir wahrnehmen, impressional wahrnehmen, muss Sellars zufolge in einem bestimmten Sinn subjektseitig *imaginiert* sein. »How can a volume of white apple flesh be present *as actuality* in the visual experience if it is not seen? The answer should be obvious. It is present by virtue of being *imagined*« (2002, 421). Wobei es sich im Falle der appäsentierenden Wahrnehmung verdeckter Objektteile und -merkmale um *unwillkürliche* Imagination handeln muss, sofern Subjekte sich nicht *aktiv* und bewusst vorstellen, dass es die verdeckten Teile von Objekten gibt, diese ihnen vielmehr in der Wahrnehmung (passiv) als Teile des Objekts (mit-)gegeben sind (vgl. hierzu auch Hua XI, 4). In etwas von Sellars abweichender Wortverwendung wird dabei hier – wie oben bereits geschehen – zwischen den in der Wahrnehmung *impressional* präsentierten Teilen und den *nichtimpressional* appäsentierten Teilen von Objekten unterschieden.

Auch Bence Nanay (2013, 103 [m.Ü.]) spricht davon, dass amodal ergänzte Teile von Objekten durch »mentale Bilder« [*mental imagery*] repräsentiert werden. Mentale Bilder zu haben bestimmt er dabei als »einen mentalen Zustand, der einer Szene oder einem Objekt quasi-perzeptiv Eigenschaften zuschreibt« (ebd.); wobei auch er betont, dass amodale Ergänzungen dieser Art den Regelfall unserer alltäglichen Wahrnehmung darstellen (2010, 252). Allerdings beziehen sich die Begriffe der *amodalen Wahrnehmung* oder *Ergänzung* in der Forschungsliteratur aufgrund ihrer repräsentationalistischen Grundorientierung fast ausschließlich auf Phänomene synchroner (visueller) Wahrnehmung räumlich verdeckter Objektteile (vgl. etwa Briscoe 2011). Allerdings kann amodale Wahrnehmung, wie wir gesehen haben, nicht nur räumliche, sondern auch zeitlich »verdeckte« Teile oder Phasen von Objekten betreffen. In diesem Sinne spricht Husserl davon, dass jede Wahrnehmung zeitlicher Objekte »beseelt von Protentionen« sei, »die das Kommende als solches leer konstituieren« (Hua X, 52); wobei er unter *Protentionen* in der hier verwendeten Terminologie *unmittelbare amodale Vorwegnahmen oder Appäsentationen imminenter Phasen eines Objekts* versteht und mit der Beschreibung dieser Vorwegnahmen als »leer« wiederum den Umstand hervorhebt, dass diese in der Wahrnehmung nicht-impressional, also nicht in sinnlich-modaler Fülle als Teile des wahrgenommenen GOO gegeben sind.

Strawson argumentiert in dem für die hiesigen Belange einschlägigen Aufsatz »Imagination and Perception« dafür, dass sowohl Hume als auch Kant die These vertreten, dass die Imagination eine wesentliche Rolle beim Zustandekommen unserer gewöhnlichen Wahrnehmung spielt, wobei er sich diese

Position selbst zu eigen macht. So formuliert Hume (1888, 189 [m.Ü.]) – ähnlich wie Sellars und Husserl – in Bezug auf die Differenz von als aktuell und als virtuell Wahrgenommenem in der Wahrnehmung, dass das Bewusstsein (»mind«) in der Wahrnehmung eines Objekts als *kontinuierlich* und als *unabhängig* von unserer Wahrnehmung stets »weiter sieht als das, was ihm unmittelbar erscheint« (vgl. hierzu Strawson 1970, 38). Dieses Weitersehen als das, was uns in der Wahrnehmung impressional präsentiert ist, erweist sich auch Hume zufolge als eine Leistung der Imagination. Analog stelle sich der Beitrag der Imagination zur gewöhnlichen Wahrnehmung – unter dem Titel *Einbildungskraft* – Strawson zufolge auch bei Kant dar: Um ein Objekt als persistierendes Objekt *einer bestimmten Art* zu sehen, muss es für uns in einem Verhältnis – Strawson (1970, 40 [m.Ü.]) spricht in Bezug auf dieses Verhältnis wahlweise von einer »innigen Relation« [»intimate relation«] oder einer »internen Verbindung« [»internal link«] – zu »anderen aktuellen oder möglichen Wahrnehmungen« als »Wahrnehmung von ein und demselben fortdauernden und individuellen Objekt« stehen.¹¹ Um also etwa ein ausgedehntes Objekt *als* ausgedehntes Objekt zu sehen, muss es für uns in einem Verhältnis zu anderen möglichen Wahrnehmungen desselben Objekts gegeben sein. In diesem Sinne könne man davon sprechen, dass die vergangenen Wahrnehmungen eines Objekts in der gegenwärtigen Wahrnehmung vertrauter Objekte »lebendig« seien; was allerdings nicht heiße, dass wir uns bei der aktuellen Wahrnehmung eines vertrauten Objekts oder eines Objekts einer vertrauten Objektkategorie an die entsprechenden vergangenen Wahrnehmungen konkret erinnern müssten (ebd.). Strawson (ebd.) verdeutlicht diesen Punkt an der Art und Weise, wie uns die Gesichter uns vertrauter Personen erscheinen: So müsse man sich nicht an konkrete vergangene Wahrnehmungen eines Gesichts erinnern, um es *als das vertraute Gesicht* (etwa des Freundes David) zu sehen.

Of course when you first see a new, an unfamiliar thing of a familiar kind, there is no question of past perceptions of *that* thing being alive in the present perception. Still, one might say, to take it, to see it, as a thing of that kind is implicitly to have the thought of other possible perceptions related to your actual perception as perceptions of the same object. To see it as a dog, silent and stationary, is to see it as a possible mover and barker, even though you give yourself no actual images of it as moving

11 Ich komme bei der Explikation der Funktionsweise von Begriffen-von auf Kants Konzeption der empirischen Schemata zurück, die auch für Strawson hier im Vordergrund steht.

and barking; though, again, you might do so if, say, you were particularly timid, if, as we say, your imagination was particularly active or particularly stimulated by the sight. (Ebd.)

Strawson unterscheidet nun zwischen der »aktuellen, okkurrenten Wahrnehmung« und den »nicht-aktuellen Wahrnehmungen«, wobei er die These vertritt, dass »nicht-aktuelle Wahrnehmungen in einem bestimmten Sinn in der aktuellen Wahrnehmung repräsentiert, in ihr lebendig sind« (ebd.).

[T]he actual occurrent perception of an enduring object as an object of a certain kind, or as a particular object of that kind, is, as it were, soaked with or animated by, or infused with – the metaphors are à *choix* – the thought of other past or possible perceptions of the same object. (Strawson 1970, 41)

In der hier verwendeten Terminologie zeichnen sich GOOs als direkte Objekte der Wahrnehmung dadurch aus, dass sie konstitutiv appräsentierte naheliegende Wahrnehmungsmöglichkeiten enthalten, die zumindest in vielen Fällen auf vergangene Erfahrungen mit dem infragestehenden Objekt oder mit Objekten desselben Typus zurückzuführen sind. Allerdings sind diese Appräsentationen nicht als Gedanken [»thoughts«] zu begreifen, sondern als anschauliche Mitgegenwärtigungen, die selbst konstitutiv zu den in der Wahrnehmung gegebenen GOOs gehören. Auch der hier vertretenen Position zufolge werden die Objekte der Wahrnehmung, wofür im Folgenden noch ausführlicher argumentiert wird, also nicht willkürlich imaginativ ergänzt, sondern entlang vorwegnehmbarer, typischer Regularitäten, mit denen das Subjekt bereits vertraut ist, in Bezug auf die es entsprechende Begriffe-von besitzt. So wird sich später die Vorzeichnung der unwillkürlichen imaginativen Mitgegenwärtigungshorizonte als zentrale Leistung der wahrnehmungskonstitutiven Begriffe-von erweisen: Sie sorgen einerseits dafür, dass wir GOOs direkt *als Objekte einer bestimmten Art* wahrnehmen oder (wieder)erkennen (als einen Hund, ein Türklingeln, meinen Freund Tobias usw.), indem sie zugleich die *Vorzeichnung der für sie konstitutiven Mitgegenwärtigungsprofile und Erwartungshorizonte* leisten. Bereits hier zeichnet sich eine enge Verbindung der konstitutiven Rolle der Imagination für die Wahrnehmung, der Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten und der Als-Struktur der Wahrnehmung ab: *Etwas vorprädikativ als etwas* wahrzunehmen lässt sich, wie wir sehen werden, explizieren als die Wahrnehmung von impressional Präsentiertem mit samt unwillkürlich imaginativ ergänztem Mitgegenwärtigungsprofil, die gemeinsam die Einheit des Wahrgenommenen konstituieren.

Exkurs: Wieso es schwierig ist, zwischen gewöhnlicher und imaginativer Wahrnehmung zu unterscheiden

Gesteht man eine solche Beteiligung der unwillkürlichen Imagination oder Einbildungskraft an der Konstitution von GOOs zu, wird es allerdings schwierig, zwischen *gewöhnlicher Wahrnehmung* und *imaginativer Wahrnehmung* zu unterscheiden, wie dies etwa Misselhorn vorschlägt (Misselhorn 2009, 352ff.). Misselhorn stellt sich in dem entsprechenden Aufsatz die Frage, wie es sein kann, dass Menschen Empathie mit unbelebten Objekten empfinden können, und beantwortet diese Frage mit der These, dass ein Subjekt S dann

Empathie mit dem imaginierten Erlebnis der Emotion E eines unbelebten Objekts besitzt, wenn S imaginativ das Verhalten T des unbelebten Objekts [»the inanimate object's T-ing«] wahrnimmt und diese imaginative Wahrnehmung bei S verursacht, dass dieses E für das unbelebte Objekt empfunden. (Ebd., 352 [m.Ü.]

Für die hier zu verhandelnde Unterscheidung kann die Frage nach der Möglichkeit der Empathie mit unbelebten Objekten zunächst ausgeklammert werden. Was an dieser Stelle vielmehr interessiert, ist, was wir uns unter »imaginativer Wahrnehmung« genau vorzustellen haben. Misselhorns Vorschlag ist folgender: Wenn wir ein »eine Erfahrung als eine andere imaginieren« (ebd., 354), wird aufgrund

hervorstechender Ähnlichkeiten zwischen einem Objekt F mit einem anderen Objekt (oder Art von Objekt) G der Begriff eines (oder des) G ausgelöst [»triggered«], jedoch nicht auf die Wahrnehmung angewandt, sondern »off-line« unterhalten [»entertained«], um eine gängige Metapher aus der Theorie der Imagination zu verwenden. (Ebd., 355)

Insofern handele es sich bei der imaginativen Wahrnehmung um eine Art von Imagination, obwohl diese »nicht aktiv« vollzogen werde (ebd.). Wie haben wir uns aber eine solche, nicht aktiv vollzogene Imagination ihrerseits vorzustellen? Um dies zu erklären arbeitet Misselhorn (ebd., 353) mit der gängigen Unterscheidung von Gehalt [»content«] und phänomenalem Charakter [»phenomenal character«] von Wahrnehmungen. Die an imaginativer Wahrnehmung beteiligte Imagination modifiziere nur den phänomenalen Charakter, nicht den Gehalt der Wahrnehmung, sofern man im beschriebenen Fall immer noch ein F und nicht ein G sehe. Je ähnlicher ein F nun einem G sei, desto stärker werde der Begriff von G ausgelöst und desto lebendiger werde auch die Imagination und das phänomenale Empfinden von G (bei der gleichzeitigen Wahrnehmung von F), und desto mehr »fühlt sich die Wahrnehmung ei-

nes (oder des) F (zu einem gewissen Grad) wie die Wahrnehmung eines (oder des) G« an (ebd., 354). Wie Misselhorn (ebd.) selbst zugesteht, lässt sich dies so weit steigern, bis der Begriff von G zur »vollen Anwendung« kommt und sich die Wahrnehmung ganz und gar wie die Wahrnehmung eines G anfühlt. Worin besteht dann aber genau der Unterschied zwischen gewöhnlicher und imaginativer Wahrnehmung?

Dies hängt davon ab, was hier mit dem Gehalt einer Wahrnehmung genau gemeint ist bzw. was genau es heißt, *ein F oder ein G zu sehen* (Misselhorn blendet das Problem des Wahrnehmungsgehalts in ihren Überlegungen explizit aus; vgl. ebd., 354). Die erste Möglichkeit wäre, dass mit dem Gehalt das nicht-phänomenale, intentionale_e Bezugsobjekt der Wahrnehmung gemeint ist. Ein F zu sehen würde dann in der hier verwendeten Darstellung heißen, dass F (oder ein F) das wahrnehmungsunabhängige EOO ist, welches kausal zu der entsprechenden Wahrnehmung führt, die sich dann ihrerseits (je nach den oberflächlichen, perzeptiv zugänglichen Merkmalen des F) wie die Wahrnehmung eines F oder wie die Wahrnehmung eines G anfühlen kann. Dies würde allerdings bedeuten, dass der Fall gewöhnlicher Wahrnehmung insofern nur graduell von Fällen imaginativer Wahrnehmung unterschieden ist, als in Fällen gewöhnlicher Wahrnehmung Begriffe zur vollen Anwendung kommen, die in Fällen imaginativer Wahrnehmung zudem von nicht vollständig angewendeten Begriffen begleitet werden, wobei letztere dafür sorgen, dass wir neben der voll imaginierten Wahrnehmung eines F auch noch »nicht aktiv« oder vollständig vollzogene Imaginationen von G unterhalten. Dabei kann eine hinreichende Ähnlichkeit des gesehenen F mit einem G jedoch auch für die volle Anwendung des Begriffs von G sorgen, sodass wir es in diesen Fällen mit Wahrnehmungstäuschungen zu tun hätten.

Andererseits klingt es in Misselhorns Beschreibung so, als sei der Gehalt der Wahrnehmung dem Bewusstsein des wahrnehmenden Subjekts seinerseits zugänglich, sofern sie im Fall der imaginativen Wahrnehmung eines F als G davon spricht, dass »ich immer noch ein F und nicht ein G sehe« (ebd.). Diese Formulierung legt nahe, dass ich in dem Fall, in dem der Begriff von G zu seiner vollen Anwendung kommt, ein G (und nicht mehr ein F) sehe (auch wenn ich mich hierin täusche). Damit würde allerdings der Gehalt der Wahrnehmung selbst zu einem phänomenalen Aspekt der Wahrnehmungserfahrung (eine Annahme, welcher der hier vertretenen Position zufolge bezüglich des intentionalen_i Gehalts direkter Wahrnehmungen zuzustimmen ist, bezüglich des intentionalen_e Gehalts direkter Wahrnehmungen allerdings nicht).

Demgegenüber stellt sich der Sachverhalt der »Empathie« mit unbelebten Objekten aus der hier entwickelten Perspektive wie folgt dar: Weist ein wahrnehmungsunabhängiges Objekt hinreichend viele der signifikanten und für ein Subjekt wahrnehmbaren Merkmale und höherstufigen Regularitäten auf, die sonst für Lebewesen charakteristisch sind, werden diese Objekte unmittelbar als Lebewesen wahrgenommen, sofern die entsprechenden Begriffe von subpersonal zur *direkten Wahrnehmung* eines belebten Objekts führen. Solche direkten Wahrnehmungen von Objekten *als belebt* vertragen sich in unproblematischer Weise (ich komme auf diesen Punkt zurück), mit der *Überzeugung*, dass das entsprechende Objekt *nicht wirklich belebt ist*. Sofern ein Subjekt nun überhaupt Empathie mit Wesen empfindet, die es als belebt wahrnimmt, wird es folglich auch Empathie mit solchen unbelebten Objekten empfinden. Um Fälle der Empathie mit – im existenzontologischen Sinne unbelebten (was genau hierbei »Unbelebtheit im existenzontologischen Sinne« bedeuten könnte, müsste aus der hier entwickelten Perspektive erst noch geklärt werden) – Objekten bedürfen wir also nicht der Stipulation einer imaginativen Wahrnehmung. Die Fälle, die Misselhorn beschreibt, bezeichnen vielmehr Fälle, in denen die direkte Wahrnehmung (eines belebten Objekts) mit der Überzeugung einhergeht, dass es sich bei dem Objekt um ein unbelebtes Objekt handelt. Dies lässt sich am Beispiel authentischer Repliken – wie denen, die wir beispielsweise aus dem Film *Bladerunner* kennen – verdeutlichen: Sind Roboter Menschen (oder anderen belebten Wesen) erst einmal bis in die äußerliche Ununterscheidbarkeit hinein ähnlich, stellt sich nicht die Frage, wie wir überhaupt Empathie mit ihnen empfinden können. Es stellt sich vielmehr die Frage, wie wir eigentlich *keine Empathie* mit ihnen empfinden könnten, sofern Empathie – wie ich hier ohne weiteres Argument voraussetze – eine Frage der direkten Wahrnehmung und weniger eine Frage bewusst und aktiv gefasster Überzeugungen ist.¹² Wir imaginieren in den beschriebenen Fällen also nicht die Wahrnehmung von Unbelebtem als belebt,

12 Davon kann man sich etwa dadurch Betrachtung einer Aufnahme von Theo Jansens *Strandbeesten* überzeugen. Diese Objekte aus Plastikrohren, Nylonfäden, Kabelbindern und Klebebändern sind als unbelebt zu erkennen, sofern ihre skelettartige Struktur häufig offen zutage liegt, andererseits realisieren sie mittels bloßer Windkraft oder Druckluft Bewegungen, die von Menschen direkt als Bewegungen von Lebewesen wahrgenommen werden. Wir empfinden unmittelbar Empathie mit diesen Objekten, nehmen sie als belebt wahr und würden wahrscheinlich sogar mit Schmerzempathie reagieren, wenn sie vor unseren Augen mit Gewalt zerstört werden würden.

um zum Schein Empathie zu empfinden, wir empfinden vielmehr unmittelbar Empathie und urteilen kognitiv, dass das Objekt *realiter* nicht belebt ist.

In Bezug auf Misselhorn's Position würde dies bedeuten, dass das, was sie als volle Anwendung eines Begriffs auf eine Wahrnehmung beschreibt, entweder die direkte Wahrnehmung eines Objekts als F (als belebtes Wesen etwa) bezeichnet, oder die Bildung der Überzeugung, dass das entsprechende Objekt F ist, wobei der hier vertretenen Position zufolge diese beiden Zustände (die direkte Wahrnehmung eines F und die Überzeugung, dass das Objekt F ist) relativ eigenständig sind. Zudem werden der hier entwickelten Position zufolge Begriffe-von *nicht auf Wahrnehmungen angewendet*, sondern *liegen ihnen konstitutiv zugrunde* (ebd., 357). Für die Unterscheidung von gewöhnlicher und imaginativer Wahrnehmung hätte dies allerdings zur Folge, dass diese nicht so eindeutig ist, wie Misselhorn dies suggeriert. Als-Wahrnehmungen erweisen sich vielmehr grundsätzlich als imaginativ, sofern sie – wie wir gleich noch deutlicher sehen werden – auf (durch Begriffe-von strukturierten) sub-personalen imaginativen Ergänzungsleistungen beruhen, welche die Objekte erst zu denen machen, als die wir sie direkt wahrnehmen.¹³

2.3 Argumente für die Geltung der Vorwegnahmethese

»[I]t's true that most of my photographs of homes at night have a light on in the window. That is a very important part to me as it implies someone is in there. I have often said: 'The lights come on and the inside seeps to the outside.«

(Aus einem Interview des *ahorn magazine* mit dem Fotografen Todd Hido)

13 Zuzustimmen ist Misselhorn's (ebd., 357) Erklärung des sogenannten »uncanny valley«, dem Umstand, dass unbelebte menschenähnliche Objekte, sobald sie ein gewisses Maß an Menschenähnlichkeit überschreiten, ohne Menschen ganz zu gleichen, als unheimlich wahrgenommen werden. Dieser Eindruck komme zustande, sofern sich hier zwei Begriffe um die vollständige Anwendung auf die Wahrnehmung streiten. So entsteht eine Oszillation, die einem Gestaltwechsel gleiche. Wie wir später sehen werden, handelt es sich in diesen – wie in anderen analog gelagerten Fällen – nicht nur um Gestaltwechseln *analoge* Phänomene, sondern um Gestaltwechsel *tout court*.

Vor dem Hintergrund der vorangehenden Überlegungen sollte die bisherige Insistenz auf der These besser zu begreifen sein, dass die menschliche Wirklichkeit gegenüber der Realität ein epistemisch-ontologisches Eigenrecht besitzt, sofern es sich als richtig erweist, dass GOOs nicht einfach als Abbilder distaler oder proximaler Reize aufzufassen sind, sondern konstitutiv Mitgegenwärtigungen und Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten enthalten. Sollte dies tatsächlich der Fall sein, wären die phänomenalen Objekte der Wahrnehmung schon insofern von den distalen Reizen verschieden, welche ihre Wahrnehmung verursachen, als das in Bezug auf verschiedene Arten von Objekten typisch Vorwegnehmbare (welches konstitutiv zu den phänomenalen Objekten der Wahrnehmung gehört) einerseits nicht ohne Weiteres mit den intrinsischen Eigenschaften der distalen Reize (bzw. alltagsontologisch postulierter AOOs als bloßer materieller Objekte) koinzidiert, welche entsprechende Wahrnehmungen verursachen (obwohl es durchaus sein mag, dass sich einige typische Verhaltensweisen etwa mittelgroßer materieller Objekte aus ihren intrinsischen Eigenschaften und entsprechenden Umgebungsbedingungen *ableiten* lassen). Andererseits – wie wir noch sehen werden – bewähren sich viele der objektkonstitutiven Mitgegenwärtigungsprofile von GOOs nur deshalb hinreichend zuverlässig, weil etwa aufgrund gesellschaftlicher Gepflogenheiten bestimmte Regularitäten in der Umgebung eines Organismus bestehen (wie dies etwa bezüglich der direkten Wahrnehmung von bestimmten Formen der Gestik mitsamt ihren spezifischen Bedeutsamkeiten der Fall ist). GOOs werden entsprechend im Folgenden als *zeitlich erstreckte Einheiten der Vorwegnahme* beschrieben (vgl. unten Kapitel 3.6).

Bevor dies allerdings geschieht, sollen noch einmal die zentralen Argumente für die Geltung der These, dass Wahrnehmungen (bzw. GOOs) konstitutiv *Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten* einschließen, summarisch diskutiert werden. Der Einfachheit halber wird diese These im Folgenden auch als *Vorwegnahmethese* bezeichnet. Bezüglich der Vorwegnahmethese ist bisher vor allem die Behauptung etabliert, dass objektkonstitutive, amodale Ergänzungen grundsätzlich auch zeitlich entfernte Objektteile betreffen *können*. Sofern man also die konstitutive Rolle amodaler Ergänzungen oder Appräsentationen bezüglich der gewöhnlichen Wahrnehmung bereits zugesteht, scheint auch die Vorwegnahmethese schon plausibilisiert, sofern – aufgrund ihrer Äquivalenz – die Möglichkeit der *räumlichen* Appräsentation verdeckter Objektteile bereits die Möglichkeit der Appräsentation *zeitlich* vorausliegender Objektphasen impliziert. Darüber hinaus werden in den folgenden Abschnitten Argumente für die These zusammengetragen, dass GOOs nicht nur

Vorwegnahmen enthalten *können*, sondern dies grundsätzlich tun. Dass dies so ist, mag zwar vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen hinreichend plausibilisiert erscheinen. Sofern es für das Folgende zentral ist, soll hier jedoch noch einmal eigenständig für diese These argumentiert werden.

Intuitiv könnte man zunächst gegen die Vorwegnahmethese einzuwenden geneigt sein, dass unsere Wahrnehmung, wovon sich jeder unmittelbar durch einfaches Hinschauen überzeugen könne, phänomenal auf gegenwärtige Objekte, Eigenschaften und Ereignissen bezogen sei. Wahrnehmung zeichnet sich doch, so könnte man behaupten, phänomenal gerade durch die *Jetzigkeit* oder *Gegenwärtigkeit* des jeweils Wahrgenommenen aus: Wir sehen nicht, *was sein wird*, sondern *was tatsächlich der Fall ist*, sonst hätten wir keine *Wahrnehmungen*, sondern *Visionen*. »[D]er Charakter wahrnehmungsmäßiger Erfahrung beinhaltet die Präsentation gewöhnlicher Objekte als *gegenwärtig* oder *da*, insofern er unmittelbar auf den Charakter seiner Objekte reagiert« (Crane & French 2017 [m.Ü.]). Wir nehmen nicht – so zumindest scheint es die Phänomenologie gewöhnlicher Wahrnehmung nahezu legen – *in der Zukunft Liegendes vorweg*, sondern *in der Gegenwart Vorliegendes wahr*.

Wie Menschen in ihrer Wahrnehmung in die Zukunft sehen

Wie sollte es also überhaupt möglich sein, Zukünftiges wahr- bzw. vorwegzunehmen? Sind Menschen etwa dazu in der Lage, durch ihre Wahrnehmung in die Zukunft zu sehen? Die Antwort liegt auf der Hand (und wurde im Vorhergehenden bereits in Anspruch genommen): Zukünftiges kann dann und insofern unproblematisch zuverlässig vorweggenommen werden, wenn in der Umgebung des Organismus hinreichend robuste Regularitäten bezüglich typischer Ereignisverläufe bestehen. Herrscht etwa in der Umgebung eines Subjekts eine bestimmte Gravitation, so kann es erfolgreich vorwegnehmen, dass ein losgelassener Gegenstand mit einer bestimmten Geschwindigkeit zu Boden fällt. Besitzen die Objekte in seiner Umgebung im Regelfall Hinterseiten, so kann auch dies vom Subjekt hinreichend zuverlässig vorweggenommen werden. Weisen Substanzen gewisse typische Verhaltensweisen – etwa ein typisches Fließverhalten auf – so lassen sich auch diese zuverlässig vorwegnehmen. Sollte in der Umgebung eines Subjekts die Regularität bestehen, dass Objekte, die sich autonom in Bewegung setzen und in kontingenter Weise mit ihrer Umgebung interagieren, für gewöhnlich nicht hohl sind, so lässt sich auch diese Regularität durch entsprechende Vorwegnahmen zuverlässig vorhersehen. Ebenso kann ein Subjekt in einer Umgebung, in der

mit dem Ausruf »Vorsicht!« hinreichend zuverlässig der Hinweis, sich vor einer Gefahr in Acht zu nehmen, verknüpft ist, beim Hören dieses Ausrufs zuverlässig vorwegnehmen, dass eine Gefahr in seiner Umgebung besteht oder direkt mit einer Schutzbewegung reagieren usw.

In diesem Sinne hat auch schon Salomon Maimon – ein Zeitgenosse und Kritiker Kants – in einem Aufsatz mit dem Titel »Über das Vorhersehungsvermögen« (1791) argumentiert, dass sich das psychologische *Gesetz der Assoziation*, nach welchem wiederholt zusammen auftretende Reize als zusammengehörig assoziiert werden, im Sinne eines Vermögens zur Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten erweitern lasse, wobei er hier von einem »Vorhersehungsvermögen« oder auch von »Präproduktion« spricht:

Wenn zwey Ideen A und B entweder in *der vergangenen Zeit zugleich gewesen sind*, oder in *der zukünftigen Zeit in der Seele zugleich seyn werden*: so wird, wenn die Eine derselben gegenwärtig ist, auch die andere gegenwärtig. Es ist also ebendasselbe Vermögen, das gleichsam *nach verschiedenen Richtungen* wirkt; die Eine heißt *Reproduktion*, die Andere aber kann *Präproduktion* genannt werden. (1791, 47; vgl. hierzu auch ebd., 61)

Maimon bezieht sich in seinen Überlegungen dabei seinerseits auf Überlegungen von Moses Maimonides, aus dessen Werk *More Nevuchim* (»Führer der Unschlüssigen«, verfasst gegen Ende des 12. Jahrhunderts) er ausführlich zitiert:

So hat auch jeder Mensch einigermassen ein Vorhersehungsvermögen, das gleichfalls verschiedene Grade annehmen kann, besonders in solchen Gegenständen, mit denen sich der Mensch häufig beschäftigt [...]; sodaß man sich zuweilen vorstellt, daß dieser oder jener dieses oder jenes gesagt oder gethan hat, und es findet sich wirklich so. [...] *Die Ursache davon ist eine Verknüpfung zwischen dem Vergangenen, Gegenwärtigen, und Zukünftigen*, d.h. ein analogischer Schluss; *nur daß der Verstand alle die Vordersätze mit einer erstaunenden Geschwindigkeit durchgeht, und daraus richtige Folgerungen zieht, so daß man glaubt, daß dieses ohne Zeit geschehen ist.* (Maimonides zitiert nach Maimon 1791, 55 [Herv. bei Maimon]; für eine leicht abweichende Übersetzung vgl. Maimonides 1924, 252)

Menschen können also insofern die Zukunft erfolgreich vorwegnehmen, als in der Realität als solcher bzw. in ihrer jeweiligen realen Umgebung hinreichend zuverlässige Regularitäten (»eine Verknüpfung zwischen dem Vergangenen, Gegenwärtigen, und Zukünftigen«) bestehen, die solche Vorwegnah-

men subjektseitig mittels einer Art unbewusster Induktion möglich machen.¹⁴ Wie wir später noch sehen werden, lassen sich diesbezüglich einerseits verschiedene Klassen von GOOs und andererseits in unterschiedlichem Ausmaß intersubjektiv verbindliche Aspekte menschlicher Wirklichkeiten nach den unterschiedlichen Erklärungen für das Bestehen der entsprechenden Regularitäten unterscheiden. Insbesondere sind dabei solche Regularitäten, die durch Naturgesetze aufrechterhalten werden, von solchen Regularitäten zu unterscheiden, die etwa durch menschliches Verhalten selbst aufrechterhalten werden, wie dies etwa bei kulturellen Gepflogenheiten oder individuellen Gewohnheiten der Fall ist.

Das Überraschungsargument

Das kompakteste Argument für die Vorwegnahmethese ist das *Argument der Überraschung*: Würden Menschen nicht, wie andere Tiere auch, fortwährend und implizit Möglichkeiten vorwegnehmen, wären sie nicht *perzeptiv überraschbar*. Ohne Vorwegnahmen keine Überraschung. Umgekehrt: Die perzeptive Überraschbarkeit der Subjekte impliziert die Existenz unmittelbarer perzeptiver Vorwegnahmen. Ich will vor allem drei Felder nennen, welche sich die perzeptive Überraschbarkeit des Menschen durch Durchkreuzung seiner impliziten Vorwegnahmen systematisch zunutze machen: Das *Dishabituation-Paradigma* in der empirischen Entwicklungspsychologie, die sogenannten *Krisenexperimente* der Ethnomethodologie und nicht zuletzt verschiedenste Bereiche in Kunst und Unterhaltung. Alle drei Strömungen ziehen ihre empirische – bzw. im Falle von Kunst und Unterhaltung: ihre faszinative – Schlagkraft aus der sich empirisch bewährenden These, dass die menschliche Wahrnehmung von Objekten und Situation wesentlich durch situative Vorwegnahmen geprägt ist, die den Subjekten selbst häufig nicht als solche bewusst sind, die aber an den Reaktionen, die auf deren Durchkreuzung folgen, aufgezeigt werden können.

Dishabituationsexperimente verlassen sich, um es kurz zu sagen, auf den Umstand, dass Subjekte, sofern sie mit Reizverläufen konfrontiert sind, die ihren unmittelbaren Vorwegnahmen oder Antizipationen zuwiderlaufen, mess-

¹⁴ Die Vorstellung, dass »unbewusste Schlüsse« unserer Wahrnehmung zugrunde liegen, findet sich also nicht erst bei Helmholtz, sondern etwa auch schon im 12. Jahrhundert bei Maimonides.

bar Irritationsreaktionen an den Tag legen. Menschen und Tiere reagieren auf überraschende Reize und Ereignisse, wie oben bereits angedeutet, mit einer sogenannten »Orientierungsreaktion«, die sich beispielsweise in erhöhter Aufmerksamkeit (längeres Verweilen des Blicks auf dem irritierenden Reiz) und verschiedenen körperlichen Reaktionen wie Pupillenerweiterung, einer Steigerung des Muskeltonus und erhöhter Hirnaktivität niederschlagen und ablesen lassen (Becker-Carus 2014, 1222; vgl. hierzu auch Bermúdez 2003, 54f., 78ff.). Werden also Lebewesen »an ein bestimmtes Ereignis gewöhnt« (man spricht diesbezüglich auch von der *Habituationsphase*) »und ihnen dann Ereignisse vorgeführt, die sich in einer spezifizierten Weise von diesem Ereignis unterscheiden, so lassen sich diejenigen Merkmale von Ereignissen in Erfahrung bringen, für welche sie empfindlich sind« (Bermúdez 2003, 78 [m.Ü.]). Sofern Überraschung also stets nur vor dem Hintergrund vorhergehender Erwartung existiert, lässt sich aus dem Auftreten von Überraschungsreaktionen (sofern sicher festgestellt werden kann, dass diese vorliegen) auf die Existenz der zugehörigen Erwartungen bzw. Vorwegnahmen schließen. Solche Überraschungs- oder Orientierungsreaktionen auf Vorwegnahmeenttäuschungen erfordern nun nicht, dass die überraschten Subjekte – wie etwa Donald Davidson oder ähnlich Gerath Evans dies fordern – den »Begriff einer falschen Überzeugung und den Begriff objektiver Wahrheit« besitzen müssten (vgl. Burge 2010, 267 [m.Ü.]). Implizite, enttäuschbare Vorwegnahmen reichen hierfür aus. So zeigen sich etwa Kinder oder Tiere überrascht, wenn ein materieller Gegenstand, der zunächst durch Hinzufügung eines Gegenstandes verdeckt wird, nicht mehr da ist, wenn das verdeckende Objekt entfernt wird. Im Alter von zwei Monaten zeigen Kinder bereits Orientierungsreaktionen, wenn ein bewegter Gegenstand, der hinter einem anderen Objekt verschwindet, nicht auf derselben Trajektorie und mit derselben Geschwindigkeit auf der anderen Seite wieder in Erscheinung tritt. Ebenso zeigen sich Kinder überrascht, wenn ein einzelnes Objekt hinter einem Schirm verdeckt wird und zwei Objekte nach Entfernen des Schirms in Erscheinung treten (ebd., 247; für die entsprechenden empirischen Studien vgl. Kellman & Spelke 1983; Wynn 1992; Spelke, Kestenbaum, et al. 1995; Aguiar & Baillargeon 1999; Aguiar & Baillargeon 2002). Offenbar gehören entsprechende Vorwegnahmen also zur gewöhnlichen Wahrnehmung.

The capacities associated with such types of surprise are constitutive concomitants of the capacities governed by formation principles – principles that describe and explain visually perceiving as of body. Both the principles and the capacities can be perceptual (assuming that they in-

clude a role for perceptual anticipation and perceptual memory). (Burge 2010, 247)

Solche Fähigkeiten schließen seitens des Subjekts nicht notwendig die »Verwendung von Repräsentationen in propositionalem Denken oder Sprache« ein, können also auf einer rein vorpropositionalen Ebene lokalisiert sein (ebd.). »They need not include a capacity to represent generalizations, as long as the formation of the perceptions, perceptual memories, and perceptual anticipations are governed by appropriate general formation principles« (ebd.). Lassen sich also entsprechende Überraschungsreaktionen empirisch feststellen, verweisen sie zurück auf die Existenz der zugehörigen impliziten Vorwegnahmen, die mitunter subpersonal zustande kommen und insofern – folgen wir hierin Burge – Teil des Gehalts der Wahrnehmung sind.

Der Umstand, dass implizite Erwartungen oder Vorwegnahmen – auch für das betroffene Subjekt selbst – häufig nur *ex negativo* durch ihre Durchkreuzung expliziert werden können, ist auch ein beliebter Topos innerhalb der phänomenologischen Tradition (vgl. hierzu Lohmar 1998, 228): *Die Selbstverständlichkeit des Selbstverständlichen zeigt sich an ihrer Enttäuschung*. Also gerade dann, wenn etwas nicht so läuft, wie man es als selbstverständlich vorweggenommen hatte. Dass etwa die visuelle Wahrnehmung in diesem Sinne konstitutiv Vorwegnahmen enthält, konnte auch in jüngeren wahrnehmungspsychologischen-kognitionswissenschaftlichen Studien gezeigt werden (vgl. etwa Enns & Lleras 2008; Mereu, Zacks et al. 2014).

Neben dem Dishabituationsparadigma machen sich auch ethnomethodologische Untersuchungen den Umstand zunutze, dass Menschen auf Enttäuschung oder Durchkreuzung ihrer impliziten Vorwegnahmen und Erwartungen unmittelbar und mittelbar mit Irritation, gelegentlich dann auch zusätzlich mit mehr oder minder explizit sanktionierendem Verhalten reagieren. Letzteres zeigt an, dass Subjekte nicht nur irritiert sind, wenn ihre Erwartungen nicht erfüllt werden, sondern in vielen Fällen von Anderen die Einhaltung ihrer verselbstverständlichten Erwartungen ihrerseits normativ erwarten. Besonders deutlich wird dies an den sogenannten *Krisenexperimenten* der Ethnomethodologie, die zuerst von Harold Garfinkel (1967) ersonnen und durchgeführt wurden. Krisenexperimente verfolgen das Ziel, »die Selbstverständlichkeiten und Eigenarten« einer Kultur – »deren verborgene Struktur« – mithilfe von »Verfremdung« zu offenbaren (vgl. hierzu kompakt Joas & Knöbl 2011, 220-250, hier: 220). Die zugrunde liegende Idee ist simpel: Durch hinreichende Sozialisation und *Enkulturalisierung* (d.i. Gewöhnung an kulturelle Kontexte) verinnerlichen Menschen unmittelbare Erwar-

tungen und Vorwegnahmen, die ihnen als solche häufig nicht bewusst sind und daher unmarkiert bereits auf der Ebene alltäglicher Wahrnehmung als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Menschen nehmen die Objekte und Ereignisse ihrer Wirklichkeit vor dem Hintergrund dieser impliziten Vorwegnahmen und Erwartungen wahr. Werden diese allerdings enttäuscht, legen die Subjekte Irritationsreaktionen an den Tag, die häufig über die bloß physiologische Orientierungsreaktion hinausgehen, diese aber gleichwohl – wie empirisch zu zeigen wäre – einschließen und voraussetzend. Auch hierbei gilt: Die Selbstverständlichkeit des Selbstverständlichen zeigt sich an bestimmten Erwartungen, die häufig nur *ex negativo* durch ihre Durchkreuzung zu Bewusstsein gelangen oder aufzuweisen sind. Die methodische, bewusste Inszenierung und Beobachtung solcher Durchkreuzungen impliziter Erwartungen findet in Krisenexperimenten statt. Dabei stellen die empirischen Resultate solcher Experimente ein weiteres Indiz für die tiefe Verwurzeltheit von Erwartungs- und Vorwegnahmestrukturen in der alltäglichen Wahrnehmung des Menschen dar.

Das letzte Beispiel für die Relevanz enttäuschbarer impliziter Vorwegnahmen und Erwartungen für die gewöhnliche Wahrnehmung findet sich schließlich in verschiedensten Bereichen von Kunst und Unterhaltung (vgl. hierzu ausführlicher Poljanšek 2016a). Einerseits ist hier zu denken an die systematische Erfüllung verselbstständlichter Erwartungen in der Stil- und Genrebildung, andererseits an die Rolle, welche die Durchkreuzung von Erwartungen im Bereich des Ästhetischen spielt. Ein nicht zu vernachlässigender Anteil der Faszination des *Surrealismus* etwa, wie sie sich exemplarisch in Méret Oppenheims *Le Déjeuner en fourrure* (1936) manifestiert, besteht darin, dass die dargestellten Objekte und Szenerien, die entsprechenden Skulpturen und Filme mit habituierten, impliziten Erwartungen brechen oder spielen. Ähnlich macht sich der *Kubismus* den Umstand zunutze, dass der Versuch, die diachrone perzeptive Einheit vertrauter Objekte in synchrone bildliche Darstellungen zu übertragen, einerseits auf den ersten Blick irritierende, andererseits auf den zweiten Blick merkwürdig vertraut erscheinende Eindrücke dieser Objekte erzeugt. Wiederum exemplarisch lässt sich dieser Effekt an George Braques *Violine und Krug* (1910) beobachten. Allerdings soll hier nicht behauptet werden, dass sich alle von Kunst ausgehende Faszination auf die Enttäuschung

impliziter Erwartungen zurückführen lässt. Nur, dass ein wesentlicher Quell ästhetischer Faszination im Spiel mit solchen Erwartungen besteht.¹⁵

Das funktionalistisch-evolutionsbiologische Argument

Aus den vorangehenden, wahrnehmungstheoretischen Überlegungen ergibt sich weiterhin ein evolutionistisches Argument für die Geltung der Vorwegnahmehese. So sprechen die bisherigen Überlegungen dafür, dass die phänomenalen Objekte der Wahrnehmung keine – oder zumindest nicht ausschließlich – akteurs- oder handlungsneutrale Repräsentationen von Sachverhalten in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung des Organismus darstellen. Dass dem so ist, liegt auch insofern nahe, als eine erfolgsversprechende Orientierung eines Organismus in seiner Umgebung im Hinblick auf seinen evolutionären Erfolg und sein individuelles Überleben vor allem von seiner Fähigkeit abhängt, die ökologischen Signifikanzen von Objekten und Ereignissen in seiner Umgebung unmittelbar aufzufassen (Brunswik 1952, 22; Millikan 2004b, 60; Dennett 2017, 117ff.). Der Orientierungswert der Wahrnehmung eines Organismus bemisst sich nicht so sehr an der Frage, ob diese in der Lage ist, distale Reize und ihre intrinsischen Merkmale objektiv zu repräsentieren oder darzustellen, sondern daran, ob diese ihn dazu in die Lage versetzt, in seiner jeweiligen ökologischen Nische probabilistisch naheliegende Möglichkeiten möglichst effektiv aufzufassen und vorwegzunehmen. Potenzielle Bedrohungen als Bedrohungen, potenzielle Kooperationspartner:innen als Kooperationspartner:innen, Warnungen als Warnungen, potenzielles Futter als Futter usw. wahrzunehmen. Das Auffassen naheliegender Möglichkeiten, nicht

15 Zwei weiterführende Zitate können die Relevanz und Funktionsweise des Spiels mit impliziten und expliziten Vorwegnahmen zumindest andeuten. Bei Niklas Luhmann etwa findet sich folgende instruktive Bestimmung der »Form der Unterhaltung«: »Es geht um eine Auflösung einer selbsterzeugten Ungewißheit oder Spannung. [...] Eine Quizsendung: Was werden die jetzt sagen, wer kommt auf das Richtige? Oder ein Roman [...]? Wie geht es weiter? Und die Technik des Romans ist ja wesentlich doch die, daß man die Auflösung von Ungewißheit mit den Mitteln erzeugen muß, die vorher schon im Roman gegeben waren, nicht? Daß man also eine rekursive Schleife ziehen muß: Aha, deswegen ist es so und so gekommen« (1997, 13:14-13:50). Ähnlich heißt es bei Kant in Bezug auf die Ursache des Lachens: »Es muß in allem, was ein lebhaftes, erschütterndes Lachen erregen soll, etwas Widersinniges sein (woran also der Verstand an sich kein Wohlgefallen finden kann). Das Lachen ist ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts. Ebendiese Verwandlung, die für den Verstand gewiß nicht erfreulich ist, erfreuet doch indirekt auf einen Augenblick sehr lebhaft« (KU, AA 05: 332.32-37).

vorliegender Realitäten ist es, was einen Organismus unter Bedingungen situierter, begrenzter Rationalität sowie beschränkter epistemischer Zugriffs auf seine wahrnehmungsunabhängige Umgebung effizient in seiner Umgebung zu orientieren vermag. Tatsächlich erwiese sich eine rein kognitive Repräsentation der existenzontologischen Umgebung und ihrer intrinsischen Merkmale für einen Organismus als nur begrenzt sinnvoll oder funktional, sofern sich aus ihr nur indirekt Handlungsmöglichkeiten und Ereigniswahrscheinlichkeiten ableiten ließen. (Hiermit ist allerdings nicht gesagt, dass solche Vorwegnahmen nicht auch in signifikanter Weise repräsentationale Aspekte aufweisen können.)

Schon aus dieser allgemeinen Überlegung lässt sich ein evolutionsbiologisches Argument für die These entwickeln, dass ein zentraler Bestandteil des Gehalts von Wahrnehmungen in unmittelbaren Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten – in *Präpräsentationen* – und nicht in aktorsneutralen Repräsentationen distaler Reizursachen besteht. Das entsprechende Argument lautet wie folgt: Sofern es mit hinreichender Zuverlässigkeit und mit vergleichbarem (oder gar geringerem) kognitiven Aufwand möglich ist, aus aktuellen proximalen Reizen naheliegende Wahrnehmungs-, Handlungs- und Ereignismöglichkeiten abzuleiten, wäre dies für einen Organismus aus evolutionsbiologischer Sicht vorteilhafter als ein Schluss auf die distalen Objektursachen der proximalen Reize. Mehr als dasjenige, was den proximalen Reizen zeitlich und kausal vorausliegt, sind die aus den proximalen Reizen ableitbaren naheliegenden Möglichkeiten für Subjekte im Hinblick auf ihre Orientierung in ihrer Umgebung und somit auch im Hinblick auf ihr Überleben von Interesse. Es liegt somit nahe, dass die menschliche Wahrnehmung (wie auch die Wahrnehmung anderer Tiere) sich eher auf die Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten als auf die Abbildung in der Wahrnehmungsgegenwart oder -vergangenheit bestehender Realitäten spezialisiert hat, sofern die existenzontologische Umgebung des Subjekts so strukturiert ist, dass sich entsprechend reliable Vorwegnahmen zuverlässig aus proximalen Reizen erschließen lassen. Letzteres ist dann der Fall, wenn in der gewöhnlichen existenzontologischen Umgebung des Organismus hinreichend zuverlässige Regularitäten bestehen, die dem Subjekt – entweder durch in Habitualisierungsprozesse erworbenen oder auch durch angeborene Begriffe-von – entsprechende Vorwegnahmen ermöglichen.

Dabei kann die Vorwegnahmethese auch repräsentationalistische Intuitionen insofern einholen, als etwa nichtgesehene Teile eines Objekts – wie auch dessen Robustheit und Schwere undsoweiter – allesamt vorwegnehmbare na-

heliegende Möglichkeiten darstellen. Gerade die materielle Beständigkeit und Solidität mittelgroßer materieller Objekte gehört wesentlich zu den als naheliegend vorwegnehmbaren Möglichkeiten. Insofern schließt die Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten die ›Repräsentation‹ existenzontologischer Zusammenhänge insoweit ein, als diese im Spielraum der vorweggenommenen Möglichkeiten enthalten oder zumindest fallibel impliziert sind. Was Repräsentationalist:innen als Abbildung wahrnehmungsunabhängiger Objekte und Strukturen darstellen, erweist sich aus dieser Perspektive allerdings vielmehr als die Vorwegnahme spezifischer raumzeitlicher Kontinuitäten und typischer Ereignisverläufe.

Zudem kann das Wahrnehmungssystem selbst die Angemessenheit seiner perzeptiven ›Repräsentationen‹ stets nur im weiteren Verlauf der Wahrnehmung selbst kalibrieren und prüfen. Jenseits der je aktuellen proximalen Reizinformationen steht ihm schlicht kein Weg zum Abgleich seiner Wahrnehmungszustände mit der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung zur Verfügung. Die Objekte der direkten Wahrnehmung können sich also je nur an nächsten proximalen Reizinformationen bewähren oder als unangemessen erweisen. Zeitlich und kausal der proximalen Reizung vorausliegende Objektsachen sind für wahrnehmende Organismen wie uns – schon aufgrund der Richtung des Zeitpfeils – metaphysisch unerreichbar. Schon aus einer rein funktionalistischen Perspektive legt es sich also nahe, dass das Wahrnehmungssystem den Organismus in seiner Umgebung orientiert, indem es aus proximalen Reizen (und vor dem Hintergrund bisheriger proximaler Reizverläufe) auf naheliegende weitere Reizverläufe spekuliert, an deren Bewährung (oder Enttäuschung) es sich auf in seiner Umgebung bestehende Regularitäten hin kalibriert. Es kann also innerhalb dieses Prozesses kein ›direkter‹ Abgleich mit der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung stattfinden.¹⁶ Was an dessen Stelle stattfinden kann, ist die Verbesserung der Güte von Vorhersagen durch Beobachtung von Vorhersagefehlern. Zwar ließen sich dabei nun die wahrscheinlichen distalen Ursachen proximaler Reize aus den für die je-

16 Deshalb ist auch, wie oben bereits unterstellt, denkbar, dass es für jede Situation möglicher Wahrnehmung VR-Simulationen gibt, die aus der Perspektive des Subjekts nicht von der entsprechenden realen Wahrnehmungssituation zu unterscheiden sind. Solche Simulationen müssten allerdings so konstruiert sein, dass sich die entsprechenden intra- und intermodalen Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten kontinuierlich und zuverlässig erfüllen, aus der Perspektive des Wahrnehmenden also keine ›Fehler‹ – was man im Techjargon als *Glitches* oder *Bugs* bezeichnet – zu beobachten sind.

weiligen GOO konstitutiven Vorwegnahmen erschließen, die Vorwegnahmen allerdings erst umgekehrt aus Repräsentationen distaler Objektursachen proximaler Reize zu erschließen würde aus der Perspektive des Organismus einen evolutionär nachteiligen, kognitiven Mehraufwand bedeuten (vgl. zu diesem Argument auch Bubic et al. 2010, 10; sowie Clark 2016, 17of.). Im Hinblick auf den Kognitionsaufwand erscheint eine vorwegnahmeorientierte Vorgehensweise somit schon deshalb günstiger als eine repräsentationalistische, weil sich die Adäquatheit der Wahrnehmung aus der Sicht eines wahrnehmenden Organismus ausschließlich in und an der perzeptiven Zukunft, den folgenden proximalen Reizverläufen erweist. Das Wahrnehmungssystem errechnet also nicht erst subpersonal aus den proximalen Reizen deren wahrscheinliche distale kausale Ursachen, um aus nächsten proximalen Reizen wiederum wahrscheinliche distale Ursachen zu errechnen, um dann diese Verrechnungen wiederum miteinander zu vergleichen. Vielmehr erscheint es als kognitiv weniger aufwendig, aus den proximalen Reizen Vorwegnahmen abzuleiten, diese dem Organismus in perzeptiven Gehalten zu dessen Orientierung zur Verfügung zu stellen und ihre Adäquatheit gleichzeitig an den eingehenden proximalen Reizen zu überprüfen, die sich teilweise anhand der Handlungen des Organismus selbst vorhersagen lassen. Eine für das Wahrnehmungssystem »interessante« Information wäre aus dieser Sicht dann eine solche, die von den situativ fungierenden Vorwegnahmen abweicht und so das Wahrnehmungssystem dazu anhält, die entsprechenden Vorwegnahmen entweder situativ zu modifizieren oder langfristig anzugleichen (sodass es aus einer solchen Perspektive naheläge, den Organismen zumindest ein gewisses »Interesse« für von ihren Erwartungen abweichende Ereignisse zu unterstellen, sofern dies evolutionär von Vorteil wäre). »It is these calculated deviations from predicted states (>prediction errors<) that thus bear much of the information-processing burden, informing us of what is salient and newsworthy within the dense sensory barrage« (Clark 2016, 52). In dieser Weise *situativ modifiziert oder angeglichen* werden Vorwegnahmen etwa dann, wenn sich herausstellt, dass ein Objekt einer falschen gegebenheitsontologischen Objektkategorie zugeordnet wurde (»Oh, der vermeintliche Stein lebt ja!«). Wir haben es in solchen Fällen auf der Ebene der Wahrnehmung von GOOs entsprechend mit *Aspektwechseln* zu tun, die als Aktivierungen alternativer Mitgegenwärtigungsprofile oder Begriffe von beschrieben werden können. *Langfristig angeglichen und kalibriert* werden Vorwegnahmen und Mitgegenwärtigungsprofile etwa dann, wenn sich herausstellt, dass die für eine Objektkategorie konstitutiven Vorwegnahmen nicht adäquat kalibriert waren (»Sind ja gar nicht alle Hunde beiß-

wütig und aggressiv«). Ansonsten kann je bis auf Weiteres an den jeweiligen Vorwegnahmen festgehalten werden, solange sie nicht enttäuscht werden.¹⁷

2.4 Wahrnehmung als Als-Wahrnehmung

»Now here we encounter the philosophical ›as‹. This ›as‹ is really the same as the infamous philosophical *qua*, a hyper-intensional locution of dubious intelligibility.«

(Van Fraassen 1999, 39)

Menschliche Wahrnehmung zeichnet sich dadurch aus, dass die in ihr phänomenal gegebenen Objekte auch vorprädikativ jeweils *als Objekte bestimmter Art* gegeben sind. Gegebenheitsontologische Objekte werden also jeweils *als* Manifestationen bestimmter GO-Objektklassen wahrgenommen, wobei sich

17 Diese Überlegungen machen zugleich deutlich, inwiefern die hier vertretene Position einerseits in deutlicher Nähe zum Ansatz Clarks steht, sich andererseits aber auch von ihm abhebt, sofern sie die These, dass subpersonale Vorwegnahmen für die Wahrnehmung konstitutiv sind, noch ein klein wenig verschärft. So erweist sich die Wahrnehmung Clark (2016, 27 [m.Ü.]) zufolge »tatsächlich als ein Prozess, innerhalb dessen wir (oder eher, verschiedene Teile unserer Gehirne) zu vermuten versuchen, was da draußen ist, indem die empfangenen Signale eher als Mittel der Feinabstimmung und Nuancierung [›tuning and nuancing‹] der Vermutungen denn als eine reichhaltige (und bandbreitenintensive) Enkodierungen eines Zustands der Welt fungieren«. Der hier vertretenen Position zufolge besteht die Funktion der Wahrnehmung demgegenüber primär in der Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten, in der Präpräsentation von Naheliegendem, sodass die Repräsentation dessen, »was da draußen ist,« stets nur partiell erfolgt und ein sekundäres Bei- oder Nebenprodukt des Wahrnehmungsvorgangs darstellt. Die Differenz zur Position Clarks ist allerdings – so viel ist zuzugestehen – eine Differenz in der Nuance bzw. der Emphase, keine kategorische. Das zeigt sich etwa auch an folgender programmatischer Aussage Clarks: »[T]he story we will explore depicts the brain as engaging in a continuous process of sensory prediction in which the target is a kind of rolling present. The line between ›predicting the present‹ and ›predicting the very-near-future‹ is one that simply vanishes once we see the percept itself as a prediction-driven construct that is always rooted in the past (systematic knowledge) and anticipating, at multiple temporal and spatial scales, the future« (2016, 18). Die eingehenden Informationen dienen dem Wahrnehmungssystem also nicht so sehr zur Präzisierung eines repräsentationalen Abbildes der aktuellen Umgebung, sondern der Justierung der situativ orientierenden Vorwegnahmen innerhalb des sich chronisch weiterentfaltenden Stroms von Ereignissen, den wir für gewöhnlich die Gegenwart nennen. Das primäre Interesse der Wahrnehmung liegt einer solchen Position zufolge also auf den typisch vorwegnehmbaren Fließdynamiken verschiedener Objekt- und Ereignistypen innerhalb einer solchen Gegenwart.

die Wahrnehmung von etwas als GOO einer bestimmten Art vor allem an den spezifischen Mitgegenwärtigungsprofilen (den Vorwegnahme-, Erwartungs- und Assoziationshorizonten) festmacht, die für es konstitutiv sind (vgl. hierzu auch Dennett 2017, 122f.). Die These, dass (zumindest menschliche) Wahrnehmung grundsätzlich alshaft, bzw. durch ein implizites ›Etwas-als-etwas‹ strukturiert ist, wird meist phänomenologisch begründet. Also schlicht durch den Verweis auf die Art und Weise, wie es sich mit unserer Wahrnehmung (›erlebnisdeskriptiv‹) verhält, was hier zunächst kursorisch durch prägnante Zitate verdeutlicht werden soll. Searle (2011, 142) beispielsweise betont unter Bezugnahme auf Wittgensteins Beispiel des Hasenentenkopfes, dass man in der Wahrnehmung Objekte nicht schlichtweg als raumzeitliche Materiedinge oder als unverbundene, phänomenale Sinneseindrücke, sondern jeweils kategorial »als gewisse Arten von Dingen« wahrnehme: »Ich sehe dies als einen Stuhl, dies ist ein Tisch, das ein Glas, ja, jeder normale Fall von Wahrnehmung wird ein Fall von *wahrnehmen als* sein, wobei der Wahrnehmende das wahrgenommene Objekt einer mehr oder weniger vertrauten Kategorie assimiliert« (ebd.; ähnlich auch Searle 1994, 196). Analog heißt es beispielsweise bei Shaun Gallagher: »I do not see red mass, shape, color, and then try to piece all of that together to make it add up to my car. I simply and directly see my car« (2008, 536). Auch Burge (2010, 380) vertritt, wie wir schon gesehen haben, die Position, dass Wahrnehmungen stets *Einzel Dinge in einer bestimmten, kategorialen oder typisierenden Gegebenheitsweise* repräsentieren: »All representation is representation-as« (ebd., 45). Wahrnehmungsgelalte enthielten insofern stets »beides, allgemeine und singuläre Elemente« (ebd., 380) – sofern das ›als‹ der Wahrnehmung das Wahrgenommene je unter einer spezifischen kategorialen Perspektive (als etwas) erscheinen lässt. Bei Heidegger findet sich exemplarisch folgende Formulierung:

Das schlichte Nehmen, Haben von etwas, im Zu-tun-haben in der Weise des »als etwas« ist so ursprünglich, *daß ein Erfassen, das man ein als-freies nennen müßte, erst einer besonderen Umstellung bedarf*, vorausgesetzt, daß es überhaupt möglich ist. Dieses als-freie Erfassen z.B. einer reinen Empfindung ist nur reduktiv von als-haftem Erfahren her vollziehbar und ist so wenig etwas Elementares, daß diese Erfassungsweise als eine künstlich präparierte bezeichnet werden muß, und was das Wichtigste ist, in sich selbst nur möglich ist als Privation des Alshaften – im Absehen davon und nur darin; womit zugestanden ist, daß das als-hafte Erfahren, wovon jeweils allererst abgesehen werden muß, das Primäre ist. (GA 21, 145 [Herv. von mir])

Bei Alfred Schütz heißt es entsprechend:

Die physische wie auch die sozio-kulturelle Welt wird von Anfang an durch die Vermittlung von Typen erlebt: Es gibt Berge, Bäume, Vögel, Fische, Hunde und unter ihnen Irish Setters; es gibt Kulturobjekte, z.B. Häuser, Tische, Stühle, Bücher, Werkzeuge und unter ihnen Hammer; und es gibt typische soziale Rollen und Beziehungen, z.B. Eltern, Geschwister, Verwandte, Fremde, Soldaten, Jäger, Priester usw. (1972, 211)

Sind erlebnisdeskriptive (d.i. gegebenheitsontologische) Beschreibungen dieser Art korrekt, so sind uns die Objekte der Wahrnehmung stets in der Struktur des ›etwas als etwas‹ gegeben. Allerdings muss man sich diesbezüglich davor hüten, aus dieser These die Annahme abzuleiten, dass der Gehalt der Wahrnehmung *propositional* verfasst ist, also etwa die Struktur ›x ist P‹ aufweist, wobei x ein Objekt und P ein ihm zugeschriebenes sortales Prädikat bezeichnet. Dass wir den Gehalt der Wahrnehmung *propositional* durch die ›Etwas-als-etwas‹-Struktur zu *artikulieren vermögen*, bedeutet nicht, dass dieser Gehalt selbst auch *propositional verfasst* ist oder aufseiten des Subjekts das Verfügen über explizite Allgemeinbegriffe voraussetzt. Es bedeutet vielmehr nur, dass wir in der Wahrnehmung immer ein mehr oder weniger Konkretes auf eine noch genauer zu bestimmende Weise unter einem allgemeinen Gesichtspunkt auffassen. Schnädelbach spricht diesbezüglich – mit Blick auf Scheler, Plessner und Heidegger – daher auch von einem ›impliziten ›Etwas als etwas‹«, das ›vorsprachlich[] unseren Umgang mit den Dingen in der Welt strukturiert« (2006, 29f.).

Diese Konstruktion hat eine hohe Evidenz, denn tatsächlich sehen wir immer ›Etwas als etwas‹, ohne dass dabei Worte im Spiel sein müssten; auch Kinder vor dem Spracherwerb haben nicht nur visuelle Empfindungen, sondern sehen ›verstehend-auslegend‹ [Heideggers Terminologie, TP] im Umgang mit dem Zuhandenen. (Ebd., 30)

Schnädelbach versucht dabei seinerseits für die These zu argumentieren, dass dieses unmittelbare Etwas-als-etwas zwar nicht *sprachlich*, wohl aber *symbolisch* vermittelt sei. Es gäbe für Menschen also ›vorsprachliche, aber keine präsymbolischen Sachverhalte«, sofern auch letztere die »Propositionalitätsstruktur der Beziehung eines Singulären auf eine allgemeinere Hinsicht« aufwiesen (ebd., 35). Sofern er davon ausgeht, dass bereits die Ebene des ›impliziten ›Etwas als etwas‹« symbolvermittelt, aber nicht sprachlich ist, stellt sich die Frage, wie der Begriff des Symbols hier genau zu verstehen ist.

Schnädelbach stützt sich dabei primär auf Überlegungen Susanne Langers, die in Anlehnung an Charles Sanders Peirce zwischen *Zeichen* und *Symbolen* unterscheidet. So sei ein »signifikantes Geräusch, eine Geste, ein Ding oder ein Ereignis (wie zum Beispiel ein Blitz oder ein Bild)« ein *Zeichen*, wenn es die

»– vergangene, gegenwärtige, zukünftige – Existenz eines Dings, Ereignisses oder Umstandes anzeigt« (Langer 1954, 45f. [m.Ü.]). Ein Zeichen erweist sich so als eine *dreistellige* Anzeigefunktion: Einem *Subjekt* zeigt ein *signifikantes, perzeptiv individuierbares Objekt* die *Existenz von etwas anderem* an. Etwa: Das Klingeln an der Tür zeigt an »Die Freunde sind endlich da«, oder der Mantel an der Garderobe zeigt an »Der Mitbewohner ist zurück«. *Symbole* bestimmt Langer demgegenüber durch eine vierstellige Funktion, die »subject, symbol, conception and object« umfasst (ebd., 52). Die Beziehung zwischen Symbol und Objekt bezeichnet Langer (ebd.) als »Denotation«, während sie die Beziehung zwischen Symbol und Vorstellung (»conception«) auch als »Konnotation« bezeichnet. Ein Symbol ist also denotativ auf sein Objekt bezogen, während es sich konnotativ auf eine Vorstellung bezieht.

Schnädelbach (2006, 39) schlägt nun vor, das Bezugsobjekt der Konnotation von Symbolen genauer als dasjenige zu bestimmen, »was *wir* mit *Bezug* auf den von ihnen denotierten *Gegenstand* durch sie *verstehen* können«. Die Konnotation eines Symbols ist also dasjenige, was es in Bezug auf den von ihm denotierten Gegenstand für das Subjekt zu verstehen gibt. Für das Subjekt erscheint also das Symbol zum einen – Schnädelbach erinnert hier an Frege – in einem bestimmten (konnotierten) *Sinn* (in einer bestimmten ›Gegebenheitsweise‹) und zugleich denotierend auf einen bestimmten Gegenstand (Freges ›Bedeutung‹) bezogen. Dass die Wahrnehmung Schnädelbach zufolge auch auf der Ebene des impliziten ›Etwas als etwas‹ symbolvermittelt sei, muss nun offenbar so ausgelegt werden, dass Menschen auch die Objekte ihrer alltäglichen Umwelt bereits symbolanalog wahrnehmen. Langer selbst spricht hier auch von einer *Anwendung* von Symbolen auf Objekte. Als Struktur des Wahrnehmungsgehalts ergibt sich so: *Dieses Objekt* (Denotat) *als Tisch* (Konnotat). *Verstehen* können wir das Objekt durch sein Konnotat dann insofern, als wir durch es mit ihm als Tisch etwas anzufangen wissen (»Ah, ein Platz zum Arbeiten«). *Eine Sache zu verstehen* bedeutet in diesem Zusammenhang also, ohne bewusste Inferenzen dazu in der Lage zu sein, in einem orientierenden, pragmatischen Sinn *etwas mit ihr anfangen zu können*. Allerdings schweigt sich Schnädelbach – zumindest im zitierten Aufsatz – über die Frage aus, an welcher Stelle die Symbole im Prozess der alltäglichen Wahrnehmung (und in Bezug auf das implizite Etwas-als-etwas) ins Spiel kommen sollen. In Bezug auf das Folgende wird Schnädelbach darin zuzustimmen sein, dass bereits mindestens manche Tiere und Kinder, die noch nicht über Sprache verfügen, grundsätzlich alshaft wahrnehmen. Allerdings sind es, wie gezeigt werden soll, nicht *Symbole*, sondern *Begriffe-von*, welche subpersonal

dieser direkten Wahrnehmung zugrunde liegen, wobei in Bezug auf die phänomenalen Objekte der Wahrnehmung (GOOs) nicht erlebnisdeskriptiv zwischen Denotation und Konnotation, zwischen einem wahrgenommenen Objekt und seiner Gegebenheitsweise zu unterscheiden ist. Um dies zu zeigen wird in den folgenden Abschnitten zunächst für die These argumentieren, dass die Als-Wahrnehmung keine Propositionalitätsstruktur der Beziehung eines Singulären auf ein Allgemeines aufweist.

Zweistufige Theorien der Etwas-als-etwas Struktur

Dass wir uns die Etwas-als-etwas-Struktur der Wahrnehmung nicht am Paradigma klassifizierender oder präzifizierender Urteile vorzustellen haben, ist eine der zentralen Thesen, die in den folgenden Abschnitten zu entwickeln und zu begründen sind. Die Wahrnehmung von *etwas als etwas* besteht der hier vertretenen Position zufolge also nicht darin, ein wahrgenommenes x mithilfe eines sortalen Prädikatbegriffs *als ein F* zu klassifizieren. Eine solche Position wird exemplarisch etwa von Strawson (1970, 42) vertreten, der eine vorgängige Form von Objektindividuation als Ermöglichungsbedingung für die Als-Wahrnehmung stipuliert, weshalb er in Anlehnung an Kant auch zwischen *transzendentaler* und *empirischer Synthesis* von wahrgenommenen Objekten unterscheidet. Die transzendente Synthesis beziehe sich dabei auf die Konstitution des Objekts als »Objekt überhaupt«, während die empirische Synthesis sich auf die Konstitution des Objekts als ein Objekt beziehe, welches unter »diesen oder jenen bestimmten, empirischen Begriff (wie Elefant oder Tintenfass)« fällt (ebd. [m.Ü.]). Sofern sich diese Unterscheidung – was in Strawsons Ausführungen, soweit ich sehe, nicht ganz klar wird – auf subpersonal ablaufende Konstitutionsprozesse bezieht, sind die hier angeestellten Überlegungen ihr gegenüber agnostisch. Sofern sie allerdings die These impliziert, dass wir *zuerst* ein neutrales Objekt wahrnehmen, welches wir *dann* (mehr oder weniger bewusst) begrifflich kategorisieren, oder diese beiden Komponenten erlebnisdeskriptiv voneinander abheben können, widerspricht sie der Phänomenologie unserer gewöhnlichen Wahrnehmung. Eine Tasse (bzw. etwas als Tasse) zu sehen bedeutet nicht, von einem *zunächst* als neutrales Materieobjekt wahrgenommenen Ding zu präzifizieren, dass es *zudem* unter den Begriff Tasse fällt. Vielmehr besteht die direkte Wahrnehmung einer Tasse gerade darin, den impressional präsentierten Wahrnehmungsinhalt (sagen wir vereinfacht: die uns zugewandte Seite der Tasse) unmittelbar als Teil einer im Verlauf der Wahrnehmung sich bewährenden Einheit aufzu-

fassen, welche die Tasse selbst (als GOO) ist. Die direkte Wahrnehmung eines Objekts einer bestimmten Art besteht also nicht darin, einerseits oder zunächst ein neutrales Objekt perzeptiv zu individuieren, welches dann außerdem oder zusätzlich in einer spezifischen Gegebenheitsweise gegeben oder unter einen bestimmten Begriff fallend erscheint. Vielmehr erweisen sich gegebenheitsontologische Objekte und ihre Gegebenheitsweisen als erlebnisdeskriptiv ununterscheidbar (vgl. hierzu auch Gurwitsch 1976, §15). In direkter Wahrnehmung sind uns GOOs unmittelbar als Instanzierungen typischer Objektklassen gegeben. Ein räumlich ausgedehntes Objekt, einen Hund, eine Melodie, ein Türklingeln wahrzunehmen bedeutet gerade, den impressional präsentierten Teil dieser Objekte mitsamt der ihm konstitutiv zugehörenden, appäsentierten Teile und Phasen *als Einheiten* wahrzunehmen, was gerade ihre Gegebenheitsweise ausmacht. Gegebenheitsontologisch ist die Unterscheidung zwischen einem *Objekt* und seiner *Gegebenheitsweise* somit nicht so trennscharf möglich, wie es wahrnehmungstheoretische Ansätze – in neofregianischer Tradition – häufig suggerieren.

Exemplarisch schlägt auch Bermúdez ein solches, zweistufiges Modell der Wahrnehmung (und somit auch der Analyse der Gegebenheitsontologie) nichtsprachlicher Lebewesen vor, welches an der suggestiven Unterscheidung von *Objekten* und ihren *Gegebenheitsweisen* orientiert ist: Wie wir bereits gesehen haben sind unterschiedliche Subjekte Bermúdez zufolge rezeptiv für unterschiedliche höherstufige physische Merkmale und Regularitäten, die in Bezug auf die Gegebenheitsontologie eines Subjekt einer bestimmten Art »konstitutiv dafür sind, dass etwas als ein Objekt bezeichnet werden kann« (2003, 82 [m.Ü.]). Die Rezeptivität eines Subjekts für bestimmte solcher Merkmale lege also jeweils dessen »Ontologie« – im Sinne der durch diese Merkmale in seiner jeweiligen Umgebung individuierten Objekte – fest (ebd., 94).

The central claim is that perceiving something as a body is to perceive it as subject to a range of higher-order physical principles. [...] The essential structure of a creature's ontology should be understood in terms of the higher-order physical principles to which it is perceptually sensitive. (Ebd., 65)

Jedes Subjekt besitzt also Bermúdez zufolge eine spezifische »Weise, die wahrgenommene Umgebung einzuteilen, welche durch den Umfang der Objekteigenschaften bestimmt ist, für die ein Lebewesen perzeptuell empfänglich [»perceptually sensitive«] ist« (ebd., 94). Für welche Merkmale dieser Art Subjekte perzeptuell empfänglich (d.i. rezeptiv) sind kann, wie wir gesehen ha-

ben, beispielsweise durch ethologische Untersuchungen in Erfahrung gebracht werden.

282

Bermúdez' Vorstellung ist somit, dass die Objekte der Ontologie eines Subjekts durch die Menge der höherstufigen kanonischen Objekteigenschaften festgelegt sind, für die es rezeptiv ist, wobei diese Merkmale eher typisch vorwegnehmbare *Verhaltensweisen* materieller Objekte als intrinsische Objekteigenschaften darstellen (sofern man nicht in einer entsprechenden Alltagsontologie solche Verhaltensweisen als intrinsische Objekteigenschaften konzeptualisiert). Neben der Rezeptivität für bestimmte höherstufige Merkmale, welche die Ontologie eines Subjekts festlegt, betont Bermúdez nun andererseits, dass die so individuierten Objekte für Subjekte jeweils in besonderen *Gegebenheitsweisen* [modes of presentation] gegeben seien. Subjekte unterscheiden also in der von ihnen wahrgenommenen Umgebung nicht nur anhand typischer Verhaltensweisen materieller Gegenstände einzelne Objekte, die ihnen dann als neutrale Materiedinge gegeben sind; die so unterschiedenen Objekte sind ihnen vielmehr jeweils in verschiedenen Gegebenheitsweisen gegeben (Bermúdez denkt hier etwa an Gegebenheitsweisen wie *als Futter*, *als Artgenosse*, *als Fressfeind* usw.). Diese Gegebenheitsweisen lassen sich Bermúdez zufolge nun ihrerseits als unterschiedliche Ähnlichkeitsklassen innerhalb der Ontologie eines Subjekts konzeptualisieren, die ebenfalls durch höherstufige Merkmale oder Verhaltensweisen dieser Objekte festgelegt werden.

Nonetheless, perceptual sensitivity to a given range of object-properties is not *sufficient* to explain the particular manner in which an object is apprehended by a creature. The most primitive form of categorization is grounded in perceived similarity. Seeing an object in a particular manner (under a particular mode of presentation) is in large part a matter of seeing similarities between it and other objects. And so for a creature to apprehend an object under a particular mode of presentation is both a matter of apprehending it relative to a particular ontology (as determined by the basic processes of reification and carving up the perceived environment into discrete units obeying certain high-level physical principles) and a matter of perceiving similarities between that object and other objects. (Ebd., 94)

Die so aufgefassten Ähnlichkeiten können Bermúdez zufolge auch »höherstufige Ähnlichkeiten« bezeichnen, die etwa »instrumentelle Eigenschaften oder Affordances« betreffen und nicht auf äußerliche Ähnlichkeiten der Gegenstände einer Ähnlichkeitsklasse zurückzuführen sind (ebd.). Äußerlich sehr verschiedene Gegenstände können so etwa *als Fressfeind*, *als Nahrung*, *als eine bestimmte Art von Werkzeug* aufgefasst werden, sofern sie solche höherstu-

figen Ähnlichkeiten aufweisen. Etwas als Objekt einer bestimmten Objektklasse – und das heißt: in einer bestimmten Gegebenheitsweise – aufzufassen bedeutet einer solchen Position zufolge somit, es einerseits als Objekt überhaupt wahrzunehmen und es dann weiterhin als Element einer Ähnlichkeitsklasse aufzufassen, die wahlweise oberflächliche oder höherstufige Ähnlichkeiten zwischen den Objekten der jeweiligen Ontologie eines Subjekts betrifft.

Als inadäquat erweist sich eine solche Konzeptualisierung der Etwas-als-etwas-Struktur der Wahrnehmung deshalb und insofern, als die Wahrnehmung von etwas *als materiellem Gegenstand* (die Bermúdez als konstitutiv dafür ansieht, dass etwas als ein Objekt innerhalb der Ontologie eines Subjekts firmiert), sich – auch und gerade innerhalb von Bermúdez' eigenem Ansatz – bereits als eine spezifische Form der Als-Wahrnehmung, als eine spezifische *Gegebenheitsweise* also, erweist. Ein Objekt als materiellen Gegenstand wahrzunehmen heißt ja gerade spezifische Vorwegnahmen bezüglich seiner Verhaltensweisen (seiner Persistenz, seinem Interaktionsverhalten mit anderen Objekten usw.) zu besitzen. Damit kollabiert allerdings – trotz all ihrer Suggestivität – Bermúdez Unterscheidung von den *basalen Objekten einer Ontologie* auf der einen und ihren *Gegebenheitsweisen* auf der anderen Seite.

Bermúdez liegt in seinem zweistufigen Modell der Gegebenheitsontologie also der Vorstellung eines Drahtgittermodells auf, in welchem zunächst mittelgroße materielle Gegenstände aus der physischen Realität gewissermaßen perzeptiv durch das jeweilige Subjekt ausgeschnitten werden, um dann in verschiedenen Gegebenheitsweisen gegeben sein zu können. Ein solches Modell erweist sich allein schon deshalb als problematisch, als für das Überleben von Subjekten zentrale gegebenheitsontologische Einheiten (wie etwa Gefahrensituationen), die als zentrale Objektklassen anzusetzen sind, nicht als relativ zum jeweiligen Organismus mittelgroße materielle Gegenstände oder Konstellationen solcher konzeptualisierbar sind. Statt eines solchen zweistufigen Modells wird im fünften Kapitel eine Unterscheidung von *Kern* und *Hüllen* geteilter Wirklichkeiten vorgeschlagen, welche zu erklären erlaubt, inwiefern manche Aspekte der Wirklichkeiten von Subjekten enger mit der wahrnehmungsunabhängigen Realität als solcher verknüpft sind als andere.

Sinne und Aspekte. Wittgenstein contra Frege

Eine zweite, verwandte Fehlkonzeptualisierung der Etwas-als-etwas-Struktur der Wahrnehmung besteht darin, sich diese so vorzustellen, als würde zunächst wahrnehmungsunabhängig ein bereits als solches individuiertes

Objekt vorliegen – erstes »Etwas...« –, welches einem Subjekt dann in verschiedenen Gegebenheitsweisen – »...als-etwas« – gegeben erscheinen kann. Diese Unterscheidung erinnert an Gottlob Freges (1892, 26) Unterscheidung von »Bedeutung« und »Sinn« von Eigennamen, wobei Frege mit *Bedeutung* den unabhängig existierenden Gegenstand bezeichnet, auf den sich ein Eigename intentionale_e bezieht, seinen existenzontologischen Referenten, während *Sinn* die spezifische intensionale »Art des Gegebenseins« bezeichnet, das intentionale_i Objekt, durch welches vermittelt die Bedeutung referenziert wird. Freges kanonisches Beispiel: »Abendstern« und »Morgenstern« sind zwei verschiedene *Sinne*, in denen der Gegenstand, den wir auch als den *Planeten Venus* bezeichnen, gegeben sein kann.

Eine solche Explikation der Etwas-als-etwas-Struktur legt sich zunächst nahe, sofern die als vorgängig stipulierte Einheit des wahrnehmungsunabhängigen EOO die Möglichkeit zu garantieren scheint, dass ein und dasselbe wahrnehmungsunabhängige Objekt – verstanden als *Bedeutung* im Sinne Freges – gegebenheitsontologisch in verschiedenen (Gegebenheits-)Weisen – in verschiedenen *Sinnen* im Sinne Freges – gegeben sein kann: So garantiert die existenzontologische ›Identität‹ des physischen Teilchenkonglomerats, welches wir auch als *Venus* bezeichnen, die Identität der *Bedeutung* (im Sinne Freges) von »Abendstern« und »Morgenstern«. ¹⁸ Ebenso kann ein und dasselbe mesoskopische Objekt, dessen Existenz wir alltagsontologisch annehmen, bei verschiedenen Subjekten zur direkten Wahrnehmung unterschiedlicher GOOs führen – zur Wahrnehmung eines ›Artgenossen‹ beim einen Subjekt, zur Wahrnehmung eines ›Fressfeindes‹ beim anderen Subjekt. Ein und dasselbe wahrnehmungsunabhängige Objekt erscheint also dieser Position zufolge in verschiedenen Gegebenheitsweisen. ¹⁹ Bedeutungen im Sinne Freges bezeichnen also intentionale_e Referenten gegebenheitsontologischer Objekte, während die verschiedenen Sinne, in denen ein und dasselbe existenzontologi-

18 Um die folgenden Beispiele artikulieren zu können, spreche ich zunächst so, als ließe sich unproblematisch zwischen den wahrnehmungsunabhängig existierenden Objekten und ihren verschiedenen Gegebenheitsweisen unterscheiden. Wie im Vorhergehenden gezeigt, ist die Voraussetzung einer solchen Unterscheidung problematisch und dient an dieser Stelle nur dem Zweck, die hier entwickelte Position vor dem Hintergrund der Überlegungen Freges und Wittgensteins anschlussfähig zu artikulieren.

19 Ich vermeide die Redeweise, dass existenzontologische Objekte in verschiedenen Weisen *gegeben* sein können, sofern existenzontologische Objekte der hier vertretenen Position zufolge die Gegebenheit von GOOs zwar kausal veranlassen, aber nicht (als sie selbst) gegeben sein können. EOOs sind intentionale_e Objekte von GOOs.

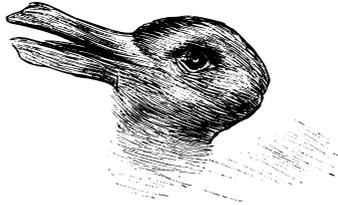
sche Objekt aufgefasst werden kann, als deren intentionale Objekte zu begreifen sind. Konzeptualisiert man die Etwas-als-etwas-Struktur in dieser Weise, so bezeichnet sie allerdings kein ›introspektiv‹ oder erlebnisdeskriptiv am Gehalt der Wahrnehmung selbst explizierbares Phänomen – wie hier behauptet wird –, sondern den nur in existenz- oder alltagsontologischer Perspektive stipulierbaren Sachverhalt, dass die Konstitution bestimmter GOOs (*Abendstern/Morgenstern, Artgenosse/Fressfeind*) auf die wahrnehmungsunabhängige Existenz bestimmter wahrnehmungsunabhängiger Objekte in der realen Umgebung des Organismus zurückzuführen ist oder die entsprechenden GOOs die entsprechenden EOOs referenzieren. Die Etwas-als-etwas-Struktur bezeichnet aus dieser Perspektive also ein Verhältnis zwischen EOOs und GOOs.

Nun ist eine solche Analyse der Etwas-als-etwas-Struktur zwar in Bezug auf solche GOOs möglich, deren perzeptive Konstitution durch EOOs veranlasst wird, die wahrnehmungsunabhängig etwa als mesoskopische Materiegegenstände existieren oder zumindest plausibel postulierbar sind, sie scheitert allerdings bei solchen GOOs, deren ›Einheit‹ primär durch typische Verlaufsformen oder Konstellationen von Wahrnehmungseindrücken (und korrelativ: Reihen existenzontologischer Ereignisse) gewährleistet ist. Letzteres ist exemplarisch bei typischen Ereignissen und Situationen der Fall, sofern etwa einer Begrüßung oder einem Türklingeln existenzontologisch eine Reihe von wahrnehmungsunabhängigen Ereignissen korreliert, die wiederum existenzontologisch nur insofern ein ›einheitliches‹ Objekt bilden, als sie bei entsprechenden Subjekten zur direkten Wahrnehmung einer Begrüßung oder eines Türklingelns führen. Aus einer fregeanisch inspirierten Perspektive ist dieser Sachverhalt nur sehr schwer zu artikulieren. Demgegenüber soll im Folgenden noch einmal deutlicher gezeigt werden, inwiefern die Etwas-als-etwas-Struktur sich prägnanter am phänomenologischen Gehalt der Wahrnehmung als Art und Weise ausweisen lässt, wie uns GOOs geben sind.

Wie diese Anmerkungen zu verstehen sind wird verständlicher, sobald man Freges Standardbeispiel für die Unterscheidung von *Sinn* und *Bedeutung* (Venus: Abendstern, Morgenstern) mit Wittgensteins Standardbeispiel für die Veranschaulichung des *Aspektwechsels* (Hasenentenkopf: Hasenkopf, Entenkopf) parallelisiert. Wittgenstein (PU, 520) verwendet das Beispiel des Hasenentenkopfes – eine populäre Zeichnung, die einerseits als Hasenkopf, andererseits als Entenkopf gesehen werden kann – zur Veranschaulichung dessen, was er das »Sehen eines Aspekts« nennt. Aspekte bezeichnen bei Wittgenstein

unmittelbare *Gegebenheitsweisen von Objekten*,²⁰ die nicht auf bewussten Interpretationsleistungen des Subjekts beruhen und die sich sprachlich für gewöhnlich durch Als-Prädikationen artikulieren lassen. Ich sehe dies *als einen Tisch*, das *als einen Hasen*. Dabei lasse ich für den Augenblick die Unterscheidung zwischen dem »stetigen Sehen eines Aspekts« und dem »Aufleuchten« eines Aspekts beiseite (ebd.).

**Welche Tiere gleichen ein-
ander am meisten?**



Raninchen und Ente.

Abb. 3: Hasenente. *Fliegende Blätter* Nr. 2465. 23. Oktober 1892, 147.

Freges und Wittgensteins Beispiele sind dabei insofern analog, als in beiden ein und dasselbe ›Objekt‹ auf zwei verschiedene Weisen aufgefasst oder wahrgenommen wird – der (wahrnehmungsunabhängige) Planet Venus erscheint einerseits *als Abendstern*, andererseits *als Morgenstern*, der Hasenentenkopf erscheint einmal *als Hase*, einmal *als Ente*. Dennoch fungieren beide Beispiele gegenläufig, sofern Frege vor allem die *Identität des intentionalen_e Bezugsobjekts* der verschiedenen Sinne hervorkehren will, während Wittgenstein die *Verschiedenheit der wahrgenommenen Aspekte* – der GOOs in der hier verwendeten Terminologie – trotz Identität des intentionalen_e Bezugsobjekts (der Zeichnung) hervorhebt. Zielt Freges Beispiel also auf die Verdeutlichung des Umstands, dass ein und dieselbe Bedeutung durch zwei verschiedene Sinne adressiert werden kann, zielt Wittgensteins Beispiel auf Verdeutlichung des Umstandes, dass ein und dieselbe Form unter zwei verschiedenen Aspekten aufgefasst oder gesehen werden kann. Dabei soll Wittgensteins Beispiel gerade *nicht* zeigen, dass der gesehene Hasenkopf und der gesehene Entenkopf dieselbe Bedeutung (d.h. ein und dasselbe intentionale_e Bezugsobjekt) besitzen. Vielmehr will er umgekehrt zeigen: Ein und dasselbe Objekt, ein und die-

20 »Aspekt« means phenomenological object, which appears to me in this or that way« (Park 1998a, 134; Ders., 1998b, 170).

selbe Form, gibt Anlass zur direkten Wahrnehmung zweier nichtidentischer, wechselseitig perzeptiv exklusiver GOOs. Während also Frege den Umstand betont, dass die *Identifikation der beiden Sinne* der Venus erkenntniserweiternd sein kann (»Wusstest du gar nicht, dass der Abendstern derselbe Planet ist wie der Morgenstern!?)«, betont Wittgenstein, dass das *Sehen neuer Aspekte* erkenntniserweiternd sein kann (»Hast du in der Zeichnung auch den Entenkopf schon gesehen?«). Die epistemische Pointe des Hasenentenkopfes besteht gerade darin, dass der gesehene Hasenkopf (als GOO) *nicht* identisch mit dem gesehenen Entenkopf ist, bzw. wie wir gleich sehen werden: er ist es und er ist es zugleich auch nicht, sofern mit »er« hier zwei verschiedene Objekte bezeichnet sein können. Während Frege mit seinem Beispiel also vor allem das (existenzontologische) Primat der Bedeutungsdimension verdeutlichen will, verdeutlicht Wittgenstein mit seinem Beispiel (in der hier vorgeschlagenen Lesart) *das relative epistemische Eigenrecht der gegebenheitsontologischen Perspektive* gegenüber der existenzontologischen Realität. In der hier verwendeten Terminologie: Ein und dasselbe EOO kann Subjekte zur direkten Wahrnehmung oder Auffassung unterschiedlicher GOOs führen.

Daher beschreibt Wittgenstein das Bemerkens eines Aspekt(wechsel)s auch als den »Ausdruck einer *neuen* Wahrnehmung, zugleich mit dem Ausdruck der unveränderten Wahrnehmung« (ebd., 522f.). »Ich sehe, daß es sich nicht geändert hat; und sehe es doch anders« (ebd., 518). Die Differenz dieser beiden *es* – dem *es*, welches sich nicht geändert hat, und dem *es*, welches sich geändert hat – markiert nun bezüglich der Etwas-als-etwas-Struktur die Differenz zwischen erstem und zweitem »etwas«. Oder, um es mit Sellars' Unterscheidung von *Wahrgenommenem* und dem *vom Wahrgenommenen Wahrgenommenen* zu sagen: Wir können in zwei Fällen *verschiedene* Objekte (GOOs) wahrnehmen, obwohl sich das, *was wir von diesen wahrgenommenen Objekten jeweils aktuell wahrnehmen*, in beiden Fällen nicht unterscheidet. Bei Wittgenstein findet sich diese Unterscheidung in Abschnitt xi der *Philosophischen Untersuchungen* artikuliert, wenn er auf den »kategorischen Unterschied« zweier »Objekte« des Sehens« aufmerksam macht (ebd., 518). Er verdeutlicht den Unterschied dieser beiden Objekte anhand zweier verschiedener Verwendungsweisen des Wortes »sehen«: »Die eine: ›Was siehst du dort?‹ – ›Ich sehe *dies*‹ (es folgt eine Beschreibung, eine Zeichnung, eine Kopie). Die andere: ›Ich sehe eine Ähnlichkeit in diesen beiden Gesichtern‹« (ebd.). Was in beiden Fällen der Aspektwahrnehmung (im Falle des Sehens des Hasenkopfes und im Falle des Sehens des Entenkopfes) identisch ist, ist dasjenige, was vom Objekt jeweils aktuell gesehen, in der Wahrnehmung impressional präsentiert ist, dasjenige,

was sich etwa auch in einer Zeichnung oder Kopie darstellen ließe. Was sich in diesen beiden Fällen unterscheidet ist jedoch sein appräsentiertes Mitgegenwärtigungsprofil, welches auch die Menge der Objekte festlegt, mit denen das Gesehene jeweils eine *wahrgenommene Ähnlichkeit* aufweist. Im einen Fall sieht der Hasenentenkopf (anderen) Hasen ähnlich, im anderen Fall sieht er (anderen) Enten ähnlich. Er sieht aber (wohlgemerkt: *perzeptiv* oder *gegebenheitsontologisch*) nicht zugleich Hasen *und* Enten ähnlich. Wir sehen hier also ein und dasselbe *etwas*, ein und dieselbe Form, die unter zwei unterschiedlichen *Aspekten* erscheint.

Dabei ist Aspekt- oder Als-Wahrnehmung für Wittgenstein nicht ein aufs Visuelle beschränktes Phänomen. Als Beispiele nennt er weiterhin das Hören einer Melodie *als* traurig, oder das Hören einer Brucknersinfonie *als Einheit* anstelle von »lauter kurze[n] Stücke[n], die immer wieder abreißen« (LSPP, 436). Gleichzeitig rückt er die Aspektwahrnehmung in deutliche Nähe zur Wahrnehmung von Worten *als* bedeutsam, dem *Bedeutungserleben*, sofern auch hier eine vertraute Form unmittelbar unter einem bestimmten Aspekt, unter einer bestimmten *Deutung* erscheint (vgl. hierzu auch Bossart 2013, 43ff.). So habe man bei einem vertrauten Wort die Empfindung, »es habe seine Bedeutung in sich aufgenommen, sei ein Ebenbild seiner Bedeutung« (PU, 560). Wittgenstein geht davon aus, dass wir uns vertraute ›Formen‹ – wobei unter Form hier ein beliebiges reidentifizierbares Element der Wahrnehmung zu verstehen ist – unmittelbar so wahrnehmen, *als wären sie gedeutet*. Menschen nehmen Objekte *einer Deutung gemäß* wahr, wie Wittgenstein sagt, was aber nicht heißt, dass sie dabei *eine Deutung (bzw. das Vollziehen einer Deutung) erleben*. »Wer etwas einer Deutung gemäß sieht, erlebt deswegen nicht eine Deutung« (LSPP, 364). Die positive wahrnehmungstheoretische Pointe dieser Überlegungen besteht, wie wir noch deutlicher sehen werden, in der These, dass die Etwas-als-etwas-Struktur sich durch subjektseitig-subpersonale Ergänzungsleistungen erklären lässt, die auf phänomenaler Ebene zu einer Differenz von impressional präsentierten und appräsentierten Teilen von Objekten führen, sofern wir es mit Instanzierungen uns vertrauter Objekttypen (oder Formtypen) zu tun haben. Ihre kritische Pointe liegt in der Warnung, das Wahrnehmungserlebnis nicht »in den hergebrachten psychologischen Kategorien [...] einfach in ein Sehen und ein Denken zu zerlegen« (LSPP, 421).

Diese Form, die ich sehe, ist nicht einfach *eine* Form, sondern sie ist eine von den mir bekannten Formen. – Aber nicht als vergliche ich den Gegenstand mit einem neben ihm stehenden Bilde, sondern als *deckte* er sich mit dem Bild. Ich sehe nur eines und nicht zwei. (PG, 26)

Es geschieht natürlich, daß ich ein Zeichen *deute*, Zeichen eine Deutung gebe; aber doch nicht immer, wenn ich ein Zeichen verstehe! (Wenn man mich fragt »wie viel Uhr ist es?«, so geht in mir keine Arbeit des Deutens vor; sondern ich reagiere einfach auf das, was ich sehe und höre. Es zückt einer das Messer auf mich, dann sage ich nicht: »ich deute das als eine Drohung.«) (Ebd., 47)

Diese Beobachtung gilt Wittgenstein zufolge für Wahrnehmung im Allgemeinen, sofern es sich bei ihr grundsätzlich um Als- oder Aspekt-Wahrnehmung handelt (vgl. für eine solche Interpretation der Überlegungen Wittgensteins auch Strawson 1970, 45). Sofern sich allerdings im Alltag, beim kontinuierlichen Sehen der Aspekte, für gewöhnlich nur selten so prägnante Aspektwechsel ereignen wie beim Hasenentenkopf, tritt das (subpersonale, unbewusste) Deutungsmoment sowohl aufgrund seiner Eindeutigkeit als auch aufgrund seiner Selbstverständlichkeit in den Hintergrund. So *deute* oder »halte« man nicht etwa, »was man bei Tisch als Eßbesteck erkennt, für ein Eßbesteck« (PU, 521). »Wenn ich etwas unterscheide, dann sage ich zunächst: ich sehe dies; ich sage nicht: ich sehe dies *als* dies« (Brand 1971, 274). In der Wahrnehmung findet also für gewöhnlich keine bewusste Deutung statt, vielmehr fassen wir Objekte unmittelbar als Objekte bestimmter Art auf, bzw. nehmen Objekte direkt als Objekte bestimmter Art wahr. »Die für uns wichtigsten Aspekte der Dinge sind durch ihre Einfachheit und Alltäglichkeit verborgen. (Man kann es nicht bemerken, weil man es immer vor Augen hat.)« (PU, 304).

Dass es sich bei Wahrnehmung grundsätzlich (und nicht nur gelegentlich) um Aspekt- oder Als-Wahrnehmung handelt, fällt uns allerdings für gewöhnlich deshalb nicht auf, weil es für die meisten Objekte des Alltags keine etablierten oder vertrauten (und situativ gleichrangigen) alternativen Auffassungen oder Aspekte (etwa der Gabel *als Haarpflegeutensil*) gibt. Wir sind im Alltag selten mit *objets ambigus* konfrontiert.²¹ In dieser Hinsicht stellen Kippfiguren insofern außergewöhnliche Objekte dar, als sie einerseits verschiedene Als- oder Aspektwahrnehmungen ermöglichen, andererseits keine Kontextinformationen liefern, welche deren Auffassung vereindeutigen würden. So sehen wir alles, was uns als Form (und das heißt hier: als Instanziierung einer bestimmten Objektklasse) hinreichend vertraut ist (dies können Individuen, Symbole, Objekte verschiedener Objektklassen usw. sein) unter spezifischen Aspekten, d.h. mit spezifischen Mitgegenwärtigungsprofilen, sofern

21 Vgl. zu der von Paul Valéry stammenden Konzeption des *objet ambigu* in der Kunst Poljanšek 2016b.

diese sich situativ nahelegen. Dabei erweist es sich als eine »Sache des Trainings, der Erfahrung und des kulturellen Hintergrunds«, Formen unmittelbar in ihrer jeweiligen Bedeutsamkeit, unter ihrem jeweiligen Aspekt wahrzunehmen (Strawson 1970, 50 [m.Ü.]).

Auch Wittgenstein geht diesbezüglich – ähnlich wie Bermúdez und Strawson – davon aus, dass das Aufleuchten eines Aspekts keine Wahrnehmung von Eigenschaften eines Objekts bezeichnet, sondern das Aufmerken auf eine interne Relation, die zwischen dem Objekt und anderen Objekten besteht: »[W]as ich im Aufleuchten des Aspekts wahrnehme, ist nicht eine Eigenschaft des Objekts, sondern seine interne Relation zwischen ihm und anderen Objekten« (PU, 549).²² Was Wittgenstein nun die im Aufleuchten des Aspekts wahrgenommene »interne Relation« zwischen dem Objekt und anderen Objekten nennt, bezeichnet im hier vertretenen Ansatz die spezifischen Mitgegenwärtigungs- bzw. Appräsentationshorizonte, die für die entsprechende gegebenheitsontologische Objektklasse konstitutiv sind. In diesem Sinne besteht eine wahrgenommene Ähnlichkeit zwischen dem als Hasenkopf gesehenen Hasenentenkopf und anderen Hasen und dem als Entenkopf gesehenen Hasenentenkopf und anderen Enten. Diese wahrgenommene Ähnlichkeit ist jedoch das *Resultat* der direkten Wahrnehmung, nicht die Grundlage eines Ähnlichkeitsurteils der Form »Dieses x ist hinsichtlich seiner Eigenschaften Objekten der Klasse P ähnlich«. So sind etwa alle als Lebewesen wahrgenommenen Objekte einander gegebenheitsontologisch insofern ähnlich, als zu ihnen bestimmte, für die direkte Wahrnehmung belebter Wesen (*als belebt*) konstitutive Mitgegenwärtigungen und Vorwegnahmen gehören. In diesem Sinne »ähnelt« also auch eine als belebt wahrgenommene Puppe anderen als Lebewesen wahrgenommenen Objekten, eben im Hinblick auf ihre wahrgenommene Belebtheit, die sich allerdings auflösen kann, sobald das Subjekt entdeckt, dass es sich doch nur um eine Puppe handelt. Die wahrgenommene Ähnlichkeit verschwindet.

Bezüglich der appräsentierten Teile und Phasen wahrgenommener Objekte spricht Wittgenstein auch von der »Erdichtung, mit der ich es [das Ob-

22 Es findet hier so etwas wie das Aufmerken auf die *objektkonstitutive Funktion* des entsprechenden Begriffs-von oder ein Aufmerken auf die Allgemeinheit der Objektklasse selbst statt. Man kann hierin Ansätze des Aufkommens eines Begriffs-für für den entsprechenden Begriff-von vermuten, sofern das phänomenale Aufleuchten des Aspekts die bewusste Als-Explication nahelegt. Die objektkonstitutive Funktion von Begriffen-von leuchtet im Aufleuchten des Aspekts mit-auf.

jekt, TP] umgebe«, die wiederum dafür Sorge, dass »sich es in verschiedenen Aspekten sehe[]« (PU, 546).²³ Entsprechendes gilt etwa auch für die Wahrnehmung und das Verständnis ganzer Sätze in verschiedenen Zusammenhängen:

Ich lese aus der Mitte einer Erzählung den Satz: »nachdem er das gesagt hatte, verließ er sie wie am vorigen Tage.« Verstehe ich den Satz? – Das ist nicht ganz leicht zu beantworten. Es ist ein deutscher Satz und insofern verstehe ich ihn. Ich wüsste, wie man diesen Satz gebrauchen könnte, ich könnte einen Zusammenhang für ihn erfinden. Und doch verstehe ich ihn nicht in dem Sinne, in dem ich ihn verstünde, wenn ich die Erzählung gelesen hätte. (PG, 43)²⁴

Die Form (in diesem Fall: der Satz) erhält ihre Bedeutsamkeit aus dem Zusammenhang, in dem sie (unwillkürlich imaginativ appräsentiert und eingebettet) erscheint. Ohne die unmittelbare imaginative Appräsentation eines solchen Zusammenhangs erscheint der Satz als Einladung, einen Zusammenhang für ihn zu erfinden, als isoliert dastehender Satz ist aber zunächst nicht besonders viel (oder im Gegenteil: viel zu viel) mit ihm anzufangen. Deshalb kann Wittgenstein behaupten, dass das »beste Beispiel für einen Ausdruck in ganz bestimmter Bedeutung [...] eine Stelle in einem Drama« sei (LSPP, 407). Analoges gilt auch von sonstigen Objekten unseres Alltags: Sie sind uns als diejenigen Objekte gegeben, als die sie uns alltäglich gegeben sind, sofern wir hinreichend mit ihnen vertraut sind und wir sie folglich – um Wittgensteins poetische Formulierung aufzugreifen – unwillkürlich mit entsprechenden ›Er-dichtungen« umgeben. Dies ist möglich und nötig, sofern die Objekte unserer Wirklichkeit vielfach in erwartbarer Regelmäßigkeit in vorhersehbaren Kontiguitätsbeziehungen zu anderen Objekten, Ereignissen und Vorgängen stehen. Klingelt es an der Tür, so ist es eine erwartbare Regularität, dass eine Person vor der Tür steht. Das Klingelgeräusch *als Klingeln* zu hören heißt nun nichts anderes, als beim Hören des Geräuschs unmittelbar imaginativ zu appräsentieren: Es ist jemand auf Einlass wartend an der Tür. Insofern lässt sich dann auch sinnvoll sagen, dass alle möglichen Türklingelgeräusche in einer internen

23 Musil spricht analog davon, dass in der »nicht-ratioiden« Wirklichkeit »der Sinn jedes Begriffs von einer zarteren Erfahrungshülle [...] als Äther« umgeben sei (1981, 1028).

24 Analoges gilt im Übrigen etwa für die Wahrnehmung von Musik oder Kunst im Allgemeinen: Ein Musikstück, welches als Teil eines konzipierten Albums gehört wird, kann innerhalb des Zusammenhangs des Albums sehr anders klingen als außerhalb dieses Zusammenhangs als »einzelnes Stück«, wobei nicht ganz klar ist, ob ein einzelnes Musikstück überhaupt gänzlich außerhalb eines erweiterten Zusammenhangs (der etwa auch der Zusammenhang der einer Hörer:in überhaupt vertrauten Musik sein kann) gehört werden kann.

Relation zueinander stehen, dass sie in gewisser Hinsicht (als Türklingelgeräusche) ›ähnlich klingen‹. Die wahrgenommene Ähnlichkeit ist hier allerdings in gewissem Sinne *Resultat*, nicht Ausgangspunkt der Wahrnehmungserfahrung.

Mit der Etwas-als-etwas-Struktur der Wahrnehmung ist hier also der Umstand bezeichnet, dass das in der Wahrnehmung aktuell und impressional präsentierte (Etwas...) stets auf einen appräsentierten Spielraum vorweggenommener und mitgegenwärtiger Möglichkeiten hin (...als etwas) entworfen ist. Entsprechend heißt es bei Heidegger: »Wir haben nicht und nie zuerst ›etwas‹ und dann ›noch etwas‹ und dann die Möglichkeit, etwas *als* etwas zu nehmen, sondern völlig umgekehrt: etwas gibt sich uns nur erst, wenn wir schon im Entwurf, im ›als‹ uns bewegen« (GA 29/30, 531).

So kann auch im VR-Fall – in dem es das gewöhnliche intentionale Objekt der Wahrnehmung (existenzontologisch) nicht gibt – erlebnisdeskriptiv zwischen dem wahrgenommenen ›Etwas...‹ und dem ›...als-etwas‹, als welches es wahrgenommen wird, unterschieden werden. Die Etwas-als-etwas-Struktur bezeichnet somit die erlebnisdeskriptive Differenz zwischen impressional präsentierten und appräsentiertem Mitgegenwärtigungsprofil von GOOs, wobei sich an den Spezifika der objektkonstitutiven Vorwegnahmen festmachen lässt, zu einem Objekt welcher Art gehörig der in der Wahrnehmung impressional präsentierte Objektteil aufgefasst wird. Ein keramisches Objekt, das sonst in der menschlichen Wirklichkeit *als Tasse* fungiert, kann so – etwa im Kontext einer WG-Party – etwa *als Aschenbecher* wahrgenommen werden, wenn entsprechende Handlungsmöglichkeiten als für es konstitutiv appräsentiert werden.

Welche Rolle spielen begriffliche Vermögen bei der Als-Wahrnehmung?

Wie wir im nächsten Kapitel noch ausführlicher sehen werden, liegen der menschlichen Als-Wahrnehmung konstitutiv Begriffe-von zugrunde, die funktional als Vermögen eines Subjekts definiert sind, gegebenheitsontologische Objekte einer bestimmten Objektklasse direkt wahrzunehmen. Begriffe-von werden also nicht von einem Subjekt bewusst klassifikatorisch auf bereits individuiert vorliegende oder perzeptiv individuierte Objekte *angewendet*, sondern liegen der direkten Wahrnehmung gegebenheitsontologischer Objekte – als diejenigen, als die sie uns unmittelbar gegeben sind – *dispositional zugrunde*. In diesem Sinne erleben wir eben keine Deutungen, wenn wir Objekte alltäglich direkt unter ihren gewohnten Aspekten wahr-

nehmen, während im Aspektwechsel das Deutungsmoment selbst für einen Augenblick aufleuchtet, durch den Wechsel des Aspekts sich dem Subjekt die objektkonstitutive Rolle der Begriffe-von für einen Augenblick andeutet. Um die zugewandte Vorderseite eines Würfels *als Würfel* (oder: als Seite eines vollständigen Würfels) zu sehen, bedarf das Subjekt eines verinnerlichten Begriffes-von eines Würfels. Selbiges gilt für die Auffassung von etwas als belebt, als Hund, als Mensch usw.

Ein Objekt *als Objekt einer bestimmten Art* wahrzunehmen impliziert jedoch nicht, einen expliziten Begriff-für für das entsprechende Objekt zu besitzen, der das Subjekt in die Lage versetzen würde, implizit oder explizit ein propositionales Urteil der Form »Dies ist ein Würfel/ein ausgedehntes Objekt/eine Ente« zu fällen (vgl. hierzu Heck 2007). Dem Subjekt müssen also die subpersonal seine Wahrnehmung strukturierenden Begriffe-von nicht ihrerseits bewusst sein. Insofern kann man zwar davon sprechen, dass menschliche Wahrnehmung grundsätzlich ›begrifflich‹ ist; muss dann allerdings darauf achten, sauber zwischen Begriffen-von und Begriffen-für zu unterscheiden. Die Wahrnehmung selbst beinhaltet der hier vertretenen Position zufolge nur insofern begriffliche Elemente, als sie subpersonal auf Begriffen-von beruht. Unterscheidet man hier nicht hinreichend scharf zwischen diesen beiden Arten von Begriffen, gelangt man schnell zu einer Theorie der Als-Wahrnehmung, wie sie exemplarisch Matthias Adam vertritt: »Dass x von P als F gesehen wird, heißt, dass x in Ps visueller Wahrnehmung als zu den Fs gehörend, als von der Art der Fs seiend, als die Eigenschaft F habend klassifiziert wird. Dies scheint nur möglich, wenn P über den Begriff F verfügt« (2002, 56). Adam (ebd.) spricht diesbezüglich auch von einer »begrifflichen« Repräsentation von x, die zu einer »perzeptuellen Klassifikation« von Wahrnehmungseindrücken nötig sei.

Zwei Dinge bleiben dabei weitestgehend unklar: Zum einen, was hier mit »begrifflich« genau bezeichnet sein soll, zum anderen wiederum die Voraussetzung einer zweistufigen Theorie der Als-Wahrnehmung: Die Voraussetzung, dass wir es in der Wahrnehmung zunächst mit *bereits individuierten Objekten* zu tun hätten, die *dann* in einem zweiten Schritt mithilfe von Begriffen verschiedenlich charakterisiert und klassifiziert werden. Wie im Vorhergehenden gezeigt, ist die Konstitution der unmittelbaren Objekte unserer Wahrnehmung auf der Grundlage proximaler Reize jedoch grundsätzlich darauf angewiesen, dass subjektseitig Informationen ergänzt werden. Nicht gibt es in der Wahrnehmungsumgebung von P also fertige x, die perzeptiv individuiert und dann mithilfe zur Verfügung stehender Begriffe klassifiziert werden.

Vielmehr liegen der Konstitution von GOOs grundsätzlich Begriffe-von zugrunde. Das GOO als phänomenale Einheit der Wahrnehmung ist also ein Produkt der direkten Wahrnehmung (die immer Als-Wahrnehmung ist), es liegt dieser nicht als fertig individuierte Einheit voraus.

Gegen die Auffassung, dass die menschliche Wahrnehmung grundsätzlich begrifflich ist, hat Frank Dretske dafür argumentiert, zwischen zwei verschiedenen Arten von Wahrnehmung, bzw. zwei Arten von »aussehen« (im Sinne von »a sieht aus wie b«) zu unterscheiden, welche ihm zufolge die Kluft zwischen begrifflicher und vorbegrifflicher Wahrnehmung markieren sollen. Seine Auffassung scheint auf den ersten Blick der hier vertretenen Position gegenläufig, weshalb es sich als lohnend erweist, sie hier in gebotener Kürze zu diskutieren. Wie sich zeigen wird, impliziert Dretskes Ansatz jedoch gerade die Unterscheidung von Begriffen-von und Begriffen-für und kann somit als Beleg für deren Plausibilität – und insofern auch als indirekte Bestätigung der These, dass der Wahrnehmung Begriffe-von zugrunde liegen – angeführt werden. Dretske unterscheidet *doxastisches Aussehen_d* von *phänomenalem Aussehen_p*. Ersteres schließe die Verwendung von Begriffen ein und verursache jeweils eine entsprechende perzeptive Überzeugung. Sieht also Susan – so Dretskes Beispiel – einen Pudel, ohne über den Begriff Pudel zu verfügen, wäre es falsch zu sagen, dass dieser für sie (im doxastischen Sinne) *wie ein Pudel aussieht_d*. Susan besitzt also nicht die perzeptive Überzeugung, *einen Pudel zu sehen*. Umgekehrt gelte allerdings durchaus, dass der Pudel für Susan phänomenal *wie ein Pudel aussieht_p*. Wie genau ist dies zu verstehen?

To say that the dog looks – phenomenally – like a poodle to S (= looks_p) is to say two things: (1) that the dog looks to S the way poodles normally look to S; and (2) the dog looks different to S from other dogs (bulldogs, terriers, etc.). (Dretske 1995, 68)

Aussehen_p setzt also, wie Dretske im zweiten Merkmal explizit hervorhebt, voraus, dass die wahrnehmende Person in der Lage sein muss, Objekte aufgrund ihres phänomenal pudelhaften Aussehens_p von anderen Objekten zu unterscheiden. Das heißt also, sie muss in der Lage sein, in ihrer Wahrnehmung pudelartige von nicht-pudelartigen Objekten zu unterscheiden, selbst wenn sie nicht über den Begriff Pudel verfügt und somit etwa noch nicht »französische Pudel von sehr guten Imitaten zu unterscheiden« in der Lage ist (ebd., 69 [m.Ü.]; vgl. in ähnlicher Stoßrichtung zu diesem Aspekt von Dretskes früher Auffassung auch Burge 2010, 304, FN20). In der hier verwendeten Terminologie besitzt Susan somit einen rudimentären *Begriff-von* eines Pudels, allerdings nicht über einen *Begriff-für* eines Pudels, der eine notwendige

Bedingung dafür wäre, dass sie die propositionale Überzeugung bilden kann, dass sie einen Pudel sieht. Sie benötigt allerdings einen Begriff-von eines Pudels, sofern sie dazu in der Lage ist, pudelartige von nicht-pudelartigen Objekten zu unterscheiden. Susan *sieht_p also den Pudel als Pudel*, obwohl sie ihn nicht *als Pudel sieht_a*. Um einen echten Pudel von einem sich in Mephisto verwandelnden Pudel oder von einem Replikantenpudel zu unterscheiden, bedarf eine Person somit zwar eines elaborierten Begriffs-für für Pudel, nicht aber, um Objekte gegebenheitsontologisch als Pudel zu sehen_p. Für letzteres reicht ein entsprechender Begriff-von von Pudeln bereits aus.

Gleichzeitig schließen diese Bemerkungen nicht aus, dass es neben dem alshaften Sehen und Wahrnehmen noch eine basalere (subpersonale) Ebene der Wahrnehmung gibt, die Dretske auch als »simple seeing« bezeichnet. Diese betrifft die den Organismus überhaupt aus der Umwelt erreichende, visuelle Information, gleichgültig, ob und in welcher Weise diese kognitiv vom Subjekt aufgefasst wird oder nicht. Man starrt, in Gedanken versunken, auf den Marktplatz, wobei der eigene Blick einen Pudel trifft, ohne dass man überhaupt irgendein Objekt aufmerksam erfassen würde. Man sieht in einem solchen Fall – wie man die Situation alltagsontologisch beschreiben kann – *auf einen Pudel*, aber weder im phänomenalen noch im doxastischen Sinn sieht man *einen Pudel*. Oder: Ich habe jede Seite der *Phänomenologie des Geistes* gesehen, habe aber die Worte und Sätze weder im phänomenalen noch im doxastischen Sinn gelesen (vgl. Dretske 2000, 100ff.).²⁵ Jeder anspruchsvollere Begriff der Wahrnehmung oder des Sehens wird demgegenüber jedoch Begriffe-von einschließen und insofern ein Fall von Als-Wahrnehmung sein. Dabei deutete sich bereits in der Auseinandersetzung mit Wittgensteins Auffassung an, dass die Unmittelbarkeit der Als-Wahrnehmung mit dem Umstand verträglich ist, dass die direkte Wahrnehmung von Objekten als Objekten bestimmter Art subjektseitig mitunter eine hinreichende Vertrautheit mit der jeweiligen Objektkategorie voraussetzt. Ich spreche diesbezüglich auch, wie im ersten Ka-

25 Ein solcher Begriff des einfachen Sehens könnte etwa einer Vorstellung von »frühem Sehen« [»early vision«] entsprechen, wie man ihn zum Teil in der empirischen Wahrnehmungspsychologie verwendet findet, wobei innerhalb des frühen Sehens einfachste Konstitutionsprozesse bezüglich der Ausdehnung, Beleuchtung usw. ausgedehnter Objekte greifen, die anschließend durch kognitive Prozesse qualifiziert werden können (vgl. etwa Pylyshyn 1999, 344). Allerdings beträfe ein solches einfaches Sehen offenbar eine subpersonale Vorstufe dessen, was hier als Wahrnehmung bezeichnet wird, weshalb es außerhalb der vorliegenden Untersuchung fällt.

pitel in Bezug auf die Wahrnehmung erläutert, von der *vermittelten Unmittelbarkeit* der Als-Wahrnehmung bzw. des Bedeutsamkeitserlebens.

Die vermittelte Unmittelbarkeit des Bedeutsamkeitserlebens

»Denk nur an die Worte, die Liebende zu einander sprechen!
 Sie sind mit Gefühlen ›geladen‹. Und sie sind gewiß nicht –
 wie Fachausdrücke – durch beliebige andere Laute auf eine
 Vereinbarung hin zu ersetzen.«

(Wittgenstein LSPP, 441)

Die These von der *vermittelten Unmittelbarkeit des Bedeutsamkeitserlebens* lässt sich am einfachsten an Fällen verdeutlichen, in denen gegebenheitsontologische Objekte ihre vertraute Bedeutsamkeit einbüßen und nicht mehr direkt als das wahrgenommen werden, als was wir sie gewöhnlich wahrnehmen. In Anlehnung an eine Wendung, die der Psychiater Wolfgang Blankenburg (1971) geprägt hat, kann man hier auch vom *Verlust der gewöhnlichen Bedeutsamkeit* gegebenheitsontologischer Objekte sprechen. Der Verlust der gewöhnlichen Bedeutsamkeit lässt sich am leichtesten an dem hier schon häufiger gebrauchten Beispiel des unmittelbaren Erlebens der Bedeutsamkeit vertrauter Wörter veranschaulichen: Wie vor allem Kinder – aber auch Ludwig Wittgenstein und Paul Valéry – wissen, bedarf es, um ein vertrautes Wort *nicht* als bedeutsam zu hören, erst einiger Anstrengung, die beispielsweise darin besteht, es häufig laut vor sich hin zu sagen.

Solange die Dinge eine Bedeutung und sogar eine Form haben, befinden wir uns im Anthropomorphismus [d.h. der gegebenheitsontologischen Perspektive des Menschen, TP]. [...] Dem Wirklichen [im Sinne dessen, was hier Realität heißt, TP] kommen wir – vielleicht – näher, indem wir in einer sinnvollen, zielgerichteten Rede [...] das Leere gewahren, die Abwesenheit von Sinn, den Zufall, das Augenblickliche. So wie wir uns dem Wirklichen eines Wortes nähern, indem wir es durch ständiges Wiederholen, und wäre es das vertrauteste Wort, wie ein fremdartiges Geräusch vernehmen...so wie ein Tier es hört. (Valéry 1988, 105)

Sprechen wir ein Wort hinreichend häufig hintereinander laut aus, tritt auf phänomenaler Ebene eine eigentümliche Wandlung auf: Die klangliche Qualität des Wortes tritt merkwürdig in den Vordergrund, verändert sich, während es zugleich die Bedeutung zu verlieren scheint, mit der wir es gewöhnlich wahrnehmen. Wir hören immer noch dasselbe Geräusch (aber ist das wirklich so?) und doch hören wir es ganz anders als zuvor. Wittgenstein behauptet

tet in diesem Kontext, dass ein enger »Zusammenhang der Begriffe ›Sehen des Aspekts‹ und ›Erleben der Bedeutung eines Wortes‹« besteht (PU, 553).

Was ginge z.B. dem ab, der die Aufforderung, das Wort ›sondern‹ auszusprechen und es als Zeitwort zu meinen, nicht verstünde, – oder einem, der nicht fühlt, daß das Wort, wenn es zehnmal nach der Reihe ausgesprochen wird, seine Bedeutung für ihn verliert und bloßer Klang wird? (Ebd.)

Ähnliche Fälle des Verlusts der gewöhnlichen Bedeutsamkeit, die hier entweder bereits zitiert oder angerissen wurden, sind einerseits der von Musil (1987a, 526) zumindest literarisch fingierte Fall, in dem wir Kleidungsstücke als bloße »Form an sich« betrachten und sie uns auf einmal »als seltsame Röhren und Wucherungen« erscheinen, andererseits der ebenfalls von Musil (1983b, 1166) beschriebene Fall, in welchem wir das Mienenspiel einer anderen Person nicht *verstehend*, sondern *kausal* als objektiven Vorgang ansehen, statt es als einen Signalaustausch aufzufassen und »fortlaufend auf uns« zu beziehen. »[W]enn dies geschieht«, so Musil, »ist es sehr befremdend und der Zustand wird als ungewöhnlich empfunden« (ebd.). Die Kleidungsstücke oder das Mienenspiel verlieren in diesen Fällen ihre gewöhnliche, unmittelbar wahrgenommene Bedeutsamkeit. Sie sind uns nicht mehr in der Weise gegeben, wie sie uns gewöhnlich gegeben sind.²⁶ Ein vor allem innerhalb der phänomenologischen Tradition vielzitiertes Beispiel des Verlustes gewöhnlicher Bedeutsamkeit – Pierre Keller (1999, 148) spricht diesbezüglich auch von einem »breakdown of signficance« – sind die von Heidegger in *Sein und Zeit* beschriebenen Fälle, in denen Werkzeuge beim Gebrauch ihre Funktionalität einbüßen. In solchen Fällen, so Heidegger, werde das Objekt auf eine andere Weise auffällig, als es während seiner praktischen Verwendung gewöhnlich erscheint:

Das *Auffallen* gibt das zuhandene Zeug in einer gewissen Unzuhandenheit. Darin liegt aber: das Unbrauchbare liegt nur da –, es zeigt sich als Zeugding, das so und so aussieht und in seiner Zuhandenheit als so aus-

26 Möglich scheint weiterhin, dass ein Mangel an unmittelbarem Erleben der Bedeutsamkeit im hier entwickelten Sinne auch ein Symptom mancher Psychopathologien ist. So deuten Selbstbeschreibungen von Personen mit Symptomen von Schizophrenie darauf hin, dass diese mitunter genau dieses Vermögen zum Erleben der natürlichen Bedeutsamkeit verlieren. John Campbell etwa spricht von einem »loss of felt meaning« in the experienced world«, welches sich bei einer schizophrenen Person beispielsweise wie folgt äußern kann: »For example, he may see someone making a cup of tea, and be able to describe the process intellectually, but still lack any sense of the significance of the process« (1999, 622).

sehendes ständig auch vorhanden war. Die pure Vorhandenheit meldet sich am Zeug[.] (SZ, 73)

Das Objekt verliert, wie man aus der hier entwickelten Perspektive sagen kann, seine unmittelbar wahrgenommene Bedeutsamkeit, es wird als bloße Form auffällig, mit der *als solcher* weiter nichts anzufangen ist. Hierdurch allerdings – so die Heideggersche Pointe – wird zugleich *ex negativo* deutlich, dass und inwiefern uns die Objekte alltäglich und unmittelbar in je spezifischer Bedeutsamkeit, als Objekte bestimmter Art in je spezifischer Gegebenheitsweise gegeben sind. Ein Glas ist ein Objekt, aus dem getrunken wird, und es bedarf einer signifikanten Veränderung unserer gewöhnlichen Wahrnehmung, um es nicht unmittelbar mit dieser Bedeutsamkeit (mit dem für es als Glas konstitutiven Mitgegenwärtigungsprofil) wahrzunehmen.

Wie im Vorhergehenden bereits angedeutet, unterscheidet Wittgenstein in diesem Zusammenhang zwischen einem kontinuierlichen Sehen einer Sache *als Gegenstand unter einem bestimmten Aspekt* und einem Als-Sehen, bei welchem dem Sehenden *der Aspekt des Gesehenen als solcher bewusst ist* (oder wird), und spricht dabei einerseits von dem »kontinuierlichen Sehen eines Aspekts« und andererseits von dem »Aufleuchten eines Aspekts« im Aspektwechsel (PU, 520). Während also im ersten Fall der aktuell wahrgenommene Teil eines GOO unmittelbar unter einem spezifischen Aspekt (in spezifischer Appräsentation, die konstitutiv zum GOO gehört) erlebt wird, ist der zweiten Art von Erleben das Bewusstsein um die Differenz von aktuell präsentem Teil und appräsentierter Ergänzung (d.i. erlebter Bedeutsamkeit) einbeschrieben, sofern der Aspekt (das wahrgenommene GOO) wechselt, während zugleich etwas als gleich erhalten bleibt (der vom GOO impressional präsentierte Teil). Diese Differenz ist allerdings nicht so zu lesen, als bezeichnete der impressional präsentierte Teil als solcher ein wahrnehmungsunabhängiges, existenzontologisches Objekt, das wahlweise mit oder ohne Aspekt wahrgenommen werden könnte, sondern beispielsweise das sichtbare Bild des H.-E.-Kopfes, der einmal als Hase und einmal als Ente gesehen werden kann, oder die Vorderseite eines Objekts, welches man einmal *als massiv* und einmal *als hohl* sehen kann (wobei die Unterstellung eines solchen, gleichbleibenden Teils des GOO noch einmal phänomenologisch zu prüfen wäre). In Verbalisierungen wird die Differenz dieser beiden Arten des Erlebens durch die Verwendung oder Nichtverwendung von Als-Formulierungen angezeigt. Sobald bezüglich des Objekts einer Wahrnehmung Als-Formulierungen oder funktionale Äquivalente gebraucht werden – etwa »Ich sehe dies *als* einen Hasen« oder »Jetzt ist

es für mich ein Gesicht« – sei daher stets eine Rückfrage der Form »Auf welche Verwandlung spielst du an?« möglich (Wittgenstein PU, 521).

Gegenstände andererseits, denen in pragmatischer Hinsicht gewöhnlich nur eine spezifische Als-Geltung, nur ein spezifisches Bedeutsamkeitserleben zukommt, werden im Normalfall unmittelbar und ausschließlich in dieser Als-Geltung erlebt und aufgefasst, was einen Verweis auf den Als-Charakter der Wahrnehmung überflüssig macht.

Zu sagen »Ich sehe das jetzt als ...«, hätte für mich [in diesen Fällen, TP] so wenig Sinn gehabt, als beim Anblick von Messer und Gabel zu sagen: »Ich sehe das jetzt als Messer und Gabel.« [...] Man »hält« auch nicht, was man bei Tisch als Eßbesteck erkennt, für ein Eßbesteck; sowenig, wie man, beim Essen, für gewöhnlich den Mund zu bewegen versucht, oder zu bewegen trachtet. (Ebd.)

Allerdings kann – wofür auch Strawson argumentiert – auch in Fällen unmittelbaren Bedeutsamkeitserlebens ein externer Beobachter von einem Als-Erleben des Beobachtenden sprechen (zur Möglichkeit einer solchen Wittgenstein-Interpretation vgl. auch Schröder 2010, 354f.): »Dennoch hätte ein Anderer von mir sagen können: »Er sieht die Figur als Bild-H.« (Wittgenstein PU, 521). Eine »Form« – so Wittgenstein – die einem Beobachter »vertraut ist«, erscheint diesem unmittelbar in ihrem jeweiligen Aspekt: Deshalb sieht einer »ein Lächeln, das er nicht als Lächeln erkennt, [...] anders, als der es versteht« – sofern derjenige, der es nicht als Lächeln erkennt, es eben nicht *als ein Lächeln* sieht (ebd., 527). Das Sprachspiel, welches wir bezüglich der Bezeichnung alltäglicher Aspekte lernen, basiert nun gerade darauf, dass die Aspekte nicht *als Aspekte* bezeichnet werden. Wir lernen bezüglich alltäglicher Aspekte also nicht zu sagen »Ich sehe dies nun als Krawatte«, sondern beispielsweise »Da, eine Krawatte«. ²⁷ »Verstünde ein Kind, was es heißt, den Tisch »als Tisch« sehen? Es lernt: »Dies ist ein Tisch, dies eine Bank« etc., und es beherrscht vollkommen ein Sprachspiel, ohne eine Andeutung davon, daß es sich dabei um einen Aspekt handelt« (BPP I, 87). Analog heißt es, wie bereits zitiert, in den *Philosophischen Untersuchungen*: »Die für uns wichtigsten Aspekte der Dinge sind durch ihre Einfachheit und Alltäglichkeit verborgen. (Man kann es nicht bemerken, weil man es immer vor Augen hat.)« (PU, 304).

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, dass Wittgenstein mit Aspekt nicht einfach nur eine unter verschiedenen möglichen Gegebenheitsweisen ein und

27 Die autorisiertesten oder eingeschliffensten Sehen-als-Spiele zeichnen sich dadurch aus, dass in ihnen das »als« *als* »als« invisibilisiert ist.

desselben Objekts meint. Vielmehr lässt sich, wie Byung-Chul Park dies formuliert, »leicht sehen, dass Wittgensteins Verwendung von ›Aspekt‹ das phänomenologische Objekt meint, welches mir in dieser oder jener Weise erscheint« (1998a, 135 [m.Ü.]). Um die Beschreibungen Wittgensteins in der hier verwendeten Terminologie zu paraphrasieren: Um ein Lächeln als gegebenheitsontologisches Objekt in seiner spezifischen Bedeutsamkeit zu sehen, reicht es nicht aus, an die Stelle zu blicken, an der eine andere Person ein Lächeln sieht. Man bedarf dazu vielmehr eines verinnerlichten Begriffes – von einem Lächeln, der dessen direkter Wahrnehmung *als Lächeln* zugrunde liegt. Ebenso reicht es, um ein Kleidungsstück aus einem fremden kulturellen Kontext als das zu sehen, als welches es innerhalb dieses Kontextes wahrgenommen und unmittelbar aufgefasst wird, nicht aus, einen unbedarften Blick darauf zu werfen.

You must put yourself in a behavioristic relation to a thing before it becomes an element of culture. What gives a thing its presentational value – makes it recognizable – is the multiplicity of behavioral situations of which it is a part. This is what defines a thing. If we are to understand it, we need to construct a typical picture of a series of behavioristic patterns, situations into which (an object) may be placed. (Sapir 2002, 121)

Man muss schon habituell und innerlich mit der Art und Weise vertraut sein, wie und unter welchen Umständen das Objekt im entsprechenden Kontext gewöhnlich verwendet und aufgefasst wird. Die angemessene (bzw. in Bezug auf eine geteilte Wirklichkeit typische) Wahrnehmung gegebenheitsontologischer Objekte erfordert mitunter hinreichende Vertrautheit mit dem entsprechenden Zusammenhängen, die nicht ohne Weiteres durch explizites Wissen ersetzt werden kann. Wittgenstein selbst macht diesbezüglich wiederholt auf den Umstand aufmerksam, dass die Unmittelbarkeit der Aspektwahrnehmung den Eindruck macht, als beruhe sie auf Deutungsleistungen, ohne allerdings tatsächlich auf bewussten Deutungen zu beruhen (vgl. hierzu auch Searle 2011, 143).

»Ist es ein Denken? ist es ein Sehen?« – Heißt das nicht soviel wie »Ist es ein Deuten? ist es ein Sehen?« Das Deuten ist ein Denken; und es bewirkt oft einen Umschlag des Aspekts. Kann ich sagen: Das Sehen des Aspekts ist *verwandt* einem Deuten? – Die Neigung war ja, zu sagen »Es ist, als *sehe* ich eine *Deutung*«. Nun, der Ausdruck dieses Sehens *ist* verwandt dem Ausdruck des Deutens. (LSPP, 376)

Man kann sagen »Ich lese die Furchtsamkeit in diesem Gesicht«, aber jedenfalls scheint mit dem Gesicht Furchtsamkeit nicht bloß assoziiert, äußerlich verbunden; sondern die Furcht lebt in den Gesichtszügen. Wenn

sich die Züge ein wenig ändern, so können wir von einer entsprechenden Änderung der Furcht reden. Würden wir gefragt: »Kannst du dir dieses Gesicht auch als Ausdruck des Mutes denken?« - so wüßten wir, gleichsam, nicht, wie wir den Mut in diesen Zügen unterbringen sollten. Ich sage dann etwa: »Ich weiß nicht, was das hieße, wenn dieses Gesicht ein mutiges Gesicht ist«. (PU, 442)

Da und sofern nun auch die unmittelbare Wahrnehmung von Gegenständen eine Als-Wahrnehmung darstellt, weist Wittgenstein wiederholt darauf hin, dass es schwerfällt, bei Fällen direkter Wahrnehmung zwischen der »unmittelbaren Erfahrung« (bzw. dem Seherlebnis) und deren »Deutung« zu unterscheiden (ebd., 519). Dies erscheint aus der hier entwickelten Perspektive nur konsequent, sofern die appräsentierten Anteile konstitutiv zu den wahrgenommenen GOOs gehören und nicht vorliegenden Objekten erst angeheftet oder hinzuassoziiert werden.

Unter Bezugnahme auf Wittgensteins Explikation der Aspektwahrnehmung spricht Searle (2011, 142) daher auch von »Wahrnehmungsdeutungen«, die subpersonal durch das, was er den *Hintergrund* nennt – der hier mit der mit dem individuellen Ensemble von Begriffe-von eines Subjekts identifiziert werden kann –, geleistet würden. Diese Deutungen bestehen Searle zufolge darin, dass wir »normalerweise ohne einen Akt der Deutung« stets »Dinge als gewisse Arten von Dingen« sehen oder »einen Satz verstehen« (ebd., 142f.). Unser Erleben bedeutsamer Objekte ist einerseits durch verinnerlichte Begriffe-von *vermittelt*, die zumindest teilweise das Ergebnis von Habitualisierungsprozessen oder Enkulturationsprozessen sind, andererseits erscheinen uns die wahrgenommenen Objekte *unmittelbar* in ihrer jeweiligen Bedeutsamkeit oder Gegebenheitsweise – nichts anderes bezeichnet die vermittelte Unmittelbarkeit des Bedeutsamkeitserlebens (vgl. hierzu auch Bourdieu 2009, 166).²⁸ Da-

28 Die hier in Anlehnung an Wittgenstein vertretene Konzeption der vermittelten Unmittelbarkeit weist Ähnlichkeiten zur Konzeption der »zweiten Natur« auf, wie sie in Anlehnung an Aristoteles und Hegel etwa von John McDowell (1996, 84) vertreten wird. Allerdings fasst McDowell die zweite Natur – die er auch mit der aus der »deutschen Philosophie« stammenden Konzeption der »Bildung« assoziiert – als »Gewohnheiten des Denkens und Handelns«, welche dem Menschen »die Augen für Gründe in ihrer Gesamtheit öffnen« sollen (ebd. [m.Ü.]). Die Konzeption der zweiten Natur dient bei McDowell dazu, Vernunft und Natur miteinander zu »versöhnen«, sofern sie die Rezeptivität für Gründe und rationale bzw. normative Ansprüche in der »Welt« erklären soll (ebd., 86; vgl. kritisch zu McDowells Konzeption der »Welt« auch die entsprechenden Bemerkungen in der Einleitung). Demgegenüber wird hier die These vertreten, dass die vermittelte Unmittelbarkeit sich nicht direkt auf Gründe und das Denken bezieht, sondern nur die direkte Wahrnehmung von etwas-als-etwas betrifft, und man diesbezüglich zwischen den

bei bestehe ein, »besonders in Theorien der Textinterpretation« – hierbei zielt Searle offenbar auf dekonstruktivistische Ansätze à la Jacques Derrida –, verbreitetes Missverständnis der Funktionsweise des Hintergrunds in der »fehleleiteten Voraussetzung, dass jedes Verstehen einen Akt der Interpretation beinhalten muss« (1994, 192 [m.Ü.]).

One's immediate, normal, instantaneous understanding of utterances is always possible only relative to a Background, but it does not follow from that that there is some separate logical step, some separate act of interpretation involved in normal understanding. A similar mistake is made in those theories of cognition that claim that we must have made an inference if, when we look at one side of a tree, we know that the tree has a back side. On the contrary, what we do is simply see a tree as a real tree. (Ebd.)

Vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen müssten sich diese Bemerkungen von selbst verstehen. Der gegebenheitsontologischen Objektkonstitution liegen keine *bewussten* Deutungen oder Interpretationen zugrunde, dennoch finden auf subpersonaler Ebene funktionale Äquivalente abduktiver oder analogischer Schlüsse statt, die das Zustandekommen der in der Wahrnehmung gegebenen GOOs erklären. Die individuell angeeigneten Begriffe-von – die stets auch, wenn auch nicht ausschließlich, ein Ergebnis von Prozessen der Enkulturalisierung und Habitualisierung sind – sorgen also dafür, dass Menschen unmittelbar bestimmte gegebenheitsontologische Objekte mit spezifischer Bedeutsamkeit wahrnehmen, auch wenn diesem Wahrnehmen keine bewussten Deutungen zugrunde liegen. Die ihm vertrauten Formen sind dem Subjekt, um die entsprechende Formulierung Heideggers zu gebrauchen, unmittelbar in ihrer jeweiligen Bedeutsamkeit *zuhanden* (vgl. zu einer solchen Wittgenstein-Interpretation auch Schröder 2010, 354). Dabei ist es durchaus

Begriffen-von, die der direkten Wahrnehmung zugrunde liegen, und den Begriffen-für, welche Voraussetzung für propositionale Überzeugungen sind, unterscheiden muss. Die Rede von der »vermittelten Unmittelbarkeit« (bzw. der »indirekten Direktheit«) wird auch von Plessner (1975, 329) gebraucht, der damit den Umstand bezeichnet, dass ein »Wirkliches [...] als Wirkliches gar nicht anders mit einem Subjekt in Relation sein« könne denn »als Objekt, d.h. als Erscheinung, Manifestation von ... : als vermittelte Unmittelbarkeit«. Wobei sich Plessner zufolge die Objekte der Wahrnehmung des Menschen dadurch auszeichnen, dass sie in der Wahrnehmung mit einem (in der hier gebrauchten Terminologie: alltagsontologischen) »Objektivitätscharakter« versehen sind, der auf die Differenz von Erscheinung und Realität zurückverweist (ebd.). Der Mensch besitzt also Plessner zufolge einerseits einen ihm unmittelbar scheinenden »Realkontakt«, der andererseits zugleich durch die »Indirektheit und Vermitteltheit seiner unmittelbaren Beziehungen zu den Objekten« konterkariert wird, von welcher der Mensch in seiner Reflexion weiß (ebd., 329f.).

möglich, dass verschiedene Subjekte aufgrund unterschiedlicher Enkulturationsgeschichten divergierende Hintergründe (vgl. unten Kapitel 5.1) und insofern divergierende direkte Wahrnehmungen besitzen, wie Wittgenstein etwa am Beispiel der Wahrnehmung verschiedener Malweisen verdeutlicht: »Es gibt z.B. Malweisen, die mir nichts in dieser unmittelbaren Weise mitteilen, aber doch andern Menschen. Ich glaube, daß Gewohnheit und Erziehung hier mitzureden haben« (PU, 531). Analoges ließe sich in Bezug auf die Fähigkeit von Subjekten sagen, bestimmte Musikstile in einer Weise zu hören, die ihnen in einem analogen Sinne in einer unmittelbaren Weise etwas mitteilen. Wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, ist diesbezüglich die konstitutive Leistung von Begriffen-von für die diversen Wirklichkeiten, in denen wir als Menschen leben, kaum zu unterschätzen.

3. Begriffe-von

Ein Begriff-von bezeichnet das Vermögen eines Subjekts, eine bestimmte Klasse von gegebenheitsontologischen Objekten direkt wahrzunehmen. Besitzt ein Subjekt also beispielsweise einen Begriff-von von Lebewesen, so ist es dazu disponiert, unter bestimmten existenzontologischen Bedingungen, die auf den Organismus wirken, direkt ein Lebewesen wahrzunehmen. Ein Subjekt, welches demgegenüber keinen Begriff-von von Lebewesen besäße, wäre zwar nicht in der Lage, etwas als Lebewesen wahrzunehmen, ihm könnte aber gleichwohl *alles unbelebt* erscheinen, sofern es einen entsprechenden Begriff-von unbelebter Objekte besäße. Begriffe-von erfüllen dabei zwei zentrale Funktionen, die im Folgenden ausführlicher erläutert und diskutiert werden – die (*Re-*)*Identifikationsfunktion* einerseits und die *Vorzeichnungsfunktion* andererseits. Der Besitz eines verinnerlichten Begriffs-von einer bestimmten Objektklasse befähigt ein Subjekt *einerseits* dazu, in seiner Umgebung unmittelbar (d.h. ohne bewusst vollzogene Deutung oder Überlegung) Objekte der entsprechenden Objektklasse zu (*re-*)identifizieren oder aufzufassen (*Identifikationsfunktion*), womit dann *andererseits* die appräsentierende Mitgegenwärtigung und *Vorzeichnung* weiterer Objektteile und -phasen (die auch eigene Handlungsmöglichkeiten und -beiträge einschließen können) einhergeht (*Vorzeichnungsfunktion*).¹ Mit einer Formulierung von Alfred Schütz (1982, 88 [Herv. im Original]) könnte man die Leistung von Begriffen-von im Hinblick auf die Wahrnehmungserfahrung auch dadurch bestimmen, dass

¹ Es wäre noch einmal eigens zu prüfen, ob die beiden Mechanismen, die Abelson und Schank für das als konstitutiv ansehen, was sie »Skripte« nennen, sich auf diese beiden gegebenheitsontologisch objektkonstitutiven Funktionen der Begriffe-von zurückführen lassen (1977, 38).

sie »potentielle[] Komplex[e] typischer Erwartungen, die unter typischen Umständen aktualisiert werden und zu typischen Reaktionen führen« zur Aktualisierung bereithalten, wobei Schütz diese Komplexe auch als »habituellen Besitz« des Subjekts beschreibt. *Objektidentifikation* und *appräsentierende Möglichkeitsvorzeichnung* sind also die beiden wesentlichen Leistungen, die Begriffe-von auszeichnen.

Wie bereits angedeutet weist eine solche Konzeption von Begriffen-von eine gewisse theoretische Nähe zu Pierre Bourdieus (2015, 101) Konzeption des *Habitus* auf, sofern der *Habitus* von letzterem als ein verinnerlichtes Ensemble von »Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata« definiert wird, welches für »die aktive Präsenz früherer Erfahrungen« im aktuellen Wahrnehmen und Handeln eines Subjekts Sorge.² Begriffe-von beschränken sich – aufgrund der oben explizierten Notwendigkeit der Unterscheidung von Wahrnehmung und Denken – allerdings wesentlich auf Wahrnehmungs- und Handlungsschemata und stellen somit eine Teilmenge des Ensembles von Schemata dar, welches Bourdieu als *Habitus* bezeichnet. Dabei macht Bourdieu mit der Betonung der aktiven Präsenz vorhergehender Erfahrung auf den Umstand aufmerksam, dass der *Habitus* ein Ergebnis von Erfahrungssedimentationen ist, die in der Art und Weise weiterwirken, wie ein Subjekt aktuelle Situationen und Objekte unmittelbar auffasst und ihnen gegenüber zu agieren geneigt ist. Allerdings liegt der Fokus von Bourdieus Überlegungen beinahe ausschließlich auf Prozessen *sozialer Prägung* und blendet dabei tendenziell die Möglichkeit anthropologischer und existenzontologischer Grundbedingungen aus, die das Subjekt möglicherweise ebenfalls mit bestimmten (möglicherweise ihrerseits sozial formbaren) Wahrnehmungs- und Handlungsschemata ausstatten. Demgegenüber wird innerhalb des hier entwickelten Ansatzes zum einen explizit zugelassen, dass Begriffe-von entweder *angeboren* oder *ontogenetisch* (also im Laufe des Lebens eines Organismus) *erworben* sein können. Zum anderen wird darüber hinaus der Umstand betont, dass die im Zuge der Auseinandersetzung mit Umgebungsregularitäten ontogenetisch erworbene Begriffe-von entweder auf solche Umgebungsregularitäten kalibriert sein können, die etwa aufgrund des Bestehens bestimmter Naturgesetze global Bestand ha-

2 Sally Haslanger bestimmt in Anlehnung an Überlegungen William Sewells und Judith Howards »Schemata« als »intersubjektive Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltensmuster«, die »in Individuen als ein gemeinsames Bündel von offenen Dispositionen verkörpert« seien, »die Dinge auf eine bestimmte Weise zu sehen oder unter bestimmten Umständen gewohnheitsmäßig zu reagieren« (2021, 154f.).

ben, jedoch auch auf solche Regularitäten kalibriert sein können, die aus anderen Gründen nur jeweils einen gewissen, lokalen Bestand (etwa innerhalb bestimmter geographischer oder sozialer Zusammenhänge) besitzen. Statt vom Habitus wird daher im Folgenden (in Anlehnung an Searles Rede vom »Background«) vom »Hintergrund« der Subjekte die Rede sein, der als das *idiosynkratische Ensemble der Begriffe-von* bestimmt ist, welche die Wahrnehmungen (und Handlungsneigungen) eines Subjekts strukturieren.³ Sofern Begriffe-von die Klassen der für ein Subjekt direkt wahrnehmbaren GOOs und somit seine Wirklichkeit/Gegebenheitsontologie festlegen, sorgt eine intersubjektive Divergenz der Begriffe-von, die jeweils den Hintergrund der Subjekte ausmachen, für eine entsprechende Divergenz der Wirklichkeiten, in denen sie sich jeweils vorfinden. Existieren also zwei Organismen mit divergierenden Hintergründen in derselben existenzontologischen Umgebung, so sind den entsprechenden Subjekten potenziell divergierende GOOs gegeben, sie leben in – mindestens partiell – divergierenden Wirklichkeiten. Der Hinweis auf Bourdieus Konzeption des Habitus ist in diesem Zusammenhang insofern hilfreich, als – wie wir später noch deutlicher sehen werden – Begriffe-von nicht nur passiv dafür sorgen, dass Subjekte situativ *naheliegende Möglichkeiten und Kontiguitätszusammenhänge* vorwegnehmen, sondern auch dafür, dass Subjekte mitunter unmittelbar *bestimmte Impulse zu handeln* verspüren. Diese aktive Dimension gerät tendenziell aus dem Blick, wenn man (wie dies auch hier zum Zwecke höherer Eingängigkeit der vertretenen Position geschieht) Begriffe-von zu stark nur von der Wahrnehmung her konzeptualisiert.

Dass der Wahrnehmung funktional fungierende Begriffe-von zugrunde liegen, ergibt sich – wie bereits erläutert – schon aus der Tatsache, dass Menschen in der Wahrnehmung verschiedene Arten von Objekten mit für die jeweilige Objektklasse konstitutiven Mitgegenwärtigungsprofilen gegeben sind, die, wenn sie enttäuscht werden, zu empirisch feststellbaren Orientierungs- und Irritationsreaktionen führen. Gleichzeitig impliziert die Zuschreibung von Begriffen-von als Vermögen eines Subjekts keine Festlegung darüber, in welcher Weise diese Vermögen existenzontologisch oder subpersonal realisiert sind, sofern Begriffe-von *funktional* (also durch das, was sie leisten) und

3 Bezüglich der Handlungsneigungen eines Akteurs unterscheidet Tobias Störzinger (2022, 47) zwischen »Dispositionen« als denjenigen »Einstellungen, die wir mittels der intentionalen Erklärungsstrategie zuschreiben«, um das Verhalten eines Akteurs zu erklären, während er »Urteile« als »normativ gehaltvolle Festlegungen« eines Akteurs innerhalb des »Spiel[s] des Gebens und Nehmens von Gründen« bestimmt.

nicht *material* (durch das, was ihnen existenzontologisch entspricht) definiert sind.⁴ Wie oben bereits angedeutet, lässt eine solche, rein funktionale Definition der Begriffe-von also offen, wie ein solches Vermögen existenzontologisch realisiert ist.⁵ Auch die konkreten Prinzipien der Objektindividuation, die der direkten Wahrnehmung von GOOs verschiedener Objektklassen zugrunde liegen, bleiben durch eine solche Bestimmung von Begriffen-von unexpliziert und sind Gegenstand empirischer, nicht philosophischer Forschung. So lassen sich etwa die Prinzipien, die der direkten Wahrnehmung von Lebewesen als gegebenheitsontologischer Objektklasse beim Menschen zugrunde liegen, durch Beobachtung der Merkmale in Erfahrung bringen, die ein Ensemble von EOOs oder eine Reihe kausal auf die Wahrnehmungsorgane des Organismus wirkender existenzontologischer Ereignisse erfüllen muss, damit ein menschliches Subjekt in direkter Wahrnehmung *etwas Belebtes* (bzw. *etwas als belebt*) wahrnimmt. Hat man solche Merkmale gefunden, heißt dies wiederum im Umkehrschluss, dass man die direkte Wahrnehmung *von Belebtem* – durch eine Art *Reverse Engineering* – dadurch induzieren kann, dass man entsprechende kausale Einwirkungen (wie dies etwa bei VR in Bezug auf die gewöhnliche Wahrnehmung geschieht) auf die Wahrnehmungsorgane des Organismus herstellt. Man kann sich also etwa vorstellen, dass man Roboter herstellt, welche die typischen Verhaltensmuster realisieren, die beim Menschen für gewöhnlich zur Wahrnehmung von Lebewesen als GOOs führen. Diese müssten dann für menschliche Subjekte in direkter Wahrnehmung *als belebt*

4 »Diese Offenheit funktionaler Definitionen in bezug auf erfüllende Leistungen hat den Vorzug, sehr heterogene Erscheinungen vergleichbar zu machen, und den Nachteil, daß der Begriff selbst keine Deduktion und keine Vollständigkeitskontrolle der erfüllenden Leistungen ermöglicht« (Luhmann 2008a, 14 FN3).

5 Begriffe-von fungieren innerhalb dieses Ansatzes als eine Art Brückengelenk zwischen Realität und Wirklichkeit, sofern sie (existenzontologisch) Organismen oder (gegebenheitsontologisch) Subjekten zugeschrieben werden können, womit die funktionale Abhängigkeit bestimmter kausaler Einwirkungen auf den Organismus und der Gegebenheit bestimmter Objekte bezeichnet ist. Schreibt man *einem Organismus* bestimmte Begriffe-von zu, so ist damit die *Realseite* der Korrelation bezeichnet (etwa: bestimmte existenzontologische Reizkonstellationen, für welche der Organismus in dem Sinne rezeptiv ist, dass sie zur Gegebenheit bestimmter GOOs führen). Schreibt man *einem Subjekt* bestimmte Begriffe-von zu, so ist damit gemeint, dass die durch den Begriff-von bezeichnete GOO-Objektklasse (mit spezifischem Mitgegenwärtigungsprofil) zu dessen Gegebenheitsontologie gehört. Auf der Seite des realen Organismus bezieht sich ein Begriff-von also auf Muster realer Reizkonstellationen, für welche dieser rezeptiv ist, auf der Seite des Subjekts auf eine Objektklasse, die zu dessen Wirklichkeit gehört.

gegeben sein, was wiederum nicht heißt, dass sie wahlweise innerhalb einer entsprechenden biologischen Existenzontologie *als Lebewesen* geführt werden müssten oder in einer entsprechenden, vom biologischen Lebensbegriff beeinflussten Alltagsontologie zu den Lebewesen gezählt würden (auch dies ein Beispiel für die Notwendigkeit der Unterscheidung von wissenschaftlicher Existenzontologie, Alltagsontologie und Gegebenheitsontologie eines Subjekts). Die entsprechenden GOOs wären menschlichen Subjekten nur phänomenal als belebt, also mit einem entsprechenden Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmeprofil, gegeben. Sie könnten alltagsontologisch dennoch urteilen, dass es sich bei ihnen um Cyborgs oder ähnliches handelt.

Von Begriffen-von werden entsprechend »Begriffe-für« unterschieden, die Subjekte dazu befähigen, zusätzlich zu direkten Wahrnehmungen von etwas-als-etwas im oben explizierten Sinn propositionale Überzeugungen zu bilden. Um die Differenz der Funktionsweise und Leistung von Begriffen-von und Begriffen-für hier vorläufig zu verdeutlichen, ist es sinnvoll, auf eine analoge Unterscheidung John Campbells zu verweisen. Unter Bezugnahme auf Aristoteles *Metaphysik* verdeutlicht dieser die hier angezielte Differenz wie folgt.

We can contrast a theoretical understanding of the causal properties of particular types of wood, for example, or different metals, such as iron and silver, with the understanding possessed by the carpenter of metalwork. The artisan's grasp of causal properties is not a matter of having a detached picture of them. It has to do rather with the structure of his practical skills [...]. *The artisan need not have any rich vocabulary for the properties of the wood or metal about which he has knowledge. In training an apprentice, he may simply say, »When the wood is like this, you have to be careful of that«, accompanied by suitable gestures and actions. But he can recognize those properties when he comes across them.* (1994, 47 [meine Herv.]; vgl. hierzu auch Bermúdez 2003, 45)

Statt von Begriffen-von spricht Campbell (1994, 46) von »working concepts«, die dem Subjekt ein – wie er meint – praktisches, »propositionales« Wissen vermitteln; wobei er explizit die Möglichkeit einräumt, dass auch Tiere über *working concepts* dieser Art verfügen. Allerdings verdeckt die suggestive Unterscheidung von *theoretischem Wissen* und *praktischen Vermögen*, wie sie sich ähnlich auch in Michael Polanyis (1966) Konzeption des *tacit knowing* (bzw. *tacit knowledge*) oder in Gilbert Ryles (1949, 47) Unterscheidung von *knowing how* und *knowing that* angelegt findet, die Reichweite dessen, was hier durch die durch Begriffe-von vermittelte direkte Wahrnehmung bezeichnet ist. Insbesondere ist dabei die *wirklichkeitserschließende oder orientierende Funktion* von

Begriffen-von zu betonen. Um diese Funktion hier vorläufig zu veranschaulichen, bietet sich eine Überlegung Richard Hecks an. Dieser vertritt die These, dass der Gehalt von Wahrnehmungen von grundsätzlich anderer Art ist als der Gehalt von Überzeugungen und vergleicht den Gehalt von Wahrnehmungszuständen mit sogenannten »kognitiven Karten«, mit deren Hilfe wir uns innerhalb einer vertrauten Umgebung zu orientieren vermögen.

Nonetheless, having a cognitive map of one's environment is quite different from having a collection of explicit beliefs about it. One manifestation of this fact is that one can »know how to get somewhere« and yet have no idea how to give someone directions for getting there – except, perhaps, by imagining the route one would take, thus putting one's cognitive map to use in imagination. (2007, 125f.)

Begriffe-von ermöglichen es Subjekten nun grundsätzlich nicht nur räumlich, sich in Bezug auf Instanzen der entsprechenden Objektklasse zurechtzufinden, mit ihnen »zurechtzukommen«, etwas mit ihnen anzufangen. So orientieren Begriffe-von das Subjekt vorprädikativ in seiner mit anderen geteilten, bedeutsamen Welt. Der Besitz eines Begriffes-von versetzt ein Subjekt also dazu in die Lage, sich mit Objekten einer bestimmten Art (oder auch mit einem spezifischen Objekt, sofern es sich um einen Begriff-von eines Individuums handelt) zurechtzufinden, unmittelbar zu errahnen, was jeweils in einer bestimmten Situation jetzt an der Reihe sein könnte, was zu erwarten ist, zu errahnen, was jeweils jetzt zu tun ist oder zu tun sein könnte, ohne dass man dazu des expliziten Wissens oder entsprechender expliziter Überzeugungen bedürfte.

Aus Gründen, die im Laufe der folgenden Abschnitte noch deutlicher werden, wird im Folgenden gegenüber den genannten Beschreibungsangeboten die Gegenüberstellung von Begriffen-von und Begriffen-für bevorzugt. Während Begriffe-von der direkten Wahrnehmung gegebenheitsontologischer Objekte (mitsamt entsprechender Vorwegnahmehorizonte) zugrunde liegen, stehen Begriffe-für Subjekten zur bewussten Individuation und Klassifizierung von Gegenständen und Tatsachen, zur Bildung alltagsontologischer und sonstiger propositionaler Überzeugungen zur Verfügung. Begriffe-für ermöglichen es den Subjekten, explizite Urteile zu fällen und propositionale Überzeugungen gegenüber anderen sowie gegenüber sich selbst zu vertreten. Dabei sind die auf dem subpersonalen Fungieren von Begriffen-von beruhenden GOOs dem Subjekt unmittelbar (passiv) gegeben, Existenzurteile und propositionale Einstellungen, die den Gebrauch von Begriffen-für notwendig machen, werden bewusst (aktiv) vom Subjekt vertreten. Letztere unterstehen dabei, was innerhalb des hier entwickelten Ansatzes aufgrund seiner Fokussierung auf menschliche Wirklichkeiten zunächst nicht im Vordergrund steht, wech-

selseitig als geltend unterstellten normativen Verbindlichkeiten (vgl. Sellars 1963; Brandom 1994; McDowell 1996; sowie unten Kapitel 5.3). Nicht die direkte Wahrnehmung von etwas als lebendig (oder als Beleidigung) platziert sich also in dem von Sellars als »logischen Raum der Gründe« (1997, 76) beschriebenen Bereich wechselseitiger normativer Verbindlichkeit, wohl aber das alltagsontologische Urteil, *dass es sich bei einem AOO um ein Lebewesen handelt*. Insofern kann es durchaus vorkommen, dass die Art und Weise, wie ein Objekt einem Subjekt in direkter Wahrnehmung gegeben ist, von den expliziten Urteilen abweicht, die es bezüglich dieses Objekts besitzt. »Der Stab erscheint mir geknickt [passiv], aber ich habe die Überzeugung [aktiv], dass er in echt gerade ist«, »Die beiden Linien erscheinen verschieden lang [passiv], aber ich bin [aktiv] überzeugt, dass sie auf dem Papier gleichlang sind«, »Ich nehme den Cyborg als belebtes Wesen wahr, aber ich weiß, dass er in Wahrheit nur eine Maschine ist«. Begriffe-von und Begriffe-für stellen somit zwei Unterkategorien der diskriminatorischen kognitiven Fähigkeiten dar, mit denen menschliche Subjekte sich in der Welt orientieren.⁶ Dabei gilt es jedoch grundsätzlich die Vorstellung zu vermeiden, dass Menschen durch das Erlernen expliziter Begriffe-für die gegebenheitsontologische Perspektive hinter sich lassen, so als träten sie mit dem Erwerb sprachlicher Begriffe auf einmal aus einem Reich dumpfer Empfindungen hinaus in eine durch explizite Begriffe kategorial illuminierte Welt. Während Menschen stets mittels operativer Begriffe-von wahrnehmen, eignen sie sich mit dem Erlernen von Begriffen-für die *zusätzliche* Fähigkeit an, propositionale Überzeugungen zu bilden, zu vertreten und normativ vor anderen zu verantworten. Auf diesen Umstand hat prägnant Richard Rorty hingewiesen:

The snare to avoid here is the notion that there is some inner illumination which takes place only when the child's mind is lighted up by language, concepts, descriptions, and propositions, and does not take place

6 Edward Smith und Daniel Osherson (1981, 359 [m.Ü.]) haben vorgeschlagen, dass Begriffe selbst eine »duale Struktur« aufweisen, die darin zum Ausdruck kommt, dass sie einerseits »eine Identifikations-Prozedur enthalten können, die eine Prototypen-Struktur aufweist, und [andererseits] einen Kern, der dies nicht tut«; wobei der Kern eines Begriffs »eine zentrale Rolle in bestimmten Situationen des logischen Denkens spielt« (ebd., 338). Bei Jesse Prinz (2002) findet sich analog die Unterscheidung zwischen situativ aktivierten Proxytypen und Standardproxytypen von Begriffen, die aktiviert werden, wenn keine weiteren Kontextinformationen zur Verfügung stehen. Hier wird demgegenüber vorgeschlagen, dass es sich hierbei nicht um eine duale Struktur von Begriffen handelt, sondern um *zwei verschiedene Arten* von Begriffen, die relativ unabhängig voneinander erworben werden und auch relativ unabhängig voneinander operieren.

when the child inarticulately wails and writhes. The child feels the same thing, and it feels just the same to him before and after language-learning. (1979, 184)

Das Besondere an der Sprache ist also Rorty (ebd., 185 [m.Ü.]) zufolge nicht, dass sie »die Qualität unseres Erlebens verändert« oder sie »eine zuvor unbewusste Mannigfaltigkeit synthetisiert«, alles, was das Erlernen von Sprache verändere sei vielmehr, dass sie »uns in eine Gemeinschaft eintreten lässt, deren Mitglieder Begründungen und Behauptungen sowie andere Handlungen miteinander austauschen lässt«. Es besteht also kein kategorialer Bruch zwischen der direkten Wahrnehmung sprachverwendender und nichtsprachverwendender Lebewesen und Personen. Was sich durch das Erlernen von Sprache vielmehr ändert ist der Umstand, dass Menschen in die Lage geraten, zusätzlich propositionale Einstellungen gegenüber sich und ihren Erfahrungen, der Welt und anderen einzunehmen.

3.1 Apperzeption und Appräsentation in der Wahrnehmung (Herbart, Lazarus, Steinthal, Husserl)

»Und nun, mein geliebter Freund! Ein Wort zu meinem Bilde [Lazarus hat dem zitierten Brief an seinen Freund Paul Heye ein Bild von sich beigelegt, TP]. Ich habe so lange schon die Wohlthat einer bildlichen Vergegenwärtigung von Dir genossen und habe sie so sehr schätzen gelernt, dass ich glaube, es werde auch mein Bild Dich freuen. Hat auch Mutter Natur es versagt, eine ästhetische Zierde daraus zu machen, [...] so wird – meine Frau will durchaus den Nachsatz dictiren: so wird Dein liebes und schönes Auge durch seinen Blick darauf [es] schon schön genug machen. [...] Ich für meine Person hätte blos [sic] gesagt, dass das Gemüth in die Augen tritt und sehen hilft, oder, wissenschaftlich zu reden, dass die Apperception stärker ist als die Perception und ein Freundesauge deshalb nur den Freund sieht, wenn es nemlich zu einem so alten treuen Herzen gehört, wie Deines [...].«

(Moritz Lazarus in einem Brief an Paul Heye (zitiert nach Belke 1986, 585f.))

Ich möchte die Explikation und Begründung der Funktionsweise von Begriffen-von zunächst historisch-systematisch mit einigen Bemerkungen zur philo-

sophischen Konzeption der *Apperzeption* einleiten. Der Begriff selbst stammt in dieser Verwendung meines Wissens von Johann Friedrich Herbart (1825), wurde unter anderem von Moritz Lazarus und Heymann Steinthal aufgegriffen und erweitert, und findet sich schließlich bei Husserl in etwas abgewandelter Form.⁷ Obwohl der Begriff selbst zunächst bei Leibniz auftaucht und ursprünglich aus dem Französischen in die Philosophie kam, zieht er einen Großteil seiner Bedeutung – vor allem bei den im Folgenden diskutierten Autoren – aus dem Lateinischen: *Ad-percipere* heißt übersetzt so viel wie *hinzu-wahrnehmen*, weshalb Husserl (Hua I, 150) statt von Apperzeption gelegentlich auch von »uneigentlicher Wahrnehmung« oder »Mitwahrnehmung« spricht. Dabei verstehen alle Autoren, die im Folgenden diskutiert werden, unter Apperzeption verschiedene Varianten der Art und Weise, wie innerhalb des Wahrnehmungsprozesses subjektseitig Ergänzungsleistungen zur Konstitution der bewussten Objekte der Wahrnehmung beitragen.

Herbart veranschaulicht seine Konzeption der Apperzeption im zweiten Band seiner *Psychologie als Wissenschaft* dadurch, wie uns das Denken an »verschiedene Orte und Beschäftigungen [sic]« assoziativ weitere Gedanken und Vorstellungen nahelegt, die jeweils zu diesen Orten oder Beschäftigungen zu gehören scheinen: »Z.B. die Kirche, das Schauspielhaus, das Büro, der Garten, das Schachbrett, das Kartenspiel, u.d.gl. Man wird nun sogleich wahrnehmen, dass jedem dieser Dinge eine eigene Vorstellungsmasse entspricht« (1825, 213). Die Vorstellungen bildeten im Bewusstsein assoziative Komplexe, die durch vergangene Erfahrung ihrer räumlichen oder zeitlichen Kontiguität (d.h. Angrenzung) zusammengehörig scheinen. Apperzeption nun bezeichnet bei Herbart die Tatsache, dass beispielsweise die Vorstellungen der äußeren Wahrnehmung, des »äußeren Sinns«, mittels solcher, bereits im Subjekt sedimentierter Vorstellungskomplexe (Herbart spricht hier von »Vorstellungsmassen«) aufgefasst werden:

Die Auffassungen desselben [d.h. des äußeren Sinns, TP] werden apperzipiert oder zugeeignet, indem ältere gleichartige Vorstellungen erwachen, mit jenen verschmelzen, und sie in ihre Verbindungen einführen. Angeregte Erwartung befördert die Apperception; so beobachten wir ein Schauspiel, indem gleich der Anfang desselben eine Menge von Vorstellungen in Bewegung bringt, wie das Stück wohl fortgehn *könnte*; mit wel-

7 Zu den verschiedenen Verwendungsweisen des Apperzeptionsbegriffs bei Leibniz, Kant, Herbart, Lazarus und Steinthal vgl. etwa Staude 1883; Lange 1891; zu Husserls Transformation des Begriffs vgl. Holenstein 1972, 133ff.

chen alsdann der *wirkliche* Verlauf in allerley Verhältnisse der Hemmung und Verschmelzung eintritt. (Ebd., 214)

Herbart beschreibt den Apperzeptionsvorgang als einen subpersonal im Subjekt stattfindenden Prozess, bei dem Vorstellungsmassen durch andere Vorstellungsmassen *aufgefasst* werden, wobei er zwischen »apperzipirender« (d.i. auffassender) und »apperzipirter« (d.i. aufgefasster) Vorstellungsmasse unterscheidet (ebd., 215). In Bezug auf den Vorgang der Wahrnehmung bezeichnet Apperzeption somit die Art und Weise, wie gegenwärtige Vorstellungen vor dem Hintergrund sedimentierter Erfahrungen des Subjekts aufgefasst und bearbeitet werden, einen »sensualistisch-assoziationalistischen Prozess der Assimilation« des Gegenwärtigen an das Vergangene (Holenstein 1972, 135). Gegenwärtige Vorstellungen, so der Gedanke, werden also unmittelbar vor dem Hintergrund ähnlicher vergangener Vorstellungen aufgefasst, sofern die aktuellen Empfindungen hinreichende Ähnlichkeit zu Vergangenem aufweisen. Die Apperzeption erfüllt somit eine *Deutungsfunktion* (ebd., 140).⁸ Herbart (1825, 216) unterscheidet entsprechend zwischen *Perzeption* und *Apperzeption*, wobei zwar erstere »allemaal voran vor [sic] der Apperception« gehe, »hingegen die letztere [...] das nachbleibende« sei.

Die für die hier vertretene Auffassung zentrale Dimension der Erwartung bzw. der Vorwegnahme steht für Herbart dabei insofern mit Apperzeption in Zusammenhang, als durch neue Vorstellungen naheliegende Vorstellungsverläufe geweckt werden, welche zu den aktuellen Empfindungen gehören *können*. Dabei müsse es sich jede »neue Wahrnehmung auch bey der grössten Stärke der momentanen Auffassung« Herbart (ebd., 215) zufolge »gefallen lassen, hineingezogen zu werden in die schon vorhandenen Verbindungen und Bewegungen der älteren Vorstellungen«. Gegenwärtige Wahrnehmung findet also stets vor dem Hintergrund sedimentierter Erfahrungen statt, die in der Apperzeption mit der gegenwärtigen Empfindung *verschmelzen*.

Moritz Lazarus (1885, 41) wiederum, der an Herbarts Vorstellung anknüpft, unterscheidet bezüglich des »psychischen« Vorgangs der »Auffassung der Außenwelt« ebenfalls zwischen Perzeption und Apperzeption, die er beide als Teilvorgänge »in dem Ganzen einer sinnlichen Wahrnehmung« bestimmt, die »für das einfache Bewusstsein der Erfahrung« allerdings »völlig ungeschie-

8 Wenn bei Herbart auch unklar bleibt, wie genau der Prozess der Verschmelzung von Vorstellungen vonstattengeht.

den« seien: In »der wirklichen Welt der psychischen Erscheinungen ist jede Perception [...] zugleich eine Apperception« (ebd., 42).

Jede Reaction wird bestimmt einerseits von der Natur der Action, gegen welche sie reagirt [sic], andererseits von der Natur d.h. von der ursprünglichen oder erworbenen Beschaffenheit des reagirenden Wesens. So wird auch jede Empfindung abhängig sein: auf der einen Seite von der Natur des reizerregenden Objects, auf der anderen von der Natur der Seele als eines empfindenden Wesens. [...] Apperception aber ist die Reaction der von Inhalt bereits *erfüllten* und durch die früheren Prozesse mehr oder minder *ausgebildeten* Seele. (Ebd., 42)

So erweise sich in Bezug auf die äußere Erfahrung der »früher erworbene Inhalt« als »mitwirkendes *Organ* der Seele«, während die »reine Perception durch die von keinerlei Inhalt erfüllte Seele« sich als »eine bloße Abstraktion [erweise], welche kaum im neugeborenen Kinde Wirklichkeit hat« (ebd.). Für die konkrete Wahrnehmung eines Objekts bedeute dies, dass diese darin gipfele, dass wir den wahrgenommenen Gegenstand

erkennen, d.h. daß wir ihn wiedererkennen. Wir sehen, hier ist ein Haus, ein Baum, diese oder jene Person. Wir gestalten aus den Sinnesreizen und deren Empfindungen nicht bloß diese bestimmte Anschauung, sondern zugleich wird sie an die frühere gleich oder ähnliche Anschauung angeknüpft und mit ihr als gleich oder ähnlich erklärt. (Ebd., 43f.)

Apperzeption bezeichnet hier also die Wahrnehmung oder Auffassung eines Objekts unter einem allgemeinen Typus, was im Vorhergehenden als die Etwas-als-etwas-Struktur der Wahrnehmung expliziert wurde. Dabei dürfe »wohl kaum erst erinnert werden«, dass »dieser innere Vorgang unbewußt und unwillkürlich sich vollzieht«, wobei die »Entstehung des gegenwärtigen Bildes selbst (Perception) nach der ganzen Art und Gestalt, die ihm gegeben wird, abhängig von dem aus dem Innern entgegenkommenden, früheren Bilde, das wir bereits besessen haben«, sei (ebd.). Das »bekannteste und höchst prägnante Beispiel« von dem notwendigen Einfluss der Apperzeption auf die Konstitution der Wahrnehmungsobjekte sei das Lesen. »Die geübten Roman- oder Zeitungsleser würden kaum so schnell aus [sic] der Stelle kommen, wenn sie alle Buchstaben eines Wortes – und jeden einzelnen vollkommen deutlich – sehen müßten, um das Wort innerlich wahrzunehmen« (ebd., 46). Neben weiteren Beispielen, die etwa die Art und Weise betreffen, wie wir undeutlich geäußerte Wörter apperzeptiv zu vertrauten, deutlichen Wörtern ergänzen oder »verschärfen« (man erinnere sich diesbezüglich an Clarks Beispiel des bei schlechtem Empfang »deutlicher« gehörten Radiosongs), hebt Lazarus (ebd., 51) hervor, dass Apperzeption insofern im Zusammenhang mit Erwar-

tung stünde, als letztere eine »Bereitschaft zur Apperzeption« darstelle. Träfe nun eine entsprechende Erwartung nicht ein, »so wird offenbar eine Negation der subjectiven (apperzipirenden) Vorstellung notwendig« und es müsse sodann auf der Grundlage der der Erwartung widerstrebenden Erfahrung eine neue Apperzeption stattfinden (ebd., 51f.). Lazarus' Formulierung ist an dieser Stelle allerdings unscharf, sofern die Negation, die er beschreibt, offenbar durch die Durchkreuzung einer *apperzipierten Möglichkeit* hervorgerufen ist und nicht durch die Durchkreuzung einer *möglichen Apperzeption* (eine mögliche Apperzeption kann allenfalls ausbleiben, aber sie kann nicht enttäuscht werden). Die Erwartung selbst erweist sich also nicht so sehr als *Bereitschaft zur Apperzeption*, sondern selbst als eine *Form der Apperzeption*, der Apperzeption vorweggenommener Möglichkeiten nämlich, welche mit der direkten Wahrnehmung von etwas als etwas notwendig einhergeht.

Die Unterstellung eines solchen Zusammenhangs zwischen Erwartung und Apperzeption bietet nun die Möglichkeit, uns von diesen vorbereiteten Bemerkungen aus Husserls Konzeption der Apperzeption zuzuwenden. Für Husserl (Hua I, 151) stellt die Apperzeption ein Charakteristikum dar, dass »jede Wahrnehmung, ja jede Evidenz überhaupt einem Allgemeinen nach« beschreibt. Terminologisch sei dabei für das Folgende festgehalten, dass *Apperzeption* eine wahrnehmungsmäßige Auffassung durch einen Typus bezeichnet, während *Appräsentation* sich auf dasjenige bezieht, was in der Wahrnehmungserfahrung qua Apperzeption als zum Wahrgenommenen gehörig mitgegenwärtig oder mitgegeben ist.⁹ Apperzeption setze dabei jeweils einen »Kern von Präsentation« voraus, wobei die Apperzeption selbst eine »durch Assoziation mit dieser, der eigentlichen Wahrnehmung, verbundene Vergegenwärtigung« darstelle, welche »in der besonderen Funktion der Mitwahrnehmung mit ihr verschmolzen« sei (ebd., 150). In jeder Wahrnehmung lassen sich also Husserl zufolge ein impressional präsentierter Kern und ein Hof von Mitwahrgenommenem oder Mitgegenwärtigem (Appräsentiertem) unterscheiden, die beide »so verschmolzen [sind], daß sie in der Funktionsgemeinschaft einer Wahrnehmung stehen« (ebd.). Daher lasse sich in jeder Wahrnehmung (phänomenal) das »eigentlich Wahrgenommene[]« von dem

9 Husserl gebraucht hier sowohl den Begriff der Apperzeption als auch den Begriff der Appräsentation, wobei er die Appräsentation als »analogische Apperzeption« qualifiziert. Für die hier angestellten Überlegungen kann die Frage jedoch ausgeklammert bleiben, ob und inwiefern Husserl selbst terminologisch scharf zwischen diesen beiden Begriffen unterscheidet und stattdessen die vorgeschlagene Unterscheidung festgehalten werden.

»Überschuß des in ihr eigentlich nicht Wahrgenommenen, und eben doch Mit-daseienden«, unterscheiden (ebd., 151). Am einfachsten kann man sich diesen Sachverhalt an dem »bekannten Panoptikumscherz« veranschaulichen, sofern es sich bei diesem um eine exemplarische Situation der Durchkreuzung objektkonstitutiver, appäsentierter Vorwegnahmen oder Erwartungen handelt, die mit einem Wechsel des Aspekts (d.i. des wahrgenommenen GOOs) einhergeht, unter dem ein impressionaler Wahrnehmungseindruck dem Wahrnehmenden gegeben ist:

Im Panoptikum lustwandelnd, begegnen wir auf der Treppe einer liebenswürdig winkenden, fremden Dame – der bekannte Panoptikumscherz. Es ist eine Puppe, die uns einen Augenblick täuschte. Solange wir in der Täuschung befangen sind, haben wir eine Wahrnehmung, so gut wie irgendeine andere. Wir sehen eine Dame, nicht eine Puppe. Haben wir den Trug erkannt, so verhält es sich umgekehrt, nun sehen wir eine Puppe, die eine Dame vorstellt. (Hua XIX/1, 458f.)

In dem von Husserl beschriebenen Beispiel *apperzipieren* wir also die auf der Treppe gesehene Figur zunächst als eine liebenswürdig winkende Dame, wir nehmen direkt eine auf der Treppe liebenswürdig winkende Dame als gegebenheitsontologisches Objekt wahr. Als wir uns dieser Dame jedoch nähern, werden für die Wahrnehmung einer Dame konstitutive Erwartungen und Vorwegnahmen durchkreuzt: Die Dame hat für eine Dame etwa merkwürdig glatte Haut, ihre Gesichtszüge sind eigenartig starr, ihr Winken wirkt auf einmal (sofern sie sich überhaupt bewegt) sehr viel mechanischer, als wir es von einem lebendigen Winken eigentlich erwarten würden usw. Auf einmal ändert sich unser Wahrnehmungseindruck: Wir sehen nicht länger eine lebende Person, sondern eine unbelebte Puppe. Dabei fallen wir allerdings in diesem Moment nicht bewusst das alltagsontologische *Urteil*, dass es sich nicht um eine Dame handelt, vielmehr *sehen wir* – so die Phänomenologie dieser Erfahrung – die Figur auf einmal *ganz anders*, unter einem *anderen Aspekt*. Sie erscheint uns – um hier noch einmal Wittgensteins Formulierung zu gebrauchen – *wie unter einer anderen Deutung*. Die Durchkreuzung des für die vorhergehende Damenapperzeption konstitutiven Appäsentations- oder Mitgegenwärtigungsprofils sorgt somit subpersonal für dessen situative Rekalibrierung. Ein anderer Begriff-von wird operativ und »aktiviert« das entsprechende Appäsentationsprofil – das Objekt erscheint als unbelebte Puppe.

Wir haben es hier also mit einem Beispiel eines alltäglichen Aspektwechsels im Sinne Wittgensteins zu tun, sofern es sich um den »Ausdruck einer *neuen Wahrnehmung*, zugleich mit dem Ausdruck der unveränderten Wahrnehmung« (PU, 522f.) handelt. Wir sehen also immer noch »dieselbe«, uns zu-

gewandte Seite der Figur, sehen bezüglich der beiden unterschiedlichen GOOs (Dame und Puppe), die wir nacheinander wahrnehmen, ›denselben‹ impressional präsentierten Teil. Aber wir sehen diesen Teil nicht mehr *als Teil einer winkenden Dame*, sondern *als Teil einer unbelebten Puppe*. Das gegebenheitstontologische Objekt hat sich verändert, obwohl wir zugleich immer noch (auf) dieselbe ›Form‹ sehen (wie beim Hasenentenkopf).

Auch Husserl geht davon aus, dass jede Wahrnehmung Apperzeption einschließt, sofern sie wesentlich in der Auffassung gegenwärtiger impressionaler Wahrnehmungsinhalte als Teile von gegebenen Objekten besteht. Sehr viel deutlicher oder gar im Gegensatz zu Herbart und Lazarus bezeichnet Husserl mit Apperzeption allerdings nicht den *subpersonalen Prozess*, welcher der Konstitution der Objekte der Wahrnehmung zugrunde liegt, sondern einen an der Wahrnehmung von Objekten selbst *erlebnisdeskriptiv festzumachenden Sachverhalt*. Um die eingeführte Unterscheidung aufzugreifen: Bei Husserl bezeichnet Apperzeption nicht die *subpersonalen Ergänzungsleistungen*, sondern die *phänomale Appräsentation*, also die Art und Weise, in der die »wirklich erlebten Sinnesinhalte« (Hua XIX/1, 762) als Erscheinung *von etwas Bestimmtem* (als Leierkasten, als Haus usw.) erlebt werden. Sie bezeichnet somit den

Überschuß, der im Erlebnis selbst, in seinem deskriptiven Inhalt gegenüber dem rohen Dasein der Empfindung besteht; es ist der Aktcharakter, der die Empfindung gleichsam beseelt und es seinem Wesen nach macht, daß wir dieses oder jenes Gegenständliche wahrnehmen, z.B. diesen Baum sehen, jenes Klingeln hören, den Blütenduft riechen usw. Die Empfindungen und desgleichen die sie »auffassenden« oder »apperzipierenden« Akte werden hierbei erlebt, aber sie erscheinen nicht gegenständlich; sie werden nicht gesehen, gehört, mit irgendeinem »Sinn« wahrgenommen. (Hua XIX/1, 399)

Es ist also – um Husserls Formulierung der hier vertretenen Position anzuverwandeln – der *appräsentierte Überschuss* über das jeweils in der Wahrnehmung *impressional Präsentierte*, in welchem sich die Apperzeption manifestiert.¹⁰ Dass die Empfindungen sowie die apperzipierenden Akte dabei ›nicht

10 Allerdings lässt sich Husserl – wie zu vermuten steht: aufgrund der Suggestivität der sprachlichen Explizierbarkeit der Objekte der Wahrnehmung durch Nomina (Baum, Klingeln, Blütenduft usw.) – in seinen eigenen Formulierungen mitunter zu sehr von der Vorstellung leiten, dass die Einheit von GOOs gewissermaßen punktuell vorzustellen ist als durch das rohe Dasein der verschiedenen Empfindungen angezielte Einheit eines jeweiligen Noemas (dieses Baums, jenes Klingelns, dieses Blütenduftes usw.), statt die wahrgenommene Einheit von GOOs – wie dies hier geschieht – als Kontinuität der Bewährung

gegenständlich erscheinen· bezeichnet den phänomenologischen Sachverhalt, dass wir in der gewöhnlichen Wahrnehmung auf die noematischen Sinne, die Gegenstände bezogen sind, die sich durch die durch apperzipierende Akte beseelten Empfindungen hindurch zeigen. Aktuelle Farb-, Geruchs- oder Geschmacksqualitäten erscheinen in der Wahrnehmung nicht einfach isoliert für sich, sie erscheinen *an*, gehören *zu* Objekten, die sich in ihnen darstellen, und zu denen weiterhin auch die nicht-impressional appräsentierten Teile und Phasen gehören.

Apperzeption im Sinne von Hinzuwahrnehmung kann also einerseits – in diese Richtung zielen die Begriffsbestimmungen bei Herbart und Lazarus, obwohl beide die phänomenologische und die subpersonale Dimension tendenziell vermengen – den Umstand bezeichnen, dass im subpersonalen Prozess der Konstitution der Objekte der direkten Wahrnehmung subjektseitig Informationen ergänzt werden, andererseits kann sie – wie bei Husserl – den Umstand bezeichnen, dass in der direkten Wahrnehmung zum impressional prä-sentierten Teil eines Objekts konstitutiv appräsentierte Teile gehören. Sofern im Vorhergehenden ersteres als *subpersonale informationale Ergänzungsleistungen* beschrieben wurde, soll Apperzeption im Folgenden im Sinne Husserls gebraucht werden und bezeichnet somit die wahrnehmungsmäßige Auffassung impressionaler Wahrnehmungsinhalte durch vorsprachliche Begriffe-von. Um diesen Begriff von Apperzeption formelhaft auf den Punkt zu bringen: Das Ganze eines Wahrnehmungsobjekts ist mehr als sein impressional gegebener Teil – wobei seine perzeptive Einheit oder Ganzheit in der Kontinuität sich einstimmig bewährender Vorwegnahmen besteht (wobei zu berücksichtigen ist, dass die Vorwegnahmen jeweils Horizonte verschiedener Möglichkeiten einstimmiger Fortsetzungen der Wahrnehmungserfahrung umfassen).

Eine solche Konzeption der Apperzeption erlaubt es, den inneren Zusammenhang zwischen Aspektwahrnehmung, Bedeutungserleben und anderen von Wittgenstein in diesem Zusammenhang diskutierten Beispielen zu sehen, der einer unbedarften Leser:in sonst nicht sofort ins Auge springt:

Ich gehe mit einem Bekannten in der Umgebung der Stadt spazieren. Im Gespräch zeigt es sich, daß ich mir die Stadt zu unserer Rechten liegend vorstelle. [...] »Aber was ist das für ein seltsames Erlebnis?« – Es ist natürlich nicht seltsamer als jedes andere; es ist nur von anderer Art als die Erlebnisse, diejenigen Erlebnisse, die wir als die fundamentalsten be-

situativer, objektkonstitutiver Vorwegnahmen zu fassen, wie er dies an anderer Stelle allerdings durchaus tut.

trachten, die Sinneseindrücke etwa. »Mir ist, als wüßte ich, daß die Stadt dort liegt.« – »Mir ist, als paßte der Name ›Schubert‹ zu Schuberts Werken und seinem Gesicht.« (PU, 554f.)

Beide Erlebnisse, die Wittgenstein hier beschreibt (»Mir ist, als wüßte ich, daß die Stadt dort liegt.« Und »Mir ist, als paßte der Name ›Schubert‹ zu Schuberts Werken und seinem Gesicht«), lassen sich als Apperzeptionsphänomene beschreiben, sofern Apperzeptionen sich in den Mitgegenwärtigungsprofilen wahrgenommener Objekte manifestieren, welche mit den je aktuell impressional präsentierten Teilen konstitutiv zum wahrgenommenen Objekt gehören. In diesem Sinne kann man sinnvoll und in einem nicht-metaphorischen Sinne sagen »Ich nehme die Stadt zu unserer Rechten liegend wahr« oder »Ich nehme den Namen ›Schubert‹ als zu Schuberts Werken passend wahr«, sofern sich unsere Wahrnehmung eben über die impressional präsentierten Teile und Qualitäten von Objekten hinweg erstreckt und aufgrund erlebter und durch Erfahrung sedimentierte Kontiguität zugehörige Teile appäsentierend mitgegenwärtigt oder vorwegnimmt. Die Stadt wird – als konstitutiver Teil der wahrgenommenen Situation – zur Rechten liegend appäsentiert, ganz so, wie der Name ›Schubert‹ zu Schuberts Werken und seinem Gesicht gehörig oder passend appäsentiert werden kann. Fälle dieser Art unterscheiden sich also nicht grundsätzlich von dem Fall, in welchem der (alltagsontologisch als identisch postulierte) Hasenentenkopf einmal als Enten- und einmal als Hasenkopf gegeben ist, dem Fall, in dem man eine nichtgesehene Rückseite des Objekts in der Wahrnehmung mitgegenwärtigt oder appäsentiert, oder dem Fall, in dem man die nächsten Takte einer Melodie appäsentierend schon vorwehört.

Diese Konzeption der Apperzeption schließt somit unmittelbar an die bisherigen Überlegungen an, sofern auch Husserl einerseits den Umstand betont, dass die »Empfindungen«, die aktuellen »Sinnesinhalte« als solche noch nicht den vollständigen phänomenalen Gehalt von Wahrnehmungen zu charakterisieren vermögen, sie also vonseiten des Subjekts (deshalb spricht Husserl hier vom »Aktcharakter«) unwillkürlich imaginativ oder amodal appäsentierend ergänzt sind. Andererseits machen diese Appäsentationen das aufgefasste Objekt erst zu dem, als welches es uns in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben ist.¹¹

11 Sofern man nun zugesteht, wofür oben bereits argumentiert wurde, dass die subjektseitigen und unwillkürlichen imaginativen Appäsentationen der Empfindungen sich

Husserl selbst hebt den Zusammenhang von Apperzeption und Vorwegnahme explizit hervor. Er geht davon aus, dass die Apperzeption erlebter Sinnesinhalte sich wesentlich darin manifestiert, dass diese für das wahrnehmende Subjekt unmittelbar mit der Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten einhergehen.

Apperzeptionen transzendieren ihren immanenten Gehalt, und dazu gehört wesensmäßig, daß im selben Bewußtseinsstrom in seiner kontinuierlich anschließenden Strecke ein erfüllendes Erlebnis [des Appräsentierten, TP] möglich ist [...]. Insofern liegt hier ein Gesetz der Regelung der Zukunft vor, aber nur ein *Gesetz für künftige Möglichkeiten, über eine mögliche Fortsetzung des Bewußtseinsstromes*[.] (Hua XI, 336f. [Meine Herv.])

Was in der Wahrnehmung eines Objekts über das aktuell vom Objekt Wahrgenommene hinausgeht sind Husserl zufolge also Vorwegnahmen künftig in der Wahrnehmung erfüllbarer, naheliegender Möglichkeiten.¹² Beispielsweise also der Möglichkeit, die Rückseite eines Objekts in Sicht zu bringen oder sie zu berühren. Wenn Husserl dabei von einem »Gesetz der Regelung der Zukunft« spricht, so ist damit nichts anderes als der Umstand gemeint, dass die objektkonstitutiven Appräsentationen »mögliche Fortsetzung[en] des Bewußtseinsstromes« in typischer Weise vorzeichnen. Solche Vorzeichnungen zeigen dem wahrnehmenden Subjekt schon im Vorhinein an, mit was es wahrscheinlich zu rechnen hat, worauf es sich einstellen, gefasst und bereit machen muss. Die Wahrnehmung leistet also qua Apperzeption und durch sie vorgezeichneter objektkonstitutiver Appräsentationen eine *Vorabwicklung von Zukunft*. Und so finden wir uns durch die Apperzeption Husserl zufolge alltäglich in einer »durch und durch von Antizipationen übersponnene[n] Welt« wieder, in welcher »jede Wahrnehmung *implicite* ein ganzes Wahrnehmungssystem mit sich führt« (ebd., 11).

Husserl selbst vertritt dabei die These, dass die appräsentierten Möglichkeiten und Vorwegnahmen auf habituell sedimentierten Erfahrungen und

nicht nur auf das zu beziehen vermögen, was typischerweise räumlich in der Umgebung einer Empfindung zu erwarten ist, sondern ebenso etwa auf das, was in zeitlicher Hinsicht typischerweise in der Umgebung eines wirklich erlebten Sinnesinhaltes zu erwarten ist (also: was als nächstes kommen könnte), so hält man bereits alle zentralen Bausteine in Händen, die im Folgenden der Explikation der zeitlichen Entfaltungsstruktur gegebenenheitsontologischer Objekte zugrunde gelegt werden.

¹² Kritisch zu erwägen wäre die Möglichkeit impressional grundsätzlich nichterfüllbarer appräsentierter Objektteile gerade im Hinblick auf Bedeutsamkeitserleben im engeren Sinn, vgl. hierzu Poljanšek 2022c.

entsprechend geweckten Assoziationen beruhen, die mit bestimmten Objekten typischerweise einhergehen.

Haben wir ein Ding kennengelernt und tritt ein zweites Ding in unseren Gesichtskreis, das nach der eigentlich gesehenen Seite mit dem früheren und bekannten übereinstimmt, so erhält nach einem Wesensgesetz des Bewußtseins (vermöge einer inneren Deckung mit dem durch »Ähnlichkeitsassoziation« geweckten früheren) das neue Ding die ganze Kenntnisvorzeichnung vom früheren her. Es wird, wie man sagt, apperzipiert mit gleichen unsichtigen Eigenschaften wie das alte. Und auch diese Vorzeichnung, dieser Erwerb innerer Tradition ist zu unserer freien Verfügung in Form aktualisierender Wahrnehmung. (Hua XI, 10f.)

Wie wir gesehen haben, gilt dies nun sowohl bezüglich der räumlichen als auch bezüglich der zeitlichen Appräsentation entsprechender Teile und Phasen von GOOs, wenn dabei auch davon auszugehen ist, dass das Kennenlernen eines Dings für gewöhnlich selbst eine Sache allmählich wachsender Vertrautheit und weniger eine Sache der einmaligen Begegnung ist. Hat also ein Subjekt unter hinreichend ähnlichen Umständen hinreichend häufig die Erfahrung gemacht, dass bestimmte Ereignisse in einer bestimmten räumlichen oder zeitlichen Kontiguität auftreten, so erscheint aus der Perspektive der Wahrnehmung des Subjekts »motiviert« – wie Husserl diesbezüglich sagt –, dass unter ähnlichen Umständen Ereignisse in derselben Konstellation oder Sukzession auftreten. Sei also »z.B. in der Umstandslage U, a b c eingetreten« und trete in der »jetzigen ähnlichen Lage U' a'« ein, so sei einerseits b' und dann c' »als kommend« motiviert. »Ist nun aber b' wirklich eingetreten, so ist offenbar c' doppelt motiviert, da hier das Gesetz noch einmal zur Anwendung kommt« (ebd., 188). Um bestehende Umgebungsregularitäten in dieser Weise (ap)perzeptiv (zu seiner Orientierung, seinem intuitiven Verständnis der Wirklichkeit) auszubeden, muss das Subjekt also hinreichend viel Erfahrung in der jeweiligen Umgebung gesammelt haben, was sich in Dispositionen niederschlägt, in entsprechenden Wahrnehmungssituationen unmittelbar entsprechende, motivierte Vorwegnahmen zu appräsentieren. Dabei stellen die subjektseitigen Vorwegnahmen, wie bereits mehrfach betont, keine bewussten Leistungen des Subjekts dar. Das Subjekt schließt also nicht aus dem Auftreten eines Ereignisses darauf, dass wahrscheinlich ein anderes Ereignis folgt, vielmehr gehören die Motivationen weiterer Teile unmittelbar zu den perzeptiv gegebenen Objekten selbst.

Der Teil »fordert« das Ganze [...] und fordert es nicht durch schlichte Weckung, sondern durch mitverbundene »Erwartung«, durch die Forderung als mit daseiend und mit zugehörig zur Einheit. Auch die Kraft

dieser apperzeptiven Erwartung wächst mit der Zahl der »Instanzen« – oder mit der Gewohnheit, was dasselbe ist. Es tritt hier als Regelmäßigkeit der sich bestätigenden Erwartung zugleich kräftigere Vereinheitlichung – gewohnheitsmäßige – ein; andererseits das enttäuschende Bewußtwerden des Fehlens des Gewohnheitsmäßigen und des Andersseins als gewöhnlich. (Ebd., 190)

Nun wird die Bewährung der perzeptiven Einheit vor allem gewöhnlicher mittelgroßer Materiedinge als GOOs im Verlauf der Wahrnehmung existenzontologisch dadurch »gewährleistet«, dass wahrnehmungsunabhängig kompakte, mittelgroße Materiekonglomerate (EOOs) existieren, die für das regelmäßige Nacheinander der verschiedenen Wahrnehmungseindrücke sorgen (die verschiedenen Seiten eines materiellen Objekts treten deshalb in ganz bestimmter Reihenfolge nacheinander in Erscheinung, weil etwa das Konglomerat wahrnehmungsunabhängiger EOOs einen durch die Molekularstruktur und Molekularkräfte zu erklärenden, relativ robusten materiellen Zusammenhang bildet). Dies gilt allerdings nicht für alle GOOs, wie sich exemplarisch an Melodien, sozialen Praxisformen wie Begrüßungen oder sozialen Kontexten und Situationen wie Arztpraxen oder Festivals verdeutlichen lässt, deren perzeptiver Zusammenhang nicht durch die physische Verfassung kompakter, wahrnehmungsunabhängiger EOOs gewährleistet wird, sondern durch die für sie typischen zeitlichen Verlaufsformen oder räumlichen Konstellationen und Kontiguitäten. Um beispielsweise das Klopfen an der Tür unmittelbar als Ankunft Fabians zu hören, muss das Subjekt mit diesem Zusammenhang so vertraut sein, dass das besondere Klopfen (ein bestimmter Rhythmus zum Beispiel) unmittelbar die Anwesenheit Fabians als »mit daseiend« fordert.

Zu bemerken ist noch, daß, wenn anstelle eines erwarteten α nur ein Teil α eintritt, nun der ergänzende Teil β »vermißt« wird, er »fehlt«. [...] Ist α wiederholt unter gewissen Umständen oder als Endglied einer regelmäßigen Folge aufgetreten und ist durch assoziative Weckung die entsprechende Erwartung da, so wird das Ausbleiben, das Nicht-eintreten merklich, die Erwartung enttäuscht sich, das gegenwärtige Zeitfeld bzw. Sinnesfeld füllt sich aus, aber »anders« aus. (Ebd., 189)

Es ist eine Einheit der Zusammengehörigkeit geworden, eine Einheit, in der die Glieder, die Verbindungen untergeordneter Stufen (die Teile), aufeinander hinweisen als wechselseitig im Zusammensein zu erwarten, als sich wechselseitig fordernd und diese Forderung erfüllend. Die Zusammengehörigkeit — die Einheit aus gewohnheitsmäßigem, vermöge vielfacher Erfahrung Verbunden-sein — die Einheitskraft wächst mit der Häufigkeit. (Ebd., 191)

So kann etwa die Äußerung eines »Bitte« ohne vorhergehendes »Danke« unmittelbar als vorwurfsvoll aufgefasst werden, sofern das »Bitte« ein »Danke« als anwesend motiviert, obwohl zugleich unmittelbar klar ist, dass das »Bitte« zeitlich *hinter* das (fehlende) »Danke« gehört. Etwas erscheint im Nachhinein als an einer bereits verstrichenen Zeitstelle fehlend und gefordert. Analog kann ein Kind beim Freibadbesuch mit den Eltern sich mit den Worten »Kriege ich noch meine Pommes?« an die Eltern wenden, um so auf den Umstand hinzuweisen, dass Pommes einen konstitutiven und motivierten Teil *eines Freibadbesuchs* darstellen, der bisher noch fehlt. Durch Gewohnheit können also auch kontingente Sukzessionen oder Konstellationen wahrnehmbaren Elementen und Ereignissen für ein Subjekt gegebenheitsontologischen Objektcharakter – den Charakter mereologischer Einheiten – annehmen, durch Gewohnheit zu (ap)perzeptiven, gegebenheitsontologischen Einheiten verschmelzen.

Husserls These, dass Apperzeption für Wahrnehmung konstitutiv ist, lässt sich somit wie folgt zusammenfassen: Intentionale₁ Objekte (GOOs) erweisen sich als durch Subjekte typisierend antizipierte, zeitlich oder räumlich geordnete Verläufe oder Konstellationen von Wahrnehmungseindrücken, von denen jeweils ein Teil in der Wahrnehmung impressional präsentiert ist, während andere Teile virtuell vorweggenommen oder mitgegenwärtig sind.¹³ So geht die Wahrnehmung stets mit zu operativen Begriffen-von gehörenden Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmeprofilen einher, die mitunter – aber nicht notwendig – aus sedimentierten Umgangserfahrungen der Subjekte erwachsen. In diesem Sinne können dann etwa auch eine Melodie, ein Gespräch, ein Gemälde oder ein Gedicht gegebenheitsontologisch als Einheiten (GOOs) aufgefasst werden, sofern die entsprechenden Verläufe von Tönen, Farben, Formen oder Wörter von Subjekten als (ein-)stimmige Einheiten wahrgenommen werden können. Die Apperzeption führt so zu einer phänomenalen »Bereicherung« impressional präsentierter Sinnesinhalte zu GOOs. Hat ein Subjekt sich einen Begriff-von eines Objekts gebildet, so »»sieht«, d.h. apperzipiert das erfahrende Subjekt diesen konkreten Gegenstand immer mit seiner Bereicherung. Die Bereicherung manifestiert sich dabei im Modus der Erwartung bestimmter Elemente, die das Wahrnehmungsinteresse dann auch zur

13 Bei Gilles Deleuze (1992, 264) findet sich in *Differenz und Wiederholung* hierzu die Bemerkung: »Das Virtuelle muß selber als ein strikt dem Realobjekt zugehöriger Teil definiert werden – als ob das Objekt einen seiner Teile im Virtuellen hätte und darin wie in einer objektiven Dimension eingelassen wäre«.

Anschauung bringen will« (Lohmar 1998, 239). Durch die Konfrontation mit den für ihre Umgebung typischen Regularitäten bilden Menschen also gängige Apperzeptionsgewohnheiten aus, die auch als *Klischeebildungen* oder Verfestigung von *Stereotypen* beschrieben werden können. Man nimmt – sofern in der eigenen Umgebung entsprechende Regularitäten bestehen – unmittelbar vorweg, dass ›Frauen‹ (heute: als ›Frauen‹ gelesene Subjekte) höhere Stimmen und längere Haare haben, nimmt unmittelbar vorweg, dass Menschen in feiner Kleidung mehr Geld zur Verfügung haben, nimmt unmittelbar vorweg, dass Autos bei Rot anhalten usw., wobei Menschen häufig von entsprechenden Vorwegnahmen zu korrelativen alltagsontologischen Verdinglichungen übergehen. Die Wirklichkeiten, in denen Menschen leben, erscheinen also nicht zuletzt als die Resultate solcher sich sedimentierender und in wechselseitiger Synchronisation und Desynchronisation stabilisierender und destabilisierender Typisierungen.

Diese stereotypen Vorwegnahmen kann man sich nun wiederum – etwa als Produzent:in kultureller Güter wie Musik, Filmen, Kleidung, Nahrungsmitteln etc. – zunutze machen (oder sie gar mitbeeinflussen), indem man den Konsument:innen Produkte zum Konsum anbietet, die ihre stereotypen Apperzeptionsgewohnheiten entweder bedienen und befestigen, oder ihnen umgekehrt allererst Appräsentationsgewohnheiten nahelegen oder einrichten, was Theodor Adorno und Max Horkheimer in *Die Dialektik der Aufklärung* (1944) zu folgender polemischer Anmerkung in Bezug auf popkulturelle Erzeugnisse motiviert hat:

Die Leistung, die der kantische Schematismus noch von den Subjekten erwartet hatte, nämlich die sinnliche Mannigfaltigkeit vorweg auf die fundamentalen Begriffe zu beziehen, wird dem Subjekt von der Industrie abgenommen. Sie betreibt den Schematismus als ersten Dienst am Kunden. [...] Durchweg ist dem Film sogleich anzusehen, wie er ausgeht, wer belohnt, bestraft, vergessen wird, und vollends in der leichten Musik kann das präparierte Ohr nach den ersten Takten des Schlagers die Fortsetzung raten und fühlt sich glücklich, wenn es wirklich so eintrifft. (2000, 152)

Kulturindustrie als Herstellungsinstanz einer irritationsfreien Welt der glücklich vorweg schon erfüllten Vorwegnahmen. In ihr scheint das »unverdiente Entgegenkommen der Natur«, von dem Musil spricht, durch ein menschengemachtes Entgegenkommen der Wirklichkeit ergänzt zu werden, wie man es heute noch mehr im Bereich des ›Nudging‹ und in Bezug auf die Sorge um eine ›Algorithmisierung der Welt‹ beobachten kann (vgl. etwa Sunstein & Thaler 2008; Poljanšek 2017). Die menschliche Neigung zur Apperzeption, zur gewohnheitsmäßigen Vorabwicklung von Welt durch verinnerlichte Begriffe-von

hat also – folgt man hier Adorno und Horkheimer – nicht nur positive Seiten, sie vermag auch die teilweise von Menschen empfundene Verengung gesellschaftlicher Möglichkeitsräume zumindest in Ansätzen zu erklären, sofern Menschen sich vielfach vorschnell in apperzeptive Register vorsortiert fühlen, aus denen sie gerne ausbrechen würden (vgl. unten Kapitel 5.3).

3.2 Empirische Schemata bei Kant

»Die Synthesis überhaupt ist, wie wir künftig sehen werden, die bloße Wirkung der Einbildungskraft, einer blinden, obgleich unentbehrlichen Funktion der Seele, ohne die wir überall gar keine Erkenntnis haben würden, der wir uns aber selten nur einmal bewußt sind. Allein, diese Synthesis *auf Begriffe* zu bringen, daß ist eine Funktion, die dem Verstande zukommt, und wodurch er uns allererst die Erkenntnis in eigentlicher Bedeutung verschafft.«

(Kant, KrV A 78/B 103)

Es wird sich für das Folgende als lohnend erweisen, sich vor dem Hintergrund des explizierten Begriffs der Apperzeption Kants in der *Kritik der reinen Vernunft* skizzierten Theorie empirischer Schemata zuzuwenden. Auch bezüglich der Behandlung dieses Themas ist allerdings eine vorgreifende Einschränkung angebracht: So wird im vorliegenden Kapitel nicht versucht, die theoretischen Dunkelheiten aufzuklären, für die das Schematismus-Kapitel berüchtigt und berühmt ist, »weil kein Mensch« – wie prominent Schopenhauer (1912, 694) formulierte – »je hat daraus klug werden können«, und die dazu führten, dass dieses Kapitel »einem zeitgenössischen Gegner Kants wie ein ›metaphysischer Roman‹ vorkam« (Levy 1907, 6; zitiert nach Curtius 1914, 338). Die folgenden Bemerkungen zur Konzeption des empirischen Schemas bei Kant sollen vielmehr – wie auch schon die Bemerkungen zur Apperzeption – die systematische Theoriestelle anzeigen, an welcher innerhalb der hier angestellten Überlegungen die Begriffe von Platz finden sollen. Es wird im Folgenden also nicht das diffizile Problem des *transzendentalen Schematismus* und seiner vermittelnden Funktion behandelt, sondern der sehr viel ›konkretere‹ Fall der *empirischen Schemata*. Dennoch sei zur Unterscheidung von Rolle und Funktion transzendentaler und empirischer Schemata kurz Robert Pippin zitiert:

The transcendental Schemata extend the results of the Deduction and demonstrate the terms in which an a priori determination of a manifold could occur. An empirical concept does not apply to a manifold in general, but applies to this or that manifold, and thus its schematism must not demonstrate the possibility of conceptual application in general, but the method of determinate application in individual instances. (1976, 167)

Während der transzendente Schematismus also die Anwendbarkeit von Begriffen *a priori* auf Anschauungen überhaupt gewährleisten soll, indem er ein vermittelndes Glied zwischen den *reinen Verstandesbegriffen* und den konkreten Anschauungen darstellt, besteht die Funktion der empirischen Schemata in der Anwendung *empirischer Begriffe* auf konkrete Anschauungen.

Wichtig für das Verständnis des Folgenden ist dabei zunächst Kants Unterscheidung zwischen *Schema* und *Bild*, die man vereinfacht so erläutern kann: Während ein Bild eine exemplarische Anschauung eines Begriffs darstellt (z.B. das Bild eines Hundes), stellt ein Schema ein Verfahren dar, mit dessen Hilfe der *Spielraum aller möglichen Bilder* eines Begriffs dargestellt werden kann. Einfacher ließe sich sagen, ein Schema versetzt ein Subjekt dazu in die Lage, den Spielraum möglicher Bilder eines Begriffs zu erfassen. Es liefert somit ein Verfahren oder Vermögen, mit dessen Hilfe verschiedenste anschauliche ›Bilder‹ als Bilder eines empirischen Begriffs einerseits produziert und andererseits als solche aufgefasst werden können (*Produktionsfunktion* und *Identifikationsfunktion* eines Schemas). Bei Kant selbst klingt das so:

Das Schema ist an sich selbst jederzeit nur ein Produkt der Einbildungskraft; aber indem die Synthesis der letzteren keine einzelne Anschauung, sondern die Einheit in der Bestimmung der Sinnlichkeit allein zur Absicht hat, so ist das Schema doch vom Bilde zu unterscheiden. So, wenn ich fünf Punkte hintereinander setze, ist dieses ein Bild von der Zahl fünf. Dagegen, wenn ich eine Zahl überhaupt nur denke, die nun fünf oder hundert sein kann, so ist dieses Denken mehr die Vorstellung einer Methode, einem gewissen Begriffe gemäß eine Menge (z.E. tausend) in einem Bilde vorzustellen, als dieses Bild selbst, welches ich im letzteren Falle schwerlich würde übersehen und mit dem Begriff vergleichen können. Diese Vorstellung nun von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff sein Bild zu verschaffen, nenne ich das Schema zu diesem Begriffe. (KrV A 140/B 179f.)

Während Schemata durch die Einbildungskraft *hervorgebracht* werden, ist es der Verstand, der diese Schemata im *Schematismus* als dem »Verfahren des Verstandes mit diesen Schematen« zur *Anwendung* bringt (ebd.). Man kann nun zwischen der produktiven und der identifikatorischen Funktion eines Schemas wie folgt unterscheiden: Einerseits bezeichnet das Schema ein Verfahren, *einem Begriff seine möglichen Bilder zu verschaffen*, während auf der ande-

ren Seite der – über Schemata verfügende – Verstand durch den *Schematismus* dazu in der Lage ist, in einem anschaulich gegeben Bild *das Bild eines Begriffs zu erkennen* (vgl. hierzu auch Pendlebury 1995, 784). Folgendes Beispiel zur Veranschaulichung: Einer Person, die nicht über das empirische Schema eines Hundes verfügt, wird mit dem Verweis »Das ist ein Hund. Markiere weitere Exemplare der Gattung!« ein Bild eines Hundes in die Hand gedrückt. Da sie (noch) nicht über ein empirisches Schema eines Hundes verfügt, wird sie wahrscheinlich Objekte zu markieren versuchen, die dem Abgebildeten möglichst ähnlich sehen (sofern sie zu einer solchen Wahrnehmung von (visuellen) Ähnlichkeiten in der Lage ist). Wenn es sich bei dem abgebildeten Hund also etwa um einen Pudel handelt, wird sie möglicherweise keine Dackel und keine Doggen markieren, vielleicht aber zumindest – aufgrund der größeren äußerlichen Ähnlichkeit – manche anderen Pudel. Das einzelne Bild selbst stellt also noch kein »allgemeines Verfahren dar, einem Begriff [s]ein Bild zu verschaffen« – »no particular *image* of a triangle could do justice to all triangles« (Pendlebury 1995, 783); »[o]ne's stored knowledge of shaking hands surely does not provide a full set of instructions for all possible situations [...] the knowledge must be stored in some schematic form« (Jackendoff 2007, 113). Ein einzelnes Pudelbild enthält also kein Verfahren, um alle konkreten Einzelanschauungen von Hunden jeweils unter den Begriff des Hundes zu subsumieren, bzw. sie *als Hunde* aufzufassen (es enthält noch nicht einmal ein Verfahren, alle konkreten Einzelanschauungen von Pudeln als Pudel zu identifizieren). Vielmehr gibt es auch signifikant von diesem Einzelbild abweichende Bilder von Hunden, die mithilfe des einen Bildes allein nicht als Hunde zu erkennen wären.

I must be able to imagine »dog-in-general« for the rule that is the concept »dog« to determine the range of »dog-images«. This mediation is now shown to be the work of the imagination's projection of the concept rule as a *Gestalt*. We note immediately that this »figure« is not equivalent to Bennett's »private mental image«; it is rather the schema, or ground for the production of *any image*, whether privately conceived or empirically apprehended[.] (Pippin 1976, 168 [Meine Herv.])

Das Schema fungiert also nach seiner identifikatorischen Seite als ein Mechanismus, um situativ jeweilige raumzeitliche Verlaufsformen von Wahrnehmungseindrücken als Instanziierungen eines Individuums oder einer Objektklasse, d.h. eines »Solchen« im Sinne von »Oh, wieder ein *solches*; wieder eines von *dieser Sorte*« zu erkennen (vgl. hierzu Koriako 2001, 301). Wobei hier mit *Sorte* sowohl ein Individuum als auch eine Klasse von Individuen gemeint sein kann, sofern auf der Ebene der Wahrnehmung auch die Wiedererkennung eines Individuums als *Wiedererkennung eines x* beschrieben werden kann (vgl.

hierzu auch Millikans Konzeption der *Substanzbegriffe*, Millikan 2004a, 71, 73; sowie Strawson 1970, 33). Wichtig ist hierbei wiederum im Blick zu behalten, dass es sich bei dieser Form der Wiedererkennung nicht um eine *propositionale Klassifikation* handelt. Es wird hierbei also nicht ein Individuum mithilfe eines Prädikatbegriffs bewusst klassifiziert, sondern mittels eines Schemas unmittelbar *als ein bestimmtes Etwas* identifiziert oder wahrgenommen. Wie wir später sehen werden, bedeutet über ein Schema (im Sinne eines Begriffs-von) zu verfügen dementsprechend nicht, über einen Begriff *in sensu composito*, sondern über einen Begriff *in sensu diviso* zu verfügen (vgl. unten 3.5).

Damit erscheint nun aber der Besitz eines Schemas für einen Begriff als eine Ermöglichungsbedingung für die Anwendung dieses Begriffs auf gegebene Anschauungen. Eine solche Interpretation der Funktion der empirischen Schemata wird etwa von Michael Pendlebury vertreten, der die Schemata dabei zugleich als »vorbegrifflich« qualifiziert. Was es heißt, in diesem Sinne ein Schema einer Sache zu besitzen, erläutert er am Beispiel der Wahrnehmung eines Dreiecks:

For example, in order for one of an agent's intuitions to have the content *triangle*, i.e. in order for it to represent something as a triangle, he must at some inchoate level be disposed to place it in a certain similarity-class of actual and possible intuitions all of which, from a conceptual point of view, could be described as intuitions of triangles. (1995, 785)

Vorbegrifflich sei diese Fähigkeit zur nicht-prädikativen Klassifikation, sofern sie bestimmte Eigenschaften *nicht* aufweist, die für gewöhnlich mit dem Besitz von Begriffen verbunden werden.

Schemata and their product are not, e.g. typically accessible to consciousness; when exercised, they yield discriminating responses rather than articulate classificatory judgements; and significantly, they do not involve the capacity to make analytic judgements, like *Every triangle is a closed figure* and *No completely green square is red*, on the basis of reason, or the capacity to make general synthetic judgements like *Some red things are not squares* and *No horse is a cow*, on the basis of experience. There is therefore good reason to regard schemata as more primitive than concepts. (Ebd., 787)

Allerdings weicht Pendleburys Erläuterung der Funktionsweise des Schemas insofern von der kantischen Auffassung ab, als für letzteren das Schema »dem Begriff entstammt«, während das Schema bei Pendlebury eher eine Vorform oder Ermöglichungsbedingungen eines Begriffs darstellt (Lohmar 1998, 241). So heißt es bei Kant in der oben zitierten Passage ja gerade, dass die Einbildungskraft *einem Begriff sein Bild zu verschaffen* vermag, nicht aber umgekehrt

einem Schema seinen Begriff. Von dieser Auffassung zu unterscheiden ist noch einmal die These, dass der Besitz des entsprechenden Schemas eine notwendige Bedingung des Verfügens über einen Begriff sei, wie sie etwa von Henry Allison vertreten wird. »Indeed, we could go further and claim, that one cannot really be said to possess a concept without also having it's schema, which is just the rule for its application« (2001, 25; vgl. hierzu kritisch Streichert 2003, 90, FN401). Ich möchte in Bezug auf diese Feinheiten der Kantexegese hier keine Stellung beziehen, allerdings sollen im Folgenden Argumente für die These entwickelt werden, dass aus systematischer Perspektive die Interpretation von empirischen Schemata – im Sinne von Begriffen-von – als vorbegrifflichen Vermögen, welche der Bildung expliziter Begriffe-für ermöglichend zugrunde liegen, am plausibelsten erscheint.

Pendlebury präzisiert nun Kants Andeutungen zur Funktionsweise des empirischen Schemas insofern, als er die diachrone Dimension der durch Schemata vermittelte Auffassung von Objekten *als Objekte bestimmter Art* hervorhebt, die bei Kant allenfalls angedeutet ist. Um etwa eine einzelne gegenwärtige Anschauung eines Hundes *als Hund* zu erkennen sei es notwendig, so Pendlebury (1995, 790 [m.Ü.]), diese Anschauung als Teil eines »kohärenten Systems von vergangenen, gegenwärtigen und vorweggenommenen [»anticipated«] zukünftigen Anschauungen [aufzufassen], die gemeinsam einen einzelnen, fortdauernden Hund repräsentieren«. Das Schema des Hundes übernimmt hierbei die Rolle, die verschiedenen möglichen Anschauungen eines Hundes, die zeitlich aufeinander folgen, als Anschauungen (oder Bilder) ein und desselben Hundes aufzufassen, die (ein-)stimmig aufeinander folgen (und nicht etwa in einem synchronen Durcheinander oder einem inkohärenten Nacheinander auftreten). Hierin nun unterscheidet sich das empirische Schema einer bloßen Form (wie eines Dreiecks), das gewissermaßen schon in einem einzelnen Augenblick auf die Anschauung anwendbar ist, vom Schema einer sich durch die Zeit hinweg in vorwegnehmbaren Verlaufsformen entwickelnden Einheit (wie im Fall der Wahrnehmung einer Situation, eines Ereignisses, eines Lebewesens, eines konkreten physischen Gegenstandes als phänomenalen Objekten).

My suggestion is that the schema of *dog* not only groups certain actual and possible intuitions into a similarity class as the schema of *triangle*, but that it also segments this class of intuitions into sub-groups in such a way that the intuitions belonging to a common sub-group could be described as intuitions of the same dog. (Ebd., 789)

Um einen Hund *als einen bestimmten Hund* wahrzunehmen, reicht es also nicht aus, seine Kontur in einem einzelnen Augenblick als Hundekontur zu erfassen, vielmehr muss sie als Element einer Reihe zu diesem einzelnen Hund gehöriger Bilder aufgefasst werden, die – so können wir Pendleburys Beschreibung hier ergänzen – *nicht in willkürlicher Reihenfolge* aufeinander folgen können, soll der Hund als persistierende Einheit wahrgenommen werden. Strawson spricht in diesem Zusammenhang – wie wir bereits gesehen haben – davon, dass

die aktuelle okkurrente Wahrnehmung eines persistierenden Objekts als ein Objekt einer bestimmten Art oder als ein bestimmtes Objekt dieser Art sozusagen getränkt oder beseelt ist von – die Metaphern stehen zur freien Auswahl – dem Gedanken an andere vergangene oder mögliche Wahrnehmungen desselben Objekts. (1970, 41 [m.Ü.]

Die Wahrnehmung eines einzelnen persistierenden Objekts bedarf also – um wirklich Wahrnehmung eines persistierenden Objekts einer bestimmten Art zu sein – nicht nur in räumlicher Hinsicht der amodalen Ergänzung oder apperzeptionsgeleiteten phänomenalen Appräsentation, sondern ebenso in zeitlicher – und dies vor allem im Hinblick auf die möglichen, nacheinander kommenden ›Bilder‹ eines Objekts. Interpretiert man empirische Schemata in dieser Weise, so bestehen deren zwei wesentliche Funktionen für die Objektwahrnehmung darin, dass sie einerseits die *Identifikation von Objekten als Objekte bestimmter Art* leisten (*Identifikationsfunktion*), sofern verschiedene, aufeinanderfolgende Wahrnehmungseindrücke durch das Schema als zusammenhängende Eindrücke eines Objekts einer bestimmten Art erkannt werden, während sie diesen Objekten andererseits zugleich *entsprechende Vorwegnahmehorizonte vorzeichnen* (*Vorzeichnungsfunktion*), die vom Objekt nicht enttäuscht werden dürfen, sofern es weiterhin *als dasselbe Objekt* wahrgenommen werden soll.

Ich belasse es an dieser Stelle bei dieser sehr skizzenhaften Darstellung der Funktion der empirischen Schemata bei Kant, die primär der Verfeinerung der Unterscheidung von Begriffen-von und Begriffen-für dient, welche im Folgenden weiter entfaltet wird. Die Grundidee, die es dabei zu entwickeln gilt, ist eine doppelte: 1) Im Zuge ihrer Ontogenese bilden Menschen Begriffe-von von Objekten, die sie situativ zur direkten Wahrnehmung verschiedener Klassen von Gegenständen mit entsprechenden Mitgegenwärtigungsprofilen und situativen Vorwegnahmen disponieren. 2) Auch bei Menschen, die schon über Begriffe-für verfügen, liegen der direkten Wahrnehmung und somit der in ihr wahrgenommenen GOO Begriffe-von konstitutiv zugrunde.

3.3 Von Typen (Husserl) und Substanzen (Millikan)

»Analysis of the world structures that permit the possibility of human knowing is not the same thing as analysis of the inner psychological structure of the knowing.«

(Millikan 2004a, 74)

Die Überlegungen der beiden vorangegangenen Abschnitte sollen in den folgenden Abschnitten für eine vertiefende Explikation der Funktionsweise von Begriffen-von fruchtbar gemacht werden. Dazu sollen zwei theoretische Konzeptionen vorgestellt und diskutiert werden, die der hier vorgeschlagenen Konzeption von Begriffen-von als Vorlage und Kontrastfolie dienen sollen. Zunächst möchte ich auf Husserls Konzeption des *Typus* eingehen, die sich als eine Präzisierung der kantischen Konzeption des empirischen Schemas lesen lässt (eine solche Interpretation des Typus bei Husserl findet sich prominent in Lohmar 2008, 119f.; Summa 2012, 32). Von Husserls Begriff des Typus ausgehend möchte ich dann in Auseinandersetzung mit Millikans Konzeption der *Begriffe für Substanzen* im aristotelischen Sinne zeigen, was genau wir uns unter Begriffen-von vorzustellen haben.

Husserls Typen

Um die Funktion des *Typus* bei Husserl zu explizieren, müssen wir noch einmal auf das Phänomen der *Apperzeption* zurückkommen, sofern *Typus* und *Apperzeption* bei Husserl nur korrelativ zu begreifen sind. Ein Zitat aus Husserls *Erfahrung und Urteil* kann diesen Zusammenhang voregreifend verdeutlichen:

Die faktische Welt der Erfahrung ist typisiert erfahren. Die Dinge sind erfahren als Baum, Strauch, Tier, Schlange, Vogel [...]: [S]ehen wir einen Hund, so sehen wir sofort sein weiteres Gehaben voraus, seine typische Art zu fressen, zu spielen, zu laufen, zu springen usw. Wir sehen jetzt nicht sein Gebiß, aber obschon wir diesen Hund noch nie gesehen hatten, wissen wir im voraus, wie sein Gebiß aussehen wird [...]. (1939, 398f.)

Zweierlei geht aus dieser Passage hervor: Einerseits die uns schon vertraute Vorstellung, dass die Wahrnehmung eines Objekts als Objekt einer bestimmten Art darauf beruht, dass uns die in der Wahrnehmung impressional gegebenen Sinnesinhalte appresentativ oder amodal um einen bestimmten Möglichkeits- oder Vorwegnahmehorizont ergänzt sind. Andererseits, dass Husserl den Begriff der Typisierung verwendet, um die Verschiedenheit der Objekt-

klassen zu bezeichnen, die uns in direkter Wahrnehmung gegeben sein können. Gleichzeitig wissen wir aus den vorangegangenen Erläuterungen zur Apperzeption, dass Husserl die Vorstellung vertritt, dass die jeweils qua Apperzeption appäsentierten Vorwegnahmehorizonte ihm zufolge auf sedimentierten Erfahrungen des Subjekts beruhen. Der Typus übernimmt bei Husserl somit die Funktion, zu erklären, wie es zu der Verschiedenheit der appäsentierten Vorwegnahmehorizonte bezüglich verschiedener gegebenheitsontologischer Objektklassen (etwa: belebter Wesen und unbelebter Naturdinge) kommt: Ein impressional präsentierter Sinnesinhalt (oder eine Menge solcher Sinnesinhalte) wird in direkter Wahrnehmung *durch einen Typus* aufgefasst und erscheint daher unmittelbar durch das entsprechende Mitgegenwärtigungsprofil bereichert. Wie das empirische Schema übernimmt also auch der Typus sowohl eine Identifikations- als auch eine Vorzeichnungsfunktion, wobei die »*typisierende Apperzeption*« für Husserl eine »unentbehrliche und ständig fungierende Leistung [darstellt], die auf den Erfahrungsniederschlägen im Subjekt beruht« (Lohmar 1998, 236):

Die Funktion des Typus (z.B. Hund) bei der Apperzeption besteht in einem intentionalen Vorgriff, der uns etwas ganz Bestimmtes (z.B. einen Teil oder eine Eigenschaft) in einer flüssigen Variabilität erwarten läßt. Diese Erwartung ist bestimmt, aber zugleich flexibel, so daß sie sich der jeweiligen Anschauung sozusagen »anpassen« kann[.] (Ebd.)

Die Vorzeichnungsfunktion des Typus besteht also darin, dass sie »meine Erwartungen hinsichtlich eines raumzeitlichen Gegenstandes strukturiert und bestimmt«, wobei uns der Typus in einen kontext-sensitiven »Zustand der Erwartung typischer Eigenschaften« eines Gegenstands versetze, der auf vorangegangenen Erfahrungen mit diesem Gegenstand oder Gegenständen ähnlicher Art zurückgeht (Balle 2008, 92). »Ein Typus bildet sich in einer Reihe von gleichartigen Erfahrungen und ist dann dazu geeignet, unsere synthetische Verbindung der einzelnen anschaulich gegebenen Elemente eines Gegenstandes zu leiten. Der Typus ist eine Bedingung für die Möglichkeit der Konstitution von Gegenständen« (Lohmar 2008, 120). Diese letzte Bemerkung Lohmars ist in unserem Zusammenhang von besonderer Bedeutung. So wurde im Vorhergehenden wiederholt auf der These insistiert, dass wir uns die Konstitution von GOOs nicht nach folgendem Schema vorzustellen haben: Erst der Gegenstand x draußen in der Welt und der bereitliegende Begriff P drinnen im Subjekt; und dann wird mithilfe des Begriffs der zunächst als bloßes Ding wahrgenommene Gegenstand anhand seiner äußeren Merkmale klassifiziert – fertig ist das »x ist P« der Wahrnehmungserfahrung. Vielmehr sind

GOOs selbst das Ergebnis subpersonaler Konstitutionsleistungen, die sowohl auf proximalen Reizen als auch auf der kognitiv-perzeptiven Verfassung der Subjekte basieren und die wesentlich amodale Ergänzungen oder Appräsentationen in räumlicher wie in zeitlicher Hinsicht einschließen. Husserl macht diesen Punkt besonders stark:

Liegt das Wesen der Wahrnehmung nicht in der Apperzeption, dann ist alles Reden von Wahrnehmung in Beziehung auf Äußeres, auf Berge, Wälder, Häuser u.dgl. verkehrt, der normale Sinn des Wortes Wahrnehmung, der sich doch vor allem in diesen Fällen klar bekundet, wäre ganz aufgegeben. [...] Zur Wahrnehmung gehört, daß etwas in ihr erscheine; aber die Apperzeption macht aus, was wir Erscheinen nennen, mag sie unrichtig sein oder nicht, mag sie sich getreu und adäquat an den Rahmen des unmittelbar Gegebenen halten oder ihn, künftige Wahrnehmung gleichsam antizipierend, überschreiten. Das *Haus* erscheint mir – wodurch anders, als daß ich die wirklich erlebten Sinnesinhalte in gewisser Weise apperzipiere. Ich höre einen *Leierkasten* – die empfundenen Töne deute ich eben als *Leierkastentöne*. (Hua XIX/1, 762)

Indem sie also die konkreten Appräsentationen, bzw. die amodalen Ergänzungen, anleiten, sind Typen an der Konstitution der Objekte der Wahrnehmung beteiligt. Somit erweise sich der Typus als »Möglichkeitsgrund der Apperzeption« (Lohmar 2008, 121).

Dabei sind die wahrnehmungskonstitutiven Typen selbst dem erlebenden Subjekt nicht ihrerseits gegeben – was ihm gegeben ist, sind vielmehr die typisiert apperzipierten Objekte der Wahrnehmung, sodass – worauf später noch zurückzukommen ist – ein Subjekt sich durchaus im Unklaren über die Typen (die Begriffe-von) sein kann, die seiner direkten Wahrnehmung dispositionell zugrunde liegen. Ähnlich wie Pendlebury in Bezug auf Kants empirische Schemata argumentiert Balle (2008, 93) diesbezüglich dafür, dass Typen »vorsprachlichen Charakter besitzen« und insofern »dem Bereich vorpropositionaler Inhalte« zuzuordnen sind. Diese These präzisierend stellt Lohmar fest:

Seinem Sinn nach weist der Typus auch noch nicht auf eine begriffliche Allgemeinheit hin. Wir dürfen deshalb Typus und empirischen Begriff nicht gleichsetzen. Im Typus wird noch nicht auf einen generellen Kern Bezug genommen, ein solcher Bezug geschieht erst im Gebrauch eines Allgemeinbegriffs [...]. (1998, 238)

Typen sind also selbst (noch) keine Allgemeinbegriffe, sie stellen allerdings »Vorformen von Begriffen« dar (Balle 2008, 97). Damit ist auch – je nach Lesart – der Unterschied des Typus zu empirischen Schemata im Sinne Kants deutlich markiert. Ist das empirische Schema etwas, das dem empirischen Begriff ein Bild verschafft, so ist umgekehrt der Typus etwas, das überhaupt

erst die gegebenen Objekte als die unterschiedlichen Objekte, als die wir sie unmittelbar wahrnehmen, konstituiert. Weiterhin ist – ich folge hier Lohmars (2008, 119) Bestimmung des Verhältnisses von Schema und Typus – die Betonung der »Veränderlichkeit in weiterer Erfahrung« eine Eigenschaft, die Husserls Konzeption des Typus vom kantischen Schema zu unterscheiden scheint. So betont Husserl wiederholt, dass sich die Typen im Laufe weiterer Erfahrung sowohl in ihrer situativen Applikation als auch der mit ihnen korrelierten Appräsentationen nach, durch Erfahrung verändern können.¹⁴ Der Typus etwa, der meiner direkten Wahrnehmung einer Person zugrunde liegt, die kennenzulernen ich erst im Begriff bin, ändert sich im Zuge vertieften Kennenlernens mitunter signifikant. Hatte man bei den ersten Begegnungen etwa noch den unmittelbaren Eindruck, es mit einer unausstehlich arroganten und rettungslos dumpfen Person zu tun haben, die einem auf Anhieb unsympathisch war, kann sich im Zuge weiterer Begegnungen die direkte Wahrnehmung der Person radikal ändern. Was man zuvor als Arroganz wahrgenommen hatte, erscheint jetzt etwa als Schüchternheit und die vermeintliche Dumpfheit als bescheidene Zurückhaltung. Wir haben es in solchen Fällen mit interaktiven Kalibrierungen von Begriffen-von zu tun. Ein analoges Beispiel, das von einem Studierenden aus einem seiner Seminare stammt, wird von Edward Sapir zitiert:

»Before the War the three-colored Italian flag was beautiful – it was associated in my mind with beautiful thoughts. But after the War the Italian flag belonged to a party of violence, and it is [now] associated in my mind with bloodshed, persecution corruption and policemen« (zitiert nach Sapir 2002, 224).

14 Eine alternative Version einer solchen Theorie der Begriffe-von vertritt etwa Jesse Prinz, der sich dabei im Wesentlichen auf Überlegungen Lawrence Barsalous stützt. Prinz spricht nicht von »Typen«, sondern von »Proxytypen«, unterscheidet allerdings nicht zwischen Begriffen-von und Begriffen-für. Vielmehr erhebt er den Anspruch, mit dem Begriff der Proxytypen eine allgemeine Theorie der Begriffe (»concepts«) vorzulegen. Seiner Definition nach sind Proxytypen aus der Erfahrung abgeleitete, »mentale Repräsentationen von Kategorien, die im Arbeitsspeicher aktiviert werden können oder aktiviert werden« (2002, 149 [m.Ü.]). Proxytypen werden dabei kontextsensitiv aktiviert, sodass beispielsweise in verschiedenen Situationen, in denen es um Hunde geht, je situations-typische Hunde-Proxytypen aufgerufen werden können. Gleichzeitig erlaubten uns Proxytypen, »vergangene Ereignisse nachzuerleben oder künftige Ereignisse vorherzusehen« (ebd., 159).

Wichtig ist hierbei wiederum, dass ein solcher Wandel der direkten Wahrnehmung eines Objektes (bzw. einer Form) keinen Wandel der bewussten Überzeugungen bezeichnet, obwohl es sich durchaus nahelegt, dass sich mit dem Wandel der direkten Wahrnehmung auch die Überzeugungen, die man bezüglich des entsprechenden Objekts zu äußern geneigt wäre, ändern. Die Formen verändern in solchen Fällen ihre *Gegebenheitsweise*, ihre Appräsentationshorizonte – sie erscheinen (gegebenheitsontologisch) *anders*, obwohl sie alltagsontologisch immer noch als dieselben adressiert und identifiziert sein mögen (vgl. hierzu die Bemerkungen zu ›Kontiguitätskonglomeraten‹ in Kapitel 4.4).

Millikans Substanzen (darunter kulturelle Meme)

Damit kommen wir zu Ruth Millikans Konzeption der *Begriffe für Substanzen*, die, wie wir sehen werden, eine unbewusste Variation auf Husserls Konzeption der Typen darstellt. Millikan entwickelt ihre Konzeption der Begriffe für Substanzen vor allem in *On Clear and Confused Ideas*, auf das ich mich hier primär beziehe. Begriffe für Substanzen (im Folgenden: Substanzbegriffe) realisieren Millikan zufolge wesentlich zwei Funktionen: Die (Re-)Identifikation eines Objekts als Objekt einer bestimmten Art einerseits und die Projektion bestimmter Möglichkeitshorizonte bezüglich des identifizierten Objekts andererseits. Wie die Begriffe von innerhalb des hier vorgeschlagenen Ansatzes bestimmt Millikan Substanzbegriffe somit funktional durch das, was sie leisten:

[T]he task of substance concepts is to enable us to reidentify substances through diverse media and under diverse conditions, and to enable us over time to accumulate practical skills and theoretical knowledge about these substances and to use what we have learned. (2004a, 2)

Was genau haben wir uns aber unter den Substanzen selbst, auf welche sich Substanzbegriffe beziehen sollen, vorzustellen? Millikan entlehnt diesen Begriff Aristoteles, der zwischen *primären* und *sekundären Substanzen* unterscheidet, wobei primäre Substanzen bei Aristoteles Individuen bezeichnen und sekundäre Substanzen Objektklassen wie beispielsweise die Spezies Hund. Drei Arten von Substanzen hebt Millikan besonders hervor: *Historische Arten* wie biologische Spezies, Stühle, Frühstücke, Symphonien, soziale Rollen oder Internet-Meme, *ewige Arten* wie H₂O oder Gold, und schließlich *Individuen* wie du, ich, mein Laptop oder das mit anderen geteilte Auto, das heute Morgen schon wieder nicht angesprungen ist. Millikans Grundidee besteht nun darin, Substanzen als diejenigen EOs zu definieren, die Subjekten die Möglich-

keit bieten, induktiv etwas über sie zu lernen. Um diesen Zweck zu erfüllen, böten sich für Subjekte vor allem solche Arten von Objekten an, »welche ihre Eigenschaften, und somit Potenziale zum Gebrauch, über viele Begegnungen hinweg erhalten« (ebd., 2 [m.Ü.]). Es muss sich also um Objekte handeln, die höherstufige Regularitäten instanzieren.

This makes it possible for the organism to store away knowledge or know-how concerning the thing as observed or experienced on earlier occasions for use on later occasions, the knowledge retaining its validity over time. [...] Substances are, by definition, what can afford this sort of opportunity to a learner, and where this affordance is no accident, but is supported by an ontological ground of real connection. (Ebd.)

Substanzen sind also solche Objekte oder Klassen von Objekten in der existenzontologischen Umgebung von Organismen, bezüglich derer sich induktiv Wissen akkumulieren lässt. Um es innerhalb der hier entwickelten Perspektive zu sagen: Substanzen sind solche existenzontologischen Objekte, die aufgrund mit ihnen verknüpfter, höherstufiger Regularitäten etwa bei menschlichen Subjekten dazu geeignet sind, die Wahrnehmung gegebenheit-ontologischer Objekte zu verursachen, mit denen es für diese in typischer Weise *etwas auf sich hat*, mit denen sie Bestimmtes *anfangen* (Handlungsspielraum), von denen sie Bestimmtes *erwarten* können (Erwartungsspielraum). Prägnanter: Substanzen manifestieren sich in existenzontologischen Regularitäten, für welche ein Organismus rezeptiv ist. Im Grunde erweist sich so jede Regularität in der Umgebung, für die ein Organismus grundsätzlich rezeptiv ist, als Substanz. Türkingeln beispielsweise ist in diesem Sinne (innerhalb entsprechender Kontexte) eine Substanz, sofern in verschiedenen Situationen *Türkingeln* auftauchen, die (re)identifiziert und zuverlässig mit entsprechenden Erwartungen verknüpft werden können (»Erwartest du jemanden!?«). Ebenso sind etwa »anzugtragende Menschen«, »Ärzte« oder »Professoren« Millikan zufolge Substanzen, sofern sich über ihre Instanzen generalisierendes Wissen akkumulieren lässt, das sich mit hinreichender Zuverlässigkeit auf künftige Manifestationen dieser Substanzen übertragen lässt.

Members of these groups are likely to act similarly in certain ways and to have attitudes in common as a result of similar training handed down from person to person (reproduction or copying), as a result of custom (more copying), as a result of natural human dispositions (compare dog dispositions) or social pressures to conform to role models (copying again), and/or as a result of legal practices handed down from univocal sources. (2005, 109f.; ebenso Millikan 2004a, 22)

Ihre gegebenheitsontologische Bedeutsamkeit ist es also, aus der sich das »primäre Interesse« des Subjekts an der Reidentifikation von Substanzen speist (ebd., 10).

Um nun allerdings zu wissen, was es in gegebenheitsontologischem Sinne mit einer Substanz auf sich hat, muss das Subjekt für gewöhnlich gerade *nicht* wissen, welche existenzontologischen Prozesse und Zusammenhänge die jeweilige Substanz in ihrem Innersten zusammenhalten, bzw. welche existenzontologischen Prozesse es bedingen, dass sich ihrer bezüglich induktiv Wissen akkumulieren lässt. Für ihre alltäglichen, gegebenheitsontologischen Belange reicht es vielmehr vollkommen aus, wenn eine Person einerseits erfasst, um eine Substanz welcher Art es sich in einem konkreten Fall handelt, und andererseits, was es mit ihr auf sich hat, mit welchen Möglichkeiten sie rechnen muss und wie sie sich diesen gegenüber verhalten kann. In diesem Sinne kann dann etwa auch so etwas wie ›der Weihnachtsmann‹ oder ›Batman‹ in bestimmten kulturellen Zusammenhängen eine Substanz sein, über die ein Subjekt im Laufe seines Lebens – beispielsweise aus Büchern und Filmen – induktiv Wissen akkumulieren kann, welches es dann etwa auch auf ›reale‹ Begegnungen mit Personen übertragen kann, die den ›Weihnachtsmann‹ oder ›Batman‹ spielen. Es kann also etwa Freundlichkeit, eine tiefe Stimme, einen Bart und ›Ho, ho, ho‹ von entsprechenden ›Weihnachtsmännern‹ erwarten oder entsprechend enttäuscht sein, dass es mit ›keinem richtigen‹ Weihnachtsmann zu tun hat. »Having a concept of a substance does not involve knowing an essence. Rather, it involves understanding something of *what recognition of the substance might be good for*, in the context either of developing practical skills or theoretical knowledge« (ebd., 10 [Meine Herv.]). Klar machen kann man sich dies wiederum an einem VR-Beispiel: Auch ein Subjekt, das sein Leben unwissentlich in einer VR-Simulation verbringt, wird sich mittels der Aneignung entsprechender Substanzbegriffe auf die ›Substanzen‹ (d.i. Regularitäten) seiner virtuellen Umgebung einstellen (auch wenn diesen keine existenzontologischen ›Essenzen‹ entsprechen). Eine schöne Veranschaulichung für ein solches Auseinandertreten von Wissen bezüglich des erfolgreichen Umgangs und Erklärungswissen liefert Max Weber:

Wer von uns auf der Straßenbahn fährt, hat – wenn er nicht Fachphysiker ist – keine Ahnung, wie sie das macht, sich in Bewegung zu setzen. Er braucht auch nichts davon zu wissen. Es genügt ihm, daß er auf das Verhalten des Straßenbahnwagens »rechnen« kann, er orientiert sein Verhalten daran[...] (1988, 593; vgl. hierzu auch ausführlicher Poljanšek 2011)

Auch Straßenbahnen erweisen sich somit als Substanz – eine *historische Art* im Sinne Millikans –, die es Menschen erlaubt, einen entsprechenden Substanzbegriff zu bilden, der einerseits in der Fähigkeit besteht, Objekte als Straßenbahnen wahrzunehmen bzw. wiederzuerkennen, andererseits in der Fähigkeit, die für Straßenbahnen konstitutiven Vorwegnahmen und Handlungsimpulse zu besitzen. Substanzen ermöglichen es Subjekten also, sie durch die Bildung von Substanzbegriffen (als Fähigkeiten zu ihrer (Re-)Identifikation) epistemisch zum Zwecke ihrer Orientierung auszubeuten, sofern sie ontologisch (lies hier: existenzontologisch) in einer Weise verfasst sind, die dies gewährleistet.

Millikan (2005, 115) spricht bezüglich solcher existenzontologischen Grundlagen auch von einem »kausalen Klebstoff«, einer »ontologischen Grundlage der Induktion« (2004a, 23 [m.Ü.]) oder gar von »einer Art von Naturnotwendigkeit« (ebd., 33), welche es erlaube, typische Eigenschaften von Substanzen vorwegzunehmen. In Bezug auf *Individuen* bestehe diese ontologische Grundlage etwa in dem Umstand, dass die verschiedenen zeitlichen Zustände eines Individuums kausal miteinander verknüpft sind (ebd., 24), in dem Umstand also, dass Individuen existenzontologisch gesprochen »Raumzeitwürmer« darstellen, sofern sie sich auf einer kontinuierlichen Raumzeittrajektorie bewegen (ebd., 70). In Bezug auf *ewige Arten* bestehe die ontologische Grundlage der Induktion darin, dass ewige Arten (wie H₂O) essenzielle Eigenschaften besäßen (ebd., 18).

Wie steht es aber um die *historischen Arten*? Auch in Bezug auf diese ließen sich, so Millikan, letztlich kausale Zusammenhänge beschreiben, die als *ontologische Grundlage der Induktion* fungieren. Sie verdeutlicht diesen Gedanken am Beispiel biologischer Spezies:

To be members of the same species, individual animals must belong to historical lineages that have a common origin. They do not have to be similar to one another in any specified way. For example, there are no genes that every dog has in common with every other dog. Every dog gene has alleles. Similarly, there are no properties that every dog has in common with every other dog. Nor is it mere overlap in properties or resemblance to some paradigm that makes a group of dogs be conspecifics. (2005, 106)

Trotz dieser Verschiedenheit gäbe es aber einen »guten Grund«, davon auszugehen, dass sich aus Begegnungen mit einzelnen Manifestationen einer solchen Art induktiv Wissen über all ihre Mitglieder ableiten lasse. Dieser Grund läge in der Weise, wie durch die Art ihrer Reproduktion eine »kausale Verbindung« zwischen den verschiedenen Mitgliedern dieser Spezies besteht (ebd., 107). Dabei hebt Millikan (ebd., 107) bezüglich des Beispiels biologischer Spe-

zies besonders die Tatsache hervor, dass der ontologische Grund der Induktion nicht in bloßen »Familienähnlichkeiten« im Sinne Wittgensteins oder Ähnlichkeiten zu einem Paradigma zu finden sei, sondern in der kausalen Verbindung, der »Blutsverwandtschaft« der einzelnen Mitglieder.¹⁵

Wie haben wir uns aber eine solche Naturnotwendigkeit, welche die Mitglieder einer jeweiligen Art ontologisch »zu einer Einheit zementiert« (ebd.) bei den von Millikan weiterhin genannten Beispielen historischer Arten wie Stühlen, Frühstücken oder Aufführungen von Beethovens *Eroica* (ebd., 3) vorzustellen? Tatsächlich besteht eine Asymmetrie zwischen dem Fall der biologischen Spezies und den von ihr weiterhin genannten Beispielen praktischer oder ästhetischer Artefakte, Ereignistypen, Praxisformen oder sozialen Situationen. Diese Asymmetrie besteht wesentlich darin, dass zwischen den einzelnen Exemplaren oder Manifestationen der zuletzt genannten Substanzen für gewöhnlich gerade *keine* unmittelbaren kausalen Verbindungen bestehen. Ein Frühstück bringt so wenig – im Sinne einer kausalen Verbindung – das andere hervor wie eine Aufführung der *Eroica* die nächste.¹⁶ Wie Millikan (2005, 109) selbst einräumt, beruhen die verschiedenen Manifestationen hier vielmehr, wie im Vorbeigehen schon erwähnt, auf sozialen Kopiervorgängen, bei denen die Subjekte als *lebendige Kopierer* fungierten. Diese Kopiervorgänge sind allerdings nur in einer sehr oberflächlichen Betrachtung mit der Art und Weise zu vergleichen, wie biologische Spezies sich etwa durch Fortpflanzung reproduzieren. So müssen die verschiedenen Manifestationen solcher Substanzen durch intentionale Akteure erst geschaffen (d.i. (re-)produziert) werden, um anschließend von anderen Akteuren in ihrer direkten Wahrnehmung als Instanzen dieser Substanzen (re-)identifiziert werden zu können. Dabei laufen solche menschenvermittelten Kopierprozesse – wie zu betonen vor allem Jacques Derrida nicht müde wird – nur in den seltensten Fällen als einfache

15 Millikan (2005, 109) selbst nennt bezüglich historischer Arten exemplarisch folgende Möglichkeiten, wie die ontologische Grundlage der Induktion ausbuchstabiert werden könne: Erstens kann der Entstehung des Objekts eine Art *Kopiervorgang* zugrunde liegen, sodass alle Objekte »nach demselben Modell« produziert wurden. Zweitens können die Mitglieder der jeweiligen Art »durch, in oder als Antwort auf dieselbe historische Umgebung« produziert sein. Und drittens könne es der Fall sein, dass die Art eine biologische Funktion in dem Sinne erfüllt, dass sie einen »Wirkung« darstellt, »welche die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass ihr Anlass reproduziert wird«.

16 Obwohl sich durchaus dafür argumentieren lässt, dass beispielsweise Dokumente (wie im Falle der Aufführung der *Eroica*) für die Regelung kollektiven Handelns eine kausal-strukturierende Rolle spielen können (Smith 2013).

Wiederholungen oder Reproduktionen ab, die in Bezug auf das Wiederholte alles beim Alten belassen; vielmehr ist beim sozialen Kopieren gemeinsamer Formen häufig »Wiederholung mit der Andersheit« verknüpft – vieles bleibt gleich, manches verändert sich (Derrida 2001, 24; vgl. zu diesem Aspekt auch Sperber 2006, 440f.). Historische Arten, die auf sozialen Kopiervorgängen beruhen, verändern sich – ebenso wie biologische Spezies dies tun – historisch, jedoch ist die ontologische Grundlage dieser Veränderung nicht derjenigen biologischer Spezies zu vergleichen.

Statt sie mit biologischen Spezies in einen Topf zu werfen, ist in Bezug auf sie im Folgenden auch von *kulturellen Memen* als einer Untergattung von GOOs die Rede, wobei sich kulturelle Meme dadurch gegenüber anderen GOOs auszeichnen, dass die für sie konstitutiven Regularitäten und somit ihre Bedeutsamkeit vom Verhalten und den Gewohnheiten menschlicher Subjekte abhängen.¹⁷ Der Begriff *Mem* stammt ursprünglich von Richard Dawkins (1976, 192 [m.Ü.]), der damit – in klanglicher Analogie zum *Gen* – »Einheiten der kulturellen Transmission oder Einheiten der Imitation« bezeichnet. Als Beispiele für Meme nennt Dawkins »Melodien, Ideen, Schlagworte, Kleidung, Mode, Arten und Weise, Töpfe zu machen oder Bögen zu bauen« (ebd.). Es handelt sich bei Memen also um »Elemente, die sich durch Imitation statt durch genetische Vererbung reproduzieren« (Millikan 2004b, 16). Allerdings geht Dawkins – wie etwa auch Dennett – davon aus, dass Meme in den Gehirnen menschlicher Subjekte zu lokalisieren sind (Dawkins 1976, 192; Dennett 2017, 207).¹⁸ Der hier verwendete Begriff kultureller Meme ist demgegenüber etwas eingeschränkter, sofern er sich einerseits nicht auf kopierbare Objekte *in den Gehirnen von*

17 Wer will kann hier auch von »Kulturemen« sprechen (vgl. Oksaar 1988). Schütz (1972, 10ff.) spricht in diesem Zusammenhang von »sozialen Dingen«, »die man nur als Produkte menschlicher Tätigkeit verstehen kann, nämlich meiner eigenen und der der anderen«; wobei Schütz' Ansatz insofern der Präzisierung bedarf, als er sich noch zu stark an der Unterscheidung von Naturdingen und geschaffenen Artefakten orientiert, die sich für das Verständnis der direkten Wahrnehmung von GOOs und ihrer Bedeutsamkeit jedoch als »epistemologisches Hindernis« (Bachelard) erweist.

18 Dennett (2017, 206 [m.Ü.]) definiert Meme seinerseits als »Arten und Weisen, sich zu verhalten, die kopiert, übertragen, erinnert, gelehrt, vermieden, denunziert, gebrandmarkt, verhöhnt, parodiert, zensiert, geheiligt werden können«. Demgegenüber werden Meme hier als wiedererkennbare (auch zeitlich erstreckte) Muster und Formen (als GOOs) bestimmt, die durchaus verschieden gebraucht werden können oder deren etablierter Gebrauch sich mit der Zeit auch verändern kann. Dieser Unterschied ist allerdings mehr ein Unterschied der Emphase als ein Unterschied ums Ganze.

Subjekten bezieht, sondern auf durch die menschliche Wahrnehmung wiedererkennbare Formen und Muster, die als (impressional präsentierte Teile) gegebenheitsontologische(r) Objekte fungieren können; wobei eine Betonung auf den Umstand zu legen ist, dass die in der Wahrnehmung wiedererkennbaren Formen einen gewissen Spielraum an Variationen zulassen und dennoch alltagsontologisch als dieselben Formen identifiziert werden können, wie etwa sehr unterschiedlich betonte Äußerungen des Wortes »Ehrgeiz« als dieselbe Form in unterschiedlichen Gegebenheitsweisen identifiziert werden (vgl. hierzu auch Dennett 2017, 206, 226). Die wiedererkennbare Form eines Rocks etwa ist in diesem Sinn ein kulturelles Mem, das je nach sozialem Gebrauch dieser Form als spezifisch bedeutsames GOO (mit entsprechenden Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonten) wahrgenommen werden kann (beispielsweise als Kleidungsstück, das mit ›Weiblichkeit‹ assoziiert ist, bzw. zum Konnotationssignifikat ›Weiblichkeit‹ gehört, vgl. unten 4.4), ebenso kann ein hörbares, wiedererkennbares Geräusch als kulturelles Mem fungieren, welches durch seinen gewöhnlichen Gebrauch verschiedene Bedeutungen annehmen kann. Weiterhin sind aber auch Marken oder Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in unserer werbe- und konsumgeprägten Wirklichkeit signifikante Meme, wobei die hinter Marken oder öffentlichen Persönlichkeiten stehenden Unternehmen oder Institutionen Kapital und Energie darauf verwenden, ihren Marken durch Werbung und öffentliche Darstellung spezifische Bedeutsamkeit, spezifische appräsentierte Mitgegenwärtigungsprofile (wie Sportlichkeit, Freiheit, Eleganz, Wildheit, Zuverlässigkeit usw.) zu verschaffen (vgl. zu diesem Aspekt insbesondere die Bemerkungen zu semiotischen Theorien der Bedeutsamkeit in Kapitel 4.4).¹⁹ Exemplarische Beispiele für Meme sind weiterhin hörbare Melodien, wiedererkennbare Muster und Formen, die etwa auch typische Weisen, eine Handlung zu realisieren, einschließen. Damit klammere ich für die hiesigen Belange die Frage aus, ob und inwiefern abstrakte Ideen und Gedanken ebenfalls kulturelle Meme darstellen (was sonst häufig vorausgesetzt wird).²⁰

Kulturelle Meme unterliegen – je nach der einer Gesellschaft zugrunde liegenden Kommunikations- und Interaktionsstruktur –, sofern sie auf sozialen

¹⁹ Vgl. zu diesem Aspekt im Hinblick auf die gegenwärtige Inszenierung von Konsumprodukten exemplarisch Ullrich 2013, 26f.

²⁰ Das geschriebene oder gesprochene Wort »Gott« ist in diesem Sinn ein kulturelles Mem. Die Frage, ob und inwiefern auch die *Idee eines Gottes* oder die *Quantentheorie* ein kulturelles Mem ist, bleibt im Folgenden jedoch ausgeklammert.

Kopiervorgängen beruhen, sowohl einem historischen Wandel als auch einer Tendenz zur synchronen Diversifizierung, sofern es bei vielen von ihnen keine gesellschaftliche Zentralstelle gibt, die über die ordnungsgemäße Durchführung der Kopiervorgänge und somit über die gesellschaftliche Homogenität ihrer wahrgenommenen und erhandelten Bedeutsamkeit wachen würde. Und selbst in Fällen, in denen es solche wachenden Zentralstellen gibt – wie im Falle der geschriebenen Sprache den Duden etwa –, tritt der Einfluss dieser Zentralstelle nur als weitere Einflussgröße im Spiel sozialer Kopiervorgänge in Erscheinung (vgl. zu diesem Punkt auch die von Els Oksaar (1988) entwickelte »Kulturemtheorie« sowie unten Kapitel 5.3). Dennoch variieren oder diversifizieren sich kulturelle Meme in vielen Fällen nicht willkürlich, sofern viele (wenn auch nicht alle) von ihnen an die Realisierung bestimmter, häufig koordinativer Zwecke gebunden sind (vgl. hierzu auch Lewis 1969, Millikan 2004b, 22f.; Jaeggi 2014, 200).

Die anderen Arten von Substanzen mögen also durchaus, wie Millikan (2004a, 50) dies beschreibt, »objektiv in der Natur definiert« sein, sodass sich menschliche Subjekte und andere Organismen induktiv sukzessiv bessere Substanzbegriffe bilden können, durch welche sie diese identifizieren und invariante Eigenschaften projizieren können. Für kulturelle Meme gilt allerdings, dass die Menge der durch die verschiedenen Subjekte verinnerlichten Substanzbegriffe den Substanzen selbst gegenüber das Primat besitzt. Es gibt kein objektives, eindeutiges *Wesen* dessen, was ein Frühstück zu einem »richtigen« Frühstück macht, auch wenn Menschen alltagsontologisch-verdinglichend durchaus zu der Vorstellung neigen, dass es – wenn auch lokal begrenzt – objektiv korrekte Weisen gibt, zu sprechen oder zu frühstücken (»Pizza frühstückt man aber nicht.«). Es gibt also nicht eine einzige, objektiv in der Natur festgeschriebene Art von Frühstück, in Bezug auf welche man im Laufe seines Lebens induktiv einen immer adäquateren Substanzbegriff gewinnen kann, vielmehr ist, was in einem bestimmten Kontext zu einer bestimmten Zeit *ein Frühstück ist, als ein Frühstück gilt*, von den Frühstücksweisen der frühstückenden Subjekte selbst abhängig. Ein ordentliches Frühstück ist, was immer bei Frühstückenden als ordentliches Frühstück durchgeht (vgl. hierzu ausführlicher Poljanšek 2022b). Dasselbe gilt für Begrüßungen, die Bedeutung von Wörtern, Dates und Flirts, Straßenschlägereien und Internetmemes. Was diese je situativ bedeuten und was in Bezug auf sie und die ihnen zugrunde liegenden Dynamiken im Laufe eines Lebens induktiv in Erfahrung gebracht werden kann, kann sich mit dem Wandel der Gesellschaft selbst verändern und ist auch zu einzelnen Zeitpunkten nicht innergesellschaftlich konsistent, so-

dass beispielsweise ein Internetmeme wie *Pepe the Frog* auf einmal für viele ein Symbol der Alt-Right-Bewegung darstellen kann, obwohl er ursprünglich doch eigentlich etwas ganz anderes bedeuten sollte (vgl. Segal 2016; Furie 2016). In ihren sogenannten *kulturellen Aspekten* ist die menschliche Wirklichkeit, wie wir noch deutlicher sehen werden, ontologisch betrachtet ein bewegliches Ziel. Die Existenz und Extension kultureller Meme ist von der Art und Weise abhängig, wie Menschen sie im Zuge ihrer Auseinandersetzung mit ihrer jeweiligen Umgebung sowohl passiv wahrnehmen als auch aktiv bilden und realisieren. Daher erweisen sich die Bedeutsamkeiten des kulturellen Teils der menschlichen Wirklichkeit einerseits als geschichtlich wandlungsfähig, andererseits auch geographisch oder in Bezug auf verschiedene soziale Kontexte als synchron divers.

Um Missverständnisse zu vermeiden ist allerdings festzuhalten, dass für gewöhnlich kein einzelnes Individuum die Bedeutsamkeit eines kulturellen Mems willkürlich verändern kann. Wenn ich privat beschließe, dass der ausgestreckte Mittelfinger für mich ab jetzt ein Zeichen der Verbrüderung ist, das »Friede zwischen den Welten«²¹ bedeutet, und wenn ich auch mir entgegengestreckte ausgestreckte Mittelfinger direkt als Zeichen der Verbrüderung wahrnehme, werde ich damit ebenso absehbar in Erklärungsnot oder Konfliktlagen geraten, wie eine Person, die privat beschließt, dass sie das gegenwärtig in »unserem Kulturkreis« gewöhnlich als selbstverständlich vorausgesetzte, synchrone Monogamiegebot in Bezug auf partnerschaftliche Nahbeziehungen nicht als konstitutiv ansieht und dies einer potenziellen Partner:in in einer sich anbahnenden Partnerschaft nicht entsprechend kommuniziert. Kulturelle Meme besitzen eine *kollektive, historisch variable Geltung* – später wird diesbezüglich von »gemeinschaftlicher Geltung« die Rede sein –, *die einerseits probabilistisch gradiert* (d.h. in unterschiedlichen sozialen Kontexten eine verschiedene Wahrscheinlichkeiten ihres Auftretens besitzen kann) *und andererseits mit beschränkter Reichweite* versehen ist.

21 Das Beispiel des ausgestreckten Mittelfingers, der »Peace among worlds« bedeutet, stammt aus Justin Roilands und Dan Harmons Animationsserie *Rick & Morty*. Rick, der nihilistische Wissenschaftlergroßvater von Morty, muss hier in einer Episode in ein von ihm geschaffenes *Mikroversum* reisen. Als gegebenheitsontologischen Scherz hat er sich erlaubt, den in diesem Mikroversum lebenden Menschen beizubringen, dass der ausgestreckte Mittelfinger »Friede unter den Welten« bedeutet und macht sich einen Spaß daraus, die Bevölkerung mit entsprechender Geste zu begrüßen.

Was mit dieser Bestimmung kultureller Meme bestritten wird ist also, dass es eine Frage einfacher Naturnotwendigkeit oder »objektiv in der Natur« vorliegender Sachverhalte ist (Millikan 2004a, 50), was die Bedeutsamkeit kulturelle Meme jeweils ist. Was kulturelle Meme »ihrer Natur nach« sind, ist vielmehr eine Frage der Art und Weise, wie individuelle Akteure in immer neuen Wiederholungen Manifestationen dieser Meme schaffen, auffassen und reproduzieren (Giddens 1984). Die Menge der Interaktionen entscheidet darüber, wie diese Meme jetzt und in Zukunft (und jeweils innerhalb bestimmter Bereiche) verfasst sind, was es mit ihnen auf sich hat, wie und wozu man sie gebrauchen kann usw. Sprachen, soziale Praktiken und modisch-ästhetische Gepflogenheiten verändern sich im Laufe der Zeit und sind auch synchron divers, wie ein einfacher Blick in Geschichte und Gegenwart beweist. Sie verändern sich auf der Grundlage ihrer durch Akteure geschaffenen Manifestationen, nicht auf der Grundlage kausaler Verbindungen zwischen den einzelnen Manifestationen. Die ontologische Erklärungsrichtung verläuft hier also umgekehrt wie bei den anderen Unterarten von Substanzen im Sinne Millikans.

Somit fällt Millikan (2004a, 50) mit ihrer These, dass Substanzen grundsätzlich »objektiv in der Natur definiert sind«, der von Musil (1981, 1026) angemahnten »menschlichen Taktlosigkeit« zum Opfer, »das unverdiente Entgegenkommen der Natur« in einigen Fällen des Gelingens »in allen Fällen zu verlangen«.²² Damit ist selbstredend nicht bestritten, dass angebbare Gründe existieren, die erklären, weshalb es zu den Ähnlichkeiten der Manifestationen eines kulturellen Memes kommt – oben wurde bereits eine solche Erklärung angeboten. Die Ähnlichkeiten beruhen hier allerdings – im Gegensatz zu den anderen Arten von Substanzen – gerade auf *Familienähnlichkeiten oder Ähnlichkeiten zu einem oder mehreren Paradigmata*.²³ Während man Millikan also

22 Einschränkung bleibt hierzu festzuhalten, dass Millikan an anderer Stelle durchaus einigen Feinsinn für die Existenz, Varianz und Reproduktionsbedingungen kultureller Meme an den Tag legt, allerdings kombiniert sie diese Überlegungen meines Wissens nach nicht mit ihrer Theorie der Substanzbegriffe (vgl. 2004b, 15-27).

23 Dabei unterscheidet Millikan auch zwischen Substanzbegriffen, die durch die existenzontologisch individuierbare Substanz definiert sind und Substanzkonzeptionen, die als die individuellen Arten und Weisen definiert sind, die ein Individuum sich angeeignet hat, um eine Substanz zu erkennen und ihr erwartbare Eigenschaften vorzuzeichnen. So hätten etwa ein Chemiker und ein Kind beiden denselben Substanzbegriff von Zucker, sofern sie hinreichend zuverlässig Zucker zu reidentifizieren in der Lage sind, aber verschiedene Substanzkonzeptionen, mithilfe derer sie diesen Begriff realisieren (2004a, 11). Um diese Unterscheidung aufzugreifen könnte man im Hinblick auf kulturelle Meme sagen, dass diese nicht die Bildung von Substanzbegriffen, sondern nur die Bildung von

in existenzontologischer Einstellung sowohl bezüglich der These zustimmen kann, dass Individuen, ewige Arten und biologische Spezies Substanzen in ihrem Sinne bilden, sofern es jeweils angebbare »natürliche Grundlagen« gibt, die erklären, wieso man induktiv Wissen über sie sammeln kann, ist dies bezüglich der Beispiele kultureller Meme nicht (oder zumindest nicht in derselben Weise) der Fall.

Millikans Substanzbegriffe

Von den Substanzen selbst kommen wir nun zu Millikans Konzeption der Substanzbegriffe. Substanzbegriffe erfüllen vor allem zwei Funktionen – eine *Identifikations-* und eine *Vorzeichnungsfunktion*.

The conception one has of a substance is not merely the *ways one knows to identify it*, but also the dispositions one has to *project certain kinds of invariances rather than others from one's experiences with it*. One pole of a substance concept consists of more or less reliable means by which to recognize the substance, the other pole is a rough grasp of an applicable substance template or templates[.] (Millikan 2004a, 73 [Meine Herv.])

Der Besitz eines Substanzbegriffs besteht also einerseits in der Fähigkeit, die »bezeichnete Substanz aufzuspüren« [»tracking its appointed substance«], andererseits in einer »Auffassung davon, wie einige der für die Substanz charakteristischen Invarianten auf neue Begegnungen [mit der Substanz] übertragen werden können« [»grasp of how to project some of the invariants defining this substance to new encounters«], wobei solche Invarianten sich auch als höherstufige Regularitäten beschreiben lassen (ebd., 74). »[K]nowing what to expect of a connected physical object and knowing to expect something different of a pile of sand [...] shows that the child is capable of distinguishing between the domains of application of corresponding substance templates« (ebd.). Was Millikan *Substanzschablonen* [»substance templates«] nennt, bezeichnet dabei die in Bezug auf eine identifizierte Substanz projizierten Vorwegnahme-, Handlungs- oder Erwartungshorizonte, die sich durch die Erfahrung mit der entsprechenden Substanz stabilisieren und sedimentiert haben.

Auch Millikan zufolge ist dabei die durch Substanzbegriffe geleistete, perzeptive Reidentifikation nicht im Sinne eines prädikativen oder klassifizie-

Substanzkonzeptionen zulassen, allerdings wendet Millikan diese Unterscheidung ihrerseits nicht durchgehend an.

renden Urteils aufzufassen. Ebenso wenig sei Reidentifikation »analog zur Äußerung eines mentalen Identitätssatzes aufzufassen, der zwei Beschreibungen oder Bezeichnungen enthält, die sich auf dasselbe beziehen« (2004a, xii [m.Ü.]). Oben war analog bezüglich der Etwas-als-etwas-Struktur der Wahrnehmung davon die Rede, dass diese nicht so zu verstehen sei, dass ein in der Wahrnehmung präsentiertes Objekt *x* mithilfe eines Prädikatbegriffs *F* *klassifiziert* werde (»*x* ist *F*«), oder auch so, dass ein wahrnehmungsunabhängiger Gegenstand in der Wahrnehmung in einer bestimmten Gegebenheitsweise oder unter einer bestimmten Beschreibung gegeben sei. Vielmehr besteht die direkte Wahrnehmung *eines F* der hier vertretenen Position zufolge darin, dass ein impressional präsentierter Objektteil unmittelbar mit einem *F*-spezifischen Vorwegnahme- oder Apperzeptionshorizont appräsentiert wird. Dieser Gedanke lässt sich nun mithilfe von Millikans Überlegungen zur Funktion der Substanzbegriffe noch etwas präziser artikulieren.

Zunächst verdeutlicht Millikan (2004a, 73) den Unterschied zwischen *Klassifikationen* – »Das da ist rothaarig« – und *Reidentifikationen* – »here's Mama again,« »here's milk again,« und »here's mouse again« – durch die Unterscheidung von *Prädikatbegriffen* und *Substanzbegriffen*. Klassifikation bezeichnet dabei das Fällen eines propositionalen Urteils der Form »*x* ist *F*«, während (Re-)Identifikation die direkte Wahrnehmung eines Objekts als Objekt einer bestimmten Art bezeichnet. Millikans Grundgedanke: Um ein Objekt klassifizieren zu können, muss das Subjekt bereits ein *Verständnis* dessen besitzen, was klassifiziert werden soll. Die Klassifikation eines konkreten Objekts setzt also *die Individuation oder Identifikation* des Objekts voraus, welches klassifiziert werden soll. In der hier gebrauchten Terminologie: (Alltagsontologische) Klassifikation ist ein bewusster Vorgang, der den Gebrauch expliziter Begriffe-für voraussetzt und von den in direkter Wahrnehmung gegebenen GOOs ausgeht. Diese GOOs sind in direkter Wahrnehmung jedoch zuvor schon mittels Begriffen-von als Objekte bestimmter Art gegeben. Weshalb die (Re-)Identifikation selbst nicht als eine Anwendung eines Begriffs(-für) auf ein als zunächst neutral erfasstes Objekt zu verstehen ist.

You can't classify without some grasp of *what* you are classifying. You have to be able independently to think of the object you want to classify before you can classify it. Identifying an object, on the other hand, does not always require something conceptually prior. [...] But whatever it is that one *classifies*, it is clear that the capacity to think of members within the domain to be classified is more fundamental than the ability to classify. Identifying is a skill prior to classifying. (Millikan 2004a, 41; vgl. hierzu auch Heidegger SZ, 154f.)

Reidentifikation bezeichnet bei Millikan somit einen auf Substanzbegriffen beruhenden Prozess, innerhalb dessen sich ein Objekt in direkter Wahrnehmung unmittelbar als »wieder ein solches« oder »wieder dieses« zeigt, wobei in der Substanzschablone gespeicherte Informationen bezüglich dieses Objekts abgerufen und möglicherweise durch neue Informationen angereichert oder verändert werden können. Insofern ist – wir erinnern uns an Herbarts Beschreibung des subpersonalen Prozesses, den er Apperzeption nennt – eben »jeder Akt der Identifikation implizit ein Akt der Reidentifikation, der darin besteht, zwei oder mehr Repräsentationen oder Stücke von Information zusammen zu verwenden« (Millikan 2004a, 143 [m.Ü.]). Es zeige sich also dem Kind in direkter Wahrnehmung nicht *ein Objekt*, welches es dann *als Mama klassifiziert*, sondern *wieder die Mama*, dasselbe Objekt, in Bezug auf das es bereits (durch die entsprechende *Substanzschablone*) spezifische Umgangsweisen und unmittelbare Erwartungen besitzt. Insofern besteht ein zentrales Merkmal der durch Substanzbegriffe vermittelten, direkten Wahrnehmung eines Objekts darin, dass sie auf eine *Wiederholung*, ein *Wieder* verweist. Man erinnere sich diesbezüglich auch an Wittgensteins oben zitierte Bemerkung bezüglich der Wahrnehmung vertrauter Formen:

Diese Form, die ich sehe, ist nicht einfach *eine* Form, sondern sie ist eine von den mir bekannten Formen. – Aber nicht als vergliche ich den Gegenstand mit einem neben ihm stehenden Bilde, sondern als *deckte* er sich mit dem Bild. Ich sehe nur eines und nicht zwei. (PG, 26)

Eine solche direkte Wahrnehmung von etwas als eines der vertrauten Objekte wird also durch Substanzbegriffe realisiert. Was das Kind – wie auch die erwachsene Person – verstehe oder sehe, wenn sie Mama, Milch und Maus identifiziert, sei eben »here's Mama again,«, »here's milk again,« und »here's mouse again« (2004a, 73). Selbst wenn es sich dabei also um numerisch verschiedene Exemplare einer Substanz handelt, identifiziert das Subjekt diese also als dasselbe (»Ah, wieder Milch/Maus/Stuhl«; vgl. hierzu ebd., 71). Die frühesten und basalsten Substanzbegriffe seien daher – auch für Erwachsene, wie Millikan (2004a, 72) explizit hervorhebt – keine klassifizierenden *Prädikatbegriffe*, sondern (re-)identifizierende *Subjektbegriffe* (ebd., 16).²⁴ »The child identifies Mama; she does not classify Mama. The psychological structure of classifica-

²⁴ Heidegger (GA 21, 144) spricht hier auch von einem »vorprädikativen Charakter der Als-Struktur«, sofern diese »nicht notwendig bezogen auf Prädikation« sei. »Im Zu-tun-haben mit etwas vollziehe ich dabei keine thematisch prädikativen Aussagen«.

tion is the structure of subject-predicate judgment. To classify an item requires differentiating the item to be classified in thought and applying a predicate to it« (ebd., 71). Noch klarer wird dieser Gedanke, wenn wir Beispiele anderer Substanzen heranziehen: Um ein Geräusch als das Türklingeln zu (re)identifizieren, wendet das damit hinreichend vertraute Subjekt nicht einen sortalen Prädikatbegriff auf ein gehörtes Geräusch an, um es innerlich als Türklingeln zu klassifizieren, es urteilt nicht »Diese Geräusch ist ein Türklingeln«, vielmehr identifiziert oder hört es unmittelbar *ein Türklingeln* (»Ah, wieder ein/das Türklingeln«), wodurch zugleich der mit diesem verknüpfte Erwartungshorizont, die mit ihm verknüpfte Substanzschablone, aufgerufen ist. Dabei wird das Türklingeln als etwas aufgefasst, das sich als es selbst wiederholen kann, obwohl man in existenz- oder alltagsontologischer Einstellung durchaus sagen könnte, dass es sich um immer neue, numerisch verschiedene Instanzen des Türklingelns handelt (vgl. zu diesem Gedanken auch Poljanšek 2015b, 511).²⁵ So individuieren wir für gewöhnlich nicht Instanzen des Türklingelns als Individuen, sondern als Wiederholungen eines Typus, ebenso, wie wir beispielsweise Geldscheine eher generisch als Geldscheine auffassen, statt sie als Individuen zu ›tracken‹ – das Typische der Objekte ist für unsere Orientierung in unserer Umgebung in vielen Fällen sehr viel wichtiger als ihre Individualität (»Da ist wieder das Türklingeln«). Einen solchen Prozess unmittelbarer Identifikation mitsamt der mit diesem verknüpften und veränderlichen Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonte veranschaulicht man sich leicht an einem Vorgang, den man aus dem alltäglichen Umgang mit Mobiltelefonen kennt: Verändert man den Anrufsklingelton des eigenen Geräts, so dauert es mitunter eine gewisse Zeit, bis man das neue Geräusch unmittelbar als eingehenden Anruf (re-)identifiziert – man braucht Zeit, um sich ›umzugewöhnen‹. Vertauscht man andererseits den gewohnten morgendlichen Weckerklingelton durch den vertrauten Anrufsklingelton, so wird man am nächsten Morgen von einem vermeintlichen Anruf geweckt.

Wir können also die oben bezüglich der Etwas-als-etwas-Struktur und der Aspekthaftigkeit der Wahrnehmung angestellten Überlegungen auf die Funktionsweise von Begriffen-von (bzw. Substanzbegriffen) übertragen: Begriffe-von sorgen subpersonal für die Konstitution gegebener Objekte als Objekte bestimmter Art. Findet also der Begriff-von von *Mama* in der Wahrneh-

25 »[The point is that] we do not see things, we see significances. For instance, we may pretend these are all t's: t, T, +, [etc.], yet they are all different« (Sapir 2002, 105).

mung Anwendung, so nimmt das Kind unmittelbar intentional_i Mama wahr (auch, wenn es sich hierin täuscht). Identifiziert ein Kind eine falsche Person als Mama, so schreibt es also nicht einem Objekt ein falsches Prädikat zu, es individuiert oder reidentifiziert vielmehr ein falsches Objekt («Nicht die Mama»).²⁶ Auch und gerade Substanzbegriffe, die sich nicht auf Individuen, sondern auf ewige oder historische Arten beziehen, erweisen sich dabei als Subjektbegriffe in diesem Sinn.

In a similar way, to learn things about milk, the child need not think of or keep track of instances or portions of milk. And the very point of having the concept *mouse* would seem to be that under it, one does not *distinguish* Amos from Amos's brother, *but thinks of them as the same*. (Millikan 2004a, 71 [Letzte Herv. von mir])

Ich unterscheide in diesem Zusammenhang auch zwischen *typischer* und *individueller Reidentifikation* (vgl. Poljanšek 2015b, 511). Die Unterscheidung sollte aus den bisherigen Überlegungen leicht einleuchten: Überwiegt in Bezug auf die ökologische Signifikanz eines wahrgenommenen Objekts die Information, dass es sich dabei um ein Objekt einer bestimmten Art handelt, gegenüber der Information, dass es sich dabei um ein Einzelding handelt, so konstituieren oder reidentifizieren wir es gegebenheitsontologisch – mithilfe des entsprechenden Begriffs-von – als *typisches Objekt*. Überwiegt hingegen die Signifikanz der Information, dass es sich um ein Einzelding handelt, so reidentifizieren wir es gegebenheitsontologisch – ebenfalls anhand des entsprechenden Begriffes-von – als *individuelles Objekt*. Geldscheine, Brot- und (vegane) Salamischeiben oder anonyme Passanten werden meist typisch individuiert, während signifikante Andere und »geliebte Objekte« (T. Habermas 1999) für gewöhnlich individuell reidentifiziert werden. Eine intersubjektive Differenz im Reidentifizierungstypus kann daher mitunter zu traurigen Szenen führen, etwa, wenn ein Kind ein bestimmtes Objekt, einen Apfel zum Beispiel,

26 Um hier eine anekdotische Evidenz anzuführen: In der geographischen Heimat meines Vaters existiert eine Süßspeise, die äußerlich einer Salami nachempfunden ist und auch beim Aufschneiden ihrer Struktur und Farbe nach durchaus als Salami durchgeht. Der Vater machte sich nun gelegentlich einen Spaß daraus, mit dieser Süßspeise unvertrauten Menschen einzelne Scheiben als Salami zum Probieren anzubieten. Die teils mit Ekel verbundene Überraschungsreaktion der Probierenden auf die unerwartete Süße beruhte hier ebenfalls nicht auf einer falschen *Klassifikation*, sondern auf einer *Fehlidentifikation* oder *-wahrnehmung* des Objekts, die mit gegebenheitsontologisch mit »Salami« verbundenen Vorwegnahmen werden enttäuscht, was in diesem Fall gar zu einer Art Ekelerleben führen kann.

individuell identifiziert (»Den hab' ich von Sara geschenkt bekommen«), die Schwester diesen hingegen typisch individuiert (»Wo ist denn der Apfel, der auf dem Tisch lag?«, »Den hab' ich gegessen. Aber sind ja noch viele Äpfel im Korb.«, »Aber das war doch der von Sara :(.«). Dass dabei typische und individuelle Reidentifizierung strukturell analog sind, sofern sie jeweils auf der Anwendung eines Substanzbegriffs mit entsprechender Substanzschablone beruhen, ist einer der zentralen Gründe, die Millikan überhaupt zur Einführung des Substanzbegriffs veranlassen (2004a, 16).

Husserls Typen vs. Millikans Substanzbegriffe

Wie verhalten sich nun Substanzbegriffe im Sinne Millikans zu Typen im Sinne Husserls? Bezüglich ihrer beiden wesentlichen Funktionen ((Re-)Identifikationsfunktion & Vorzeichnungsfunktion) erweisen sich Millikans Konzeption der Substanzbegriffe und Husserls Konzeption des Typus als äquivalent. Allerdings betont Millikan sehr viel stärker als Husserl die *aktive, bewusste und kognitive Dimension* der Anwendung und progressiven Verfeinerung von Substanzbegriffen, während in Husserls Konzeption die *passive* und *objektkonstitutive Funktion* der Typen bei gleichzeitiger Veränderlichkeit durch neue Erfahrung stärker im Vordergrund steht. Gleichzeitig hebt auch Millikan, wie Husserl, den Umstand hervor, dass Substanzbegriffe vorsprachlichen Charakter besitzen, sofern sie dem Erlernen sprachlicher Begriffe zumindest teilweise zeitlich vorausgehen und auch einige nichtmenschliche Spezies offenbar über Substanzbegriffe verfügen (Millikan 2004a, 76, 84). So reidentifizieren Kinder bereits vor dem Spracherwerb typisierend Objekte – Millikan nennt als Beispiel die Mutter – und verknüpfen diese mit spezifischen Erwartungshorizonten, die es ihnen ermöglichen, »sich in ihrer Gegenwart angemessen zu verhalten« (ebd.). Ebenso kommen beide Positionen darin überein, dass Substanzbegriffe oder Typen und ihre Funktionen nicht etwas sind, das mit dem Erlernen von Sprache durch explizite sprachliche Begriffe ersetzt würde. Typen und Substanzbegriffe stellen vielmehr die Vehikel dar, mittels derer wir unsere Wirklichkeit unmittelbar wahrnehmen und zur Orientierung strukturieren, ob wir nun zudem über explizite sprachliche Begriffe verfügen oder nicht.

Der wesentliche Unterschied zwischen Substanzbegriffen und Typen andererseits besteht darin, dass Millikans Substanzbegriffe durch ihren intentionalen Bezug auf Objekte mit bestimmten natürlichen Merkmalen (Substanzen im Sinne Millikans) definiert sind. Husserls Typen auf der anderen Seite sind – unabhängig von der Frage, ob und wenn ja, mit welchen existenzon-

tologischen Strukturen oder Prozessen sie korrelieren – ausschließlich durch ihre apperzeptiven bzw. intentionalen₁ Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonte bestimmt, die sich im weiteren Verlauf der Wahrnehmung (immanent) entweder bewähren oder nicht bewähren. Wie oben gezeigt, versagt Millikans intentionale_e Definition zumindest bei kulturellen Memen, während es sich zugleich als hinreichend plausibel erwiesen hat, bezüglich ewiger Arten, Individuen und biologischen Spezies davon auszugehen, dass bezüglich dieser existenzontologische Grundlagen und Regularitäten existieren, die erklären, wieso bestimmte Objekte gegebenheitsontologisch durch bestimmte Vorwegnahmen zuverlässig wahrgenommen und vorhergesehen werden können. Es spricht also, auch aus einer phänomenologischen Perspektive, nichts dagegen, davon auszugehen, dass die sich gegebenheitsontologisch bildenden Typen, die mit diesen Substanzen korrelieren, sich intentional_e auf diese Substanzen beziehen; diese Frage wird nur für gewöhnlich aus einer phänomenologischen Perspektive nicht adressiert.

3.4 Sind ihre intentionalen_e Objekte konstitutiv für Begriffe-von?

Was lässt sich nun aber aus der vorangehenden Diskussion dieser verschiedenen Konzeptionen – namentlich: *empirische Schemata* (Kant), *Typen* (Husserl) und *Substanzbegriffe* (Millikan) – für die hier vertretene Konzeption von Begriffen-von gewinnen? Um diese Frage zu beantworten, soll noch einmal bei der zuletzt diskutierten Konzeption der Substanzbegriffe angesetzt werden um zwei wesentliche Problemstellungen, für die Millikans Ansatz jeweils eigenständige Lösungen anbietet, noch einmal deutlich voneinander abzuheben. Einerseits stellt und beantwortet Millikan durch ihre Konzeptionen von Substanzen und Substanzbegriffen folgende Frage: Wie gelingt es Menschen und anderen Organismen, sich in ihren komplexen realen Umgebungen handelnd und wahrnehmend zu orientieren? Antwort: Sie bilden auf der Grundlage ihrer Umgebungserfahrungen *Substanzbegriffe*, mithilfe derer sie bestimmte Objekte als Objekte bestimmter Art (re)identifizieren und mit entsprechenden Vorwegnahmen verbinden. Die zweite Frage lautet: Wie ist es in *existenzontologischer Hinsicht möglich*, dass Menschen und andere Organismen in der beschriebenen Weise Substanzbegriffe bilden? Antwort: Es existieren *Substanzen* in der wahrnehmungsunabhängigen Realität, die sich jeweils durch existenz-

ontologische Grundlagen auszeichnen, welche die Möglichkeit erklären, dass in Bezug auf sie aus der Perspektive des Organismus invariante Eigenschaften und Regularitäten mittels der Bildung von Substanzbegriffen vorweggenommen werden können. In Millikans Ansatz bezeichnen Substanzen also in einem *externalistischen* Sinne diejenigen EOs und existenzontologischen Regularitäten, mit denen die Anwendung von Substanzbegriffen im Erfolgsfall intentional_e korreliert ist. Und dies gilt selbst dann, wenn die Subjekte, wie es meistens der Fall ist, die entsprechende Substanzbegriffe besitzen, selbst keine Ahnung haben, was deren essenzielle, existenzontologische Grundlagen eigentlich sind. Während es für die gegebenheitsontologische Orientierung der Subjekte also häufig ausreicht, in direkter Wahrnehmung verschiedene Typen von GOOs zu unterscheiden, die jeweils durch verschiedene Erwartungshorizonte konstituiert sind, betont Millikan den Umstand, dass es *gute existenzontologische Gründe* gibt, dass die entsprechenden Individuen in der beschriebenen Weise erfolgreich verfahren.

Beide Fragestellungen und ihre jeweiligen Antworten sind allerdings zunächst voneinander unabhängig. Dass Subjekte in ihrer Ontogenese auf der Grundlage ihrer Erfahrung Substanzbegriffe oder -konzeptionen bilden, mit deren Hilfe sie sich gegebenheitsontologisch orientieren und deren Anwendung mit typischen Erwartungs- oder Vorwegnahmehorizonten verknüpft ist, ist an sich noch kein zwingendes Argument dafür, dass der Anwendung dieser Begriffe-von Substanzen in einem existenzontologischen Sinne intentional_e korrelieren. Ein Gedankenexperiment kann dies verdeutlichen: Angenommen, ein Subjekt verbringt einen signifikanten Anteil seines Lebens in einer VR-Simulation, innerhalb derer bestimmte, ihrer äußerlichen Erscheinung nach voneinander unterscheidbare Objekte sich typisch in vorwegnehmbarer Weise verhalten, so wird es bezüglich dieser Objekte Substanzbegriffe verinnerlichen, die mit entsprechenden Vorwegnahmehorizonten einhergehen und die sich im Laufe weiterer Erfahrung bewähren. Dennoch scheint es *prima facie* nicht plausibel zu behaupten, dass diesen Substanzbegriffen (oder in diesem Fall besser: Substanzkonzeptionen) *existenzontologisch in der Natur definierte Substanzen* entsprechen.

Ein äquivalentes Gedankenexperiment findet sich auch in Husserls *Ideen*: Zwar zwingt der »tatsächliche Gang unserer menschlichen Erfahrung« – und dabei insbesondere der Erfolg der naturwissenschaftlichen Methode – »unsere Vernunft dazu [...], über die anschaulich gegebenen Dinge (die der Cartesianischen *imaginatio*) hinauszugehen und ihnen eine ›physikalische Wahrheit‹ unterzulegen« (Hua III/1, 99). Es sei aber ebenso denkbar, dass dieser

historische Verlauf anders gewesen und das »unverdiente Entgegenkommen der Natur« (Musil), das den Erfolg der naturwissenschaftlichen Methode trägt und gewährleistet, ausgeblieben wäre. So sei es, so weiter Husserl, durchaus vorstellbar, dass

unsere anschauliche Welt die letzte wäre, »hinter« der es eine physikalische überhaupt nicht gäbe, d.h. daß die Wahrnehmungsdinge mathematischer, physikalischer Bestimmbarkeit entbehrten, daß die Gegebenheiten der Erfahrung jederlei Physik nach Art der unseren ausschlossen. Die Erfahrungszusammenhänge wären dann eben entsprechend andere und typisch andere, als sie faktisch sind, sofern die Erfahrungsmotivationen fortfielen, welche für die physikalische Begriffs- und Urteilsbildung gründende sind. Aber im großen und ganzen könnten sich uns im Rahmen der gebenden *Anschauungen* [...] »Dinge« darbieten ähnlich wie jetzt, sich in Erscheinungsmannigfaltigkeiten kontinuierlich durchhaltend als intentionale Einheiten. (Ebd., 100)

Husserl imaginiert hier also die Möglichkeit einer Welt, die uns zur habituellen Bildung von Typen veranlassen würde, die uns regelmäßig entsprechende Objekte mit spezifischen, sich hinreichend zuverlässig bewährenden Vorwegnahmehorizonten in der Wahrnehmung gegeben machen, ohne dass diesen Objekten jeweils existenzontologisch definierte Substanzen entsprächen. Erscheint dieses Gedankenexperiment bei Husserl spekulativ, sofern es die Rückfrage erlaubt, ob eine solche Möglichkeit tatsächlich (existenzontologisch) denkbar ist, so erscheint ein entsprechendes VR-Gedankenexperiment sehr viel weniger abwegig. Aus der erfolgreichen Bildung von Substanzkonzeptionen oder Typen folgt also nicht zwingend, dass ihnen tatsächlich existenzontologisch bestimmbare Substanzen zugrunde liegen.

Für Husserl ist die Identität, die intentionale Objekte als solche ausmacht, keine »metaphysisch« zu verstehende Identität bewusstseinsunabhängiger Substanzen. Es geht vielmehr darum, wie das »Meinen« von Identischem überhaupt möglich ist. Dieses Identische [...] ist ein Moment des intentionalen Gehalts der Wahrnehmung. Ein Apfel etwa, den ich aus verschiedenen Blickwinkeln betrachte, ist mir als ein und derselbe *gegeben*, so *erscheint* er mir, als identisches X ist er mir *perzeptiv bewusst* – womit noch nicht ausgeschlossen ist, dass ich gerade halluziniere [...]. (Erhard 2014, 524)

Umgekehrt gilt allerdings, dass, wenn existenzontologisch Substanzen mit sie »definierenden Invarianten« existieren (Millikan 2004a, 74), für welche ein Organismus rezeptiv ist, dies die Möglichkeit der Bildung entsprechender Begriffe-von aufseiten des Subjekts *erklären* kann. Nicht nur das: Die Existenz solcher Substanzen kann zudem erklären, weshalb verschiedene Organismen, die in der entsprechenden Umgebung aufwachsen, hinreichend ähnliche

Substanzbegriffe dieser Objekte bilden, um sich auf der Grundlage dieser erfolgreich zu verständigen und miteinander zu interagieren. Sie leben dann bezüglich dieser Substanzbegriffe in einer gemeinsamen Welt. Sofern Organismen also über hinreichend lange Zeiträume mit denselben Substanzen (im Sinne von für sie ökologisch signifikanten und rezeptiven EO-Regularitäten) konfrontiert sind, werden sie durch Verinnerlichung entsprechender Substanzbegriffe bezüglich dieser in einer geteilten Wirklichkeit, einer geteilten Welt leben.

Husserls Konzeption der Typen ist demgegenüber – wie wir gesehen haben – bezüglich der Frage agnostisch, ob und inwiefern mit den die jeweiligen Appräsentationen anleitenden Typen existenzontologisch Substanzen in Millikans Sinn verknüpft sind oder nicht. Typen stabilisieren sich, sofern die mit ihnen einhergehenden Vorwegnahmehorizonte sich im Zuge weiterer Wahrnehmung immanent bewähren; und sie verändern sich, sofern die typisiert aufgefassten Objekte ihr typisches Verhalten verändern. Ob und inwiefern diesen Typen nun existenzontologisch Substanzen korrelieren oder nicht, spielt in Husserls Perspektive keine Rolle.

In Bezug auf die hier vertretene Konzeption von Begriffe-von ergeben sich aus den vorangegangenen Überlegungen verschiedene Konsequenzen. Bezüglich der Identifikationsfunktion von Begriffen-von machten die vorangegangenen Überlegungen deutlich, dass die durch Begriffe-von realisierte (Re-)Identifikation von Objekten als gegebenheitsontologische Objektconstitution – als direkte Als-Wahrnehmung – aufzufassen ist. Begriffe-von sorgen also dafür, dass ein Subjekt Objekte unmittelbar *als Objekte bestimmter Art* wahrnimmt. Eine solche gegebenheitsontologische Objektconstitution (Millikans *Reidentifikation*) ist dabei weder als *Klassifikation* noch als *Gegebenheitsweise* eines existenzontologisch vor- und der Wahrnehmung vorausliegenden Objekts aufzufassen. Den Hasenentenkopf einmal als Hasen und einmal als Ente zu sehen heißt eben, die Zeichnung (das vom GOO aktuell Gesehene) einmal mittels des Begriffs-von von Hase *als* Hasen und einmal mittels des Begriffs-von von Ente *als* Ente zu sehen, wodurch sich eben das konstituierte gegebenheitsontologische Objekt selbst ändert. Es handelt sich hier nicht um zwei verschiedene Klassifikationen ein und desselben Objekts, sondern um zwei verschiedene identifizierende Wahrnehmungen, um die Wahrnehmung zweier verschiedener Objekte.

Inwiefern erfüllen Begriffe-von auch eine *Vorzeichnungsfunktion*? Die unmittelbare Auffassung oder Wahrnehmung eines gegebenheitsontologischen Objekts als Objekt einer bestimmten Art geht stets mit phänomenalen Mitge-

genwärtigungen und Vorwegnahmehorizonten einher. Vorwegnahmen dessen, was es mit dem Objekt für das Subjekt auf sich hat, was es damit anfangen, wie es damit weitergehen könnte, kurz: Gegebenheitsontologische Objekte zeichnen sich durch ihre *Bedeutsamkeit* aus. Dabei erwies sich die jeweilige Bedeutsamkeit eines GOO wesentlich als durch den unmittelbar in der Wahrnehmung appäsentierten Horizont naheliegender Möglichkeiten bestimmt. Begriffe-von nun leiten die Vorzeichnung solcher Vorwegnahmehorizonte an und erfüllen somit die Funktion, die Millikan den *Substanzschemata* als wesentlichen Teilen von Substanzbegriffen zuschreibt.

Was machen wir nun aber mit Millikans Betonung des Umstandes, dass Substanzen sich vor allem deshalb zur induktiven Sammlung von Wissen eignen und Subjekte gerade deshalb Substanzbegriffe bilden, weil ein existenzontologisches Fundament solcher Induktionen existiert? Da bereits dafür argumentiert wurde, dass diese These in Bezug auf ewige Arten, Individuen und biologische Spezies hinreichend gerechtfertigt erscheint, spricht nichts dagegen, sie auch bezüglich der hier vorgeschlagenen Konzeption von Begriffen-von noch einmal hervorzuheben. Es erscheint also plausibel, dass der – auf fungierenden Begriffen-von basierenden – Wahrnehmung bestimmter GOOs reliabel bestimmte existenzontologische Regularitäten oder Substanzen korrelieren. Die Anerkennung dieses Umstandes zwingt allerdings nicht dazu, diese Korrelation ihrerseits als *Definitionsmerkmal* von Begriffen-von festzuhalten. Mehr noch: Ist das Argument schlüssig, dass zumindest kulturelle Meme *nicht existenzontologisch in der Natur definiert* sind, sondern konstitutiv von der Art und Weise abhängen, wie Menschen sie in immer neuen Wiederholungen identifizieren, hervorbringen, sie bewusst oder unbewusst variieren, sie somit historisch wandelbar und auch in verschiedenen Gemeinschaften und Situationen verschieden ausgeprägt sein können, so gäbe es bezüglich kultureller Meme keine Begriffe-von, wenn man deren Existenz von einer entsprechenden Korrelation abhängig machte.

Dieselbe Konsequenz ergibt sich nicht nur für Millikans Ansatz, sondern für alle Theorien der Begriffe, welche diese (oder ihren Gehalt) externalistisch an existenzontologisch bestimmbare (natürliche) Arten oder Essenzen binden. Exemplarisch lässt sich dieser Punkt an Jesse Prinz' Proxypytheorie der Begriffe demonstrieren. Prinz (2002, 277 [m.Ü.]) unterscheidet in Bezug auf Begriffe (die seiner Ansicht nach als empirisch aus Wahrnehmungen abgeleitete »Proxypentypen« zu explizieren sind) zwischen deren *intentionalem*_(e) und deren *kognitivem Gehalt*, wobei sich der intentionale_(e) Gehalt auf »die Dinge, wie sie wirklich sind«, und der kognitive Gehalt »auf die Dinge, wie sie uns er-

scheinen«, bezieht. Prinz (ebd., 278) selbst räumt ein, dass der Begriff des intentionalen Gehalts hier insofern ungünstig gewählt ist, als man durchaus davon sprechen könnte, dass Begriffe »zwei Arten von intentionalen Objekten« besitzen: einerseits die »natürlichen Arten« [»natural kinds«], auf die sie referieren, und andererseits die »äußeren Erscheinungen« [»appearances«], mittels derer sie auf erstere referieren. In Anlehnung an John Locke schlägt er deshalb vor, die Begriffe »intentional« und »kognitiv« durch »real« und »nominal« zu ersetzen (ebd.). Proxytypen selbst werden dabei durch ihren kognitiven Gehalt individuiert, sodass ein Proxytyp jeweils bestimmte Arten äußerer Erscheinungen »detektiert« (ebd.); ebenso aber auch »offline« zum Nachdenken über die entsprechenden Objekte eingesetzt werden kann.²⁷ Das Problem, welches sich nun für Prinz' Theorie stellt, ist dasselbe, welches sich auch für Millikans Theorie der Substanzbegriffe stellt, sofern beide davon ausgehen, dass Begriffe durch ihre Referenz auf natürliche (existenzontologische) Arten oder Substanzen zu charakterisieren sind. So behauptet Prinz mit explizitem Verweis auf die Analogie der Unterscheidung von realem und nominalem Gehalt und Freges Unterscheidung von *Bedeutung* und *Sinn*, dass nicht so sehr – wie Frege noch behauptet hatte – der Sinn (d.h. der nominale Gehalt) die Referenz (d.h. den realen Gehalt) festlege, sondern vielmehr die Referenz den Sinn »(zu einem gewissen Grad)« festlege (ebd., 282). Wie ist das zu verstehen? Prinz geht davon aus, dass wir stets darum bemüht sind, unsere Proxytypen (bzw. den nominalen Gehalt unserer Begriffe) mehr und mehr dem realen Gehalt anzunähern, der durch sie erfasst werden soll.

There is a natural drive to reconcile the nominal and the real by adjusting our proxytypes so that their nominal contents come as close as possible to the real contents of the continuants to which they belong. This interplay between nominal and real stems from an underlying faith in the reality of natural kinds, coupled with the fact that we must track these kinds by their appearances. To cope with this predicament, we search for appearances possessed exclusively by members of unique natural kinds. (Ebd., 281)

Eine solch grundsätzliche Orientierung am Realen setzt allerdings voraus, dass ein Begriff überhaupt einen realen Gehalt im Sinne eines eindeutigen intentionalen_e Objekts besitzt. Prinz' Ansatz selbst ist diesbezüglich nicht ganz eindeutig. Soweit ich sehen kann, legen seine Beschreibungen jedenfalls nahe,

27 In unserem Zusammenhang reicht es aus, sich zu vergegenwärtigen, dass Proxytypen diejenige Funktion erfüllen, die Millikan Substanzkonzeptionen zuschreibt.

dass Begriffe stets sowohl reale als auch nominale Gehalte besitzen: »I am committed to the view that our concepts refer in two ways: they have nominal contents and real contents« (2002, 282). Den realen oder intentionalen Gehalt eines Begriffs bestimmt Prinz dabei – in Abwandlung eines Vorschlags von Dretske – als die »Klasse der Dinge, zu welcher das Objekt (die Objekte) gehört, welches die anfängliche Entstehung [»original creation«] dieses Begriffs verursacht hat« (ebd., 250). Dies bedeutet konsequenterweise, dass der reale Gehalt eines Begriffs durch seine Ätiologie, d.i. die Bedingungen seiner ursprünglichen Entstehung, festgelegt wird. Genauer: Der reale Gehalt eines Begriffs wird durch die natürliche Art festgelegt, welcher das Objekt/die Objekte zugehörten, welches die ursprüngliche Entstehung des Begriffs kausal verursacht hat. Kulturelle Meme stellen allerdings weder natürliche Arten dar, noch zeichnen sie sich durch eine ontologische Grundlage der Induktion im Sinne Millikans aus. Ein Objekt welcher Art ein kulturelles Mem ist, welches die Entstehung eines entsprechenden Begriffs-von verursacht, ist vielmehr sowohl eine Frage der direkten Wahrnehmung dieses Objekts als Instanz dieses Mem als auch eine Frage der etablierten Arten und Weisen der Realisierung, des gewöhnlichen Gebrauchs der Instanzen dieses Mem. Zu welcher Klasse realer Dinge gehört etwa der erste (als Beleidigung) erhobene Mittelfinger, der zur Entstehung des entsprechenden kulturellen Mem führte? Zu welcher Klasse realer Dinge gehört der erste gesehene Kuss, der erste erlebte Streit, das erste gehörte Türklingeln, die erste Begrüßung usw.? Das diesbezügliche Problem in Bezug auf kulturelle Meme besteht darin, dass das, was sie jeweils *im Gebrauch sind*, von diesem Gebrauch selbst abhängig ist, der sie erst zu dem macht, was sie sind. Die der Wahrnehmung solcher Objekte fungierend zugrunde liegenden Begriffe-von verweisen nicht auf natürliche Arten oder reale Essenzen in der Natur. Sie besitzen also keinen realen Gehalt im Sinne von Prinz, weshalb es sich bei ihnen auch nicht um Begriffe in seinem Sinne handeln kann; sie müssen somit auch in Prinz' Ansatz letztlich unter den Tisch fallen.²⁸

Eine solche Konsequenz scheint insofern kontraintuitiv, als wir in unserem Alltag solche Objekte einerseits ganz unproblematisch und unmittelbar wahrnehmen und andererseits auch verbal immer wieder auf sie Bezug nehmen. Auch wenn solche Objekte (Streit, Frühstück, Flirt, Beziehung, Spazier-

28 Inzwischen scheint Prinz eher konstruktivistische Intuitionen zu favorisieren, so dass sich diese Bemerkungen primär auf Prinz 2002 beschränken.

gang usw.) nicht in dem starken Sinne, den Millikan oder Prinz fordern, existenzontologisch »zu Einheiten zementiert« sind oder auf natürliche Arten verweisen, lassen sie sich doch jeweils in entsprechenden kulturellen Kontexten einerseits hinreichend zuverlässig individuieren. Andererseits lassen sich induktiv – wenn auch stets fallibel und in beschränkten Bereichen ihrer Geltung – Vorwegnahmen, Wissen und Verhaltensdispositionen in Bezug auf sie erschließen und stabilisieren.

Die Konsequenz dieser Überlegung ist, dass der reale oder intentionale Gehalt nicht ihrer Definition nach zu den Begriffen-von gehört. Vielmehr stellt die Existenz eines realen Gehalts eines Begriffs-von im Sinne einer hinreichend zuverlässigen Korrelation von dessen Anwendung mit der Existenz natürlicher Arten, Regularitäten oder Substanzen in der Umgebung eines Organismus einen zusätzlich konstatierbaren Sachverhalt dar, der nur bei bestimmten Begriffen-von tatsächlich statthat. Ein Begriff-von bezeichnet also die Disposition eines Subjekts, bei perzeptiver Konfrontation mit bestimmten, existenzontologischen Reizkonstellationen bestimmte gegebenheitsontologische Objekte (Identifikationsfunktion) mit spezifisch verschiedenen Vorwegnahmehorizonten (Vorzeichnungsfunktion) direkt wahrzunehmen. Die Frage, ob und inwiefern solche Begriffe-von existenzontologisch mit Substanzen im strengen Sinne korrelieren, lässt sich dann jeweils für verschiedene Begriffe-von unabhängig stellen und beantworten.

3.5 Direkte Wahrnehmung als Wahrnehmung *in sensu diviso*

»Ich glaube, Sie können vieles formulieren, was ich nur dumpf empfinde.«

(Harald Schmidt zu Christian Kracht)

Allerdings gilt es hierbei im Bewusstsein zu behalten, dass die Begriffe-von selbst den Subjekten, die sie verinnerlicht haben, nicht immer bewusst und als solche nicht bewusst zugänglich sind (vgl. zu dieser Problematik aus einer methodologischen Perspektive auch Edmonds 2014). Ein Subjekt weiß also selbst mitunter nicht, welche Begriffe-von es besitzt und es kann – sehen wir von der Phänomenologie als philosophischer Methode ab – häufig nur indirekt aus seinen eigenen Wahrnehmungs- und Verhaltensgewohnheiten erschlie-

ßen, welche Begriffe-von es wahrscheinlich verinnerlicht hat. Was Subjekten in der Wahrnehmung bewusst ist sind vielmehr GOOs, deren subpersonaler Konstitution Begriffe-von zugrunde liegen. So kann sich jemand etwa einen ›guten‹ Sinn für Stil angeeignet haben, sogar von ihrem oder seinem guten Sinn für Stil wissen, ohne jedoch explizieren zu können, in welcher Weise sie oder er zwischen passenden und unpassenden Kombinationen von Kleidungsstücken unterscheidet (»Ich muss es an dir sehen, sonst kann ich dir nicht sagen, ob es zusammenpasst oder nicht«).

Dass Begriffe-von den Subjekten selbst häufig nicht bewusst sind ist insofern wichtig, als dieser Umstand Fälle zu erklären hilft, in welchen die bewussten Überzeugungen von Subjekten ihren direkten Wahrnehmungen zuwiderlaufen. Ein prominentes und vieldiskutiertes Beispiel eines solchen Zuwiderlaufens bietet die bereits erwähnte Müller-Lyer-Illusion. Der hier verwendeten Terminologie nach lässt sich dieser Fall wie folgt beschreiben: Durch die verinnerlichten Begriffe-von der Längen gesehener Objekte sind bei der Müller-Lyer Illusion zwei verschieden lange Objekte präsentiert oder direkt wahrgenommen. Gleichzeitig verfügt ein Subjekt, welches die ›Täuschung‹ kennt, jedoch über einen Begriff-für der Messlänge eines Objekts, der etwa die Vorstellung impliziert, dass sich die tatsächliche Länge eines Objekts mit einem Lineal bestimmen lässt. Es ist also der Überzeugung, dass die beiden Linien gleich lang sind, sofern sie dieselben Messlängen besitzen und sieht dennoch beide Linien als verschieden lang. Die unbewussten Anwendungsbedingungen (oder Regeln) des Begriffs-von unterscheiden sich hier also von den bewussten Anwendungsbedingungen des Begriffs-für der Messlänge eines Objekts.

Ein noch klareres Bild dieser Unterscheidung ergibt sich, indem man zu ihrer Erklärung auf eine Unterscheidung zweier Formen von Allgemeinheit von Überzeugungszuständen zurückgreift, die ursprünglich von Abelard stammt und die unter anderem von David Lewis, Jonathan Bennett und José Luis Bermúdez aufgegriffen wird (Lewis 1969; Bennett 1977; Bermúdez 2003). Es handelt sich um die Unterscheidung von Überzeugungen *in sensu diviso* und Überzeugungen *in sensu composito*. Lewis verdeutlicht diese Unterscheidung am Beispiel der Erwartung, *dass alle Autofahrer auf der rechten Straßenseite fahren werden*. Wenn eine Person diese Erwartung *in sensu composito* besitzt, so hat sie »eine Erwartung mit allgemeinem Inhalt« (1969, 64 [m.Ü.]). Sie erwartet also, *dass jede Fahrer:in auf der rechten Straßenseite fahren wird*. Hieraus folgt allerdings nicht, dass sie in einem konkreten Fall erwartet, dass beispielsweise Jones – ein Fahrer – auf der rechten Straßenseite fahren wird, sofern es

ihr etwa nicht gelingt, Jones *als einen Fahrer* zu klassifizieren. Hat ein Subjekt andererseits die entsprechende Erwartung *in sensu diviso*, so besitzt sie »viele Erwartungen, jede mit *nicht*allgemeinem Inhalt« (ebd., 65). Statt also zu erwarten, dass jede Fahrer:in auf der rechten Straßenseite fahren wird, erwartet sie bezüglich jeder einzelnen Fahrer:in, die sie antrifft, dass *diese da* auf der rechten Straßenseite fahren wird, selbst wenn ihr selbst »der allgemeine Begriff eines Fahrers gänzlich fehlt« (ebd., 65). Eine Überzeugung *in sensu diviso* zu besitzen ist also gleichbedeutend mit dem Besitz einer »gewissen Disposition, eine Einzelüberzeugung zu bilden« (Bermúdez 2003, 183 [m.Ü.]). Überzeugung *in sensu diviso* erlaubt also – um Millikans Unterscheidung aufzugreifen – korrekte *perzeptive Identifikation* ohne Vermögen zur entsprechenden expliziten begrifflichen *Klassifikation*. »Whenever I encounter an *F*, or indeed whenever I think about one, I tend to come to the view that it is a *G*« (ebd.). Entsprechend beschreibt Bermúdez den Unterschied beider Einstellungen in formaler Hinsicht als einen Unterschied der Anwendungsbereiche von Allquantoren. So würden in der Zuschreibung beider Typen allgemeiner Überzeugungen Allquantoren vorkommen,

aber im Falle allgemeiner Überzeugungen *in sensu diviso*, wird der Allquantor außerhalb des Anwendungsbereichs des Überzeugungsoperators fallen, während er im Falle allgemeiner Überzeugungen *in sensu composito* in den Anwendungsbereich des Überzeugungsoperators fallen wird. (Ebd.)

Einfach gesagt: Im Falle von Überzeugungen *in sensu diviso* ist sich das Subjekt selbst der Allgemeinheit seiner Überzeugung nicht bewusst, sofern es je nur konkrete Überzeugungen in Bezug auf einzelne Individuen bildet; im Falle der Überzeugung *in sensu composito* ist sich das Subjekt der Allgemeinheit seiner Überzeugung demgegenüber bewusst. Man hat also entweder die Überzeugung (*in sensu composito*), dass alle *F G* sind, oder man hat in Bezug auf jedes *F*, welches man antrifft, die Überzeugung (*in sensu diviso*), dass dieses *G* ist. Für eine allgemeine Überzeugung *in sensu diviso* reicht also die situative Bildung entsprechender Einzelüberzeugungen aus, die sich auf das jeweils aktuell gegenwärtige Objekt beziehen, ohne dass dem Subjekt selbst klar sein müsste, dass es eine allgemeine Überzeugung *in sensu diviso* besitzt.

Inwiefern hilft uns diese Unterscheidung bei der Erklärung der Differenz der Funktionsweise von Begriffen-von und Begriffen-für? Der aufmerksamen Leser:in wird aufgefallen sein, dass allgemeine Überzeugungen *in sensu diviso* eine strukturelle Ähnlichkeit zu der Art und Weise aufweisen, wie dem hier entwickelten Ansatz nach Begriffe-von zur direkten Wahrnehmung von GOOs mit entsprechenden Vorwegnahmehorizonten oder Bedeutsamkeiten

führen. Ein Begriff-von, der stets in einer Vielzahl von Fällen zur Anwendung kommen kann, sorgt für die direkte Wahrnehmung oder identifizierende Auffassung jeweils eines konkret gegebenen Objekts als Objekt einer bestimmten Art, für welches dann etwa spezifische Vorwegnahmen konstitutiv sind.

Die vorhergehenden Analysen der Struktur der Als-Wahrnehmung erlauben nun verschiedene, funktional äquivalente Explikationen dieser Situation: 1) Besitzt ein Subjekt einen Begriff-von von J, welcher es eine aktuell gegebene Form H mit dem Appräsentationshorizont I wahrnehmen lässt, so wird es jede individuelle Form H (unter der für die subpersonale Anwendung des Begriffs-von günstigen Umständen) als durch I ergänzt wahrgenommen, oder, was dasselbe meint: es wird jede aktuell gegebene Form H als J wahrnehmen. Die zweite Explikationsvariante lautet wie folgt: 2) Besitzt ein Subjekt einen Begriff-von von K, der bei perzeptivem Kontakt mit dem (oder einem) existenzontologischen Objekt L unter bestimmten Bedingungen zu der direkten Wahrnehmung eines K führt, so wird es bei perzeptivem Kontakt mit L direkt ein K wahrnehmen. Ich wähle für das Folgende die zweite Explikationsvariante, sofern sie sich anschaulicher anwenden lässt als die erste.

Ein Beispiel: Besitzt ein Subjekt einen Begriff-von eines Anrufsklingelns G, welcher dazu führt, dass es ein Geräusch der Form F direkt als telefonisches Anrufsklingeln G hört, so wird es bei jedem perzeptiven Kontakt mit einer Instanz von F (auch denjenigen also, die nicht von seinem Mobiltelefon stammen) unmittelbar G hören. Ein Phänomen, welches vielen von uns aus Situationen vertraut sein dürfte, in denen man zwar das eigene mobile Telefon lautlos gestellt hat und dennoch unmittelbar erschrickt, wenn in nur diffus zu lokalisierender Nähe das vertraute Klingeln ertönt. Wendet man nun die Unterscheidung von Überzeugungen *in sensu diviso* und *in sensu composito* auf dieses Beispiel an, so ergibt sich: Das Subjekt besitzt *in sensu diviso* die Überzeugung, dass jedes F ein G ist. Gleichwohl bedeutet dies nicht, dass es auch *in sensu composito* der Überzeugung ist, dass jedes F ein G ist. Im Gegenteil wird es wissen, dass es F's gibt, die keine G's sind (zumindest keine G's für es selbst). Und tatsächlich ist es möglich, ein F noch immer als G zu hören, obwohl man bereits explizit die Überzeugung gefasst hat, dass dieses F kein G ist (jemand anders verwendet nur denselben Klingelton, dennoch fühlt man sich auf phänomenaler Ebene von dem Klingeln immer noch angerufen oder zumindest adressiert).

Nun wurde allerdings im Vorhergehenden in Bezug auf gegebenheitsontologische Objekte und die für sie konstitutiven Vorwegnahmehorizonte die These vertreten, dass diese zwar einen strukturierten Gehalt, aber keine pro-

positionale Struktur besitzen. Entsprechend scheint die Rede von Überzeugungen *in sensu diviso* in Bezug auf die direkte Wahrnehmung von GOOs nicht wirklich angemessen. Stattdessen kann man davon sprechen, dass ein Subjekt, sofern es einen entsprechenden Begriff-von von G besitzt, *in sensu diviso* alle F identifizierend als G wahrnimmt bzw. dass es die allgemeine Wahrnehmung *in sensu diviso* besitzt, dass alle F G sind. Das Subjekt nimmt also jedes individuelle F als ein G wahr, ohne dass ihm dabei bewusst sein müsste, dass all diese Wahrnehmungen eine allgemeine Wahrnehmung *in sensu diviso*, dass seine Wahrnehmung also implizit der Regel »Alle F sind G« zu folgen scheint, sie funktional der Anwendung einer solchen Regel äquivalent ist. Die Begriffe-von selbst bleiben bei der Als-Wahrnehmung dem Subjekt unbewusst.

Sofern man nun davon ausgeht, dass die direkte Wahrnehmung von etwas als etwas bei Subjekten, die über ein hinreichendes Sprachvermögen verfügen, für gewöhnlich zur Bildung von Überzeugungen führt, so enthalten auch diese aus der direkten Wahrnehmung abgeleiteten Überzeugungen keine Allquantoren bezüglich der entsprechenden Prädikation oder Klassifizierung, sofern diese sich auf Individuen beziehen. Wenn ich jedes Mal die Trajektorie fallender Objekte situativ angemessen unmittelbar vorwegnehme, muss mir nicht klar sein, dass ich damit implizit etwas realisiere, was funktional einem Wissen über physikalische höherstufige Regularitäten fallender Objekte entspricht. Ebenso können meine direkten Wahrnehmungen aber auch weiter Bestand haben, obwohl ich ihnen gegenläufige Überzeugungen besitze: Höre ich morgens, noch schlafestrunken, das Anrufsklingeln des Mobiltelefons, bin ich vielleicht geneigt mir selbst »Wieso ruft denn so früh schon jemand an!?!« zuzumurmeln. Ich bilde also auf der Grundlage meiner direkten Wahrnehmung die Überzeugung, dass ich angerufen werde. Im nächsten Augenblick kann ich mich aber schon daran erinnert haben, dass ich gestern Abend das Weckerklingelgeräusch durch das Anrufsklingelgeräusch ersetzte, um mich am Morgen durch das vermeintliche Anrufsklingeln zu verwirren, und meine Täuschung durchschauen, während aber die für meine direkte Wahrnehmung eines Anrufsklingelns konstitutive Vorwegnahme, dass jemand am anderen Ende der Leitung ist und mich zu erreichen versucht, weiter Bestand hat – ich habe weiter die direkte Wahrnehmung, angerufen zu werden. Direkte Wahrnehmung und propositionale Überzeugung können also grundsätzlich – und ohne kognitiven Konflikt – auseinandertreten. Dabei bleibt ein kognitiver Konflikt an dieser Stelle aus, weil und sofern die direkte Wahrnehmung selbst keine propositionale Struktur besitzt, sondern nur präsentativ ist. Im Hinblick auf die Unterscheidung von Begriffen-von und Begriffen-für bedeu-

tet dies, dass die Menschen gegebene Wirklichkeit zunächst eine Sache der durch Begriffe-von vermittelten, direkten Wahrnehmung und dann alltags-ontologisch zusätzlich noch eine Sache der durch Begriffe-für gefassten Überzeugungen ist. Durch Begriffe-von vermögen Menschen also direkte Wahrnehmungen der Form »Alle F sind G« *in sensu diviso* zu besitzen, wobei sich direkte Wahrnehmungen durchaus mit gegenläufigen Überzeugungen vertragen (die nur insofern der Wahrnehmung selbst gegenläufig sind, als die aus der Wahrnehmung gewöhnlich abgeleiteten Überzeugungen ihnen widersprechen). Menschen sind also dazu in der Lage, *nicht* zu glauben, was sie sehen, oder auch zu glauben, was sie *nicht* sehen; während Tiere wahrscheinlich nur präsentativ *sehen* oder *nicht sehen* (vgl. hierzu auch Bermúdez 2003, 183f.). Und nicht nur das: Es kommt häufig vor, dass Menschen nicht wissen, welche allgemeinen Wahrnehmungen *in sensu diviso* sie eigentlich besitzen, wie es auch vorkommt, dass die Auffassungen, die sie *in sensu diviso* besitzen, den Überzeugungen, welche sie *in sensu composito* besitzen, diametral entgegenstehen. Wie soll man sich so etwas vorstellen?

Beispiel Sexismus: Es macht einen signifikanten Unterschied, ob ein Subjekt jede Person, die sie unmittelbar identifizierend als ›Frau‹ wahrnimmt, als ›kognitiv beschränkt‹ auffasst, oder ob sie die allgemeine Überzeugung besitzt, dass ›Frauen‹ ›kognitiv beschränkt‹ seien. Im ersten Fall muss diesem Subjekt seine gegebenheitsontologische Neigung zu implizitem Sexismus gar nicht bewusst sein, sofern es je nur individuelle Einzelne (die es implizit als ›Frauen‹ identifiziert) als ›kognitiv beschränkt‹ wahrnimmt. Ihr entgeht die Allgemeinheit ihrer diesbezüglichen Wahrnehmung, sofern diese Allgemeinheit in viele Einzelwahrnehmungen aufgefächert auftritt, die sich je nur auf konkrete Personen zu beziehen scheinen. Die Allgemeinheit ist nicht selbst Teil des Gehalts dieser Einzelwahrnehmungen, weshalb sie beispielsweise mit der expliziten allgemeinen Überzeugung nicht in Konflikt geriete, dass ›Frauen kognitiv grundsätzlich genauso ernst zu nehmen sind wie Männer‹. Ihr Sexismus operiert also implizit und distributiv. Was in einem solchen Fall geschieht ist vor dem Hintergrund der vorhergehenden Überlegungen leicht beschrieben: Die Person besitzt *in sensu diviso* die allgemeine Wahrnehmung, dass ›Frauen‹ (gegenüber ›Männern‹) ›kognitiv beschränkt‹ sind (sofern sie – etwa durch Sozialisation durch einen entsprechenden etablierten Umgang mit ›Frauen‹ – einen entsprechenden Begriff-von von ›Frauen‹ verinnerlicht hat), sodass sie etwa in jedem konkreten Fall einer Äußerung durch eine als ›Frau‹ gelesene Person dazu neigt, diese nicht mit demselben Ernst aufzufassen wie eine äquivalente Äußerung einer als ›Mann‹ wahrgenommenen Person. Gleichzei-

tig kann sie jedoch *in sensu composito* die Überzeugung besitzen, dass Frauen genauso ernst zu nehmen sind wie Männer. Eine solche Person hat also sexistische *Wahrnehmungen*, aber keine ihnen entsprechenden, sexistischen *Überzeugungen*. Da ihr selbst dies allerdings entgeht, agiert sie in den beschriebenen Fällen direkter Wahrnehmung sexistisch, in anderen Fällen, in denen ihre Überzeugung (und nicht eine entsprechende, direkte Wahrnehmung) handlungsleitend wird – wenn es etwa um die abstrakte Verteilung von Zuständigkeiten oder Budgets geht – möglicherweise nicht.²⁹

Mithilfe dieser Unterscheidung von durch Begriffe-von vermittelten Wahrnehmungen oder Auffassungen und durch Begriffe-für gefassten Überzeugungen lassen sich sodann auch die von Tamar Szabó Gendler (2008a, 553; vgl. Dies., 2008b) als »Aliefs« bezeichneten mentalen Zustände erklären, die ihrer Ansicht nach »angeborene oder habitualisierte Neigungen« darstellen, auf bestimmte Reize mit bestimmten Affekten und Verhaltensweisen zu reagieren. Gendler nennt für Aliefs unter anderem folgende Beispiele: Eine Person, die in einem sicheren Käfig hängend Angst zu stürzen empfindet, als sie den Abgrund unter sich erblickt. Ein bekennender Antirassist, der unterscheidende Irritationsreaktionen [»differential startle responses«] zeigt, wenn man vor seinen Augen »kaukasische« oder »afrikanische« Gesichter kurz aufleuchten lässt. Personen, die sich weigern, Fondant zu essen, das wie Hundekot modelliert ist oder die sich weigern, Limonade zu trinken, die in einer sterilisierten Bettpfanne serviert wird. Eine Person, die ihre Uhr fünf Minuten nach vorne gestellt hat und sich beeilt, obwohl sie weiß, dass es eigentlich noch nicht so spät ist (vgl. für diese Beispiele Gendler 2008a, 553-556).

Die genannten Beispiele für Aliefs lassen sich mithilfe der hier vorgeschlagenen Unterscheidung von *auf Begriffen-von basierenden, direkten Wahrnehmungen* und *auf Begriffen-für basierenden Überzeugungen* leicht einfangen: Die im Käfig hängende Person hat die direkte Wahrnehmung, stürzen zu können, obwohl sie weiß, dass dies nicht möglich ist (unmittelbar die Möglichkeit des Sturzes vorwegzunehmen ist etwas, das sie in der Tat nur schwer abschütteln kann). Die bekennende Antirassist:in besitzt unterschiedliche direkte Wahrnehmungen von Menschen, die sich äußerlich in der bezeichneten Weise unterscheiden, obwohl sie zugleich davon überzeugt ist, keine ras-

29 Es legt sich nahe, bezüglich solcher problematischer Wahrnehmung Debiasing-Strategien zu entwickeln, wie sie etwa von Fischhoff (1982) und Morewedge et al. (2015) vorgeschlagen werden oder zu kultivieren, was Al-Saji (2009) als »kritisch-ethischen Blick« beschreibt.

sistischen Überzeugungen zu besitzen. Eine Person, die das hundekotförmige und -farbige Fondant vor sich erblickt, hat trotz besseren Wissens die unmittelbare Wahrnehmung von Hundekot (mitsamt entsprechenden Assoziationen und Vorwegnahmen), während sie im Fall der Bettpfanne trotz besseren Wissens die darin schwimmenden Flüssigkeit als Urin wahrnimmt. Und die Person mit der vorgestellten Uhr schließlich hat die direkte Wahrnehmung, dass es fünf Minuten später ist, als sie zugleich weiß, dass es eigentlich ist.³⁰

Ein noch eindrücklicheres Beispiel für die Differenz von Wahrnehmungen *in sensu diviso* und Wahrnehmungen *in sensu composito* liefert Miranda Fricker (2007) zur Veranschaulichung dessen, was sie als »hermeneutische Ungerechtigkeit« beschreibt. Eine solche liegt Fricker zufolge etwa dann vor, wenn Subjekten für signifikante Erfahrungen, die sie machen, keine »hermeneutischen Ressourcen« in Form expliziter Begriffe oder Beschreibungen des Phänomens zur Verfügung stehen. Menschen machen in solchen Situationen also Erfahrungen oder sind wiederholt mit Ereignissen konfrontiert, gegenüber denen sie im wahrsten Sinne des Wortes *sprachlos* sind. Ihnen fehlen schlichtweg die Worte, um zu artikulieren, wie ihnen eigentlich geschieht. So berichtet Fricker von Situationen, in denen Frauen unter *sexueller Belästigung* litten, bevor die noch heute gängige Bezeichnung – *sexual harrassment* – solcher Situationen in der Gesellschaft etabliert war.

Wie Fricker an Berichten eindringlich veranschaulicht, litten Frauen in diesen Situationen nicht nur an der sexuellen Belästigung als solcher, sondern auch an dem Umstand, keinen expliziten Begriff(-für) für ihre Erfahrung zur Verfügung zu haben. Sie konnten also zwar sexuelle Belästigung *wahrnehmen* oder *erleben*, dieses Erleben aber nicht wiederum (propositional) *artikulieren*, um es sich selbst und anderen hinreichend verständlich zu machen. Sie waren also etwa in der Lage, in ihrer Wahrnehmung bestimmte, sexuell konnotierte, unangenehm bedrängende Situationen wahrzunehmen, ihnen fehlte aber ein expliziter Begriff, mithilfe dessen sie sich explizit und thematisch hätten

30 Eine alternative Erklärung dieser Beispiele mithilfe *pragmatischer Repräsentationen* und *dichter Handlungseigenschaften* findet sich bei Bence Nanay (2013, 123-129). Leider kann seine Erklärung insofern letztlich nicht überzeugen, als seine Konzeption der *dichten Handlungseigenschaften*, die bei seiner Erklärung der Aliefs eine große explanative Last schultert, – wie weiter unten ausgeführt (vgl. Kapitel 4.6) – letztlich nicht ausreichend expliziert wird. Vor allem, sofern nicht klar ist, woher die dichten Handlungseigenschaften als erfahrbare Gegenstücke der eigentlichen Handlungseigenschaften ihren phänomenalen Reichtum nehmen, der in einigen der Fälle offenbar auf assoziativem Lernen beruht.

vor Augen führen können, wie ihnen geschieht. Die Betroffenen besaßen also zwar einen impliziten *Begriff-von*, aber keinen expliziten *Begriff-für* sexueller Belästigung und entsprechend zwar Wahrnehmungen sexueller Belästigung *in sensu diviso*, aber (zugespitzt) keine entsprechenden Überzeugungen *in sensu compositio*. Um diese Diskrepanz zu unterstreichen, zitiert Fricker eine Passage aus Susan Brownmillers *In Our Time: Memoir of a Revolution*, in welchem Brownmiller die Geschichte der emanzipatorischen Frauenbewegung in den USA nacherzählt. In der beschriebenen Szene, die Brownmiller ihrerseits aus Carrie Bakers *The Women's Movement Against Sexual Harassment* übernimmt, trifft sich eine Reihe weiblicher Aktivistinnen im Kontext eines Seminars und stellt mit Überraschung fest, dass sie alle schon mit Situationen sexueller Belästigung konfrontiert waren.

»We realized that to a person, every one of us – the women on staff, Carmita, the students – had had an experience like this at some point, you know? And none of us had ever told anyone before. It was one of those *click, aha!* moments, a profound revelation.« [...] The »this« they were going to break the silence about had no name. »Eight of us were sitting in an office of Human Affairs,« Sauvigne remembers, »brainstorming about what we were going to write on the posters for our speak-out. We were referring to it as »sexual intimidation«, »sexual coercion«, »sexual exploitation on the job«. None of those names seemed quite right. We wanted something that embraced a whole range of subtle and unsubtle persistent behaviors. Somebody came up with »harassment«. *Sexual harassment!* Instantly we agreed. That's what it was.« (Brownmiller 1990, 280f.; vgl. Fricker 2007, 149ff.)

In Bezug auf Situationen, in denen Subjekten wie im beschriebenen Fall die Worte zur Bezeichnung von etwas fehlen, das ihnen aus ihrer Erfahrung vertraut ist und bezüglich dessen ein kommunikatives Interesse besteht, spricht Fricker (2007, 160 [m.Ü.]) auch vom Bestehen »hermeneutischer Lücken« [»hermeneutic lacunas«] als »Leerstellen, an deren Stelle ein Name für eine Erfahrung sein sollte, bezüglich derer das Subjekt ein Interesse besitzt, sie kommunikativ verständlich zu machen [»to be able to render communicatively intelligible«]. Hermeneutische Lücken liegen also in der hier verwendeten Terminologie dann vor, wenn Subjekte für Objekte ihrer Wirklichkeit weder allgemein etablierte noch private oder lokale Begriffe-für zur Verfügung stehen und sie zugleich ein Interesse besitzen (besitzen würden oder besitzen könnten), die entsprechende Erfahrung zu kommunizieren.

3.6 Gegebenheitsontologische Objekte als sich bewährende Einheiten der Vorwegnahme

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen zur Funktionsweise von Begriffen-von lässt sich die zeitliche Entfaltungsstruktur von GOOs nun präziser artikulieren. Zu GOOs gehören appräsentierte Mitgegenwärtigungsprofile, denen funktional Begriffe-von zugrunde liegen und welche sich zumindest teilweise im weiteren Verlauf der Wahrnehmung impressional zu erfüllen vermögen.³¹ Appräsentierte räumliche Teile eines Objekts können in den Blick geraten, wenn man sich um es herum bewegt. Appräsentierte naheliegende Möglichkeiten, die konstitutiv zu einem Objekt gehören (wie im als Türklingeln wahrgenommenen Geräusch die Anwesenheit einer auf Öffnung wartenden Person vor der Tür), können sich im weiteren Verlauf der Wahrnehmung realisieren. In beiden Fällen lassen sich die entsprechenden GOOs – der ausgedehnte Gegenstand oder das Türklingeln – als *sich in typischer Weise in der Zeit entfaltende und bewährende Einheiten der Vorwegnahme* charakterisieren. Wie bereits erläutert entsprechen den Objektklassen, denen GOOs zugehören, also jeweils verschiedene, typische *Mitgegenwärtigungsprofile* und *Verlaufsformen* der Wahrnehmung, die sich auf phänomenaler Ebene als Gegebenheitsweisen dieser Objekte manifestieren. Dasselbe gehörte Geräusch (AOO) kann einmal *als* Türklingeln und einmal *als* Telefonklingeln gehört werden, sofern es in direkter Wahrnehmung um spezifisch verschiedene Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonte ergänzt ist. Derselbe gesehene Teil eines Objekts kann einmal *als* zu einer winkenden Dame und einmal *als* zu einer Puppe gehörig gegeben sein. Ein und dieselbe Zeichnung kann einmal *als* Hase und einmal *als* Ente wahrgenommen werden, je nachdem, welches Mitgegenwärtigungsprofil durch einen fungierenden Begriff-von gerade in der Wahrnehmung aktiv ist. Appräsentationen, Mitgegenwärtigungen sind also konstitutiv für die Gegebenheitsweisen von GOOs. Husserl formuliert diesen Umstand so, dass bezüglich eines wahrgenommenen, räumlich ausgedehnten Objekts

jeder einzelne Aspekt des Gegenstandes in sich selbst auf eine Kontinuität, ja auf vielfältige Kontinua möglicher neuer Wahrnehmungen verweist, eben diejenigen, in denen sich derselbe Gegenstand von immer neuen Seiten

31 Zudem gehören teilweise auch impressional uneinlösbare Überschüsse zu appräsentierten Anteil von GOOs (vgl. hierzu Poljanšek 2022c).

zeigen würde. Das Wahrgenommene in seiner Erscheinungsweise ist, was es ist, in jedem Momente des Wahrnehmens, <als> ein System von Verweisen, mit einem Erscheinungskern, an dem sie ihren Anhalt haben, und in diesen Verweisen ruft es uns gewissermaßen zu: Es gibt hier noch Weiteres zu sehen, dreh mich doch nach allen Seiten, durchlaufe mich dabei mit dem Blick, tritt näher heran, öffne mich, zerteile mich. (Hua XI, 5)

Insofern ist in der Wahrnehmung eines konkreten Dings stets vorausverwiesen

auf mögliche Wahrnehmungsmannigfaltigkeiten, die, kontinuierlich ineinander übergehend, sich zur Einheit einer Wahrnehmung zusammenschließen, in welcher das kontinuierlich dauernde Ding in immer neuen Abschattungsreihen immer wieder neue (oder rückkehrend die alten) »Seiten« zeigt. (Hua III/1, 91)

Die Dingwahrnehmung erweise sich deshalb, wie Husserl (ebd., 92) weiter formuliert, als notwendig »in infinitum unvollkommen«, da jede aktuelle Wahrnehmung eines Dings auf weitere, »kontinuierlich einheitliche Zusammenhänge möglicher Wahrnehmungen« verweise.³² Von zentraler Bedeutung für das Folgende ist, sich diese grundsätzliche Struktur von GOOs als sich *zeitlich einstimmig entfaltenden Einheiten der Vorwegnahme* (und des Rückblicks) nicht zu eng am *Paradigma materieller Gegenständlichkeit* entlang zu denken. So ist es aus der Perspektive der zeitlichen Entfaltung der Wahrnehmung selbst gerade die fortwährende Erfüllung oder Bewährung der Vorwegnahmen, die – vor dem Hintergrund vergangener und gegenwärtiger Empfindungen – dem Objekt im Bewusstsein seine typische Einheit verleiht. Jeder aus der perzeptiven Perspektive eines Subjekts in typischer Weise vorwegnehmbare Prozess erweist sich dabei als potenzielles GOO. Die nächsten Abschnitte widmen sich eingehender der Explikation dieser zeitlichen Entfaltungsstruktur von GOOs.

Wieso sich in Bezug auf GOOs eine ereignis- oder prozessontologische Explikation nahelegt

Wie im Laufe der Überlegungen bereits mehrfach angedeutet wurde, ist es in Bezug auf die gegebenheitsontologische Explikation von GOOs – im Gegensatz zu vielen unserer gewöhnlichen Alltagsontologien, in denen die räumliche Dimension häufig im Vordergrund steht – geboten, die zeitliche gegenüber der materiellen oder räumlichen Dimension in den Vordergrund zu rücken, so-

32 Wir werden später sehen, dass diese Unvollkommenheit *in infinitum* nicht für *Ereignisse* mit Anfang und Ende gilt.

fern GOOs sich als *sich typisch in der Zeit entfaltende Einheiten der Vorwegnahme* erweisen. Mögen sich also auch die wahrnehmungsunabhängigen EOOs, welche die perzeptive Konstitution von GOOs verursachen, in vielen Fällen alltagsontologisch als robuste materielle mesoskopische Gegenstände konzeptualisieren lassen, so erweisen sich GOOs wesentlich als sich in der Zeit entfaltende Einheiten der Erfahrung. GOOs besitzen somit die Struktur von Prozessen oder Ereignissen, nicht die Struktur wahrnehmungsunabhängiger, materieller Gegenstände, wobei man beide für gewöhnlich dadurch unterscheidet, dass Gegenstände durch ihre räumlichen Grenzen und Ereignisse durch ihre zeitlichen Grenzen definiert sind (vgl. Casati & Varzi 2015). Allerdings besitzen auch Ereignisse nicht immer scharfe zeitliche Grenzen: Irgendwann ist die Party halt wirklich zu Ende – und hat man den Absprung nicht frühzeitig geschafft, merkt man nur, dass inzwischen definitiv die Luft raus ist und man wahrscheinlich besser früher verschwunden wäre.

Bezüglich unseres Verständnisses der Struktur von GOOs stehen uns allerdings unsere philosophischen und alltagsontologischen Gewohnheiten gelegentlich im Weg, sofern wir uns die Objekte der Wahrnehmung am Paradigma mesoskopischer, robuster Gegenstände vorzustellen neigen. In Bezug auf die philosophische Diskussion selbst stellt – vertraut man diesbezüglich der philosophiehistorischen Rekonstruktion von Hermann Schmitz (1990, 222) – »der feste Körper im zentralen Gesichtsfeld mit ablesbaren Merkmalen« das ontologische »Leitmodell der dominanten Richtung des europäischen Denkens seit Demokrit« dar. An dessen Stelle legt es sich bezüglich der Explikation der Struktur von GOOs nahe, an ereignis- oder prozessontologische Überlegungen anzuknüpfen. Was man sich unter *Prozess-* oder *Ereignisontologie* vorzustellen hat lässt sich mit folgender kurzer Beschreibung der Grundidee der Prozessphilosophie verdeutlichen, die sich bei Nicholas Rescher findet:

[P]rocess philosophy sees »things« as processual complexes possessing a functional unity instead of as substances individuated by a qualitative nature of some sort. [...] As process philosophers see it, *processuality can reflect the open-endedness of the world's physical and psychological continuities*. The identity of things is discrete (digital); that of processes is continuous (analogic). Things are what they are, each standing apart in discrete separation from the rest in its individual identity. Only processes have an identity that is open ended and flowing, with one item capable of sliding into another. (1996, 53 [meine Herv.])

Sofern GOOs als Objekte der direkten Wahrnehmung situativ durch Vorwegnahmehorizonte konstituiert sind und eine diachrone Entfaltungsstruktur aufweisen, ihre Wahrnehmung also – mit Husserls zu sprechen – »in infi-

nitum unvollkommen« ist, sofern jede aktuelle Wahrnehmung eines GOOs auf weitere, »kontinuierlich einheitliche Zusammenhänge möglicher Wahrnehmungen« verweist (Hua III/1, 92), scheint sich eine Bestimmung von GOOs *als Prozessen* in der Tat anzubieten. Allerdings gilt es auch hier, worauf eingangs schon hingewiesen wurde, streng zwischen gegebenheitsontologischer, alltagsontologischer und existenzontologischer Perspektive zu unterscheiden. Zu behaupten, dass sich GOOs als Objekte der menschlichen Wirklichkeit am besten als Prozesse oder Ereignisse explizieren lassen, bedeutet nicht zugleich zu behaupten, dass sich auch bezüglich EOOs oder AOOs grundsätzlich eine prozessontologische Beschreibung als die zu bevorzugende nahelegt. Gerade auch unsere Alltagsontologie, bzw. unser alltagsontologisches »Begriffssystem« besitzt – wie Strawson argumentiert – ein substanz- oder gegenstandsontologisches Gepräge, in Bezug auf welches Ereignisse und Prozesse als sekundäre Phänomene erscheinen, sofern sie stets an oder unter Beteiligung von konkreten Einzeldingen erfolgen, die Strawson (1959, 59) daher auch als »ontologisch primär« beschreibt. Zur Frage, ob und inwiefern sich demgegenüber NEOs (naturwissenschaftliche Existenzontologien) am adäquatesten als Prozessontologien explizieren lassen, machen die hier angestellten Überlegungen keine Vorschläge. Ob etwa eine mikrophysikalische Existenzontologie am besten als Gegenstands- (bzw. Substanz-) oder als Ereignisontologie konzipiert werden sollte – setzt sich die basalste existenzontologische Ebene aus *Elementarteilchen*, *Elementarstrukturen* oder *Elementarereignissen* zusammen? –, ist zwar für die physikalische Beschreibung der Realität von Bedeutung; spielt allerdings im Rahmen der hier angestellten Überlegungen keine weitere Rolle. Die Frage, ob wir Substanz- oder Prozessontologien bevorzugen sollten, stellt sich also für jede ontologische Perspektive einzeln, und etwa auch für verschiedene naturwissenschaftliche Existenzontologien wie die biologische, die physikalische oder die psychologische noch einmal gesondert. Eine *globale* (d.h. EO, AO und GO umfassende) Substanzontologie jedenfalls legt sich *nicht* nahe, sofern GOOs sich nicht hinreichend tiefenscharf am Paradigma des konkreten materiellen Gegenstandes mit seinen intrinsischen Eigenschaften explizieren lassen. Gegebenheitsontologisch oder phänomenologisch orientierte Untersuchungen lassen die Frage, wie wahrnehmungsunabhängige Objekte als solche existenzontologisch verfasst sind, schlichtweg außer Acht. Mögen also die mesoskopischen EOOs, welche unsere direkte Wahrnehmung von GOOs verursachen, an sich so verfasst sein, wie sie wollen (als konkrete Dinge, Strukturen, Ereignisse, Prozesse, ...), so besitzen doch die intentionalen Objekte unserer Wahrnehmung einen diachronen Entfaltungscharakter:

Teile eines Objekts sind impressional präsentiert, weitere Teile und Phasen sind appräsentiert und vermögen sich teilweise im Laufe des Fortgangs der Wahrnehmung impressional zu bewähren.

Allerdings findet sich bei Autor:innen, welche die Intuition teilen, dass die Objekte der direkten Wahrnehmung sich zeitlich entfaltende Einheiten oder Ereignisse darstellen, mitunter ein sehr allgemeiner Abgrenzungsimpuls gegenüber Substanzontologien, der diese Autor:innen gelegentlich dazu führt, von einem grundsätzlichen Primat von (subjektabhängigen) GOOs (wie Situationen und Ereignissen) gegenüber konkreten, materiellen Gegenständen auszugehen. So behauptet etwa Albertazzi unter Rekurs auf Michotte ein grundsätzliches erkenntnismäßiges Primat der Ereignisse gegenüber Substanzen: »As Michotte (1950) writes, it is through *events* — which must be understood in a very broad sense as sensory, intellectual, affective, etc. — that we come to know not only objects, processes or group of objects or processes, but also complex spatial-temporal situations« (2007, 106). Hogebe hat demgegenüber keine Scheu, die Orientierung an konkreten Einzeldingen ohne Umschweife zugunsten einer Ontologie oder Hermeneutik des *Szenischen* als einseitig zu verwerfen, wobei ihm zufolge – hierin zeigt sich die gegebenheitsontologische Orientierung seiner Überlegungen – das »Sein der Szene [...] zum Sein von Akteuren [gehört], nicht zum Sein des physikalisch Vorhandenen« (2009, 75; vgl. hierzu auch Gabriel 2018, 53f.). »Das erste sind für uns daher nicht – wie für Philosophen zumeist – handfeste Standarddinge des Alltags wie Tische oder Stühle gemäß der Devise von W.V.O. Quine: »Alltägliche Dinge zuerst! [...], sondern schlichtweg *Szenen*, in denen wir uns vorfinden« (Hogebe 2009, 49f.). In dieselbe Richtung zielt auch das von Heinrich Rombach und Hermann Schmitz explizierte (gegebenheitsontologische) Primat von *Situationen* gegenüber konkreten Einzeldingen, die vorgängig Relevanzen und Bedeutsamkeiten der GOOs vorzeichnen, auf die ein Subjekt aufzumerken vermag (Schmitz 1990; Rombach 1987; vgl. hierzu auch Weidtmann 2017, 41f.; die Kategorien der Situation und des Ereignisses nehmen in ähnlicher Weise auch in John Deweys Denken eine prominente Rolle ein vgl. etwa Wille 2017).

Die vorangegangenen gegebenheitsontologischen Explikationen vermögen die Zusammenhänge hier meines Erachtens etwas klarer in den Blick zu heben: Einerseits muss, wie oben gezeigt wurde, die Frage nach der *erkenntnismäßigen Primarität*, die auf der Seite der Wirklichkeit liegt, von der Frage nach der *metaphysischen Primarität* unterschieden werden, welche auf der Seite der *idealiter* durch NEOs repräsentierten, wahrnehmungsunabhängigen Realität zu verorten ist. Andererseits spielen innerhalb des alltagsontologischen

Begriffssystem, durch welches wir uns für gewöhnlich im intersubjektiven Umgang orientieren – wie Strawson argumentiert – mittelgroße, ausgedehnte und reidentifizierbare Materiedinge, die in einem kontinuierlichen Raumzeitstellensystem verortet werden, eine herausragende Rolle. Dieser Objekttypus erschöpft aber einerseits – wie Strawson ebenfalls betont – nicht unsere Alltagsontologie, sofern in dieser etwa auch Prozesse und Ereignisse prominent firmieren, die Strawson (1959, 59) allerdings gegenüber den Einzeldingen als »ontologisch sekundär« qualifiziert. Andererseits handelt es sich bei diesem Typus mittelgroßer, materieller Objekte – wie sich aus der hier entwickelten Perspektive sagen lässt – um eine alltagsontologische Konzeption. Die Voraussetzung einer solchen Alltagsontologie als intersubjektiv-verbindlich kann pragmatisch durchaus gerechtfertigt sein; wie oben gezeigt ist die Wirklichkeit eines Subjekts allerdings nicht mit dessen Alltagsontologie zu identifizieren. Richten wir unser Augenmerk nun aber auf die erkenntnismäßige primäre Wirklichkeit, so legt sich eine prozess- oder ereignisontologische Explikation ihrer Objekte insofern nahe, als die uns perzeptiv präsentierten Einheiten der Erfahrung, die GOOs, dynamische, sich in der Zeit entfaltende Einheiten darstellen.³³

Temporal strukturiert (d.h. mit einer Ausrichtung versehen) erscheinen diese zeitlich erstreckten Einheiten, sofern die verschiedenen Teile und Phasen, die uns nacheinander impressional gegeben sind, im Fall situativ angemessener Wahrnehmung entlang der objektkonstitutiven Vorwegnahmen (ein-)stimmig ineinander übergehen und aufeinander folgen. Blicken wir beispielsweise auf unsere rechte Hand und drehen diese, so haben wir nacheinander sehr verschiedene impressionale visuelle Eindrücke. Wir sehen etwa zunächst den Handrücken, dann die Hand im schrägen Profil, dann die Handinnenfläche. Trotz der Verschiedenheit dieser impressional präsentierten Eindrücke erleben wir kontinuierlich die Hand als einheitliches Objekt, sofern die verschiedenen Eindrücke in stimmiger Sukzession aufeinander fol-

33 Albertazzi (2007, 101 [m.Ü.]) spricht diesbezüglich davon, dass sich die jeweilige Wahrnehmungsgegenwart, in welcher uns diese Objekte gegeben sind, dadurch auszeichne, dass sie sich durch eine »kontinuierliche Menge von Zeitabschnitten erstreckt, die Fransen [»fringes«] der vergangenen und zukünftigen Gehalte enthalten [...], d.h. durch ihre antizipatorische Struktur«. GOOs bestimmt sie daher – wobei sie statt von gegebenheitsontologischen von *intentionalen Objekten* spricht – als »Erscheinungen, d.h. als sich entfaltende raumzeitliche Strukturen, die mit einer Ausrichtung versehen sind« (»The structure of intentional object: as appearance, i.e. as un [sic!] unfolding spatio-temporal structure endowed with a direction«) (ebd., 102).

gen (und nicht etwa wie bei einem kubistischen Gemälde alle gleichzeitig da sind). Die ›Hand‹ als GOO ist die dynamische Einheit der kontinuierlich ineinander übergehenden, wahrgenommenen Teile, eine Invariante höherer Ordnung (wie eine Welle im Wasser), die sich im Verlauf der Wahrnehmung bewährt und zugleich weitere mögliche Entwicklungen vorzeichnet und offenlässt. Wir können also – wie oben bereits gesehen – in solchen Fällen das *gesehene Objekt* (die Hand) als *Einheit der Erfahrung* von dem unterscheiden, was *aktuell vom Objekt gesehen* ist (z.B. der Handrücken), sofern wir trotz wechselnder impressionaler Inhalte stets den Eindruck haben, ein und dieselbe Hand wahrzunehmen.

Die Einheit des GOO, die sich in der Wahrnehmung als strukturelle Invarianz in der Zeit bewährt, erlaubt nun in alltagsontologischer Einstellung und mit Hilfe eines entsprechenden Begriffs-für von materiellen Objekten die Bildung der Überzeugung, dass wahrnehmungsunabhängig ein mittelgroßes, materielles Objekt (als AOO) in der Umgebung existiert, welches die einstimige Einheit der Wahrnehmungseindrücke sowohl verursacht als auch erklärt. Dieser Umstand macht wahrnehmungsunabhängige, mittelgroße, materielle Konglomerate von EOOs zu einer besonderen Klasse alltagsontologischer Objekte: Der räumliche Zusammenhang der verschiedenen Teile eines materiellen Objekts, seine Oberflächenbeschaffenheit, Härte usw. lassen sich – wie hier in szientifischer Manier vorausgesetzt sein soll – naturwissenschaftlich durch Bezugnahme auf Spezifika der Materie, in ihr wirkender Kräfte sowie ihre kausale Umgebung (Gravitation usw.) erklären. Folglich lässt sich auch der wiederholbare Zusammenhang proximaler Reizverläufe (EOOs), wie sie beispielsweise bei Rotation des Objekts an den Retinae des Organismus entstehen, derivativ durch die Annahme der Existenz eines solchen mesoskopischen Konglomerats von EOOs erklären, sodass durch die Gegebenheit des entsprechenden GOO unter bestimmten Normalbedingungen zugleich die Überzeugung bezüglich der Existenz entsprechender EOOs (wenn auch stets fallibel) gerechtfertigt ist. Die verschiedenen gesehenen Seiten des Objekts, die jeweils hinreichend mit proximalen Reizen korrelieren, können als zu einer phänomenalen Einheit gehörig aufgefasst werden, sofern sie – alltagsontologisch gesprochen – tatsächlich materiell zusammenhängen. Dennoch gilt es auch hier wieder streng zwischen dem gegebenen GOO und der alltagsontologisch angenommenen Existenz des mesoskopischen Gegenstandes zu unterscheiden. Was uns in direkter Wahrnehmung gegeben ist sind GO-Einheiten der Erfahrung, keine wahrnehmungsunabhängigen EO-Objekte. »What one sees, in fact, is not so much well-defined objects as *unfolding patterns*, with

environmental, qualitative, salient features, ruled by internal constraints given by the spatio-temporal duration« (Albertazzi 2007, 108).

Nicht alle GOOs tun uns allerdings den Gefallen, dass sich die Bewahrung ihrer Einheit in der Erfahrung existenzontologisch durch den Zusammenhang der verschiedenen Teile wahrnehmungsunabhängiger, materieller Gegenstände erklären ließe. Die verschiedenen Teile und Phasen eines Musikstücks, einer Begrüßung, eines Streits, eines Films, eines Museumsbesuchs, eines Türklingelns oder eines Satzes folgen nicht mit derselben (möglicherweise physikalisch verbürgbaren) Notwendigkeit aufeinander wie die verschiedenen Seiten einer gedrehten Hand – und dennoch lassen sie sich in vielen Fällen typisch (d.h. nicht in ihrem *konkreten Verlauf*, sondern in der *Typik ihres Verlaufs*) vorwegnehmen. Schütz (1972, 141) formuliert diesen Sachverhalt so, dass beispielsweise der Fluß der Töne eines Musikstücks »sowohl für den Komponisten wie für den Zuhörer sinnvoll [sind], weil und insofern als er im daran teilnehmenden Bewußtseinsstrom ein Zusammenspiel von Erinnerungen, Retentionen, Protentionen und Antizipationen weckt, welche die sukzessiven Elemente miteinander verbinden«. Die objektkonstitutiven Vorwegnahmeprofile bewähren sich in solchen Fällen nicht deshalb, weil sie durch die existenzontologische Verfassung einzelner wahrnehmungsunabhängiger, materieller Gegenstände und entsprechender Naturgesetze garantiert würden. Vielmehr hängt in solchen Fällen das Bestehen entsprechender Regularitäten innerhalb angegebener Kontexte, welches sich in der Bewahrung der objektkonstitutiven Vorwegnahmen manifestiert, beispielsweise vom Verhalten anderer Organismen oder Mitmenschen ab. Daher lassen sich GOOs dieser Art noch schlechter als materielle Gegenstände (im Hinblick auf ihre bloße Materialität) in alltagsontologischen Standardontologien unterbringen (was dazu verführen mag, diese Objekte in den »Köpfen« von Subjekten zu verorten).

Barry Smith (B. Smith 1995c, 412) unterscheidet hier im Anschluss an Husserl grundsätzlich zwischen zwei verschiedenen Arten sich erfüllender Vorwegnahmen oder des typisch vorwegnehmbaren Verhaltens von GOOs. Einerseits der wahrgenommenen (und vorweggenommenen), »mechanischen« Kausalität der materiellen Welt, andererseits der durch gegenseitige »Motivation« (im Sinne Husserls) bestimmten Gesetzmäßigkeit von Prozessen »für unser mentales Leben«.

To the causality which is the fundamental lawfulness of the purely material world, motivation now comes to be added as fundamental lawfulness of the world as this is determined by and for our mental life. And as in the

case of physical causality so also here: the lawfulness turns on the fact that the similar motivates the similar under similar circumstances[.] (Ebd.)

Wie wir später sehen werden, gehören die Vorwegnahmen der ersten Art zum von allen Menschen geteilten Vorwegnahmekern der menschlichen Wirklichkeit, während die Vorwegnahmen der zweiten Art zu den lokal etablierten Vorwegnahmehüllen menschlicher Wirklichkeiten gehören (vgl. unten Kapitel 5.3).

Die Theorie der Ereignissegmentierung

»Die alltägliche Praxis des Schreibens hat durch die elektronischen Kommunikationsgeräte [...] in den letzten Jahren eine spektakuläre Wiedergeburt erfahren. Was da ununterbrochen von allen geschrieben wird an Mails, SMS, in Foren, Blogs, für Twitter und auf Facebook hat aber auch zugleich die Standardisierung, das Formelhafte, die Sprüche und Spruchhaftigkeit extrem befördert, sodass es für praktisch keinen Gedanken, für keine Erfahrung, für keine Lebenssekunde einen Hiatus von Sprachlosigkeit noch gäbe. In jeder Situation weiß jeder genau: Und *jetzt* ist *dieser Satz* dran.«

(Goetz 2012, 16:09-16:45)

Im vorliegenden Abschnitt soll gezeigt werden, dass sich die im Vorhergehenden entwickelte Theorie der direkten Wahrnehmung von GOOs auf der Grundlage von Begriffen-von an empirisch-wahrnehmungspsychologische Forschungsprogramme wie die sogenannte *Event-Segmentation-Theory* (EST) der Wahrnehmungspsychologen Gabriel Radvansky und Jeffrey Zacks anschließen lässt bzw. diese sogar integrieren kann. Insbesondere soll dabei gezeigt werden, dass zwischen der direkten Wahrnehmung von Ereignissen und der direkten Wahrnehmung anderer GOOs *keine scharfe Grenze* zu ziehen ist.

Zur Theorie der Ereignissegmentierung: Die EST erhebt den Anspruch, die Struktur der menschlichen Erfahrung von *Ereignissen* zu explizieren, wobei die Klasse der Ereignisse den Autoren (2014, 2 [m.Ü.]) zufolge »eine der wichtigsten Klassen von Entitäten unserer Alltagspsychologie« darstellt, die wahrzunehmen für Menschen ebenso bedeutsam sei wie die Wahrnehmung von Objekten und ihren Eigenschaften. Unter einem *Ereignis* verstehen die Autoren dabei in einer vorläufigen Definition »einen Zeitabschnitt an einem gegebenen Ort, der von einem Beobachter als etwas aufgefasst wird, das einen Anfang und ein Ende besitzt« (Zacks & Tversky 2001, 3 [m.Ü.]). Diese Definition ist allerdings nicht ganz scharf, sofern sie suggeriert, dass hier mit *Er-*

eignis ein *existenzontologischer* Zeitabschnitt bezeichnet ist, welcher von einer Beobachter:in in spezifischer Weise *aufgefasst* wird, während die anschließenden Erläuterungen der Autoren verdeutlichen, dass Ereignisse innerhalb der EST als *gegebenheitsontologische* (und nicht als existenzontologische) Objekte konzeptualisiert werden – »events are in the mind of the beholders« (ebd.). Dabei können Ereignisse »unscharfe räumliche und zeitliche Grenzen haben, wie beispielsweise eine große Outdoorparty«, ebenso können sie Diskontinuitäten aufweisen, wenn sie beispielweise durch andere Ereignisse unterbrochen und anschließend fortgesetzt werden (ebd.).

Ereignisse bezeichnen innerhalb der EST – in gegebenheitsontologischer Manier – also nicht *Einheiten in der wahrnehmungsunabhängigen Realität*, sondern *Einheiten der menschlichen Wahrnehmung bzw. Wirklichkeit*. Radvansky und Zacks (2014, 8) sprechen daher auch davon, dass sie keine »Metaphysik«, sondern eine »Psychologie« der Ereignisse zu formulieren beanspruchen, was sich im Zusammenhang der hiesigen Überlegungen so auslegen lässt, dass es sich bei Ereignissen um *Einheiten der Wahrnehmung*, nicht um *Einheiten der wahrnehmungsunabhängigen Realität* als solcher handelt. Ereignisse sind also weder existenzontologisch bestimmte Zeitabschnitte, noch in den Köpfen der Menschen zu verortende Begriffe, sondern Subjekten in der Wahrnehmung gegebene oder präsentierte Objekte mit markiertem zeitlichem Anfang und markiertem zeitlichen Ende. Die Grundidee der EST ist dabei, dass der in der menschlichen Wahrnehmung »anhaltenden Strom der Erfahrung in bedeutungsame Stücke«, in Ereignisse also, unterteilt erscheint (ebd., 40).

In Anlehnung an sehr allgemeine, ihrer Form nach von den Autoren als »kantianisch« dargestellte Überlegungen zur Konstitution von Wahrnehmungsobjekten geht die EST davon aus, dass Ereignisse das Ergebnis von subjektseitigen Konstitutionsleistungen sind, die ihrerseits auf der kognitiven und perzeptiven Verfassung der Subjekte im Zusammenspiel mit der wahrnehmungsunabhängigen Realität beruhen. Kann nun davon ausgegangen werden, wie es die Autoren tun, dass Menschen kognitiv und perzeptiv hinreichend ähnlich verfasst sind, so läge es nahe, dass sie in hinreichend ähnlicher oder kongruenter Weise Ereignisse in ihrer Erfahrung segmentieren und somit bezüglich der von ihnen wahrgenommenen Ereignisse in einer geteilten Welt leben. »There is presumably a reasonably high degree of uniformity across people in the way that they conceive of events. Thus, the components and structure of an event are not deterministically derived from the components of the world itself« (ebd., 9). Die Voraussetzbarkeit einer solchen intersubjektiven Homogenität der Ereignissegmentierung – und somit die

alltagsontologische Voraussetzbarkeit einer homogenen, von allen geteilten Wirklichkeit – wird (im Hinblick auf GOOs im Allgemeinen) im hier vertretenen Ansatz allerdings grundsätzlich infrage gestellt und erscheint auch bei Radvansky und Zacks mehr als eine alltagsontologische Voraussetzung denn als argumentativ ausgewiesene Annahme.

Wie kann nun aber überhaupt »eine Sequenz von Zuständen zu einem kohärenten Ereignis verknüpft [»be bound together«] werden« (ebd., 10 [m.Ü.])? Zunächst geht die EST von der Annahme aus, dass sich in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung des Menschen hinreichend vieles in hinreichend ähnlicher Weise wiederholt, sodass der Mensch dazu in der Lage ist, typisierende Vorwegnahmen aus seinen bisherigen Erfahrungen zu bilden. »When people experience events, they encounter many aspects that are predictable and consistent across situations. These expectations can be encoded in semantic memory and guide processing of incoming information« (ebd., 16). Wie im Vorhergehenden bereits angedeutet, lassen sich also auch bezüglich der Wahrnehmung von Ereignissen *typische Erwartungen und Vorwegnahmen* stabilisieren, die beim Subjekt zur Bildung oder Verinnerlichung entsprechender Begriffe-von führen. Auch hier finden wir wiederum die Doppelstruktur von *Identifikation* und mit ihr verbundener *Erwartungsvorzeichnung*, die sich als Definitionsmerkmale der Funktionsweise von Begriffen-von erwies. Wie aber werden Ereignisse im Fluss der Wahrnehmung konstituiert? Um diese Frage zu beantworten wenden sich die Autoren zunächst zwei verschiedenen Forschungstraditionen zu, die sich mit der Wahrnehmung von Ereignissen auseinandersetzen – der Tradition der *Empfindungs- und Wahrnehmungsforschung* einerseits und der *Sozialpsychologie* andererseits (ebd., 40).

Aus ersterer ließen sich grundsätzlich zwei allgemeine Folgerungen bezüglich der Wahrnehmung von Ereignissen ableiten. *Erstens*, dass die »dynamischen Eigenschaften des Handelns entscheidend für die Wahrnehmung von Ereignissen« seien (ebd., 43). So sei ein perzeptives Ereignis »nicht einfach eine Aufeinanderfolge von Zuständen«, es bilde vielmehr »eine Trajektorie von Veränderungen in der Zeit« (ebd.). »Michotte, Gibson, and Johansson all suggest that what individuates an event is a configuration that holds throughout its duration. Thus, although events are changes, events are individuated by some higher-order stability that persists through the change« (ebd.). Was Ereignisse zu perzeptiv individuierbaren Objekten macht sind also – wie dies auch im Allgemeinen bezüglich GOOs der Fall ist – höherstufige Regularitäten oder Invarianten, die sich seitens des Subjekts vorwegnehmend appäsentieren lassen, beispielsweise also ein bestimmtes Muster, eine

bestimmte Verlaufsform der Bewegung, welche sich – als diese Form – durch die Zeit erhält, oder auch, auf basalerer Ebene, die räumliche Konfiguration eines Objekts, welches sich von einem Ort zum anderen bewegt. Die *zweite* Schlussfolgerung, welche die entsprechenden Forschungen nahelegten, sei, dass »Wahrnehmungssysteme Information hierarchisch organisieren« (ebd.). Es erscheine somit naheliegend, dass Subjekte unterschiedliche Ereignisse als hierarchisch ineinander geschachtelt auffassen (eine Begrüßung als Teil eines Besuchs, ein Händeschütteln als Teil der Begrüßung usw.).

For example, suppose you were to visit the Saint Louis Art Museum. At a fine temporal grain, viewing each individual picture or explanatory placard might constitute an event. At a grain one step coarser, the time spent in each themed room might make up an event. At a coarser grain, viewing art for a while might constitute one event, followed by a new event corresponding to shopping in the gift shop. (Ebd., 52)

Ereignisse erscheinen also je nach ihrer zeitlichen Größenordnung ineinander eingebettet und fungieren dabei häufig als Vorwegnahmerahmen für die Ereignisse kleinerer Größenordnung: Allein in der eigenen Wohnung rechnet man nicht mit der Anwesenheit anderer Personen. Innerhalb eines allein in der eigenen Wohnung gesehenen Films rechnet man nicht damit, persönlich von den Schauspielern angesprochen zu werden. Innerhalb einer ernsthaften, romantischen Szene innerhalb des gesehenen Films rechnet man nicht mit einer allzu downesken Unterbrechung der romantischen Ereignisse durch – durch die Protagonisten selbst aufgesagte – Werbeslogans. Und wenn nun plötzlich – während man attentional noch ganz in die romantische Handlung des Films involviert ist – jemand ins reale Zimmer tritt, ist man dennoch überrascht. Die mit der Wohnung verknüpfte Erwartung, allein zu sein, war offenbar – trotz immersiver Konzentration auf die Liebesszene – noch aktiv.³⁴ Analog lässt sich im Hinblick auf die Struktur von GOOs sagen, dass GOOs ineinander eingebettet sein können: Innerhalb der Situation der Begrüßung, deren Bedeutsamkeit innerhalb der Situation des Besuchs festgelegt ist, stellt der Handschlag oder das Händeschütteln ebenfalls ein GOO als sich zeitlich entfaltende Einheit dar, deren Bedeutsamkeit ihrerseits innerhalb der Begrüßung festgelegt ist usw.

34 Vgl. zur Phänomenologie der Immersion allgemein Poljanšek 2022c.

Aus der *Sozialpsychologie* andererseits lasse sich vor allem die Folgerung ableiten, dass Menschen *Skripte* verwenden, sobald sie *explizit* über Handlungen und Ereignisse nachdenken oder urteilen.³⁵

In sum, research from social psychology has focused on how knowledge – in particular, script knowledge – guides event perception and segmentation. This work suggests that people do rely on scripts to comprehend events, make judgments about the people in them, and remember them later. (Ebd., 44)

Allerdings würden Skripte meist als explizites Wissen (»knowing that«) aufgefasst, während viele alltägliche Handlungen gänzlich routiniert (mithilfe prozeduralen Wissens oder »knowing how«) abliefen, sodass nicht ganz klar sei, wie weit der Einfluss von Skripten auf die Wahrnehmung und das Handeln tatsächlich reiche (ebd.).

Um nun zu erläutern, wie Subjekte der EST zufolge Ereignisse in der Wahrnehmung segmentieren, bedienen sich die Autoren zunächst der Analogie der Objektwahrnehmung, bezüglich derer ich mich hier kurzfassen kann, sofern die (gestaltpsychologischen) Prinzipien der Objektindividuation oben bereits diskutiert wurden. So sei die basalste Weise, in welcher Objekte in der Umgebung perceptiv individuiert werden, die Unterscheidung von *Form und Grund*. Individuierbare Objekte heben sich jeweils von einer Umgebung ab, gegenüber der sie prominent hervortreten. Neben diesem Grundprinzip der Objektindividuation nennen die Autoren sodann weitere grundlegende Gestaltprinzipien, die an der Konstitution perceptiver Objekte beteiligt sind. Unter anderem nennen sie das *Prinzip des geschlossenen Umrisses*, das *Prinzip der Symmetrie*, das *Prinzip der Parallelität* usw. (vgl. ebd., 44ff.). Der Zweck dieser Erläuterungen ergibt sich aus der von den Radvansky und Zacks vertretenen These, dass die Prinzipien der Segmentierung von Wahrnehmungsobjekten sich auf die Art und Weise übertragen lassen, wie Menschen Ereignisse perceptiv individuierten. So sei die Individuation von Objekten für die Konstitution von Ereignissen einerseits insofern relevant, als räumliche Objekte selbst eine wich-

35 Die von Silvan Tomkins (vgl. 1995) vorgeschlagene und etwa von Robert Abelson und Roger Schank (vgl. 1977, 37) weiterentwickelte Script-Theorie konzeptualisiert Skripte einerseits als explizites Wissen und bezieht sich andererseits ausschließlich auf solche »Wissenszusammenhänge, in denen es um Handlungen oder Geschehensabläufe geht« (Busse 2012, 223). Insofern greift die hier vorgeschlagene, gegebenheitsontologische Perspektive eine Ebene tiefer an, sofern sie GOOs grundsätzlich als Prozesse oder Ereignisse konzeptualisiert.

tige Komponente von Ereignissen darstellten, andererseits, sofern »einige der Prinzipien, welche die Objektsegmentierung im Raum erklären, sich auf die Segmentierung von Ereignissen in der Zeit übertragen lassen« (ebd., 46). Weiterhin stellen die Autoren den strukturellen Zusammenhang von Objektidentifikation und Kategorisierung in den Vordergrund, der hier ebenfalls schon häufiger zur Sprache kam:

Segmentation is integral to understanding. Parsing out the boundaries of the »things« in the environment is tightly bound up with identifying what they are, classifying them into categories, and tracking them over time. (Recall also that segmentation need not strictly precede these other operations; it may interact with them dynamically.) (Ebd., 47)

Was die Autoren in ihrer Explikation der Objekt- und Ereignissegmentierung allerdings ausblenden ist die zentrale Rolle, die *amodale Ergänzungen* oder *Appräsentationen* in der Wahrnehmung spielen (wenn sie die Wichtigkeit der amodalen Ergänzung in ihrer konkreten Ausarbeitung der EST dann auch explizit betonen). Dieser Umstand ist gesondert hervorzuheben, sofern auch innerhalb der EST die Rede von der *Objektsegmentierung* die Vorstellung nahelegt, die Objekte der Erfahrung – seien es nun Ereignisse oder materielle Objekte – würden primär dadurch konstituiert, dass eine vorliegende Weltrohmasse in der Erfahrung mithilfe bestimmter Prinzipien in verschiedene *Stücke* aufgeteilt würde. Die vorangegangenen Überlegungen sollten jedoch hinreichend deutlich gemacht haben, dass die Objekte der Erfahrung stets auf Appräsentationen in zeitlicher sowie in räumlicher Hinsicht angewiesen sind.

Nach diesen vorbereitenden Bemerkungen zu ihrem theoretischen Hintergrund nun zur EST als solcher: Grundsätzlich setzt die Theorie der Ereignissegmentierung »an der Prämisse an, dass Menschen fortwährend Vorhersagen über das machen, was in der nahen Zukunft passieren wird, wenn sie Ereignisse beobachten« (ebd., 49). Die Leistung der amodalen Ergänzung, welche die Autoren bezüglich der Konstitution von Wahrnehmungsobjekten noch ausblendeten, findet an dieser Stelle ihre Erwähnung. So schließe die menschliche Wahrnehmung wesentlich die (subpersonale) Leistung ein, fehlende Informationen »durch Erinnerungssysteme zu ergänzen, die in der Lage sind, Repräsentation dessen, was im unmittelbaren Hier und Jetzt geschieht, zu erhalten« (ebd., 50). Diese Ergänzungsleistungen beträfen etwa die Ziele anderer Akteure, die – sofern sie nicht direkt wahrgenommen werden können – zur Vorhersage des Ereignisverlaufs ergänzt würden, oder auch verdeckte oder aufgrund mangelnder Aufmerksamkeit aktuell nicht direkt wahrgenommener Objekte oder Teile von Objekten.

Die konkrete Wahrnehmung von Ereignissen findet Radvansky und Zacks (ebd., 40) zufolge dann mithilfe sogenannter »Arbeitsmodelle« [»working models«] statt. Arbeitsmodelle fungieren dabei als konkrete Instanziierungen von »Ereignismodellen« [»event models«], die – mitsamt entsprechender »Ereignisschemata« [»event schema«], welche Wissen enthalten, »wie sich ein Ereignis typischerweise entfaltet« (ebd., 7) – im Langzeitgedächtnis gespeichert würden. Unter *Arbeitsmodellen* kann man sich also im Arbeitsspeicher aktivierte Ereignismodelle vorstellen, die einer konkreten Situation angepasst werden können und nur so lange aktiv sind, wie das entsprechende Ereignis wahrgenommen wird. Die Funktion solcher Arbeitsmodelle besteht vor allem darin, ein *aktuelles Bild* des jeweils wahrgenommenen Ereignisses aufrecht zu erhalten, welches vor dem Hintergrund eingehender Wahrnehmungsinformationen zugleich mit der Vorzeichnung bestimmter Vorwegnahmehorizonte – die Autoren sprechen hier einfach von »predictions« – einhergeht. Arbeitsmodelle erlauben es einem Subjekt also, Situationen insofern besser zu »verstehen«, als sie auf der Grundlage sensorischer Inputs unmittelbare (im Erfolgsfall) situationsadäquate Vorwegnahmen generieren. »Working models improve comprehension by biasing the pathways from sensory inputs to prediction« (ebd., 50). Gleichzeitig repräsentieren Arbeitsmodelle – sofern es sich um Modelle von Handlungen handelt – diejenigen Eigenschaften einer Situation, die für die aktuellen Ziele und Aufgaben relevant sind. »So, if you were repairing a car the locations of your tools might be represented, but if you were driving a car the locations of other cars might be« (ebd.). Hiermit ließe sich etwa die Beobachtung erklären, dass wir beispielsweise beim Autofahren einen Lastwagen und seinen Anhänger als einheitliches Objekt (und nicht als zwei unabhängige Objekte) individuieren und ein Kind beim Spielen die Rennstrecke (und nicht ihre Teile) als Einheit individuiert, sofern es sich dabei jeweils um für die aktuelle Tätigkeit nützliche Einheiten handelt (vgl. zu diesem Punkt der situationsabhängigen Objektindividuation auch Bermúdez 2003, 93f.; Smith 2004, 225f.). Gleichzeitig erfüllen Arbeitsmodelle ihre Aufgabe dadurch, dass sie zu einem gewissen Grad von den aktuellen perzeptiven Inputs unabhängig fungieren. Dieser Umstand ist insofern von Bedeutung, als es dem wahrnehmenden Subjekt erst durch diese Unabhängigkeit gelinge, mit Ambiguitäten und fehlenden Informationen umzugehen (ebd., 51). Ein Arbeitsmodell basiert also wesentlich auf durch Apperzeptionen durch Begriffe-von vermittelten, amodalen Ergänzungen oder Appräsentationen:

For example, a working model needs to maintain the identity of objects and people in a scene when they are occluded. When a cook is chopping

vegetables in a kitchen, the general pattern of motion needs to be represented, even while it is interrupted to scratch an itchy shoulder. (Ebd.)

Wenn die Wahrnehmung von Ereignissen allerdings in relativer Unabhängigkeit von den aktuellen Inputs stattfindet, lässt sich fragen, wie überhaupt ein perzeptiver Übergang von einem Ereignis zum nächsten stattfinden kann. Die Antwort von Radvansky und Zacks erinnert hier stark an die Erklärung, die oben bezüglich des Wechsels von einer Apperzeption zur anderen, dem Wechsel von einem Aspekt zum anderen – von Dame zu Puppe etwa – angeboten wurde: Es ist vor allem die implizite Registratur von Vorhersagefehlern, bzw. das Auftreten eines plötzlichen Anstiegs des Vorhersagefehlers, an dem sich die Möglichkeit des Wechsels von einem Arbeitsmodell zum nächsten festmacht.

Event segmentation theory proposes that the trade-off between stability and flexibility is accomplished by monitoring the fit between one's predictions about the near future and what actually happens – by monitoring *prediction error*. The logic of this proposal is that when prediction error suddenly increases, this is good evidence that one's event model needs to be updated. (Ebd.)

Steigt nun plötzlich der Vorhersagefehler an, so setzt im Subjekt die oben bereits erwähnte *Orientierungsreaktion* ein, die Inputs des Arbeitsmodells werden »vorübergehend geöffnet«, einerseits in Richtung der gegenwärtigen Wahrnehmungssituation, andererseits in Richtung des im Langzeitgedächtnis gespeicherten impliziten »Wissens über Ereigniskategorien und ihre Strukturen« (ebd.). Findet sich subpersonal eine Ereigniskategorie (ein Begriff-von), die wiederum eine adäquatere Vorhersage der Inputs erlaubt, so beginnt (gegebenheitsontologisch) ein neues Ereignis – auf der Ebene der Wahrnehmung findet hier ein Aspektwechsel oder ein Wechsel der Als-Wahrnehmung statt, wie man ihn etwa beim Umschlag einer *freundlichen Diskussion* zu einer *angespannten Streitsituation* erleben kann.

Diese kurze Skizze der EST macht bereits deutlich, dass und inwiefern diese an die bisher entwickelte Theorie der Struktur von GOOs anschlussfähig ist. Die EST erweist sich dabei wahlweise als ein Sonderfall der Theorie gegebenheitsontologischer Objekte, der sich auf eine bestimmte Unterklasse von GOOs – namentlich: Ereignisse – erstreckt, oder aber verkennen die Autoren selbst den Umstand, dass GOOs sich grundsätzlich als sich in der Zeit entfaltende Einheiten der Vorwegnahme (und in diesem Sinn als Ereignisse) konzeptualisieren lassen.

Allerdings hilft uns die EST, eine Besonderheit einer Untergruppe von GOOs in den Blick zu heben, die bisher noch nicht in den Fokus der Überle-

gungen gerückt ist: Bezüglich der Dingwahrnehmung hatte ich oben Husserl zitiert, der diese als »*in infinitum unvollkommen*« bestimmt hatte, da jede aktuelle Wahrnehmung eines Dings auf »kontinuierlich einheitliche Zusammenhänge möglicher Wahrnehmungen« verweise (Hua III/1, 93). Bezüglich einer Untergruppe von GOOs lässt sich nun feststellen, dass diese gerade nicht *in infinitum* unvollkommen, sondern in dem Sinne *finit* sind, dass sie einen markierten Anfang und ein markiertes Ende besitzen. Ein Besuch, ein Film, eine Begrüßung, eine Umarmung, eine Prügelei, ein Spaziergang (gelegentlich auch eine Beziehung oder eine Freundschaft) fangen irgendwann an und hören irgendwann – wohl oder übel – wieder auf (vgl. zu diesem Aspekt auch Sapir 2002, 104f.; Poljanšek 2016a). Sie alle sind relativ eindeutig mit Anfang und Ende zeitlich umgrenzt und erlauben es den Subjekten, den Übergang von einem zum anderen Ereignis direkt mit einem entsprechenden Wechsel der atmosphärischen Aspekte, Assoziationen und Vorwegnahmen wahrzunehmen. So zeigt beispielsweise der Eingang in ein Museum oder die Schwelle eines Tempels durch räumliche Markierungen den Anfang eines bestimmten Typus von Ereignissen oder Situationen an, wie es auch der sich hebende Vorhang im Theater oder die läutenden Glocken beim Gottesdienst (durch ihrerseits vorübergehende Ereignisse) tun. Ähnliches gilt für verschiedene Formen der sozialen Interaktion, die häufig mit der Begrüßung eingeläutet und mit der Verabschiedung beendet werden. Natürlich beginnt faktisch auch eine Dingwahrnehmung und hört wieder auf, wenn man sich anderem zuwendet, jedoch sind bei der gewöhnlichen Dingwahrnehmung Anfang und Ende nicht in derselben Weise als solche markiert (wenn sich auch innerhalb einer Dingwahrnehmung unterschiedliche Ereignisse als geschlossene Untereinheiten abspielen können). Man kann sich von ein und demselben Ding abwenden, sich ihm aber auch zu einem späteren Zeitpunkt wieder zuwenden. Terminologisch liegt es diesbezüglich nahe, GOOs mit markiertem Anfang und Ende als *Ereignisse* oder *finite Prozesse* zu bezeichnen und für alle GOOs den Überbegriff *Prozesse* zu gebrauchen, sofern Prozesse – wie etwa Freundschaften oder Liebesbeziehungen – durchaus auch »open-ended« sein können. Allerdings ist hierbei der Umstand zu berücksichtigen, dass auch viele Ereignisse durch ihre unterschiedlichen Manifestationen in konkreten Ereignissen hinweg kontinuierieren. So kann beispielsweise die Situation einer Freundschaft oder eine Beziehung als offener Prozess erlebt werden, der wiederholte Instanzierungen erlaubt. Wie gewöhnliche Objektwahrnehmungen gehen solche Prozesse dann »weiter«, sobald sie sich wieder instanzieren.

Diesbezüglich erlaubt es die EST, das Phänomen des Aspekt- oder Auffassungswechsels noch etwas prägnanter zu fassen, als dies bisher geschah: Aspekt- bzw. Apperzeptionswechsel finden – auch an anderen GOOs – immer dann statt, wenn die konstitutiv zur Objektauffassung gehörigen Mitgegenwärtigungen und Vorwegnahmen signifikant durchkreuzt werden und ein neues »Arbeitsmodell« (ein neuer Begriff-von) aktiv wird, um das Subjekt von da an wieder besser in der Situation zu orientieren. Immer dann also, wenn die Situation oder das Ereignis vom Subjekt entweder ›falsch‹ aufgefasst bzw. apperzipiert wurde, oder ein Ereignis beendet ist und es mit etwas anderem weitergeht. Im Alltag kann man diese Wechsel mit etwas phänomenologischem Feinsinn am eigenen Erleben spüren, so etwa, wenn man nach einem intensiven Kinoerlebnis oder nach dem Spielen eines VR-Videospiels sich noch ganz und gar in die im Film oder im Spiel dargestellte Welt immersiv eingelassen fühlt und erst eine Weile braucht, um auch dem Gefühl nach wieder in der gewöhnlichen Gegenwart anzukommen. Ähnliches gilt für die angespannte Atmosphäre eines Streits, die empfundene Intensität intimer Zweisamkeit, ein faszinierendes Gespräch oder die – sofern man für so etwas empfänglich ist – sakrale Atmosphäre in einer Kirche usw. Die unmittelbar wahrgenommenen Atmosphären und Vibes von Situationen und Ereignissen lassen sich aus der hier entwickelten Perspektive als wahrgenommene Bedeutsamkeiten oder Aspekte dieser Ereignisse qualifizieren, welche sich immer auch aus den objektkonstitutiven Vorwegnahmen und Assoziationen speisen, die zur direkten Wahrnehmung solcher Situationen gehören.

GOOs als sich zeitlich entfaltende Einheiten der Vorwegnahme

Sind die vorhergehenden Überlegungen richtig, so beruht die Bildung von Begriffen-von (derjenigen zumindest, die dem Subjekt nicht angeboren sind) wesentlich auf der Verinnerlichung typisch sich wiederholender Muster, die das Subjekt je situativ Naheliegendes in einem bestimmten Spielraum der Unschärfe vorwegnehmen lassen. So etwa, wenn es in den ersten Takten gleich das vertraute Stück wiedererkennt – und, sofern es dieses hinreichend verinnerlicht hat, seine jeweils nächsten Bewegungen adäquat vorwegnimmt (obwohl die aufeinanderfolgenden Schallwellen, die zum Hören entsprechender Töne führen, in keinem kausalen oder inferenziellen Folgeverhältnis, sondern in einem *Verhältnis motivierter Einstimmigkeit* stehen). Es kann aber häufig auch, sofern es die grundlegende Struktur von Songs eines bestimmten Genres hinreichend verinnerlicht hat, zuverlässig vorwegnehmen, wann in

einem ihm unvertrauten Song die Hook beginnt, wann die Vocals einsetzen usw.³⁶ Es ›versteht‹ in diesem Fall die ›Regeln‹ des Genres, ohne sie dazu irgendwie explizieren können zu müssen, findet sich in der Musik entsprechenden Stils zurecht, sofern es entsprechende Begriffe-von (von Metal, Hip-Hop, R'n'B, Jazz oder entsprechender Subgenres usw.) verinnerlicht hat. Die Apperzeption von Musikstilen (wie von GOOs überhaupt) ist keine Sache bloßer ›sinnlicher‹ Wahrnehmung (wobei bezweifelt werden darf, ob es eine solche überhaupt gibt), sondern eine Sache des individuellen, erfahrungsabhängigen Apperzeptionsvermögens.

Wir stehen also niemals einer statischen Gegenwart gegenüber, die sich uns in der Wahrnehmung nur darstellt oder abbildet, vielmehr sind wir immer mit mindestens einem Bein uns selbst vorweg, schon auf dem Sprung in die naheliegende Zukunft, die wir (fallibel) vorwegnehmen. Die Gegenwart der menschlichen Wirklichkeit ist vor dem Hintergrund ihrer sedimentierten Vergangenheit auf die Zukunft hin gespannt – und zugleich von Assoziationen und Mitgegenwärtigungen sinnhaft durchtränkt und fluide umspielt. GOOs erstrecken sich also entsprechend ihrem jeweiligen, durch Begriffe-von strukturierten Mitgegenwärtigungsprofil von der jeweiligen Gegenwart aus jeweils ein Stück weit und ein Stück breit in die naheliegende Zukunft. So schließt die Wahrnehmung je situativ stets nur begrenzte Vorwegnahmehorizonte ein; und zwar sowohl, was die *synchrone Breite* der appräsentierten Horizonte als auch deren *diachrone Tiefe* betrifft. Es werden also für gewöhnlich einerseits nicht *alle nur möglichen oder überhaupt denkbaren Möglichkeiten* vorweggenommen oder appräsentiert, sondern je nur solche, die sich angesichts der gegenwärtigen Situation (typischerweise) nahelegen. Andererseits werden die so projizierten Möglichkeitshorizonte auch nicht *beliebig weit in die Zukunft* projiziert, sondern beziehen sich für gewöhnlich auf die naheliegende Zukunft. Phänomenologisch gesprochen ist der Mensch nicht so sehr In-der-Welt, sondern Je-in-Situation (vgl. Sartre 1991, 941-950; Jaspers 1956, 202-203; Poljanšek 2022c). Die ganze Welt als Einheit des Alls ist primär eine Sache des Denkens, nicht so sehr Sache der menschlichen Wirklichkeit (was nicht heißen soll, dass sie nicht eine legitime Sache des Denkens sei). Die mögliche oder unmögliche Einheit der Welt als eine Art Supertotalding taucht in

36 Dies wiederum bedeutet natürlich nicht, dass in der Wirklichkeit alles vorhersehbar sei, sondern vielmehr, dass Unvorhersehbares sich innerhalb und in Abhebung vom Vorhersehbaren zeigt.

der Wirklichkeit als solcher als Problem – für gewöhnlich jedenfalls – nicht auf. Vielmehr befindet sich das Subjekt, wenn es in der Welt ist, je auf einer »Lichtung« (SZ, 133) mit beschränktem Umfang. Zur Veranschaulichung kann man sich diesen Umstand am Beispiel eines Computerspiels vergegenwärtigen, in welchem die Spieler:in sich durch eine dreidimensionale Landschaft bewegt: Auch hier ist einerseits der Horizont der synchron zur Verfügung stehenden Möglichkeiten auf einen bestimmten Spielraum eingeschränkt (man kann zum Beispiel *laufen*, aber nicht *springen*), andererseits wird auch jeweils nur die in naheliegender Zukunft erreichbare Landschaft (und nicht die ganze Landschaft auf einmal) vom Computer vorgerendert, damit das Spiel flüssig läuft. Und schließlich endet irgendwo, häufig an unsichtbaren Wänden, die »Welt« bzw. die »Situation«, in der das Spiel stattfindet.³⁷ Einfach gesagt: Wir nehmen nicht alles Mögliche auf einmal vorweg, für gewöhnlich reicht das je von hier aus naheliegende Nächste.

Aus einer solchen Beschränkung des je (impressional wie appräsentational) Gegenwärtigen ergibt sich zugleich die Sequenzialität unserer Wahrnehmung:

Perceiving is sequential. [...] [A]n observer perceives in some sense the surface that is occluded, [...] he detects the next vista [Gibsons Begriff für eine wahrnehmbare Szene, TP]. One sees around corners because one can go around corners in the course of time. The concept of the arrested image has misled us. The static picture is not the basic element of perception. (1982, 416)

Die Wahrnehmung von GOOs ist insofern sequenziell, als Vorwegnahmehorizonte einerseits für gewöhnlich begrenzt sind, während sie andererseits mögliche einstimmige Nacheinanders des Wahrnehmungsverlaufs vorzeichnen. Einen Hund *als Hund* oder einen Menschen *als Menschen* zu sehen bedeutet nicht nur, ein Objekt anhand von irgendwie ungeordnet an ihm vorkommenden Merkmalen (vierbeinig, beschnauzt, bellend usw.) als Objekt einer bestimmten Art zu kategorisieren, sondern bestimmte mögliche (ein-)stimmige Verlaufsformen von Verhaltensweisen und Wahrnehmungen vorwegzunehmen, die Hunde *als Hunde* oder Menschen *als Menschen* auszeichnen. Als Objekt unserer Wirklichkeit zeichnet ein Hund sich durch eine Reihe

37 Ein analoges Verfahren aus dem Gebiet der Technologie stellt die sogenannte *Speculative Execution* dar, die von Designern von CPUs verwendet wird, um deren Leistungsfähigkeit zu verbessern. Hierbei wird freie Rechenleistung eingesetzt, um wahrscheinliche nächste Rechenschritte vorzuberechnen, sodass die Ergebnisse, falls der entsprechende Pfad gewählt wird, ohne Umschweife zum Einsatz kommen können (Kaeli & Yew 2005).

spezifisch verschiedener Verhaltensweisen aus, die sich ihrerseits durch vorwegnehmbare Verläufe typischer Ereignisse charakterisieren lassen. *Hundebe-grüßung*: Bellen, sich nähern, beschnuppern, Hand ablecken usw. *Hundekon-frontation*: Knurren, Bellen, Schnappen usw. Usw. Bestimmte Reaktionen und Verlaufsformen beobachtbarer Verhaltensweisen erscheinen hundetypisch und sorgen bei Bewährung auf der Wahrnehmungsebene für die Aufrechterhaltung des jeweils subpersonal fungierenden Begriffs-von. Eine im Hinblick auf einen bestimmten Begriff-von einstimmig verlaufende Wahrnehmungserfahrung beharrt in kontinuierlichem Als-Aspekt, sofern die für sie konstitutiven Appräsentationen sich weiter bewähren. Typische Wahrnehmungsobjekte sind also keine kubistischen Gegenstände, an denen die verschiedenen Seiten und Eigenschaften in einem synchronen Nebeneinander vorkommen, vielmehr gehen die einzelnen Wahrnehmungseindrücke im Fall sich bewährender Vorwegnahme (ein-)stimmig ineinander über.³⁸

Husserl spricht in solchen Fällen der Erfüllung oder Bewährung objekt-konstitutiver Vorwegnahmen auch von einer *Einstimmigkeit* der Erfahrung. Im Falle der Nichterfüllung entsprechend von einem *Widerstreit*: Man nimmt vorweg und appräsentiert, dass das Objekt schwer ist, es erweist sich jedoch beim Anheben als leicht –, wobei sowohl Einstimmigkeit als auch Widerstreit in »eine[r] Reihe von Stufungen möglich sind« (Erhard 2014, 528f.). Christopher Erhard, der in *Denken über Nichts. Intentionalität und Nicht-Existenz bei Husserl* eine konzise Analyse von Husserls Intentionalitätskonzeption vorlegt, bringt die diesbezüglichen Überlegungen Husserls in folgender Beschreibung prägnant auf den Punkt.

Grob gesagt gilt, dass der Aktsinn [die Als-Auffassung, TP] M eines Erlebnisses e genau dann einstimmig ist, wenn sich die zum aktuellen Horizont von e gehörigen Leerintentionen [d.i. der Vorwegnahmehorizont, TP] e*, e**, ... so erfüllen, dass der gemeinsame intentionale Gegenstand (das »bestimmbare X«) von e und e*, e**, ... nicht durch inkompatible Kerne [aktuell präsentierte Teile des X, TP] gegeben ist. [...] Gehört zur Wahrnehmung des roten Apfels z.B. die Leerintention, dass dieser auf der Rückseite auch rot sei, und erfüllt sich diese Erwartung beim Drehen des Apfels, so findet eine einstimmige Synthesis der Identifikation statt, in der das soeben leer antizipierte Rot der Rückseite anschaulich bestätigt wird [...]. (Ebd., 528)

38 Zur Einstimmigkeit in der Wahrnehmungserfahrung vgl. auch Poljanšek 2022a.

Wird eine objektkonstitutive Vorwegnahme enttäuscht, so tritt ein *Widerstreit* auf, der je nach Stärke des Widerstreits mit der Aufrechterhaltung des fungierenden oder aktiven Begriffs-von (und folglich auch der Wahrnehmung des GOO) kompatibel ist, und nur eine Modifikation spezifischer Apperzeptionen und Vorwegnahmen zur Folge hat. Man kann sich solche Fälle auch so vorstellen, dass zugleich verschiedene Begriffe-von in einer hierarchischen Staffelung zur vollständigen direkten Wahrnehmung beitragen.

Wenn sich z.B. die Rückseite des Apfels als bräunlich verfärbt enthüllt, tritt eine Enttäuschung ein, aufgrund derer der Sinn *roter Apfel* »durchgestrichen« wird, zumindest partiell. [...] Es findet eine Modifikation statt, aufgrund deren der frühere Sinn (*durchgehend*) *roter Apfel* durch den aktuellen Sinn *vorne roter und hinten bräunlicher Apfel* ersetzt wird. (Ebd., 529)

Allerdings gibt es auch Widerstreit, d.h. Durchkreuzungen von Vorwegnahmen, die den fungierenden Begriffen-von so deutlich zuwiderlaufen, dass subpersonal ein noch signifikanter Wechsel der fungierenden Begriffe-von nötig wird.³⁹ Was einen Augenblick zuvor als gewöhnlicher Apfel in einer Schale von Äpfeln erschien, erweist sich beim Aufheben als Attrappe aus Styropor. In einem solchen Fall findet ein alltäglicher Aspektwechsel statt, wobei allerdings der Übergang zwischen auflösbarem Widerstreit und Aspektwechsel ein gradueller ist. Das Objekt bleibt phänomenal weiter *ein ausgedehntes Objekt*, wenn es auch nicht mehr in derselben Weise *als massiv* und *als ein Apfel* gegeben ist. Der Wahrnehmungsverlauf wird also dann und insofern als einstimmig erlebt, wenn die jeweils situativ aus den Begriffen-von erwachsenden Vorwegnahmespielräume nicht zu signifikant durchkreuzt oder sogar erfüllt werden.

Metaphorisch ließe sich hier davon sprechen, dass die Wahrnehmung von etwas *als ein bestimmtes Etwas* auf dem Umstand beruht, dass das wahrnehmende Subjekt in den Verlaufsformen der Wahrnehmungen unmittelbar die *multimodalen Melodien* typischer, ihm vertrauter Objekte wiedererkennt. Jede Kategorie von GOOs hat ihren spezifischen wiedererkennbaren Stil, ihre typische Gangart, wie man oft schon am Rhythmus der Schritte einer Person unmittelbar die Person wahrnehmen kann. (»Jedes Thier hat im denken und schreiben seinen Gang. Der eine geht in Sätzen und Bogen wie eine Heuschrecke; der andere in einer zusammenhängenden Verbindung wie eine Blind-

39 Es wäre grundsätzlich zu überlegen, ob zur inneren Dynamik der Intentionalität noch so etwas wie eine unruhige Suchbewegung gehört, die gewissermaßen stets nach neuen möglichen apperzeptiven Ansätzen sucht. Überlegungen dieser Art entwickelt etwa Fabian Erhardt (2019).

schleiche im Fahrgeleise« (Hamann 1955 [1759], 379)). Wollte man diese Metapher weiter ausbauen, ließe sich davon sprechen, dass Begriffe-von Subjekte mit einem *gegebenheitsontologischen Taktgefühl* in Bezug auf die entsprechenden Gegenstandsklasse ausstatten, welches ihnen jeweils situativ vermittelt, was hier jetzt – bezüglich ihrer individuellen Vorwegnahmen – eine dem GOO »angemessene« oder auch eine dem GOO »unangemessene« Fortsetzung wäre (für eine eingehendere Auseinandersetzung mit diesem gegebenheitsontologischen Taktempfinden im Hinblick auf seine normative Signifikanz für soziale Praktiken vgl. auch Poljanšek 2022b). Ein solches *Taktgefühl* besteht etwa darin, ein Gespür dafür zu besitzen, wie Objekte fallen werden und zu fangen sind, welche Formulierung oder Verhaltensweise in einer Situation am Platze ist, wie man mit einer Person oder einem Tier in einer bestimmten Situation (Trauer, Angst, Wut usw.) am besten umgehen kann, um ihre oder seine Aggression zu dämpfen, welcher körperliche Abstand in einer Kommunikationssituation für das jeweilige Gegenüber angenehm ist, wie man bei einer Jazzimprovisation die nächsten Töne spielt, welche Kleidungsstücke zueinander passen usw. Aber auch »passiv« in einem Gespür dafür, wie eine Person jetzt wahrscheinlich handeln wird, was sie in einer Situation sagen wird (»Ich wusste, dass du das jetzt sagst!«), oder in dem Gefühl: Dieser Vers passt nicht in das Gedicht, dieser Ton passt nicht in die Melodie. Man reagiert irritiert, wenn eine Person, mit der man eng vertraut ist, auf einmal eine ganz andere Existenzmelodie von sich gibt als man sie von ihr gewohnt ist; wenn sie sich plötzlich anlässlich von Kleinigkeiten jähzornig und ungeduldig verhält, obwohl sie sonst stets die Ruhe selbst zu sein schien. Ebenso sind etwa Hundebesitzer gelegentlich verwundert, wenn sie den Eindruck haben, ihr Hund verhalte sich eher wie eine Katze.

Man könnte von hier aus auf den Gedanken kommen, dass möglicherweise auch das unmittelbare, wahrnehmungsmäßige Verstehen von Sprache, die sequentielle Sprachwahrnehmung, eine Sache der durch Begriffe-von vermittelten Wahrnehmung und somit des gegebenheitsontologischen Taktgefühls ist. Dass also auch das Wahrnehmen und Verstehen sprachlicher Äußerungen auf durch Begriffe-von angeleiteten Apperzeptionen beruht, die mit der Aktivierung entsprechender Mitgegenwärtigungsprofile und Vorwegnahmen einhergeht. In eine solche Richtung zielen auch folgende Bemerkungen Wittgensteins zum Verhältnis von sprachlichem und musikalischem Verstehen:

Das Verstehen eines Satzes der Sprache ist dem Verstehen eines Themas in der Musik viel verwandter, als man etwa glaubt. Ich meine es aber so: daß das Verstehen des sprachlichen Satzes näher, als man denkt, dem

liegt, was man gewöhnlich Verstehen des musikalischen Themas nennt.
(PU, 440)⁴⁰

Gut. Wenn ich also einen Satz verstehe, so geschieht etwas, ganz ähnlich dem, wenn ich einer Melodie als Melodie folgen kann, im Gegensatz dazu: wenn sie zu lang oder zu verwickelt ist und ich sagen muß, »diesem Teil konnte ich nicht folgen«. Und dasselbe könnte mit einem Bild, ich meine jetzt, mit einem Ornament geschehen. Ich sehe zuerst nur ein Gewirr von Strichen, endlich gruppieren sie sich mir in bekannte und gewohnte Formen; ich sehe eine Einteilung, ein mir geläufiges System. (PG, 72)

Um allerdings jenseits dieser suggestiven Analogisierungen schlüssig für die These zu argumentieren, dass auch das Verstehen sprachlicher Äußerungen letztlich auf verinnerlichten Begriffen-von basiert und wir es insofern auch hier (wie beim intuitiven Verstehen von Melodien und sonstigen GOOs) mit der direkten Wahrnehmung zeitlich erstreckten Einheiten der Vorwegnahme zu tun haben, wäre weit mehr vonnöten als hier geleistet werden kann. Allerdings gibt es empirische Untersuchungen, die zumindest darauf hindeuten, dass die Wahrnehmung von einzelnen Wörtern sich analog erklären lässt, wie hier die direkte Wahrnehmung sonstiger GOOs erklärt wird.

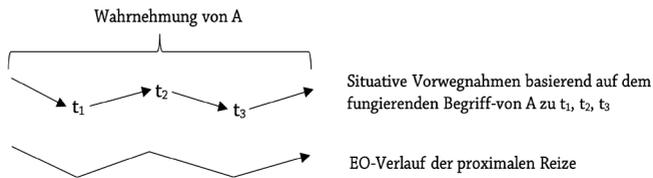
In perceiving language the percipient is striving for an optimal compromise between object adequacy and giving sense to the perceived object. The external stimuli offer a frame but at the same time allow for many possibilities of the final interpretation, since the listener is not searching for the acoustically most aesthetic solution but for a basis for acting adequately. (Sendlmeier 1989, 401)

Walter Sendlmeier beschreibt den Vorgang des Sprachverstehens in linguistischer Terminologie auch so, dass *einerseits* eine Kategorisierung des aktuellen Stimulus auf der *paradigmatischen Axe* stattfindet, wobei die paradigmatische Kategorie »*in absentia*« repräsentiert werde, während diese Kategorisierung andererseits von Relationen zwischen den »*in praesentia*« aufeinanderfolgenden Stimuli beeinflusst werde (ebd.). In der hier verwendeten, auf die Wahrnehmung von GOOs bezogenen Perspektive kann man dies so ausdrücken: Die direkte Wahrnehmung eines GOO einer bestimmten Art hängt einerseits von den verarbeiteten proximalen Reizen ab, deren Verlauf (vereinfacht gesprochen) zur Aktivierung eines Begriffs-von führt, durch welche die ak-

40 Wittgenstein spielt offenbar performativ mit dem Umstand, dass ›derselbe Sinn in den beiden, verschiedenen rhythmisierten Formulierungen sehr unterschiedlich ›klingt‹. Die Umstellung der Syntax in den beiden alternativen Formulierungen scheint den Sinn zu verändern, während sie ihn zugleich wiederholt. Eine Art *invertierter Aspektwechsel*, bei dem die Form sich ändert, der ›Aspekt‹ aber derselbe bleibt. Aber bleibt er derselbe?

tuellen Wahrnehmungsinhalte phänomenal um weitere Teile oder Phasen appräsentational ergänzt erscheinen. Die paradigmatische Ebene bezeichnet also die Ebene der Aspekte oder Als-Wahrnehmungen (GOOs), während die syntagmatische Ebene die Ebene der aufeinanderfolgenden aktuellen Wahrnehmungsinhalte bezeichnet, welche (wiederum grob vereinfacht) auf der EO-Ebene je mit bestimmten proximalen Reizen korrelieren.

Eine solche Differenzierung von paradigmatischer und syntagmatischer Ebene lässt sich auf die bisherige Analyse der Struktur von GOOs übertragen: Erfüllen sich die objektkonstitutiven, situativen Vorwegnahmen, die subpersonal auf den jeweils fungierenden Begriff-von von A zurückzuführen sind, im weiteren Verlauf der Wahrnehmung, so ist die Wahrnehmung des Objekts einstimmig – man nimmt ein GOO vom Typ A (bzw. unter dem Aspekt A) wahr. Folgende grobe Schematisierung, welche die Sachverhalte etwa im Hinblick auf den Umstand vereinfacht, dass proximale Reize bestimmter Art sich nicht in jedem Fall 1:1 in angebbaren phänomenalen Qualitäten widerspiegeln, mag diese Überlegungen zur (Ein-)Stimmigkeit in der Aspektwahrnehmung vorläufig veranschaulichen:



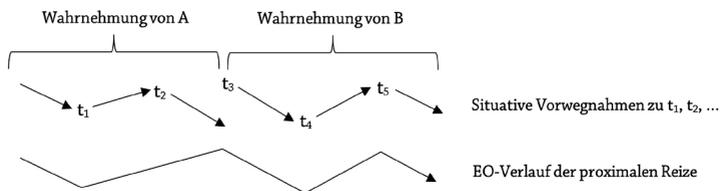
Dieses stark simplifizierte Diagramm ist wie folgt zu lesen: Zu den verschiedenen Zeitpunkten $t_1, t_2, t_3, \dots, t_n$ nimmt das Subjekt neben seinen aktuellen Wahrnehmungsinhalten (wie visuellen, taktilen, olfaktorischen Eindrücken) jeweils in der nächsten Zukunft liegende, mögliche Wahrnehmungsinhalte appräsentierend vorweg, wobei diese Vorwegnahmen auf dem subpersonal fungierenden Begriff-von von A basieren. Diese Vorwegnahmehorizonte sind durch die kürzeren, oberen Pfeile veranschaulicht. In einem Fall situativ angemessener Wahrnehmung bewegt sich der Verlauf der Sinnesinhalte (der hier, grob vereinfacht, als kausales Resultat des EO-Verlaufs der proximalen Reize aufgefasst wird, womit etwa top-down Einflüsse auf die erlebten Qualitäten ausgeblendet werden) innerhalb des je situativ vorweggenommenen

Spielraums von Wahrnehmungsinhalten.⁴¹ D.h. der reale EO-Verlauf proximaler Reize sorgt kausal für das Erleben von Wahrnehmungsinhalten, die jeweils im Spielraum des Vorweggenommenen liegen. In einem solchen Fall befindet sich der Verlauf der nacheinander impressional präsentierten Wahrnehmungsinhalte also innerhalb der je situativen GO-Vorwegnehmehorizonte. So nimmt ein Subjekt etwa das Gewicht eines auf dem Tisch stehenden Gegenstandes vorweg, nach welchem es greift. Im Erfolgsfall sorgen in diesem Fall die höherstufigen, physikalischen Regularitäten dafür, dass die Schwereempfindung im vorweggenommenen Spielraum möglicher Schwereempfindungen liegt.

Im Misserfolgsfall zeigt sich das Subjekt über die von der Vorwegnahme abweichende Schwereempfindung überrascht. Der Gegenstand erweckte möglicherweise aufgrund seiner Oberflächenbeschaffenheit den Eindruck, aus einem anderen Material oder massiv zu sein, obwohl er in Wirklichkeit hohl war. Werden die objektkonstitutiven Vorwegnahmen enttäuscht, so findet auf der Ebene der fungierenden Begriffe-von und entsprechend auch bezüglich des direkt wahrgenommenen GOO eine Rekalibrierung oder Nachjustierung statt. Werden die Vorwegnahmen besonders signifikant enttäuscht, wie exemplarisch in Husserl Panoptikumscherz, findet ein Wechsel des subpersonal fungierenden Begriffs-von statt, der phänomenal als Aspektwechsel (als Wechsel des GOO) erlebt wird (»Gerade habe ich es noch als Blatt gesehen, und jetzt auf einmal als Lebewesen«). Werden die Vorwegnahmen noch krasser enttäuscht – Husserl (Hua III/1, 320) spricht in solchen Fällen auch bildlich von einem »Explodieren« der Wahrnehmung –, findet nicht nur ein Aspektwechsel, sondern eine komplette Neukonstitution des gegebenen GOOs statt. Es bleibt hier im Übergang von einer zur anderen Wahrnehmung also nicht einmal eine gemeinsame Form oder ›Unterlage‹ der Als-Auffassung wie beispielsweise im Fall der Hasenente. Hier ist etwa an Fälle zu denken, in denen man zunächst etwas Bestimmtes zu sehen meint, auf einmal jedoch eine Art phänomenaler Rekonfiguration im Wahrgenommenen stattfindet, durch die sich das vermeintlich Gesehene als (oder geradewegs) etwas ganz anderes zeigt. Man ist zum Beispiel gerade aufgewacht und sieht im morgendlichen Tran ei-

41 Obwohl davon ausgegangen werden kann, dass die aus den Begriffen-von erwachsenden Vorwegnahmen auf die GO-Ebene der erlebten Wahrnehmungsinhalte zurückwirken, möchte ich aus Gründen der Anschaulichkeit im Folgenden unterstellen, dass aktuelle Empfindungen strukturell den jeweils aktuellen proximalen Reizen entsprechen, die die äußeren Sinnesorgane des Subjekts erreichen.

nen Gegenstand im Raum, merkt beim zweiten Hinsehen jedoch, dass dort überhaupt kein Gegenstand ist, vermeintliche Elemente, aus denen er sich zusammensetzen schien, beispielsweise von verschiedenen Stücken verschiedener Objekte an der Wand stammen. Manchmal entstehen ähnliche Phänomene auch bei flüchtigen Blicken: Man wendet den Blick und erschrickt, weil man unverhofft eine kauernde Person sieht, merkt aber dann: Doch nur ein Kleiderständer. Wollte man nun eine Rekalibrierung aufgrund eines auftretenden Widerstreits, die sich phänomenal als Aspektwechsel darstellt, anhand eines analogen Diagramms rekonstruieren, so ergäbe sich etwa Folgendes:



In diesem Fall nun liest sich das Diagramm so: Bis zum Zeitpunkt t_2 bildet das Subjekt noch situative Vorwagnahmen, die sich im Verlauf der weiteren Wahrnehmung bewähren (bzw. nicht enttäuscht werden), sofern das Mitgegenwärtigungsprofil des Begriffs-von von A aktiviert ist (sagen wir: ein Objekt liegt reglos auf dem Tisch, sodass der fungierende Begriff-von eines unbelebten Objekts zu den Vorwagnahmen zu t_1 und zu t_2 führt). Die zum Zeitpunkt t_2 gebildete Vorwagnahme (etwa die, dass der Gegenstand weiter in Ruhe bleibe, sofern er als unbelebtes Objekt wahrgenommen wird), wird zwischen t_2 und t_3 enttäuscht (das Objekt setzt sich z.B. auf einmal in Bewegung), markiert durch den dritten, kurzen Pfeil von links. Das Subjekt reagiert mit einer Orientierungsreaktion, auf subpersonaler Ebene findet eine Rekalibrierung der fungierenden Begriffe-von statt, sodass zu t_3 etwa ein Begriff-von für Lebewesen aktiv wird (im Diagramm durch die drei rechten kurzen Pfeile markiert). Dasselbe »etwas« erscheint einmal *als Teil eines Unbelebten*, einmal *als Teil eines Belebten*.

Dabei sind zu den beiden Diagrammen selbst noch ein paar grundsätzliche Bemerkungen angebracht, die ihre bloß veranschaulichende Funktion betreffen. Zum einen müsste man, sofern es sich bei einem Aspektwechsel sowohl um die Erfahrung eines *Gleichbleibens* als auch zugleich eine Erfahrung der *Veränderung* handelt, genauer sagen, dass im beschriebenen Fall einige objekt-konstitutive Vorwagnahmen bezüglich des Objekts sich in der Tat bewähren (etwa die Vorwagnahme, dass es seine äußere Form behält), während andere

Vorwegnahmen (die Vorwegnahme, dass es in Ruhe bleibt) durchkreuzt werden. Einige Begriffe-von fungieren also weiter, während andere Begriffe-von wechseln. Der Aspektwechsel ließe sich dann in Anlehnung an Wittgensteins Formulierung beschreiben als ein kontinuiertes Erfülltwerden mancher objektkonstitutiver Mitgegenwärtigungen und Vorwegnahmen zusammen mit einer Änderung einiger anderer objektkonstitutiver Mitgegenwärtigungen und Vorwegnahmen. Daher fühlt es sich unterschiedlich an, ein vermeintlich identisches Objekt einmal *als belebt* und einmal *als unbelebt* zu *erleben*, sofern wir in der Wahrnehmung von GOOs die objektkonstitutiven Mitgegenwärtigungen und Vorwegnahmen appräsentierend *miterleben*. Weiterhin könnten die Pfeile die Vorstellung nahelegen, es handle sich bei den Vorwegnahmen um Vorwegnahmen konkreter Ereignisverläufe wie »Das Objekt fällt jetzt nach unten«, »Jetzt gleich dieser Ton«. Obwohl dies durchaus vorkommt, umfassen die Vorwegnahmehorizonte für gewöhnlich eine Mehrzahl verschieden wahrscheinlicher Möglichkeiten, die auch die eigenen Aktionsmöglichkeiten des Subjekts als konditionalen Input miteinschließen (d.h. Vorwegnahmen der perspektivischen, kinästhetischen Veränderungen, die mit einer bestimmten Bewegung einhergehen würden). So ist dann etwa ein dreidimensionales Objekt gegebenheitsontologisch als von einer aktuellen Perspektive ausgehende Menge kontinuierlicher Reihen aufeinanderfolgender Perspektiven gegeben, die nacheinander sichtbar würden, wenn man sich entlang einer bestimmten Trajektorie relativ zu diesem Objekt bewegt. Zudem erscheint es in der Darstellung so, als bestünde zwischen den beiden Systemen, dem System von Vorwegnahmen und dem System des EO-Verlaufs proximaler Reize keinerlei Austausch, als befänden sie sich in einer Art *prästabilierten Harmonie*. Dieser Eindruck ergibt sich aus dem Umstand, dass die für GOOs konstitutiven Mitgegenwärtigungsprofile unter günstigen Bedingungen höherstufige Regularitäten innerhalb der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung korrelieren. Wenn also etwa die Flugbahn eines fallenden Objekts adäquat wahr- und vorweggenommen wird, erfüllen die je impressional präsentierten Jetzt-Phasen die je zuvor als imminently vorweggenommenen Phasen des Falls. Vereinfachend unterstellt die Darstellung dabei, dass bestimmte qualitative Empfindungsdaten aktuell auf die Wahrnehmungsorgane wirkende, proximale Reize abbilden. Wie wir – etwa am Beispiel des McGurk Effekts – gesehen haben, korrelieren aber selbst die ›qualitativen‹ Empfindungen nicht einfach mit bestimmten Arten proximaler Reize sondern unterliegen ihrerseits top-down Einflüssen.

Statt der diagrammatischen Darstellung lässt sich diese Konzeption der für GOO konstitutiven Vorwegnahmehorizonte auch wie folgt formalisieren:

Sei VH_1 der gegenwärtige Vorwegnahmehorizont eines wahrgenommenen GOO zum Zeitpunkt t_1 und R_1, \dots, R_n jeweils nach subpersonal ›vermeinter‹ Wahrscheinlichkeit gewichtete Reihen aufeinanderfolgender Wahrnehmungsinhalte mit den Elementen $a_1, \dots, a_m, b_1, \dots, b_m, \dots$. Wobei für die vermeinten Wahrscheinlichkeiten der Erfüllung der vorweggenommenen Wahrnehmungsreihen gilt $P(R_i) \geq P(R_{i+1})$. So ist

$VH_1 = \{R_1, R_2, \dots, R_n\}$, wobei $R_1 = (a_1, a_2, \dots, a_m)$, $R_2 = (b_1, b_2, \dots, b_k), \dots, \dots$ ($k, l, m, n \in \mathbb{N}$)

Der Vorwegnahmehorizont eines GOO zu einem bestimmten Zeitpunkt erweist sich also eine Menge von Reihen aufeinanderfolgender Wahrnehmungsinhalte, wobei die Reihen nach (subpersonal) ›vermeinter‹ Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens gewichtet sind. Es gibt also (auf der Grundlage der jeweils fungierenden Begriffe-von) naheliegende und weniger naheliegende Möglichkeiten, die sich – wie vermutet werden kann – durch die Stärke ihrer appräsentationalen Präsenz unterscheiden. Naheliegender wird lebendiger appräsentiert als Abwegiges, Ausgeschlossenes wird gar nicht appräsentiert – und sorgt bei seinem Eintreten für Irritation oder Überraschung. Ein Beispiel: Man hat ein Handtuch über den Stuhl gehängt und blickt auf das Handtuch. Das über den Stuhl gehängt Handtuch könnte R_1) unbewegt bleiben, wo es ist; R_2) zu rutschen beginnen und zu Boden fallen; R_3) zu rutschen beginnen und auf der Sitzfläche zum Liegen kommen; ...; usw. Nicht mitgegenwärtig ist dann etwa die Möglichkeit, dass das Handtuch plötzlich ohne ersichtlichen Grund zu schweben beginnt, was – wenn es dennoch einträte – mindestens zu einer großen Überraschung, wenn nicht sogar zu einer Angstreaktion führen würde. Viele Horrorfilme machen sich diesen Umstand zunutze, indem sie das Eintreten von appräsentativ für gewöhnlich Ausgeschlossenem erschreckend inszenieren.⁴²

42 Nur am Rande sei gesagt, dass eine wesentliche ›Funktion‹ – sofern man überhaupt in dieser Weise über Kunst zu sprechen gewillt ist – von Kunst darin bestehen könnte, einer zu starken Verfestigung und Einschränkung der individuellen Vorwegnahmehorizonte entgegenzuwirken, indem sie alternative, nichtvorweggenommene Möglichkeiten inszeniert. Unter diesem Gesichtspunkt kann Kunst als eine imaginative Lockerungsübung für den kognitiven Apparat aufgefasst werden, die es dem Einzelnen ermöglicht, neue, feinere Begriffe-von zu bilden oder auch sich neue Begriffe-von allererst anzueignen usw.

Sind gegebenheitsontologische Objekte syntaktisch strukturiert?

In der Anfangsphase des Kinos postulierte der Filmemacher Lew Kuleschow einen Effekt, auf dessen Wirksamkeit sich auch Alfred Hitchcock in seinen filmischen Arbeiten stützte. Der sogenannte Kuleschow-Effekt beruht auf der Annahme, dass ein und dieselbe Szene, sofern man sie filmisch verschieden montiert, sehr unterschiedlich wahrgenommen werden kann (Truffaut 2003, 211). Zeigt man etwa zuerst das Gesicht eines neutral dreinblickenden Mannes, zeigt dann wahlweise eine mit einem Kleinkind spielende Frau, einen offenen Sarg mit einem toten Kind oder eine nur leicht bekleidete Frau, um dann wieder das Gesicht des Mannes zu zeigen, der nun zu lächeln beginnt, so wird dieses Lächeln einmal als liebevoll, einmal als finster und einmal als lüstern wahrgenommen. Die Wirksamkeit des Effekts konnte inzwischen in empirischen Studien nachgewiesen werden (Barratt, Rédei, Innes-Ker et al. 2016).⁴³ Interessant am Kuleschoweffect ist in unserem Zusammenhang, dass das Element, welches in den drei Fällen identisch bleibt – das Lächeln des Mannes – offenbar in drei verschiedenen Bedeutungsvalenzen erlebt wird, die von der Reihenfolge der gezeigten Szenen abhängen.

Im Ausgang von Beobachtungen dieser Art soll im vorliegenden Abschnitt gezeigt werden, inwiefern (zumindest einige) GOOs *syntaktisch strukturiert* sind. Lassen sich vorprädikative syntaktische Strukturen in der menschlichen Wahrnehmung finden, so wäre auch die menschliche Wirklichkeit selbst auf vorsprachlicher Ebene bereits syntaktisch strukturiert. Wäre dies der Fall, so käme nicht erst durch die Sprache so etwas wie Syntax in die Welt, vielmehr könnte sich umgekehrt erweisen, dass Sprachen Syntax besitzen, weil menschliche Sinnverarbeitung (oder Phänomenalisierung) bereits auf der Ebene vorsprachlicher Wahrnehmung selbst syntaktisch strukturiert ist. In diesem Sinn spricht etwa Jasper Liptow (2009, 46) von einer »Artikuliertheit der Welt ›an sich‹« (wobei mit ›Welt‹ hier offenbar Wirklichkeit gemeint ist), was allerdings nicht mit der Behauptung zu verwechseln ist, dass die wahrnehmungsunabhängige Realität in einer solchen Weise artikuliert ist.

Grundsätzlich lässt sich Syntax – ich schließe mich hier einer entsprechenden Bestimmung Ray Jackendoffs (2002) an – bestimmen als eine Menge von

43 Studien zeigen zudem, dass auch transmodale Effekte dieser Art existieren. So beurteilten etwa Probanden, die den Geschmack eines Fruchtsafts bewerten sollten, den Geschmack als süßer, wenn sie dazu harmonische Musik hörten als diejenigen, die dazu dissonante Musik hören (Wang & Spence 2016).

Prinzipien, welche die hierarchische Verknüpfung für sich bedeutsamer Elemente zu ihrerseits bedeutsamen Einheiten höherer Ordnung reguliert, deren Bedeutsamkeit sich nicht aus einer bloßen Addition der Bedeutungen ihrer Elemente ergibt.

Syntactic structure is a hierarchical structure in which each node belongs to a syntactic category such as Noun or Adjective Phrase. [...] Each syntactic category has its own characteristic configurations of arguments and modification [...]. Syntactic structure is a headed hierarchy, in that one element of most constituents is designated as its head. (Jackendoff 2009, 200)

Statt hier nun eigenständig für die These zu argumentieren, dass einige GOOs eine syntaktische Struktur aufweisen, möchte ich Jackendoffs (2007, 127) eigene Überlegungen zu einer »Grammatik der Handlungen« [»grammar of actions«] referieren, die er in *Language, Consciousness, Culture. Essays on Mental Structure* entwickelt, um sie in den bisherigen Gedankengang zu verweben. Jackendoff geht von der Frage aus, wie komplexe Handlungen, die entweder von einem einzelnen Subjekt ausgeübt werden oder Beiträge verschiedener Akteure einschließen, durch menschliche Akteure realisiert werden können (ebd., 111). Sein grundsätzliches Anliegen ist die Frage zu beantworten »welcher Anteil des menschlichen Sprachvermögens eine kognitive Spezialisierung ist und welcher Anteil von anderen Vermögen, entweder des heutigen Gehirns oder im Laufe der evolutionären Entwicklung von unseren Primatenvorfahren, ›geliehen‹ ist« (ebd.). Jackendoffs Idee ist, dass die Struktur von Handlungen in vielen Fällen deutliche Züge einer *syntaktischen Strukturierung* aufweist. Um dies zu zeigen biete sich eine Analyse der »Fähigkeit zu komplexen Handlungen« schon aus dem Grund besonders an, weil sie keine rein menschliche Fähigkeit darstellt, sondern »unzweifelhaft zu einem gewissen Grad mit anderen Spezies geteilt ist« (ebd., 111f.).⁴⁴ Im Fokus seines Interesses steht da-

44 In diesem Sinne spricht etwa auch die Kognitionswissenschaftlerin und Sprachursprungsforscherin Piera Filippi (2014, 112 [m.Ü.]) von einem basalen, von vielen Tierarten geteilten »Vermögen, (durch die artspezifischen biosensorischen Modalitäten) vorwiegend Verbindungen und Artikulationen zwischen Objekten und nicht bloß einzelne isolierte Objekte in der Welt aufzufassen«. Man könne Tieren dann und insofern ein basales Vermögen zur Syntax (Filippi spricht von diesem Vermögen auch als einem Vermögen zur *syntaxis*) zuschreiben, als sie in der Lage sind, verschiedene perzeptive Elemente nach besonderen Regeln zu bedeutungstragenden Einheiten höherer Ordnung zu verbinden (ebd., 113). Diesbezüglich konnte beispielsweise nachgewiesen werden, dass auch die Kommunikation einiger Tiere Ansätze einer kompositionalen Syntax aufweist. So verwenden etwa japanische Kohlmeisen in ihren Gesängen eine primitive Syntax, in der ver-

bei die »mehr oder weniger automatische Konstruktion von Handlungen, die wir in unserem Alltag ständig realisieren«, wobei er zeigen will, »wie reich sogar diese tumben unbemerkten Handlungen sind« (ebd., 141). Konkret diskutiert er als Beispiele das *Kaffeekochen* und das *Händeschütteln*.

Jackendoff beginnt mit der Explikation des Händeschüttelns: Offensichtlich sei dieses eine soziale Konvention; dies festzustellen erkläre aber zunächst nichts. Vielmehr sei zu klären, wie es uns im Alltag routiniert gelingt, das Händeschütteln zu realisieren. Um uns erfolgreich die Hände zu schütteln, müssen wir zumindest zwei Dinge wissen, »wie es zu tun ist und wann es zu tun ist« (ebd., 113).

One's stored knowledge of shaking hands surely does not provide a full set of instructions for all possible situations, which may vary considerably in both physical and social dimensions. So the knowledge must be stored in some schematic form, the »shaking-hands action type« or »schema«, which is modulated or adapted or adjusted to suit particular token circumstances. (Ebd.)

Wir benötigen also, um die hier verwendete Terminologie zu gebrauchen, einen *Begriff-von* des Händeschüttelns, sofern dieser uns in die Lage versetzt, zwei verschiedene Funktionen zu erfüllen: Einerseits, eine Situation des Händeschüttelns als eine solche zu identifizieren (zu wissen, *wann* es zu tun ist). Andererseits, uns Vorwegnahme dessen zu vermitteln, was situativ am Platze oder zu tun ist (zu wissen, *wie* es zu tun ist). »In this respect, action categorization is much like perceptual categorization: not all dogs or tables or bicycles look exactly alike, and one's stored encoding of the category must be modulated or adapted or adjusted to fit particular tokens one may encounter. No surprises here« (ebd.). Um nun ein Händeschütteln sowohl angemessen als auch erfolgreich zu realisieren, reicht es natürlich nicht aus, nur zu wissen, wie man ein Händeschütteln erfolgreich realisiert, vielmehr muss man dazu

schiedene Kombinationen bedeutungstragender Einheiten zu neuen Bedeutungen führen, die sich nach gewissen Regeln aus den Bedeutungen der Elemente ableiten und sich zugleich nicht als einfache Additionen der Teilbedeutungen expliziert werden können (Suzuki, Wheatcroft, Griesser 2016). Auch *Große Weißnasenmeerkatzen*, eine Primatenart, kombinieren zwei Alarmschreie, die für sich genommen entweder die Anwesenheit eines Leoparden oder Kronenadlers anzeigen, um damit den Aufbruch der Gruppe zu signalisieren (Arnold, Zuberbühler 2006). Dies spricht zunächst natürlich noch nicht dafür, dass es neben der Syntax kommunikativer Signale auch eine Syntax sonstiger Wahrnehmungen und Handlungen gibt, wohl aber dafür, dass das Vermögen der Syntax als solches kein Phänomen ist, dem explizite begriffliche Fähigkeiten (im Sinne von Begriffen-für) ermöglichend zugrunde liegen.

– so Jackendoff (ebd., 114) – einen Sinn für die *soziale Bedeutsamkeit* (»social significance«) des Händeschüttels besitzen, welche etwa im Ausdruck von Solidarität und sozialer Verbindung besteht. Man bedarf also zumindest, um die Formulierung aus dem letzten Unterkapitel aufzugreifen, eines *gegebenheit-sontologischen Taktgefühls*, das einem unmittelbar vermittelt, wann ein Händeschütteln in einer Situation am Platze ist.

In order to know when it is appropriate to assert solidarity or social connection, the actors must be able to identify the larger social frame in which an action of greeting, taking leave, and so on can be identified. You don't understand shaking hands if you are just constantly shaking hands inappropriately or don't know to do it when it's called for. (Ebd.)

So stünde in manchen Kulturen die gegenseitige Verneigung an der Stelle des Händeschüttelns, in manchen Kulturen dagegen wird eingeschlagen (»high-fiving«). In einigen Kulturen wiederum sei es in manchen Situationen angemessen, wenn »der Mann« »einer Frau« einen Kuss auf die Hand gibt. In der amerikanischen Kultur erlaube (oder gebiete sogar) »ein bestimmter Grad an Intimität«, dass das Händeschütteln durch eine Umarmung und/oder einen Kuss ausgetauscht wird, wobei »die Wahl teilweise vom Gender und der sexuellen Orientierung der Teilnehmer abhängt (heterosexuelle Männer bedürfen wahrscheinlich der größten Intimität, um diese Ersetzung zu erlauben)« (ebd., 114f.). Wie diese Beispiele verdeutlichen, erfordert die sozial angemessene Realisierung von Begrüßungen relativ komplexe Sensibilitäten und ein »komplexes Wissen über den Status der Teilnehmer und ihrer kulturellen Erwartungen [...], welches mindestens (a) Kultur, (b) Gender, (c) die Formalität des Anlasses und den (d) Grad der Intimität zwischen den Individuen« umfasst (ebd., 114). Weiterhin ist nicht nur die angemessene Realisierung von Begrüßungen sozial signifikant, ebenso kann ein Auslassen eines angebotenen Handschlags oder auch eine zu formelle Begrüßung, wo aus Sicht des Betroffenen eine intimere Begrüßung angemessen gewesen wäre, als offene Zurückweisung oder Beleidigung aufgefasst werden (ebd.).

Die Praxis des Händeschüttelns selbst erweise sich dabei als ein in sich syntaktisch strukturierter Vorgang, der mit dem gegenseitigen Ausstrecken der Hände beginnt, die sich zwischen zwei Personen treffen müssen, hierauf folgt das wechselseitige Ergreifen der Hände, welches mit dem Schütteln selbst als Zentrum des Händeschüttelns fortgesetzt wird, um schließlich die Hände nach einer angemessenen Dauer des Schüttelns zu lösen und wieder in Ausgangsposition zurückzuführen. Jackendoff veranschaulicht diese Handlungsstruktur mithilfe von am linguistischen X-Bar-Schema orientierten Baumdia-

grammen, wobei er zwischen dem *Kopf*, der *Vorbereitung* und der *Coda* (den Nachbereitungshandlungen) unterscheidet (vgl. ebd., 117).

Um nun eine Handlung wie das Händeschütteln erfolgreich zu bewerkstelligen, erfordert es einiges an kooperativem Verhalten und wechselseitiger Abstimmung.

The coordinated timing of these actions between individuals cannot be the result of a miracle. Rather, shaking hands is a collaborative action, a joint action in the sense of Gilbert 1989, Searle 1995, Clark 1996, and Bratman 1999 [...]. It is not just me taking your hand and shaking it, nor is it me taking your hand plus you taking my hand. It is us doing this together. Joint action need not involve social intent, for instance as in lifting a heavy object together. But it does create a sense of social connection, through »you and me acting as one.« (Ebd., 118)

Eine solche kooperative und zugleich relativ routiniert ablaufende Handlung erfordert aufseiten der Beteiligten somit hinreichende implizite Vertrautheit mit den typischen syntaktischen Verlaufsstrukturen der entsprechenden Handlungsmuster, die – wie beim Sprechen – in der Echtzeit des Geschehens selbst dynamisch realisiert werden müssen, ohne dass das Subjekt über die Realisierung ausführlich nachdenken könnte (ebd., 131). Jackendoff (ebd., 121) betont, dass seine diesbezüglichen Überlegungen sich an die weiter oben diskutierte Theorie der Ereignissegmentierung Radvanskys und Zacks anschließen lässt, sofern die im Langzeitgedächtnis gespeicherten Handlungsschemata situativ abgerufen und im Arbeitsspeicher zu einem aktuellen Handlungs-/ Ereignismodell ausgebaut werden. Aus der hier vertretenen Perspektive legt sich dabei nahe, dass die Realisierung von Handlungsformen der beschriebenen Art ihrer Struktur nach dieselben Mechanismen in Anspruch nimmt, die auch sonst für die direkte Wahrnehmung von GOOs konstitutiv sind. Sind die diesbezüglichen vorhergehenden Überlegungen richtig, so bedürfen Subjekte also entsprechender, verinnerlichter Begriffe-von, wobei die durch letztere realisierte Vorzeichnungsfunktion im Fall von Ereignissen, die eigenes Handeln involvieren, auch die *Vorzeichnung eigener Handlungen* übernimmt (worauf in den vorhergehenden Überlegungen schon gelegentlich hingewiesen wurde). In einem solchen Fall ist das Subjekt also nicht nur im Hinblick auf die Frage orientiert, was es als nächstes zu erwarten haben könnte, sondern ebenso in Bezug auf das, was für es selbst als nächstes zu tun an der Reihe ist. Aus der hier entwickelten Perspektive stellt das Händeschütteln ein GOO – genauer: ein kulturelles Mem – innerhalb bestimmter menschlicher Wirklichkeiten dar, für welches entsprechend enkulturalisierte Subjekte Begriffe-von verinnerlicht haben, die ihnen auch ein Gespür für seine spezifische Syntax,

für stimmige Sukzession der Phasen oder Elemente seines Verlaufs, verleihen. Treffen zwei Subjekte aufeinander, die hinreichend ähnliche Begriffe von des Händeschütteln verinnerlicht haben, so vermögen sie ohne soziales Ruckeln gemeinsam das Händeschütteln als GOO zu realisieren, welches sie jeweils als solches wahrnehmen. Die so realisierte *gemeinsame Handlung* des Händeschütteln erfordert dabei nicht zwingend eine gemeinsame oder kollektive Intention seitens der involvierten Subjekte, welche sie das Händeschütteln »als ein einziger Körper« (Gilbert 2006, 137 [m.Ü.]) realisieren lässt. Vielmehr finden sich die jeweils Beteiligten in einer entsprechenden Begrüßungssituation als Realisierer eines GOO vor, dessen erfolgreiche oder stimmige Realisierung Handlungsbeiträge beider Beteiligten einschließt. Sie realisieren gemeinsam eine der ihnen vertrauten, sozialen Melodien, die von ihnen jeweils ihre stimmigen Beiträge zu fordern scheint. Die beteiligten Akteure erscheinen in einer solchen Situation also weniger als bewusst *gemeinsam handelndes Kollektiv*, sondern als mehr oder weniger willentlich eingebundene Exekutoren einer gemeinschaftlich etablierten, sozialen Form, eines zu einer geteilten Wirklichkeit gehörenden GOO. Sie handeln, wie *man* es in ihrer Gemeinschaft mit einiger Vorhersehbarkeit von ihnen erwartet und wie sie es mit einiger Vorhersehbarkeit wechselseitig – alltagsontologisch-verdinglichend – voneinander erwarten.⁴⁵

Neben dem Händeschütteln diskutiert Jackendoff (ebd., 123) noch das Kaffeekochen, welches einerseits Wissen über die angemessene Verwendung von Artefakten einschließt und dieses Wissen andererseits in »elaborierte Verhaltenssequenzen« integriere. Dass die Fähigkeit zur Realisierung solcher elaborierter Verhaltenssequenzen eine anspruchsvolle kognitive Leistung darstellt, verdeutlicht er etwa an dem Umstand, dass Menschen mit sogenanntem »Disorganisations-Syndrom«, welches häufig nach bestimmten Hirnschädigungen auftritt, sehr spezifische Fehler zu machen neigen, die *ex negativo* auf die gewöhnlich erbrachten Leistungen zurückverweisen. So lassen Patienten mit diesem Syndrom häufig einzelne Schritte innerhalb einer mehrschrittigen Aufgabe aus, oder begehen innerhalb des Handlungsablaufs spezifische praktische Kategorien- oder Syntaxfehler. »For instance, in mak-

45 Von hier aus wird der Blick auf ein *Kontinuum von Typen kollektiven, gemeinsamen Handelns* frei, der von Fällen mehr oder minder blinden Gemeinschaftshandelns in Konkordanz mit etablierten Man-Erwartungen bis hin zu den Fällen bewusster gemeinsamer Zielverfolgung in Gruppen reicht, wobei letzteres innerhalb der Debatte um kollektives Handeln meist paradigmatisch Pate steht (vgl. hierzu insbesondere Poljanšek 2015a).

ing tea, such patients may omit putting the teabag into the pot, pour milk into the teapot instead of into the cup, or stir the tea in the pot instead of the tea in the cup« (ebd., 124). In der Studie, auf die Jackendoff hier verweist (vgl. Humphreys, Forde, and Riddoch 2001), werden diesbezüglich zwei verschiedene Fälle solcher Dissoziation dokumentiert:

[T]here are some patients who can describe the action that goes with a particular object (say a cup) but cannot carry it out, and there are others who can carry out the appropriate action but cannot describe it (this case falls under »semantic dementia«). (Jackendoff 2007, 124)

Eine solche Dissoziation könnte *prima facie* wiederum auf den Umstand zurückzuführen sein, dass direkte Wahrnehmungen und Handlungen, denen fungierende Begriffe-von zugrunde liegen, und propositionales Wissen, welches explizite Begriffe-für in Anspruch nimmt, relativ autonom voneinander operieren. Die Autoren der Studie selbst deuten diese Ergebnisse als Beweis dafür, dass »das verbale Arbeitsgedächtnis und die Abteilung des Arbeitsgedächtnisses, welche für die Ausgestaltung [›formulating‹] von Handlungen zuständig ist, voneinander unabhängig sind« (ebd.).

In der zusammenfassenden Diskussion seiner beiden Beispiele hebt Jackendoff (ebd., 133) noch einmal hervor, dass und inwiefern die »Grammatik der Handlungen signifikante Parallelen zur Struktur linguistischer Grammatiken zeigt«. So machen seine Beispiele deutlich, dass schon alltäglichste und kleinste Handlungen in dem Sinne syntaktisch strukturiert sind, dass sie einerseits *hierarchisch gegliedert* sind und sich andererseits *in nicht-beliebiger Reihenfolge aus Elementen zu bedeutsamen Einheiten höherer Ordnung zusammensetzen*. Gleichzeitig setze die Rekonstruktion von Handlungen voraus, dass den jeweils Handelnden analog zu ihrem Sprachschatz ein »action lexicon« zur Verfügung stünde, auf dass sie situativ zurückgreifen können, um anstehende Handlungen in Übereinstimmung mit dem jeweiligen Schema zu vervollständigen.⁴⁶ Wie beim Sprechen gilt auch bei der Realisierung komplexer Handlungen, dass diese nicht auf einmal und im Vorhinein durchgeplant werden, sondern ein Großteil im Verlauf der Handlung selbst – wie man sagen kann – *on-the-fly* oder *as one goes along* realisiert wird.

[J]ust as you don't usually construct a whole sentence in your head before starting to say it, you probably don't construct a whole complex action

46 Aus der hier entwickelten Perspektive erscheint dieses »action lexicon« als Teil des Hintergrunds eines Subjekts, der alle innerlichen und verinnerlichten Begriffe-von enthält, von denen die Begriffe-von für typische Handlungen jeweils eine Teilmenge bilden.

in your head before you start performing it. Rather, you add on pieces as you need them (or as you anticipate needing them). Still, in both cases, pieces must be attached in such a way that the output is coherent. In the case of language, coherence amounts to some approximation of grammaticality and meaningfulness, not always achieved. Here we're trying to figure out what the notion of coherence of an action might mean. (Ebd., 131)

Jackendoff sieht hierbei signifikante Parallelen zwischen den Kohärenzbedingungen (man könnte hier auch von (Ein-)Stimmigkeitsbedingungen sprechen), die bezüglich der Bildung von Sätzen und denjenigen, die bezüglich der Bildung von Handlungen gelten:

Action structures, like linguistic structures, can be full of embedded constituent structure. Like linguistic structures, they seem to be determined by some sort of a grammar that specifies the structural options. [...] Furthermore, the action lexicon, like the linguistic lexicon, appears to be enormous, and some action schemas are partly indexed by the objects involved in the actions. Like the linguistic lexicon, the action lexicon is structured in terms of inheritance hierarchies [»Hierarchien des Enthaltenseins« wie etwa: *Händeschütteln*, *Umarmen* und *Einschlagen* sind Formen der *Begrüßung*. *Begrüßung* ist wie *Streit* eine Form *sozialer Interaktion* usw., TP] which relate very general to very specific schemas with all degrees of generality in between. Like the composition of linguistic structures, the composition of action structures involves instantiation and binding of variables, and possibly even quantification. We have also been able to make some plausible claims about the online construction of actions by taking seriously the analogy with language production. Moreover, like linguistic structures, action structures can be used not only to produce actions of one's own but also to understand the actions of others. (Ebd., 142)

Diese Erläuterungen wiederum erlauben es, die »Handlungsstrukturen« als eine besondere Unterklasse von GOOs zu klassifizieren, deren wesentliches Merkmal darin besteht, dass sie der Handlungsbeiträge von Subjekten zu ihrer Realisierung bedürfen. Bleibt ein Hund gegebenheitsontologisch auch dann ein Hund, wenn das Subjekt gar nichts unternimmt, so bleibt ein Tanz nur ein Tanz, ein Streit nur ein Streit und ein Flirt nur ein Flirt, wenn die Beteiligten ihren jeweiligen Beitrag zur Realisierung der entsprechenden GOOs leisten. In dieser Hinsicht erweisen sich Handlungsstrukturen als paradigmatische kulturelle Meme.

Zugleich besitzen auch gegebenheitsontologische Objekte im Allgemeinen, wie wir oben gesehen haben, bereits einige der komplexen Struktureigenschaften (etwa spezifische diachrone Entfaltungsmuster, innerhalb derer sich Elemente zu bedeutungstragenden Einheiten höherer Ordnung zusammenfügen), die Jackendoff in Bezug auf die Handlungsstrukturen als syntak-

tische Merkmale beschreibt.⁴⁷ Neben einer *Grammatik der Handlungen* scheint es also zumindest nicht ganz abwegig, auch eine Art *Grammatik der Wirklichkeit* zu vermuten, die sich diesbezüglich als vorsprachlich syntaktisch strukturiert erweisen würde (vgl. Liptow 2009, 46). Man sollte sich diesbezüglich allerdings auch nicht zu Überzeichnungen motiviert fühlen: Eine *Sprache der Handlung*, eine *Sprache der Mode*, eine *Sprache der Karosserien* gibt es weiterhin nur in einem Sinn, dessen Reichweite durch die zitierten Analogien zwischen linguistischen Strukturen und GOOs im Allgemeinen abgesteckt ist.

If there is a structural common ground between action and language, it is in conceptual structure, which presumably can encode aspects of complex actions. But conceptual structure is the organization of thought in general, and is not particular to language. [...] Nevertheless, language is a special system because of what it does and the particular structural materials it uses to do it. (Ebd., 143)

3.7 Begriffe-von von Begriffen-für

In den vorhergehenden Kapiteln wurde gezeigt, dass und inwiefern die gegebenheitsontologische Objektwahrnehmung von verinnerlichten Begriffen-von abhängig ist, die zumindest teilweise das Ergebnis von Erfahrung, Sozialisation und Enkulturalisierung sind, wobei dem Subjekt manche Begriffe-von grundsätzlich auch angeboren sein könnten. Ebenfalls hat sich gezeigt, dass und inwiefern Begriffe-von sich durch zwei Funktionen auszeichnen: Einerseits erfüllen sie die Funktion der (*Re-*)*Identifikation* gegebenheitsontologischer Objekte, andererseits die Funktion der *Appräsentation entsprechender Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmeprofile*. Beide Funktionen sind insofern miteinander verschränkt, als die direkte Wahrnehmung eines GOO einer bestimmten Objektklasse auf unwillkürliche imaginative Appräsentationen an-

47 Jürgen Frese hat diesbezüglich – ähnlich, wie dies hier geschieht – vorgeschlagen, die Praxis des Sprechens als Metapher für das Handeln im Allgemeinen zu verwenden: »Die wichtigste Errungenschaft, die die Sprachmetapher für die Aufhellung des nicht-sprachlichen Handelns einbringt, ist ihre Leistung, Reihenbildung erklärbar zu machen. Fassen wir Satz und Handlung zum neutralen und an andere Philosopheme anschließbaren Begriff des Aktes zusammen, so können wir [...] sagen: Der Sinn eines Aktes ist das als eine bestimmte Situation gegebene Ensemble der Möglichkeiten, an diesen Akt weitere Akte anzuschließen; d.h. der Sinn eines Aktes ist die Mannigfaltigkeit der Anschließbarkeiten, die er eröffnet« (1967, 50f.).

gewiesen ist, ohne welche der impressional präsentierte Teil eines Objekts nicht als Teil des wahrgenommenen Objekts erschiene, welches konstitutiv auch die mitgegenwärtigen Teile umfasst. Begriffe-von vermögen beides zu leisten, sofern sich beide Funktionen durch *Rückgriff auf dieselben Informationen* realisieren lassen: So können die Informationen, die benötigt werden, um ein Objekt unmittelbar als ein Objekt einer bestimmten Art zu individuieren, ebenso dazu verwendet werden, einem identifizierten Objekt Möglichkeitshorizonte vorzuzeichnen. Wenn ich weiß, wie ein Hund grundsätzlich aussieht und wie er sich grundsätzlich verhält, kann ich dieses Wissen einerseits nutzen, um Hunde in meiner Umgebung zu identifizieren, andererseits dazu, meine bewussten Erwartungen in Bezug auf als Hunde identifizierte Objekte durch dieses Wissen zu informieren. Funktionale Äquivalente solcher Prozesse der Anwendung bewussten Wissens bezüglich einer Objektklasse liegen – vermittelt durch Begriffe-von – der direkten Wahrnehmung von GOOs zugrunde. Eine Person unmittelbar *als Frau* oder *als Mann* wahrzunehmen (bzw. wie man heute gelegentlich sagt: ›zu lesen‹) bedeutet dann immer auch zugleich, situativ ›männer-‹ oder ›frauentypische‹ Aspekte und Möglichkeiten (wie Stimmhöhe, Verhaltensweisen, Bewegungsprofile usw.) vorwegzunehmen und auf deren Durchkreuzung entsprechend mit Irritation (bzw. Orientierungsreaktionen) zu reagieren.⁴⁸ Wer über entsprechende Begriffe-von verfügt und entsprechende Objektklassen unmittelbar wahrnehmen kann, muss allerdings nicht über entsprechende Begriffe-für verfügen.

Eine solche Bestimmung des Begriffs der Begriffe-von ermöglicht darüber hinaus auch eine zumindest vorläufige Bestimmung der Begriffe-für, deren umfassende Bestimmung jedoch außerhalb des Rahmens dieser Arbeit liegt. Begriffe-für erscheinen aus der hier entwickelten Perspektive als *kulturelle Meme*, in Bezug auf die Subjekte einerseits Begriffe-von verinnerlichen, um deren (akustische, visuelle) Manifestationen unmittelbar als deren Instanziierungen wahrzunehmen und selbst entsprechende Manifestationen realisieren zu können. Konkret heißt dies etwa: Hat ein Subjekt einen Begriff-von von Hund verinnerlicht, sodass es disponiert ist, bei perzeptivem Kontakt mit bestimmten EO-Reizverläufen unmittelbar Hunde als GOOs wahrzunehmen,

⁴⁸ Diese Beschreibung steht nicht im Widerspruch zu der Vorstellung, dass wir perzeptiv mehr als zwei Gender unterscheiden. Empirisch könnte sich etwa zeigen lassen, dass unserer Wahrnehmung Begriffe-von feinerer Genderunterscheidungen zugrundeliegen als nur die binäre Differenz von ›Mann‹ und ›Frau‹, möglicherweise auch solche, die über diese vermeintliche Binarität hinweg Gendertypen individuiert.

kann es zudem auch noch Begriffe-von für Äußerungen und Manifestationen des kulturellen Memes »Hund« verinnerlichen, sodass es entsprechende Äußerungen und Manifestationen dieses Wortes unmittelbar mit der entsprechenden Bedeutung auffasst oder auch selbst realisieren kann. Der hier vertretene Ansatz legt zudem nahe, dass Hunde als GOOs und Manifestationen von »Hund« als GOOs durch die Art und Weise, wie sie regelmäßig gemeinsam auftreten, miteinander eng assoziiert werden, sodass die direkte Wahrnehmung von Hunden beispielsweise mit der lautlichen Äußerung oder visuellen Darstellung von »Hund« assoziiert erscheint und umgekehrt – wie in Wittgensteins Beispiel der »Name ›Schubert‹ zu Schuberts Werken und seinem Gesicht« passt (PU, 554f.).

Wie wir gesehen haben basiert die Möglichkeit der Bildung von Begriffen-von grundsätzlich auf dem Umstand, dass vieles in der menschlichen Wirklichkeit nach typischen und insofern vorwegnehmbaren Mustern und Regularitäten verläuft. Dies lässt sich mithilfe eines Beispiels von Dennett auch am Spracherwerb verdeutlichen: Für ein Kleinkind ist die direkt wahrgenommene Bedeutsamkeit geäußerter Wörter (wie vieler für es wiedererkennbarer Formen, Zeichen oder Objekte, die es zu erkennen gelernt hat) zunächst das Ergebnis von auf Erfahrung beruhenden Typisierungsleistungen im oben beschriebenen Sinn. Ein geäußertes Wort ist für das Kind also zunächst eine unter den vielen verschiedenen, wiederholt in seiner Umgebung in Erscheinung tretenden Formen oder Objekte (»Ah, da ist wieder *das*«). Diese wird in einem ontogenetischen Lernprozess, innerhalb dessen das Kind einen Begriff-von des Wortes bildet, der es zunächst nur auf das wiederholt auftretende Geräusch aufmerksam sein lässt, schrittweise immer deutlicher individuiert und unterliegt sogleich, wie andere Objekte auch, einem Prozess, innerhalb dessen sich sukzessive immer spezifischere Vorwegnahmen und Mitgegenwärtigungen mit ihm verbinden. Dem gehörten Wort wächst sukzessive seine unmittelbar wahrgenommene Bedeutsamkeit zu. So lernt ein Kind zunächst in einem häufig gar nicht an es selbst adressierten Strom gehörter Sprache einzelne Formen und Elemente als wiederkehrende Objekte zu identifizieren.

The first occurrence of a word is just a novel auditory event in some complex, inscrutable perceptual context, but it makes an impression of sorts in the brain. The second occurrence adds to that impression (if the child could talk, it might say, »Oh, there's *that sound* again«), and it occurs in a context that may (or may not) share some features of the first context. (Dennett 2017, 19of.)

Weitere Begegnungen mit dem Wort versetzen das Kind in die Lage, den entsprechenden Laut selbst zu äußern und seinerseits die Reaktionen anderer Akteure auf seine Äußerung zu beobachten.

The baby has simply developed a habit of uttering these structured sounds in ever more specific contexts, and she sometimes gets an immediate reward, in much the way her »instinctual« crying tends to lead to food, or cuddling, or cessation of discomfort. [...] Soon it [the word, TP] begins to acquire uses discernible (unconsciously) by the infant, and gradually it begins to mean something to the child. (Ebd., 191)

Das Kind bildet also schrittweise einen Begriff-von des entsprechenden Wortes, der auf der Art und Weise beruht, wie dieses in seiner Erfahrung gewöhnlich gebraucht wird, in welchen Zusammenhängen und syntagmatischen Verkettungen (die sich als innersprachliche Kontiguitätsbeziehungen beschreiben lassen) mit anderen Wörtern, Handlungen und Gesten es gebraucht wird.⁴⁹

Nun unterliegt die Realisierungen von kulturellen Memen innerhalb kultureller Praktiken (worunter auch die konkrete Anwendung von Begriffen-für als wahrnehmbaren GOOs fällt) häufig der Überwachung und Sanktion durch andere Gesellschaftsmitglieder, denen man ein gewisses Interesse an intersubjektiver Erfüllung der gängigen Muster sozialen Verhaltens unterstellen kann, sofern dies ihnen eine leichtgängigere Navigation in einer Welt ermöglicht, die sie *nolens volens* mit anderen teilen müssen, die sich auch irgendwie verhalten. Diesbezüglich bilden Subjekte, wie wir später noch deutlicher sehen werden, häufig normative *Man-* oder *Regelerwartungen* in Bezug auf die Art und Weise, wie ein kulturelles Mem in einem bestimmten Kontext »korrekt« realisiert oder angewendet werden soll. Der Gebrauch von Begriffen oder Prädikaten wie »Hund«, die zum begrifflichen Rahmenwerk unserer Alltagsontologie gehören, unterliegen somit wechselseitig sanktionierender Beobachtung durch die verschiedenen Subjekte, welche sie gebrauchen (wie dies im Übrigen auch für Handlungsmuster wie Begrüßungen gilt). Weicht die Verwendung eines Begriffs durch ein anderes Subjekt nun von derjenigen ab, die ein Subjekt verinnerlicht hat, kann es mit Irritation reagieren und dem Anderen entspre-

49 Dabei bleibt die Frage nach der Syntax der Sprache innerhalb der hiesigen Überlegungen weitestgehend ausgeblendet. Man kann darüber spekulieren, ob komplexe sprachliche Äußerungen nicht selbst sequentiell strukturierte Kontexte schaffen, innerhalb derer einzelne Worte spezifische Bedeutungen annehmen können, welche sich durch ineinandergeschachtelte Erwartungsstrukturierungen explizieren lassen könnten (vgl. etwa Bühler 1965).

chend die Abweichung als ›Fehler‹ zur Last legen. Subjekte, welche in den Gebrauch einer bestimmten Alltagsontologie hineinsozialisiert werden, haben also Begriffe-von für die Wahrnehmung und angemessene Realisierung entsprechender Begriffe-für (wie zum Beispiel das Farbprädikat »rot«) als GOOs verinnerlicht, welche ihrem wechselseitigen Sanktionsverhalten zugrunde liegen. Sie lernen also etwa durch Sozialisation in das begriffliche Rahmenwerk der Alltagsontologie, dass Festkörpern alltagsontologisch Farbprädikate als kontinuierliche Merkmale zugeschrieben werden, deren Wert sich jeweils unter gewissen Standardbedingungen der Wahrnehmung (z.B. bei Tageslicht) in Erfahrung bringen lässt. Behauptet nun etwa ein Subjekt im Ernst, dass nachts alle Katzen (sowie alle sonstigen Gegenstände) »grau« seien, muss es damit rechnen, von Verwender:innen dieser Alltagsontologie entsprechend korrigiert zu werden, obwohl durchaus eine alternative, situationistische Alltagsontologie denkbar ist, in der die zugeschriebenen Farbprädikate den jeweils aktuellen qualitativen Farbeindruck eines Gegenstandes widerspiegeln (sollen). (Diese situationistische Alltagsontologie wäre aber wohl, wofür sich argumentieren ließe, für die wechselseitige pragmatische Orientierung in einer geteilten Wirklichkeit weniger gut geeignet als das begriffliche Rahmenwerk einer Alltagsontologie, welches Farben als kontinuierliche Merkmale von Objekten behandelt. Das macht sie allerdings gleichwohl nicht zu einer ›falschen‹ Alltagsontologie.) Diesen Umstand scheint auch Sellars (1963, 40) im Sinn zu haben, wenn er davon spricht, dass wir in Bezug auf das manifeste Bild der Welt *gemeinsame Intentionen* »einstudieren« [»rehearse«]: Wird in der beschriebenen Situation die Sprecher:in der situationistischen Alltagsontologie der Farben etwa mit dem Hinweis kritisiert »Objekte werden nachts nicht grau, sie besitzen dieselbe Farbe wie bei Tageslicht«, so lässt sich diese Formulierung einerseits als gewöhnliche Behauptung innerhalb dieser Alltagsontologie lesen. Sie lässt sich aber auch als ein paradigmatisches Beispiel der korrekten Anwendung der Regeln der entsprechenden Alltagsontologie lesen. Also etwa im Sinne von: »In unserer Alltagsontologie werden Objekte nachts nicht grau, wir schreiben ihnen vielmehr kontinuierlich diejenige Farbe zu, welche sie bei gewöhnlichem Tageslicht zeigen«.

Je weiter nun ein die Sprache lernendes Kind in die Sprecher:innengemeinschaft hineinsozialisiert wird, desto mehr sieht es sich auch mit der Erwartung konfrontiert, die entsprechenden kulturellen Meme entlang der gemeinschaftlich geltenden (bzw. alltagsontologisch-verdinglichend von den Sprachverwender:innen als geltend unterstellten) Anwendungsregeln zu verwenden oder zu realisieren. Es wird also in die gängige, diskursive Alltagsontologie

tologie sukzessive hineinsozialisiert, in der solche Normen in vielen Fällen wechselseitig als kollektiv verbindlich unterstellt werden. Diese Überlegungen zur sukzessiven Sozialisation in die Alltagsontologie einer Gemeinschaft lässt sich auf beliebige, perzeptiv reidentifizierbare Formen und Objekte übertragen, die als kulturelle Meme von Menschen realisiert werden können (also etwa auf Gesten, Zeichen, Kleidung, Intonation usw.), wobei allerdings nicht in allen Bereichen der sozialen Realisierung von Memen derselbe normative Konformitätsdruck herrscht.

Weiterhin kann – wie in dem von Miranda Fricker verwendeten Beispiel der Prägung des Begriffs »sexual harassment« – das Erlernen eines neuen Begriffs-für dafür sorgen, dass ein Subjekt überhaupt erst darauf aufmerksam wird, dass es eine bestimmte, auf fungierenden Begriffen-von beruhende allgemeine Wahrnehmung *in sensu diviso* besitzt, es also in seiner Wirklichkeit eine phänomenal differenzierbare Klasse von GOOs entsprechenden Typs gibt. Angenommen etwa, ein Subjekt fühlt sich wiederholt in Situationen eines bestimmten Typs unmittelbar besonders wohl, die bestimmte, typische Charakteristika aufweisen (etwa an einer Stelle in einem Zimmer sitzend, von der aus man mit einer Wand im Rücken das ganze Zimmer überschauen kann), so kann es passieren, dass es im Gespräch über entsprechende Situationen mit einer anderen Person plötzlich merkt: *Ah, genau! Das sind die Situationen, in denen es mir so geht.* Was bisher nur Anlass dafür war, sich gelegentlich besonders wohl zu fühlen ohne genauer zu wissen, warum, erhält nun thematische Aufmerksamkeit und kann durch einen entsprechenden Begriff-für markiert werden. Das Subjekt lernt, wenn man so will, die seiner direkten Wahrnehmung zugrunde liegenden Begriffe-von mittels expliziter Begriffe-für selbst zu sehen. Man kann dies die *phänomenologisch-explikative Funktion* von Begriffen-für nennen.⁵⁰

Zu untersuchen wäre weiterhin, inwiefern etwa auf Begriffen-für basierende alltagsontologische Überzeugungen auf die in direkter Wahrnehmung

50 In diesem Sinn kann man dem heutigen sozialen Gebrauch vieler Internetmemes eine protobegriffliche, phänomenologisch-explikative Funktion attestieren, sofern viele Memes Subjekte dazu befähigen, ihnen bisher nur implizit vertraute Situationen, Typen von Personen oder Typen von Interaktionen mittels der entsprechenden Memes bewusst als ihnen typisch vertraute GOOs ihrer Wirklichkeit zu realisieren. Das Meme gewährleistet an dieser Stelle, statt eines reidentifizierbaren Begriffs-für, die Funktion der intersubjektiven Adressierbarkeit des angezeigten GOOs. Statt einen sprachlichen Begriff zu verwenden, kann man anderen dann auch einfach das situativ passende Meme schicken, welches den Typus des Aufzurufenden adressiert.

gegebenen Wirklichkeiten von Subjekten zurückzuwirken vermögen. Exemplarisch denke man hier etwa an das Wissen über ›Strahlung‹ oder ›Viren‹, welches bei manchen Subjekten signifikanten Einfluss auf die Mitgegenwärtigungsprofile bestimmter GOO-Klassen nehmen kann. Wer etwa sehr empfänglich für die Vorstellung von Viren ist, kann den Griff einer Rolltreppe oder eine Stange in der S-Bahn *als kontaminiert* erleben, sofern er entsprechendes mitgegenwärtigt, während jemand, der für entsprechende Vorstellungen nicht empfänglich ist, nichts dergleichen erlebt. Ähnliches mag etwa für die Wahrnehmung sakraler Objekte gelten. Die Untersuchung solcher Zusammenhänge von Wirklichkeit und Begriffe-für involvierenden, alltagsontologischen Überzeugungen liegt jedoch außerhalb der hier angestellten Überlegungen.

Die direkte Wahrnehmung vermag sich also im Laufe der Ontogenese immer besser auf die in der Umgebung eines Subjekts bestehenden Regularitäten zu kalibrieren, sofern die Subjekte Begriffe-von verinnerlichen, welche den bestehenden Umgebungsregularitäten hinreichend angepasst sind. Begriffe-von fungieren somit als unbewusste Werkzeuge der alltäglichen Wirklichkeitsnavigation eines Subjekts, indem sie es mit zuverlässigen unmittelbaren Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten versorgen, welche es in einer hinreichenden Anzahl der Fälle erfolgreich orientieren, damit es sich auf Anderes fokussieren kann. Das heißt natürlich andererseits nicht, dass sich in der menschlichen Wirklichkeit stets nur weiterhin das Selbstverständliche ereignen würde, aus dem bemerkenswerterweise nichts weiter hervorgeht. Ebenso wenig heißt es, dass Menschen, die über die entsprechenden Begriffe-von verfügen, nur wie behavioristische Automaten ihrer eigenen Gewohnheiten bewusstlos vor sich hin agieren. Es heißt nur, dass ein Großteil unseres alltäglichen Kontakts mit der Wirklichkeit durch unmittelbare, typische Vorwegnahmen bewältigt oder zumindest signifikant vereinfacht wird. Begriffe-von leisten somit eine beschränkte Vorabwicklung von Zukunft, sie leisten die

Schaffung eines »überschaubaren« – perzeptiven oder geistigen – *Feldes*, innerhalb dessen Bewegungen des erkundenden Organs und gedankliche Entfaltungen möglich sind, ohne daß das Bewußtsein immer aufs neue seine Erwerbe einbüßte und sich in den von ihm selbst hervorgerufenen Wandlungen der Situation verlor. (Merleau-Ponty 1966, 50)

Die Verinnerlichung entsprechender Begriffe-von erspart es also dem Subjekt, in jeder Situation aufs Neue in Erfahrung bringen zu müssen, *was hier jetzt gerade so ganz grundsätzlich eigentlich los ist. Sie kommt der Überraschung zuvor* (vgl. Blumenberg 2010, 128). Die verschiedenen gegebenheitsontologischen

Objektclassen eines Subjekts stellen somit denjenigen Anteil seiner Wirklichkeit dar, der sich – immer in einem gewissen Spielraum der zeitlichen und kontextuellen Unschärfe – in typischer Weise zu wiederholen neigt. Sofern es sich nicht mit Neuem, Unerwartetem, Unvorhergesehenem konfrontiert findet – was durchaus immer wieder vorkommt, worauf es sich dann wiederum in verschiedenem Umfang verschieden erfolgreich einstellen kann –, begegnet es also Objekten und Ereignissen der Form »Ah, *sowas* schon wieder«, die es in gewohnter Weise wahrzunehmen und im Rahmen der aus dem Alltag vertrauten Unschärfe vorwegzunehmen vermag (vgl. zu diesem Aspekt auch Schütz' Bemerkungen zum »Und so weiter« in Schütz & Luckmann 2017, 34; Schütz 1932, 98). »Ah, schon wieder eine Katze«, »Ah, schon wieder ein Streit«, »Ah, schon wieder ein Brot«, »Ah, schon wieder Lisa am Telefon«, »Ah, schon wieder eine Beziehung« usw. Die Wirklichkeit eines Subjekts erweist sich somit – im Hinblick zumindest auf ihre Typizität – als ein Ensemble solcher »Ah, *das* schon wieder«s, mit denen es für das Subjekt je Spezifisches auf sich hat.⁵¹

Zugleich eröffnet eine solche Vorabwicklung die Möglichkeit, sehr viel zartere Differenzen und Nuancen des Unerwarteten zu gewärtigen, als einem ohne diese überhaupt hätten zu Bewusstsein kommen können. Ohne die Gefahren zu verharmlosen, die in der glattbügeln, identifizierenden Vorabwicklung von nur vermeintlich Vertrautem zu Zwecken der Irritationsvermeidung liegen, gilt es hier auch dies zu betonen: Die routiniert-fluide Vorwegnahme des Vertrauten eröffnet zumindest die Möglichkeit, überhaupt im Detail genauer hinzuhören.

Die Artikulation der Infrastruktur der als Hintergrund der Subjekte fungierenden Begriffe-von trägt somit dazu bei, »das Bewußtsein mit seinem eigenen lebendigen Beisein bei den Dingen zu konfrontieren«, worin – Merleau-Ponty (1966, 53) zufolge zumindest – »die wahre Aufgabe philosophischer Reflexion« bestehe.

51 In durchaus kritischem Blick auf eine mögliche Verschulung des akademischen Philosophiestudiums gibt Blumenberg (2010, 58f.) in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass Studierende bei einer Erhöhung von dessen »Regelungsdichte [...] zwar nicht zu wenig und vielleicht auch nicht zu langsam« lernen würden; man sich aber nicht wundern sollte, wenn sie dadurch zugleich »weder die Möglichkeit noch die Ermunterung« erhielten, akademische »Lehrer zu sehen, zu hören oder gar zu kennen«, die über die von ihnen »angebotenen standardisierten Informationen hinaus eine »persönliche Erfahrung [...] darstellen könnt[e]n«. Eine solche durchbreche »die Zuverlässigkeit dieser Schulwelt als Lebenswelt«, sei »immer ein Risiko, eine Ernüchterung oder Bereicherung, Korrektur von Vorannahmen« (ebd.).

4. Die Bedeutsamkeit der Wirklichkeit

»Jedes Thier hat seinen Kreis, in den es von der Geburt an gehört, gleich eintritt, in dem es lebenslang bleibet, und stirbt: nun ist es aber sonderbar, daß *je schärfer die Sinne der Tiere, je stärker und sichrer ihre Triebe und je wunderbarer ihre Kunstwerke sind, desto kleiner ist ihr Kreis, desto einartiger ist ihr Kunstwerk.* [...] Der Mensch hat keine so einförmige und enge Sphäre, wo nur eine Arbeit auf ihn warte: – eine Welt von Geschäften und Bestimmungen liegt um ihn.«

(Herder 1772, 32ff.)

»Jedes Subjekt spinnt seine Beziehungen wie die Fäden einer Spinne zu bestimmten Eigenschaften der Dinge und verwebt sie zu einem festen Netz, das sein Dasein trägt.«

(Uexküll & Kriszat 1934, 11)

Gegebenheitsontologische Objekte zeichnen sich gegenüber existenzontologischen Objekten dadurch aus, dass es für das wahrnehmende Subjekt *etwas mit ihnen auf sich hat*, dass es *etwas mit ihnen anfangen kann*. Die Wirklichkeit besitzt *Bedeutsamkeit*. Mit dem An-sich der Realität andererseits *hat es nichts auf sich*. Wie bereits mehrfach hervorgehoben bezeichnet Bedeutsamkeit eine *vorprädikative* Form von Bedeutung, die auch für die meisten Tiere und Kleinkindern, die noch nicht über Sprache verfügen, ein konstitutives Merkmal der Objekte der direkten Wahrnehmung darstellt. Sind die vorhergehenden Überlegungen richtig, so lässt sich diese vorprädikative Form der Bedeutsamkeit durch die Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmeprofile erklären, die konstitutiv zu GOOs als Einheiten unserer Wahrnehmung gehören. Dabei erwächst die Bedeutsamkeit, die GOOs für ein bestimmtes Subjekt

besitzen – analog zu den Begriffen-von, welche ihrer Gegebenheit zugrunde liegen – zumindest teilweise aus dessen Habitualisierungs- und Enkulturationsgeschichte. Dies hat auch zur Folge, dass sich die Bedeutsamkeit einer Sache im Laufe des Lebens eines Subjekts durchaus verändern kann, wie im Übrigen auch die Bedeutsamkeit seiner Wirklichkeit im Ganzen sich im Laufe seines Lebens mitunter verschiebt.

Wie alltäglich und weitreichend Bedeutsamkeitserleben tatsächlich ist, mag hier vorläufig ein anekdotisches Beispiel veranschaulichen: Ein fiktives Ich teilt sich die Wohnung mit vier Mitbewohner:innen; verteilte Putzdienste sorgen für Sauberkeit. Das fiktive Ich allerdings hat das Wohnzimmer, welches sich unmittelbar vor seiner Zimmertür befindet, länger nicht geputzt. Als nun eine mitwohnende Person staubzusaugen beginnt, hört das fiktive Ich unmittelbar *ein vorwurfsvolles Staubsaugen im Wohnzimmer*. Interpretiert es dabei das Geräusch des Staubsaugens *als einen Vorwurf*? Es kann sich jedenfalls des Eindrucks nicht erwehren, dass das Staubsaugen selbst ihm ganz unmittelbar vorwurfsvoll klingt (vor allem in den Momenten, in denen die Staubsaugerdüse gegen die Bodenleisten schlägt), als sei es eine in Strenge erhobene Stimme. Es hört im Geräusch des Staubsaugens gewissermaßen den Ärger mit und vorweg, der ihm von draußen entgegenschlägt. Als es später, nachdem die vorwurfsvollen Geräusche langsam leiser werden, vorsichtig die Tür öffnet, findet sich vor ihr ein mahnender Stapel ungespülten Geschirrs.

Wie im Folgenden noch deutlicher wird, haben wir es hier mit einem ganz gewöhnlichen Fall alltäglichen Bedeutsamkeitserlebens zu tun. Wie eine gerunzelte Stirn *fragend*, eine offen entgegengestreckte Handfläche *zum Händeschütteln einladend*, ein Baum *traurig*, eine Türklinke zum Drücken *motivierend* aussehen kann, vermag auch ein Staubsaugen – aufgrund seiner alltagssyntaktischen Einbettung – *vorwurfsvoll* zu klingen.¹

In den folgenden Paragraphen sollen zunächst kursorisch verschiedene Theorien der Bedeutsamkeit der Objekte der menschlichen Wirklichkeit diskutiert werden, die heute im theoretischen Angebot sind. Dieser Überblick soll

1 Beim späten Wittgenstein finden sich aporetische Erwägungen zu der Frage, ob ein solches Bedeutsamkeitserleben tatsächlich zum unmittelbaren phänomenalen Gehalt unserer Wahrnehmung gehört: »Denk nur an den Ausdruck ›Ich hörte eine klagende Melodie! Und nun die Frage: ›Hört er das Klagen?‹ [...] Und wenn ich nun antworte: ›Nein, er hört es nicht; er empfindet es (nur)‹ – was ist damit getan? Man kann ja nicht einmal ein Sinnesorgan dieser ›Empfindung‹ angeben. Mancher möchte nun antworten: ›Freilich hör ich's!‹ – Mancher: ›Ich höre es eigentlich nicht.‹« (LSP, 444).

es ermöglichen, die hier auf der Grundlage der vorangegangenen Überlegungen zur phänomenalen Mitgegenwärtigung (Appräsentation) und Als-Wahrnehmung entwickelte Theorie der Bedeutsamkeit gegebenheitsontologischer Objekte einerseits besser einzuordnen und konkreter auszubuchstabieren, andererseits soll er zugleich verdeutlichen, an welche theoretischen Diskurse sie ihrerseits anschlussfähig ist. Der Anspruch dieser Zusammenschau ist dabei nicht, eine erschöpfende Diskussion und Kritik der vorgestellten Ansätze zu liefern, sie übernimmt vielmehr eine *protreptische* Funktion. Aus den vorhergehenden Überlegungen zum Verhältnis von Als-Wahrnehmung, Appräsentation und Begriffen-von lässt sich die Auffassung ableiten, dass die Bedeutsamkeit von GOOs sich wesentlich durch ihre Mitgegenwärtigungsprofile und Vorwegnahmehorizonte explizieren lässt. Bedeutsamkeit ist für gegebenheitsontologische Objekte konstitutiv, weshalb in Bezug auf GOOs Objekt und Gegebenheitsweise koinzidieren. Nur alltagsontologisch können wir sagen: Ich nehme die Tasse jetzt als Aschenbecher wahr. Wie sich im Laufe des Kapitels zeigen wird, kann diese Theorie der Bedeutsamkeit viele der zentralen Intuitionen, welche die vorgestellten Theorien der Bedeutsamkeit einzufangen versuchen, in überzeugender Weise einholen.

Ein grundsätzliches methodisches Problem, welches sich einer Theorie der Bedeutsamkeit der Objekte der direkten Wahrnehmung stellt, ist die alltägliche Vertrautheit und Selbstverständlichkeit des Bedeutsamkeitserlebens. Dies gilt nicht nur in Bezug auf unsere Sprachwahrnehmung, sondern in Bezug auf die Objekte unserer Erfahrung im Allgemeinen. Um noch einmal die entsprechende Anmerkung Wittgensteins zu zitieren: »Die für uns wichtigsten Aspekte der Dinge sind durch ihre Einfachheit und Alltäglichkeit verborgen. (Man kann es nicht bemerken, weil man es immer vor Augen hat.)« (PU, 304). Die Wahrnehmung bedeutsamer Ereignisse und Objekte ist für Menschen das Alltäglichste von der Welt. Mehr noch: Die alltägliche Vertrautheit mit dem Phänomen der Bedeutsamkeit sorgt mitunter dafür, dass diejenigen, die tagtäglich in ihm *leben, weben und sind*, es sich kaum vergegenwärtigen und mitunter eher zu glauben bereit sind, was sie eigentlich und zunächst auf einer ›rein sinnlichen‹ Ebene wahrnehmen würden seien dreidimensionale materielle Körper mit ein paar sekundären Qualitäten – das ontologische Drahtgittermodell der Welt – welches sie dann mithilfe von Wissen, Schemata und expliziten Begriffen irgendwie *interpretieren* und so erst mit Bedeutsamkeit aufladen würden. Darum scheinen viele Menschen – und unter ihnen erstaunlich viele Philosoph:innen – leichter zu der Behauptung bereit, dass ihnen in der – dann häufig als ›rein sinnlich‹ beschriebenen – Wahrneh-

mung zunächst nur solche ›bedeutsamkeitsneutralen‹ Sachverhalte gegeben seien, als zu der Behauptung, dass sie in der Wahrnehmung bereits vorprädikativ ganz unmittelbar bedeutsame Objekte erleben.²

4.1 Pragmatisch-phänomenologische Theorien der Bedeutsamkeit (Mach, Heidegger, Enaktivismus)

In *Die Analyse der Empfindung und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen* (1886) geht Ernst Mach (1922, 26) von der Annahme aus, dass die Wirklichkeit, wie Menschen sie alltäglich erleben, das Resultat »denkökonomischer« oder »teleologischer« Perspektivierung ist, die den pragmatischen, zielorientierten Wirklichkeitszugriff des »unbefangenen, psychisch voll entwickelten Menschen« auszeichne. Die Wirklichkeit mit ihren unterschiedlichen Objekten – die Mach auch als »Komplexe« von »Elementen« beschreibt (ebd., 4) –, ihren Bedeutsamkeiten und Valenzen ist ihm zufolge das Ergebnis der pragmatischen, durch Assoziationen und Erinnerungen geprägten Alltagsperspektive des Menschen. Grundsätzlich geht Mach (ebd., 198) – entgegen der »verbreiteten physikalischen Vorstellungen [...], nach welchen die Materie das unmittelbar und zweifellos gegebene Reale ist, aus welcher sich alles, Unorganisches und Organisches, aufbaut« –, davon aus, dass »das erste Gegebene« die neutralen »Elemente« sind, »die in gewisser bekannter Beziehung als Empfindungen bezeichnet werden«. Dabei sind ihm zufolge das »Psychische und das Physische [...] überhaupt nur durch die Art der Betrachtung verschieden« (ebd., 193). Folglich können auch die gewöhnlichen Objekte der Wahrnehmung ihm zufolge nur Komplexe solcher Elemente darstellen (ebd., 23). Hier ist allerdings nicht der Platz, um Machs antimetaphysische Position in ihrer vollen Reichweite zu diskutieren.³

2 In ähnlicher Stoßrichtung und mit leicht polemischem Oberton merkt Johann Gottlieb Fichte an, dass »die meisten Menschen [...] leichter dahin zu bringen seyn« würden, »sich für ein Stück Lava im Monde, als für ein Ich zu halten« (1965 [1794/95], 326 Anm.).

3 Nur zur Klärung sei diesbezüglich noch einmal hervorgehoben, dass die hier vorgeschlagene Position die wahrnehmungsunabhängige Realität nicht als etwas »unmittelbar und zweifellos« Gegebenes voraussetzt, sondern als Schluss auf die beste Erklärung der Erklärungserfolge der Naturwissenschaften hypothetisch postuliert. Gleichzeitig erlaubt

Was in unserem Zusammenhang vor allem interessiert, sind Machs Bemerkungen zur inneren Verfasstheit der Objekte unserer Wahrnehmung. Für Mach, der hierin assoziationspsychologischen Überlegungen seiner Zeit folgt, sind es vor allem auf Gedächtnis und Assoziation basierende Leistungen, welche die Objekte der Wahrnehmung zu denen machen, als die wir sie alltäglich unmittelbar erleben.

Der Anblick eines lebhaft gefärbten kugelförmigen Körpers z.B., der nicht durch die *Erinnerung* an den Geruch und Geschmack, kurz an die Eigenschaft einer Frucht, an die mit derselben gemachten Erfahrungen, *ergänzt* wird, bleibt *unverstanden*, ist ohne Interesse [...]. Aufbewahrung und Erinnerungen, Zusammenhang derselben, Wiedererweckbarkeit durch einander, *Gedächtnis* und *Assoziation*, sind die Grundbedingung des entwickelten psychischen Lebens. (Ebd., 192 [Herv. von mir, TP])

Wir »verstehen« also die Objekte unserer Wahrnehmung Mach zufolge, sofern wir etwas mit ihnen anzufangen wissen, sofern wir unmittelbar begreifen oder assoziieren, was es für uns mit ihnen auf sich hat oder haben könnte. Sofern sie also einen Bezug zu unseren Interessen, Erinnerungen und Fähigkeiten besitzen. *Assoziation* bezeichnet dabei nichts anderes als den Umstand, dass »von zwei Bewußtseinsinhalten A, B, welche einmal gleichzeitig zusammentrafen, der eine, wenn er eintritt, den anderen hervorruft« (ebd., 195). Wir stoßen also auch bei Mach auf die Vorstellung, dass das, was in der Wahrnehmung als *aktueller* Teil eines Objekts präsentiert ist, assoziativ durch einen *asoziierten* Anteil ergänzt ist, wobei der aktuell wahrgenommene Teil und seine Ergänzung zusammen erst das vollständige Objekt der Wahrnehmung ausmachen. Dabei unterscheidet Mach (ebd., 196) bezüglich solcher *asoziativen Ergänzungen* der Objekte der Wahrnehmung auf der Grundlage von Erinnerung zwischen durch Erfahrung »erworbenen« und »angeborenen Assoziationen« und spricht diesbezüglich auch von einer »teils willkürlichen und bewußten Ökonomie des Vorstellens und der Bezeichnung, welche sich in dem gewöhnlichen Denken und Sprechen« äußere (ebd., 2). Ich komme im fünften Kapitel auf eine solche Unterscheidung von angeborenen und erworbenen Assoziationen noch einmal zurück.

Ein solcher, durch praktische Zwecke und Assoziationen geprägter Zugriff auf die Wirklichkeit durch unsere alltägliche Wahrnehmung ist nun zwar

die Unterscheidung von EOOs und GOOs, die ontologischen Ungereimtheiten zu vermeiden, in die sich ein neutraler Monismus im Stile Machs unvermeidlich verstrickt (vgl. zu einer solchen Kritik exemplarisch Musil 1908, 118ff.).

Mach zufolge zur Orientierung im Alltag sinnvoll, stehe der naturwissenschaftlichen Erforschung der Realität jedoch im Wege. So dienen die denkökonomisch bedingten, alltäglichen Gegenstandsbezüge nur als »Notbehelfe zur *vorläufigen* Orientierung und für bestimmte *praktische* Zwecke« (ebd., 10f.). Zur Orientierung des Subjekts sind die alltagsontologischen Bezeichnungen sowie die Objekte der direkten Wahrnehmung also nützlich, sie vermitteln dem Subjekt eine pragmatische Orientierung in seiner Wirklichkeit, sie vermögen jedoch nicht als Ausgangspunkt für naturwissenschaftliche Forschung zu dienen, die gerade auf die Ausschaltung der involvierten, alltagspragmatischen Perspektive, auf eine »Emanzipation von den anthropomorphen Elementen« (Planck 1909, 8) angewiesen ist.

In dieser sehr grundsätzlichen Charakterisierung stimmt die hier entwickelte Perspektive mit Machs Vorstellungen bezüglich der Bedeutsamkeit von GOOs überein: Das alltäglich in Absichten und Besorgungen verstrickte Auge blickt nicht nüchtern und *sachlich distanziert* auf die ihm gegebenen Dinge, sondern *praktisch interessiert*. Menschen sind keine »Objectivir- und Registrar-Apparate mit kalt gestellten Eingeweiden« (Nietzsche KSA 3, 349). Stets sehen sie auf sich bietende Ziele und naheliegende Möglichkeiten ab und erleben die sich ihnen zeigenden Dinge – im Lichte dieser Ziele und Möglichkeiten – als mehr oder weniger salient und relevant (Schütz 1982, 54ff.). Habermas (2009, 206) spricht diesbezüglich auch von »projektiv vergegenständlichten Aspekten«, welche die Objekte der Wirklichkeit für Subjekte in praktisch-involvierter Perspektive besitzen. Gleichzeitig erscheinen dem Subjekt die Objekte seiner Umgebung durch seine Interessen, Impulse und Tendenzen hindurch in verschiedenen *Valenzen*, atmosphärischen *Färbungen* und *Tönungen*: attraktiv, abweisend, geeignet, ungeeignet usw. (eine solche Verwendungsweise des Begriffs *Tönung* findet sich bspw. in Uexküll & Kriszat 1934, 61ff.). Unsere Wahrnehmung bildet nicht einfach Strukturen der Realität ab, »Wahrnehmungsakte wie Handlungen« werden vielmehr, zumindest »im Normalfall, von zielstrebigen Lebewesen vollzogen« (B. Smith 1998, 528), sodass perzeptiv »Repräsentation immer eine ›subjektive‹ oder besser gesagt, eine pragmatische Komponente besitzt, die einem auf ›Spiegelung‹ fixierten Begriff von Repräsentation entgeht« (Mohrmann 1997, 360).

Um diesen Umstand hervorzuheben, charakterisiert Heidegger (SZ, 57) das interessiert-involvierte Sich-vorweg-sein und Absehen auf praktische Möglichkeiten und Ziele in *Sein und Zeit* terminologisch als »Sorge«, welche ihm zufolge das »Dasein« (sein Begriff für die Situation des pragmatisch involvierten Subjekts) überhaupt »*ontologisch* verstanden« auszeichne. Mit *Sor-*

ge ist somit bezeichnet, dass es Menschen in ihrem Dasein immer *um etwas geht*, *um etwas zu tun ist*, d.h. dass sie Ziele und Absichten verfolgen.⁴ Das Subjekt *sieht* es also in seinem Dasein stets auf etwas *ab* – und insofern die Objekte seiner Wirklichkeit im Lichte solcher Absichten. Die verschiedenen, in der direkten Wahrnehmung durch Subjekte voneinander unterschiedenen Objektklassen (wie Lebewesen, Werkzeuge, unbelebte Objekte, Artgenossen, Flüssigkeiten usw.) stellen aus einer solchen Perspektive jeweils funktionale oder denkökonomische Objektkategorien dar, mit denen es für das Subjekt je Spezifisches auf sich hat. Ein Objekt wird *als Person*, *als Tier*, *als Hammer*, *als Wort*, *als Schlag*, *als Begrüßung* usw. wahrgenommen (bzw. heideggerianisch ›entworfen‹ und ›erschlossen‹). Diese unterschiedlichen Objektklassen lassen sich dabei jeweils durch für diese konstitutive *Erwartungs- oder Vorwegnahmehorizonte* charakterisieren: Lebewesen können sich etwa *autonom bewegen*, Flüssigkeiten *fließen*, unbelebte Objekte *rühren sich ohne Fremdeinwirkung nicht von der Stelle*, Werkzeuge *erfüllen Funktionen*, Artgenossen *können kommunizieren* usw. Heidegger (SZ, 69) spricht hier – zumindest in Bezug auf Werkzeuge – von dem »für das jeweilige Zeug konstitutiven Um-zu«, wobei er vor allem die praktischen Möglichkeiten und Handlungsvorzeichnungen im Blick hat, die Objekte einem Subjekt bereitstellen und anbieten. Was man heute in Anlehnung an Gibson (1986) häufig die wahrnehmbaren *Affordances* nennt, heißt bei Heidegger die *Zuhandenheit des Zeugs*. Nach Heidegger erfahren wir die Objekte unserer Wirklichkeit vor allem so, »dass wir mit ihnen etwas tun, etwas anfangen können« (Olay 2009, 51). Den Umstand, dass die Objekte der Wahrnehmung dem Subjekt jeweils in solchen Als-Qualifikationen gegeben sind, bezeichnet Heidegger (GA 61, 90ff.) – wie dies hier auch geschieht – generisch als »Bedeutsamkeit«. Innerhalb seines phänomenologischen Ansatzes stellt dieser Begriff den objektseitigen Gegenbegriff zu dem dar, was er bezüglich des Daseins als *Sorge* bezeichnet (ebd.; zur Konzeption der »Bedeutsamkeit« in den phänomenologischen Entwürfen Husserls und Heideggers vgl. auch Ferencz-Flatz 2011). Die *Sorge* des Subjekts korreliert also objektseitig

4 Heidegger selbst fasst die *Sorge* freilich als »ontologischen Strukturbegriff« (SZ, 57), der genauer den Umstand bezeichnen soll, dass das Dasein »in der Einheit des verfallend geworfenen Entwurfs« existiert (ebd., 406). Zu Deutsch: Das menschliche Subjekt existiert (oder ist) in der Weise, dass es sich einerseits immer wieder in Besorgungen und Tätigkeiten verstrickt und sich an diese verliert (›verfallend‹), wobei es sich andererseits stets in bereits etablierten und für es selbst selbstverständlichen Kontexten wiederfindet (›geworfen‹), und sich dabei stets selbst auf Möglichkeiten hin »entwirft«.

der *Bedeutsamkeit* der ihm in direkter Wahrnehmung gegebenen Dinge. Im Lichte seiner Interessen sind dem Subjekt die Objekte seiner Umwelt sowohl in spezifischer *Valenz* (attraktiv, abweisend usw.) als auch in spezifischer *Relevanz* (*was hat es mit dem Objekt auf sich?*) gegeben, d.i. sie erscheinen ihm *bedeutsam*. Bedeutsamkeit bezeichnet also (um es noch einmal zu wiederholen) den Umstand, dass einem Subjekt die Objekte seiner Wirklichkeit so gegeben sind, dass es *mit ihnen für es etwas auf sich hat*, ansonsten bleiben sie »unverstanden«, sind »ohne Interesse« für das Subjekt (Mach 1922, 192).

Worauf und warum das Sorgen ist, woran es sich hält, ist zu bestimmen als *Bedeutsamkeit*. Bedeutsamkeit ist eine kategoriale Determination von Welt; die Gegenstände einer Welt, die weltlichen, welthaften Gegenstände sind gelebt [d.h. erlebt, TP] im Charakter der Bedeutsamkeit. (Heidegger GA 61, 90)

Gegebenheitsontologische Objekte erscheinen dem Subjekt also im Normalfall nicht als neutrale, physische Gegenstände – Heidegger (SZ, 73) spricht in solchen Fällen auch von der Wahrnehmung von etwas »als nur noch Vorhandenes« – oder als bloße, uninterpretierte Sinnesdaten, sondern jeweils in verschiedener Weise signifikant oder bedeutsam, d.h. spezifische Möglichkeiten in jeweiliger Valenz eröffnend oder verschließend. Zugleich wird Bedeutsamkeit von Heidegger als vorprädikativ und nichtpropositional bestimmt:

Heidegger does think that understanding is primarily non-propositional and pre-predicative in nature. It is based on our ability to orient ourselves in our environment. This environment is, however, constituted for us by the significance or meaningfulness of the entities and relations between them in terms of which we orient ourselves. Such significance is based on our ability to structure our environment in terms of the projects that we pursue. (Keller 1999, 137)

Auch bei Mach erscheint die wahrgenommene Bedeutsamkeit der Objekte des denkökonomischen Alltags vorprädikativ, sofern er deren Zustandekommen durch Prozesse der Assoziation erklärt.

Die *enaktivistische* Konzeption des »Sinn-Machens« [*sense-making*] als basaler Leistung von Organismen weist starke Ähnlichkeiten zu einer solchen, phänomenologisch-pragmatischen Konzeption der Bedeutsamkeit auf (vgl. etwa De Jaegher, Di Paolo 2007). Sie beruht auf der Vorstellung, dass »Organismen« – auf der Grundlage ihres Interesses an Selbsterhalt und Orientierung –, ihre Umgebung nicht einfach neutral repräsentieren, sondern viel-

mehr »ein Netz von Bedeutsamkeit auf ihre Welt werfen« [»organisms cast a web of significance on their world«] (De Jaegher, Di Paolo 2007, 488 [m.Ü.]).

Exchanges with the world are inherently significant for the cogniser and this is a definitional property of a cognitive system: the creation and appreciation of meaning or sense-making in short. The distinction between a strictly physical encounter and a cognitive one is to be found in the dimension of significance for the cogniser itself that is characteristic only of the latter class, even though cognitive interactions are themselves also physical processes. (Ebd.)

Die Signifikanz/Bedeutsamkeit der Objekte der Welt eines Organismus besteht dabei in der möglichen Orientierung, die diese einem Organismus bieten. Aus einer solchen Perspektive erweist sich sodann die *menschliche* Wirklichkeit gegenüber den Wirklichkeiten anderer Tiere insofern als besonders, als in ihr die Bedeutsamkeit in sehr viel größerem Ausmaß als für »einfachere« Lebewesen ein Produkt der Handlungen und Interaktionen der Akteure selbst ist (oder zumindest sein kann).

For humans, sense-making is largely a collective activity through which their environment becomes a world of shared significance. Humans collectively *constitute* the world not by creating it in a constructivist sense but by disclosing its intersubjective significance. (Tewes, Durt, Fuchs 2017, 2)

Vor dem Hintergrund eines solchen Ansatzes möchte deshalb etwa Christoph Durt eine phänomenologische Konzeption der Bedeutsamkeit für eine philosophische Analyse von Kultur fruchtbar machen. Sein Ansatz zielt dabei grundsätzlich in eine ähnliche Richtung wie die im Folgenden zu entwickelnde Position, bleibt jedoch letztlich zu unscharf, um zu erklären, wie genau wir uns Geltung und Genese der Bedeutsamkeit der Objekte der menschlichen Wirklichkeit vorzustellen haben. Durt bestimmt Bedeutsamkeit zunächst allgemein als *linguistische und nichtlinguistische Bedeutung, die von Subjekten verstanden werden kann*: »Significance is linguistic or nonlinguistic meaning that is (partly) understood in intersubjective engagement and constantly reinstantiated in new contexts of relevance rather than belonging to single individuals« (2017, 65). Bedeutsamkeit bezeichnet hier also ein durch Subjekte verstehbares Merkmal von Objekten der Wirklichkeit (im weiten Sinn von »Objekt«), das Durt zufolge zugleich in einer genauer zu bestimmenden Weise vom Kollektiv der Akteure abhängen soll. So können Durt zufolge etwa Phoneme oder Symbole, Verhaltensweisen, Gesten oder Handlungen, Gegenstände wie Statuen oder auch Musikstücke innerhalb kultureller Kontexte Bedeutsamkeit besitzen. Bedeutsamkeit liege in der (kulturellen) Welt vor – bzw. »sie ist die Art und Weise, wie uns die Welt gegeben ist« – und werde von den Subjekten für

gewöhnlich nur partiell erschlossen oder »entborgene« [»disclosed«] (ebd., 69). Bedeutsamkeit wird hier also als etwas in der Wirklichkeit der Menschen gewissermaßen objektiv oder intersubjektiv-verbindlich Vorliegendes konzeptualisiert, das von Menschen schrittweise erfasst werden kann. »To say that consciousness discloses significance is not to say that consciousness discloses all at once the whole significance of what it is about. Rather, consciousness usually discloses only extremely limited parts of significance« (ebd.). Die Bedeutsamkeit einer Sache sei dabei nicht an das einzelne Bewusstsein gebunden, sondern werde von verschiedenen bewussten Subjekten einerseits *geteilt* und zugleich durch »kulturell geteilte Weisen der Interaktion« immer wieder neu hervorgebracht (»reinstantiated«; ebd.). Innerhalb der menschlichen Wirklichkeit erscheint Bedeutsamkeit Durt zufolge somit zumindest teilweise als ein emergentes Produkt sozialer Interaktionen, das »nicht nur die konventionelle Bedeutung von Zeichen und Symbolen oder die Wichtigkeit von etwas für das menschliche Leben, sondern auch Sinn und Bedeutung in einem weiteren Sinn« umfasst (ebd.). Allerdings klärt Durt nicht auf, was wir uns hier unter »Sinn und Bedeutung in einem weiteren Sinn« vorzustellen haben und auch seine Erläuterung der Art und Weise, wie Bedeutsamkeit durch kulturell geteilte Weisen der Interaktion konstituiert wird, bleibt letztlich zu dürftig, um eine Theorie der Geteiltheit oder Ungeteiltheit kultureller Wirklichkeiten zu begründen, wie sie im Folgenden entwickelt wird.

Exkurs: Erklären versus Verstehen.

Orientierung als philosophische Aufgabe

Erst ein versachlichender Blick, der von der involvierten Perspektive des Alltags absieht, erlaube einen Zugriff auf Elemente, die als Ausgangspunkt für naturwissenschaftliche Auseinandersetzungen brauchbar erscheinen. Sofern ein Subjekt also an objektiver Erkenntnis der Realität interessiert ist, müsse es versachlichend von all jenen Aspekten absehen, die seiner pragmatisch-involvierten, alltäglichen Perspektive geschuldet sind. Diese Auffassung wird – wenn auch mit unterschiedlichen Vorzeichen – sowohl von Bachelard, Eddington, Heidegger, Mach und Planck vertreten.⁵ Löst man allerdings »die Dinge« in

5 Der Gedanke, dass das pragmatische Verhältnis zu den Dingen ursprünglicher ist als ihre Betrachtung als bloße physische Gegenstände findet sich bei Uexküll auch zu der These zugespitzt, dass »die Welt der Kinder sich noch lediglich aus Gegenständen aufbaut und das Objekt erst ein Erzeugnis späterer Reflexionen ist« (1928, 86). Wobei Uexküll hier

dieser Weise von den erlebten pragmatischen Verweisungsbezügen, von ihrer erlebten Bedeutsamkeit, so erscheinen sie nicht mehr als sinnhafte oder bedeutsame Objekte der Wirklichkeit, sondern – um hier wiederum Heideggers Terminologie zu gebrauchen – als bloß noch mit diesen und jenen präzifizierbaren Eigenschaften »vorhanden«. »Das In-der-Welt-sein ist als Besorgen von der besorgten Welt *benommen*. Damit Erkennen als betrachtendes Bestimmen des Vorhandenen möglich sei, bedarf es vorgängig einer *Defizienz* des besorgenden Zu-tun-habens mit der Welt« (SZ, 61). Eine erkennende Einstellung zu den Dingen setzt also Heidegger zufolge voraus, dass das besorgte Involviertsein in alltägliche Unternehmungen und Tätigkeiten inhibiert, vorübergehend ausgesetzt wird. Die Perspektive, die es alltäglich auf etwas absieht, für welche die Dinge relativ auf solches Absehen bedeutsam und in verschiedener Weise relevant und salient erscheinen, weicht dann also einer nicht-involvierten, bloß noch betrachtenden Perspektive. Mach analog:

Sobald wir erkannt haben, daß die vermeintlichen Einheiten [unserer Wahrnehmung, TP] [...] nur Notbehelfe zur *vorläufigen* Orientierung und für bestimmte *praktische* Zwecke sind (um die Körper zu ergreifen, um sich vor Schmerz zu wahren u.s.w.), müssen wir sie bei vielen weitergehenden wissenschaftlichen Untersuchungen als unzureichend und unzutreffend aufgeben. (1922, 10f.)

Greift man also mit naturwissenschaftlich-existenzontologischen Absichten auf die Wirklichkeit zu, gehen einer solchen Position zufolge all jene Aspekte wirklicher Objekte »verloren«, die mit den Spezifika der gegebenheitsontologischen Objektconstitution verbunden sind – Färbungen, Tönungen, Aufforderungscharaktere, Bedeutsamkeit, Signifikanz usw. Van Fraassen (1999, 44 [m.Ü.]) spricht deshalb auch davon, dass in einer wissenschaftlichen Beschreibung der Realität »das Gefühl und der Geschmack echter Erfahrung einfach nicht da« sei. Wesentliche Aspekte, die gegebenheitsontologischen Objekten als gegebenheitsontologischen Objekten für gewöhnlich zugehören, tauchen in naturwissenschaftlich-existenzontologischen Beschreibungen der Realität (schon wenn man diese alltagsontologisch durch mesoskopische Materiedinge formatiert) nicht auf, sofern sie eben nicht Teil der wahrnehmungsunab-

terminologisch zwischen »Objekten« – als den bloßen, physischen Gegenständen – und »Gegenständen« – als den durch ihre wahrgenommenen Funktionen bestimmten Objekten – unterscheidet.

hängigen Realität als solcher sind, sondern aus der Perspektive der menschlichen Wirklichkeit erwachsen.

Dabei überwiegen bei Heidegger – anders als bei Mach und Bachelard (und nur schwer überlesbar) – die negativen Obertöne, wenn er über einen solchen Wechsel der Perspektive von pragmatisch-involviert zu versachlicht-distanziert spricht. So würden im *besorgenden* Umgang die Dinge »noch nicht lediglich als Vorhandenes betrachtet und begafft« (SZ, 74), wie dies in der rein theoretischen Einstellung gegenüber den Objekten der Fall sei. »Das schärfste Nur-noch-*hinsehen* auf das so und so beschaffene ›Aussehen‹ von Dingen vermag Zuhandenes nicht zu entdecken. Der nur ›theoretisch‹ hinsehende Blick auf Dinge entbehrt des Verstehens von Zuhandenheit« (ebd., 69). Die Objekte, die in naturwissenschaftlichen Existenzontologien firmieren (man denke exemplarisch an Elementarteilchen), besitzen in Bezug auf die menschliche Perspektive keine praktische Bedeutsamkeit, kein Wozu, es hat mit ihnen – in einem pragmatisch-existenziellen Sinn – *nichts auf sich*. Auf der anderen Seite zeichnen sich naturwissenschaftliche Erklärungen dadurch aus, dass sie etwas, was der Fall ist, auf anderes, was der Fall ist oder der Fall war, ursächlich zurückführen, sie Fragen nach dem Warum.

Die Differenz von *Erklären* und *Verstehen* erweist sich in dieser Perspektive als die Differenz zwischen *warum* und *wozu*. Bei Heidegger klingt das so:⁶

Alle Erklärung, wenn wir von Naturerklärung sprechen, ist dadurch ausgezeichnet, daß sie sich im *Unverständlichen* aufhält. Man kann geradezu sagen: *Erklären ist das Auslegen des Unverständlichen*, nicht so, daß durch dieses Auslegen das Unverständliche verstanden würde, sondern es bleibt grundsätzlich unverstänglich. *Natur ist das prinzipiell Erklärbare und zu Erklärende* deshalb, weil sie prinzipiell unverstänglich ist; [...] und sie ist das Unverständliche, weil sie die entweltlichte [d.i. der Bedeutsamkeit entkleidete, TP] Welt ist, sofern wir Natur in diesem extremen Sinne des Seienden nehmen, wie es in der Physik entdeckt ist. (GA 20, 298 [Herv. im Original])

Hierbei zeigt sich noch einmal eine sprachliche Eigenheit, die wir im Vorhergehenden sowohl bei Mach, bei Heidegger, als auch bei Wittgenstein schon angetroffen haben. Sie alle gebrauchen das Verb »verstehen« im Zusammenhang mit dem, was hier *Bedeutsamkeit* heißt. Bei Mach war es der kugelförmige Körper, der »unverstanden« bleibt, wenn er nicht als eine Frucht auf-

6 Wobei bei Heidegger terminologisch *Bedeutsamkeit* immer *verstanden* wird – und nur *verstanden* werden kann, was *Bedeutsamkeit* besitzt.

gefasst wird, bei Wittgenstein »versteht« einer ein Lächeln nicht, wenn er es nicht *als* Lächeln sieht, und bei Heidegger sind nur die bedeutsamen Objekte der menschlichen Wirklichkeit verstehbar, die wahrnehmungsunabhängigen Objekte der Natur im Sinne der Physik dagegen das *Unverständliche*.

Wir haben es hier allerdings nicht nur mit einer terminologischen Besonderheit zu tun. Vielmehr öffnet sich von hier aus der Blick auf einen pragmatistischen Begriff des *Verstehens*, der ein *unmittelbares Erfassen der durch ein Objekt oder ein Ereignis implizierten Möglichkeitshorizonte* bezeichnet – man kann diese Form des Verstehens auch *Bedeutsamkeitsverstehen* oder (im Gegensatz zu bewussteren, kognitiven Formen des Verstehens) *intuitives, wahrnehmendes Verstehen* nennen (welches zur gewöhnlichen Wahrnehmung gehört). Eine Sache zu verstehen (bzw. sich auf eine Sache zu verstehen) bedeutet zu erfassen, was es mit einer Sache auf sich hat, sich in einer Sache auskennen oder sich mit ihr zurechtfinden. Verstehen in diesem Sinne ist also primär ein *prospektives und situativ orientierendes Vermögen, welches einerseits das Erfassen eines Objekts als Objekt einer bestimmten Art, andererseits das unmittelbare Erfassen des implizierten Möglichkeitshorizonts, seiner Bedeutsamkeit beinhaltet* (ähnlich Baker 2003, 186). *Verstehen öffnet die Perspektive auf künftige, naheliegende Möglichkeiten. Erklären führt Vorliegendes ursächlich auf Vorausliegendes zurück.*

In diesem Sinn setzt intuitives Verstehen kein Erklärungswissen voraus: Man muss nicht wissen, warum ein Ereignis ein anderes impliziert (was bei bloß motivierter Einstimmigkeit ohnehin problematisch erscheint), für intuitives Verstehen reicht es aus, Naheliegendes oder Wahrscheinliches hinreichend adäquat als motiviert vorwegzunehmen. Deshalb lassen sich auch Ereignisverläufe und Zusammenhänge verstehen, bei denen nicht ohne Weiteres klar ist, was es überhaupt bedeuten würde, sie zu *erklären*. Ein Musikstück etwa kann in seinem motivierten Verlauf – wie die wilden Gedankensprünge oder witzigen Assoziationen eines Freundes – *verstanden* (oder, wie man hier im Deutschen gelegentlich sagt: nach- oder mitvollzogen) werden. Ob dieser Verlauf jedoch auch in einem gewöhnlichen Sinn von »Erklären« *erklärt* werden kann, scheint fraglich. Wer das Zustandekommen des Aufeinanderfolgens der verschiedenen Töne eines Konzerts kausal erklärt, hat das Konzert nicht besser verstanden. Während Erklären also die Ableitung eines Sachverhalts aus diesem vorausliegenden Ursachen meint, meint intuitives oder wahrnehmendes Verstehen das Erfassen des von einem gegebenen Sachverhalt aus Möglichen oder Naheliegenden. *Erklärt wird aus der Vergangenheit, verstanden wird in die Zukunft.*

In diesem Sinne notiert auch Musil in seinen Tagebüchern, dass unsere gewöhnliche Wahrnehmung Anderer sich dadurch auszeichne, dass wir ihr Verhalten nicht kausal auffassen, sondern – wie man vielleicht sagen könnte – »motivisch«, als durch Ideen *begründet* und *motiviert* (wobei etwa auch die Witzigkeit einer Assoziation ein solches Motiv darstellen kann):

Wir sehen ja nie Menschen »kausal« an, sondern sind immer in einem Signalaustausch mit ihnen; ihr Mienenspiel wird nicht als objektiver Vorgang angesehen (im Gegenteil, wenn dies geschieht, ist es sehr befremdend und der Zustand wird als ungewöhnlich empfunden), sondern wir beziehen es fortlaufend auf uns. (1983b, 1166)

Solange wir also das Mienenspiel unseres Gegenübers in seiner Bedeutsamkeit *verstehen*, sehen wir es nicht »kausal«, wir *erklären* es nicht, vielmehr sehen wir es als Teil unserer »zielsetzenden teleologisch zu verstehenden Lebenswirklichkeit« (Musil 1983a, 522).⁷ Zum Verhältnis der theoretisch behauptbaren Determination der Welt durch Kausalität und unserem alltäglichen, teleologischen Erleben formuliert Musil entsprechend:

Theoretisch behaupten wir, wir seien der Causalität unterworfen, aber das hat gar keine praktische Bedeutung. Wie ein Individuum ist, wird schon irgendwie zustande gekommen sein, aber wichtig ist nur, *wie es ist*. [...] *Als etwas, bei dem das Faktische an Wichtigkeit sehr bedeutend die gesetzmäßige Erklärungsmöglichkeit seines Zustandekommens überwiegt, erscheint uns das Individuum.* (1983a, 479 [Meine Herv.])

Zwischen unserer naturwissenschaftlich-theoretischen Beschreibung der Realität als solcher und unserer gewöhnlichen Erfahrung unserer Wirklichkeit bestehe entsprechend ein grundsätzlicher »Unterschied der Methode oder des Verhaltens«, es handele sich dabei um den »Unterschied zwischen Determination und Begründung« (ebd.).⁸

7 In ebendiesem Sinn spricht auch Husserl vom »beständigen teleologischen Charakter«, den die Dinge aus der Perspektive des Menschen besäßen (zitiert nach Bourdieu 2009, 166).

8 In der gegenwärtigen philosophischen Diskussion über Verstehen ist diesbezüglich von einem »objektualen Verstehen« die Rede, welches etwa Jonathan Kvanvig (2003, 191) einerseits von »propositionalem Verstehen« der Form »Ich verstehe, dass p« und einem »Verstehen warum« der Form »Ich verstehe, warum...« unterscheidet. Objektuales Verstehen habe demgegenüber die Form »Ich verstehe p«, wobei p »ein Objekt oder ein Thema [bezeichnet], wie in *die Präsidentschaft verstehen*, oder den *Präsidenten*, oder *Politik*« (ebd., 191 [m.Ü.]). Die Debatte arbeitet sich dabei vor allem an zwei Aspekten ab, welche für objektuales Verstehen charakteristisch seien. Einerseits an der *Erfassens-* oder *Begreifens-*Be-

Sofern nun die von der spezifischen Perspektive des Menschen abhängige Bedeutsamkeit der Wirklichkeit in einer rein naturwissenschaftlichen Perspektive keine Rolle spielt (vgl. hierzu auch Dewey 2008, 191), spricht Husserl in der *Krisis*-Schrift in dramatischer Zuspitzung auch davon, dass die Wissenschaft mit ihrer spezifischen Perspektive und der durch sie beförderten, »für alle gleich gültigen« (Luhmann 2008a, 19) Wahrheit gerade diejenigen Fragen ausschlieÙe, »die für den in unseren unseligen Zeiten den schicksalsvollsten Umwälzungen preisgegebenen Menschen die brennenden sind: die Fragen nach Sinn oder Sinnlosigkeit dieses ganzen menschlichen Daseins« (Hua VI, 4). Diese kritische Aussage Husserls erinnert an konträre Formulierungen, die sich in Rudolf Carnaps *Der logische Aufbau der Welt* finden. Carnap (1928, 260) vertritt hier, wie bereits eingangs zitiert, die »stolze These, dass für die Wissenschaft keine Frage grundsätzlich unlösbar sei«. Diese These jedoch sei mit der »demütigen Einsicht [vereinbar], daß wir auch mit der Beantwortung

dingung (»grasping condition«), andererseits an der Frage, ob und inwiefern objektuales Verstehen *faktiv* sei, d.h. auf wahren Überzeugungen beruhe. Dabei stellen manche Autor:innen eine Verbindung her zwischen dem Erfassen von Erklärungswissen und objektuale Verstehen. »Understanding requires the grasping of explanatory and other coherence-making relationships in a large and comprehensive body of information« (ebd., 192). Erweist sich die hier vertretene Position demgegenüber als korrekt, so ist zumindest intuitives, wahrnehmendes Verstehen deshalb und insofern nicht faktiv, weil es nicht auf einem (expliziten) Erfassen von explanatorischen Zusammenhängen, sondern auf der unmittelbaren Vorwegnahme von Implikations- und Möglichkeitshorizonten beruht. Wer eine Sache versteht, nimmt unmittelbar wahr oder vorweg, was von ihr zu erwarten ist oder sein könnte, was mit ihr anzufangen ist, was es mit ihr auf sich hat. (Sofern dies so ist, ist Verstehen, selbst wenn es selbst nicht faktiv ist, offenbar mit bestehenden und vorwegnehmbaren Regularitäten korreliert.) Ein solches Verstehen kann nun in dem Sinne vollkommen intuitiv sein, dass ein Subjekt jeweils nur von Augenblick zu Augenblick weiß, was jetzt zu erwarten sein könnte, ohne zu wissen, warum. (Diesbezüglich mögen die Intuitionen bezüglich der Verwendung des Begriffs Verstehen durchaus divergieren, sodass viele den Eindruck hätten, sie würden Personen kein Verstehen zuschreiben, die ihr intuitives Bedeutsamkeitsverstehen nicht erklären können. Dies scheint allerdings eine terminologischer, kein Konflikt in der Sache zu sein.) Gleichzeitig schließt solches Verstehen nicht die Möglichkeit aus, dass ein Subjekt zusätzlich zu diesem intuitiven oder wahrnehmenden Verständnis auch noch Überzeugungen bildet oder besitzt, die ihrerseits faktiv sind und zumindest Ansätze der Erklärung des Verstandenen enthalten. So etwa, wenn ich unmittelbar verstehe, was mit einem Geldschein anzufangen ist und zugleich zumindest grob weiß, wie der Geldschein zu seinem Wert kommt. Aber ich muss nicht wissen, wie der Geldschein zu seinem Wert kommt, um zu verstehen, was ich in einer Welt wie der unseren mit ihm anfangen kann.

sämtlicher Fragen nicht etwa die vom Leben uns gestellte Aufgabe schon gelöst haben würden« (ebd.).

Die Aufgabe des Erkennens ist eine bestimmte, wohl umrissene, wichtige Aufgabe im Leben; und jedenfalls besteht für die Menschheit die Forderung, diejenige Seite des Lebens, die mit Hilfe der Erkenntnis gestaltet werden kann, auch nach besten Kräften der Erkenntnis, also mit den Mitteln der Wissenschaft, zu gestalten. (Ebd.)

Die von Husserl als »brennend« bezeichneten Fragen nach »Sinn oder Sinnlosigkeit dieses ganzen menschlichen Daseins« sind dabei Carnap zufolge keine wissenschaftlichen Fragen, sofern sie eben nicht durch naturwissenschaftliche Erklärungen (auf)gelöst werden können. Carnap bezeichnet sie daher auch als »Lebensrätsel«. Diese nun seien »keine Fragen, sondern Situationen des praktischen Lebens« (ebd.). Solche seien nicht zu lösen, vielmehr sei mit ihnen »fertig zu werden« (ebd., 261).

Das »Rätsel des Todes« besteht in der Erschütterung durch den Tod eines Mitmenschen oder in der Angst vor dem eigenen Tod. Es hat nichts zu tun mit den Fragen, die sich über den Tod stellen lassen, wenn auch die Menschen, sich selbst mißverstehend, zuweilen das Rätsel durch Aussprechen solcher Fragen zu formulieren glauben. Diese Fragen können von der Biologie grundsätzlich (wenn auch im heutigen Stadium nur zum geringen Teil) beantwortet werden. Aber diese Antworten helfen dem erschütterten Menschen nicht, und darin zeigt sich jenes Selbstmißverstehen. (Ebd., 260f.)

Die Antworten, welche die Wissenschaft dem Menschen bezüglich seiner Lebensrätsel überhaupt anzubieten hat, helfen ihm also – hierin stimmen Carnap und Husserl überein – nicht bei deren Bewältigung.

Anders als Carnap halten allerdings sowohl Husserl als auch Heidegger an der Vorstellung fest, dass es zur Aufgabe der Philosophie gehöre, auch bezüglich dieser Lebensrätsel, die sich dem Menschen in seiner Wirklichkeit stellen, zumindest so etwas wie Orientierung zu bieten. Und diese kann, führt man ihre Überlegungen in dieser Richtung fort, zwar nicht dadurch geleistet werden, dass man diese Rätsel erklärend löst, möglicherweise aber doch dadurch, dass man diese Lebensrätsel in ihrer Bedeutsamkeit zu *verstehen* versucht.⁹ Eine einseitige Orientierung an den Naturwissenschaften geht ihnen

9 Nun ist das von Carnap gewählte Beispiel des Todes ein besonderes, sofern der Tod die Grenze der Bedeutsamkeit markiert. Mit dem Tod (dem eigenen wie dem des Anderen) ist *nichts (mehr) anzufangen*. Verstanden werden kann der Tod somit gegebenheitson-

zufolge mit einer Ausblendung der an die spezifisch menschlichen Perspektive gebundenen Wirklichkeit und der für sie zentralen Dimension des Verstehens einher. Daher mahnen sie eine Perspektive an, die dieser menschlichen Wirklichkeit in ihrer *subjektabhängigen* Bedeutsamkeit gegenüber der Erkenntnis der wahrnehmungsunabhängigen Realität das Primat einräumt. Statt also der bedeutsamen Wirklichkeit in einseitiger Orientierung an der Erkenntnis der Realität als solcher die desinteressierte Schulter zu zeigen, gelte es, die Perspektive der »Lebenswelt« als die fundamentale Perspektive in den Blick zu heben und von ihr aus Rolle und Funktion der wissenschaftlichen Weltbeschreibung verstehend zu beurteilen.

4.2 Deweys Theorie der Objekte als Ereignisse-mit-Bedeutung

Eine ähnliche, in ihrem Kern pragmatistische Theorie der Bedeutsamkeit findet sich in John Deweys *Nature and Experience*. Es ist hier nicht der Platz, Deweys Position in ihrer Gänze zu charakterisieren, stattdessen muss hier die – zugegebenermaßen etwas grobschlächtige – Andeutung reichen, dass das, was in der vorliegenden Arbeit *menschliche Wirklichkeit* heißt, bei Dewey (2008, 18) einfach als *Natur* bezeichnet ist, während er – wie Mach – die zusätzliche Annahme einer wahrnehmungsunabhängigen Realität jenseits der gegebenen Wirklichkeit als spekulativ und metaphysisch ablehnt. Dewey vertritt dabei eine sogenannte »Ereignisontologie«. Er geht also davon aus, dass die in ontologischer Hinsicht basalsten Elemente der Wirklichkeit »qualitative Ereignisse« [»qualitative events«] seien, die sich »durch bestimmte Eigenschaften und Wiederholungen [»recurrences«]« auszeichnen (ebd., 5 [m.Ü.]); und eben nicht solide materielle Gegenstände.¹⁰ Weiterhin geht er davon aus, dass die »*intrinsic* Natur der Ereignisse sich in der Erfahrung [»experience«] in den unmittelbar gefühlten Qualitäten der Dinge zeigt« (ebd., 6).

Dabei ist Dewey zufolge der Mensch (im Gegensatz zu anderen Tieren) dazu in der Lage, nicht nur blind und direkt auf qualitative Ereignisse zu re-

tologisch als etwas, mit dem für gewöhnlich *nichts anzufangen* ist, mit dem es *nichts weiter auf sich hat*.

¹⁰ Wie oben gezeigt, legen sich ereignis- oder prozessontologische Ansätze gerade im Hinblick auf die Explikation der Struktur gegebenheitsontologischer Objekte nahe.

agieren. Vielmehr lerne das menschliche Kind im Laufe seiner Sozialisation und Enkulturalisierung, die unmittelbaren Reaktionen auf qualitative Ereignisse zu inhibieren und stattdessen die Ereignisse »als Zeichen anderweitiger Ereignisse zu behandeln, sodass seine Antwort sich auf deren *Bedeutung* bezieht« (ebd., 140). Während diesbezüglich das Verhalten von Tieren »egozentrisch« sei, sei dasjenige des Menschen »partizipativ«, also mit anderen geteilt (ebd.). »The latter puts himself at the Standpoint of a situation in which two parties share. This is the essential peculiarity of language, or signs« (ebd.). So beziehe sich das bewusste Erleben, die bewusste Wahrnehmung der Menschen nicht auf Ereignisse als solche (die Deweys Ansicht nach nur *geföhlt*, nicht *bewusst wahrgenommen* werden), sondern auf Ereignisse-mit-Bedeutung, was nichts anderes bezeichnet als den Umstand, dass Menschen im Zuge ihres Lebens lernen, unmittelbar spezifische pragmatisch-inferenzielle Vorwegnahmen mit bestimmten, wiederkehrenden Ereignissen zu verbinden, sofern diese sich hinreichend zuverlässig wiederholen.

When it is denied that we are conscious of events as such it is not meant that we are not aware of objects. Objects are precisely what we are aware of. For *objects are events with meanings*; tables, the milky way, chairs, stars, cats, dogs, electrons, ghosts, centaurs, historic epochs and all the infinitely multifarious subject-matter of discourse designable by common nouns, verbs and their qualifiers. (Ebd., 240 [Meine Herv.])

Dewey (ebd., 242) vertritt somit die Auffassung, dass die Objekte der menschlichen Wirklichkeit (die hier GOOs heißen) »Ereignisse-mit-Bedeutung« sind, wobei sich die Bedeutung von Ereignissen ihm zufolge in »Erwartungen, Überzeugungen und Inferenzen bezüglich deren Potentialen ausdrückt«. In der hier verwendeten Terminologie meint dies nichts anderes, als dass GOOs impressional präsentierte Teile besitzen, zu denen zeitlich und räumlich mitgegenwärtige Teile hinzutreten, die wesentlich Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten beinhalten. Die Bedeutung einer Sache definiert Dewey (ebd., 142) daher auch als das durch ein Subjekt unmittelbar erkannte und [von einer Sache] besessene« Potential, als die durch dieses Ereignis erfolgende »Vorstrukturierung von Konsequenzen«. Allerdings geht Dewey davon aus, dass die Bedeutung der Ereignisse selbst primär aus menschlicher Kommunikation erwachse und eine wesentlich »partizipative« Angelegenheit sei (ebd.; vgl. hierzu auch Liptow 2017). In dieser Generalität ist einer solchen These nicht zuzustimmen, wenn sie auch – wie sich noch zeigen wird – in Bezug auf lokale Wirklichkeitshüllen durchaus zutrifft. Dewey überschätzt also letztlich die »partizipative« Dimension bezüglich der Genese und des Wandels der Bedeutsamkeit gegebenheitsontologischer Objekte; wobei sich die partizipati-

ve Dimension bei Dewey letztlich, ähnlich wie bei Sellars, an der mindestens impliziten Unterstellung eines ›Man‹, einer von allen Teilnehmer:innen beizspielsweise einer sozialen Praxis als geteilt unterstellten, normativen Perspektive festmacht.

4.3 Die Bedeutsamkeit der »geistigen Welt« bei Dilthey und Plessner

Wilhelm Dilthey, der im Vorhergehenden schon vereinzelt zur Sprache kam, kann mit seiner methodischen Grundlegung der Geisteswissenschaften als eine der wesentlichen Inspirationsfiguren für eine Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität angesehen werden, wie sie auch dem hier entwickelten Ansatz zugrunde liegt. Eine der zentralen Intuitionen Diltheys besteht darin, den (gegebenheits-)ontologischen Skopus der erfahrbaren Gegenstände – anders, als dies etwa im klassischen Empirismus der Fall ist – nicht auf einfache Sinnesdaten und Qualia, aus denen materielle, äußere Gegenstände konstituiert werden, zu beschränken. Dilthey erweitert diesen Skopus vielmehr um das, was er »geistige Tatsachen« nennt (so etwa Dilthey 1990, 248f.; vgl. hierzu und für das Folgende auch Dammböck 2012). Dieser Erweiterung eines grundsätzlich empirischen Ansatzes um die erlebbaren geistigen Gegenstände und Tatsachen liegt bei ihm, vereinfacht gesprochen, eine Unterscheidung zweier verschiedener Aspekte oder Tendenzen der Erfahrung zugrunde, welcher die Unterscheidung zwischen den durch die Sinne erfahrbaren, *äußeren Gegenständen* – welche er den »einfachen Bewußtseinsphänomenen« zuordnet – und den inneren, »geistigen Gegenständen« – welche er den »höheren Bewußtseinsphänomenen« zuordnet – entspricht (vgl. hierzu Dammböck 2012, 155).¹¹ Allerdings ist dabei im Blick zu behalten, dass Dilthey (1990, 248) explizit betont, dass kein grundsätzlicher »Unterschied zwischen Naturobjekten und geistigen Objekten existiert«. Vielmehr unterscheidet er (1965, 82) die »physische Seite der Vorgänge«, welche den Sinnen zugänglich sei, von dem »den Sinnen Unzugängliche[n], nur Erlebbare[n]«. In diesem innerlich Erlebbaren nun, welches »nicht in die Sinne fällt« (ebd., 83), sei »jeder

11 Ich lasse hier zu Zwecken der Einfachheit die Unterscheidung von ›innerer‹ und ›äußerer Wahrnehmung‹, ›innerer‹ und ›äußerer Erfahrung‹ und ›Erlebnis‹ beiseite.

Wert des Lebens enthalten, um dieses dreht sich der ganze äußere Lärm der Geschichte« (ebd., 82).

Um auf der anderen Seite die äußere Natur zu erkennen, müsse daher »das lebendige Gefühl, in dem wir sie genießen, immer mehr« zurücktreten »hinter das abstrakte Auffassen derselben nach den Relationen von Raum, Zeit, Masse, Bewegung« (ebd., 83): »All diese Momente wirken dahin zusammen, daß der Mensch sich selbst ausschaltet, um aus seinen Eindrücken diesen großen Gegenstand Natur als eine Ordnung nach Gesetzen zu konstruieren« (ebd.). Die Erkenntnis der Realität erwächst also Dilthey zufolge gerade aus einer Emanzipierung von der spezifisch menschlichen Perspektive. Diesem ersten »Zentrum« des wissenschaftlichen Interesses des Menschen geselle sich sodann jedoch ein zweites Zentrum hinzu, indem der Mensch »in das Erlebnis, durch welches für ihn erst die Natur da ist, in das Leben, in dem allein Bedeutung, Wert und Zweck auftritt,« zurückgehe (ebd.; vgl. Ders. 1990, 248f.). Die Bedeutung der geistigen Gegenstände und Tatsachen sei so nur aus dem »Zusammenhang einer geistigen Welt« (1990, 250) zu erfassen, sodass Dilthey hier »Natur« als gesetzmäßigen Zusammenhang des Physischen auf der einen Seite der »geistigen Welt« als eine Form des einstimmigen Zusammenhangs geistiger Tatsachen auf der anderen Seite gegenüberstellt. Die »geistige[n] Tatsachen« erwiesen sich dabei als »gänzlich verschieden von den physischen, daher ihnen unvergleichbar, nur als regelmäßig physischen koexistierend oder ihnen nachfolgend« feststellbar (ebd., 252). Daher können wir auch Dilthey zufolge die »geistige Phänomene nicht nur aufgrund unseres Wissensstandes, sondern ganz prinzipiell nicht durch Rekonstruktion ihrer physiologischen Seite erschöpfend erkennen« (Dammböck 2012, 166).

Helmuth Plessner, der sich im ersten Kapitel von *Die Stufen des Organischen* Diltheys Position anverwandelt, erläutert diese Vorstellung so, dass die »geistige Welt« sich »hinsichtlich ihrer Erfahrbarkeit schon durch die zu erfüllenden Vorbedingungen auf Seiten des Erkennenden« unterscheide (1975, 16):

Dinge der Natur brauchen Sinnesorgane, um zu erscheinen. Geistiges Leben braucht dazu Resonanz und wird nur in Resonanzphänomenen faßbar. Sinnliche Erscheinungen strahlen sich einfach in den Wahrnehmenden hinein, geistige Erscheinungen werden jedoch erst im Strahl, der von der Persönlichkeit des Erkennenden zurückgeht, aktuell. (ebd.)

Daher sei es »nicht im gleichen Sinne möglich, allgemeine Zustimmung zu der Auffassung etwas eines historischen Komplexes zu erwarten, weil [hier, TP] eine Mehrzahl von Menschen [...] verschieden reagieren muß« (ebd.). Das Erlebnis geistiger Gegenstände beschreibt Plessner daher auch als ein »Echo

in der eigenen Brust« (ebd.), welches auf einer selbstverständlichen Vertrautheit mit den entsprechenden Gegenständen und Zusammenhängen beruhe. Für den Geisteswissenschaftler andererseits, welcher sich auf das »Verstehen fremden Geistes« richte, sei es daher zugleich unverzichtbar, »skeptisch gegen sich, seine Zeit und den Kreis der Selbstverständlichkeiten« zu sein, sofern gerade diese ihm den Blick auf die Bedeutsamkeit fremder geistiger Gegenstände verstellen können (ebd.). Seine individuelle Resonanz ist, wie man sagen könnte, auf die ihm selbstverständlichen geistigen Gegenstände seiner Wirklichkeit kalibriert. Es ist also nicht ganz unwahrscheinlich, dass die unvorbereitete Konfrontation mit fremden geistigen Gegenständen ihm zunächst schrille Töne und schiefe Eindrücke produziert, die weniger über diese Gegenstände und mehr über die spezifische Kalibrierung seiner Resonanz verraten (wie wenn heute manch einer oder eine sich beispielsweise unvorbereitet mit einem Stück Hyperpop konfrontiert findet). Um derartige Fehlresonanzen zu vermeiden müsse der Geisteswissenschaftler – will er die fremden geistigen Gegenstände so verstehen, wie sie innerhalb einer entweder synchron oder historisch von seiner eigenen divergierenden Wirklichkeit verstanden werden – »sein Ohr zur Wahrnehmung der Tiefenunterschiede der Resonanz« schärfen (ebd.). Dazu bedürfe es wiederum »Fingerspitzengefühl, Phantasie und Einfühlungsfähigkeit, die Gabe, über Distanzen hinweg und unter Selbstausschaltung eigenen Erlebens ein fremdes Menschentum in seiner Fremdheit zu schildern und verständlich zu machen« (ebd., 17). Mit Dilthey behauptet dabei auch Plessner eine »Eigenständigkeit des kulturellen und historischen Seins« gegenüber einem materialistischen Begriff von »Natur« (ebd.), eine Differenz von Wirklichkeit und Realität.

Ein zentraler Unterschied einer so konzipierten Unterscheidung von physischer und geistiger Welt zu der hier vertretenen Auffassung ist darin zu suchen, dass die Unterscheidung zwischen materiell-unbedeutsamen und geistig-bedeutsamen Gegenständen, der bei Dilthey die Differenz von *sinnlicher Erfahrung äußerer, materieller Gegenstände* und dem *Erlebnis der Bedeutsamkeit geistiger Gegenstände* entspricht, gegebenheitsontologisch nicht aufrechtzuerhalten ist. In Plessners Formulierung, dass sich die *sinnlichen Erscheinungen einfach in den Wahrnehmenden hineinstrahlen* würden, kommt prägnant zum Ausdruck, dass auch einer solchen Vorstellung eine Art Drahtgittermodell der Wirklichkeit zugrunde liegt, welches durch Echo und Resonanz um subjektseitige Merkmale ergänzt wird. Vor dem Hintergrund des Vorhergehenden ist eine in dieser Weise kategorische Unterscheidung zwischen den rein sinnlich erfahrbaren, materiellen Gegenständen und ihren geistigen, verstehbaren As-

pekten jedoch nicht aufrechtzuerhalten. Gegebenheitsontologische Objekte zeichnen sich vielmehr ganz grundsätzlich durch Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonte, durch ihre Bedeutsamkeit aus. Die Unterscheidung zwischen den bloß physischen und den geistigen Gegenständen betrifft dann vor allem die Frage nach der erwartbaren intersubjektiven Divergenz dieser Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonte, welche in Bezug auf die ›geistigen‹ Aspekte von GOOs höher ist als in Bezug auf ihre bloß materiellen Aspekte, sofern in Bezug auf letztere mit einer sehr viel höheren, intersubjektiven Einstimmigkeit oder Kongruenz zu rechnen ist. Wie wir später noch deutlicher sehen werden, kann die für die Wahrnehmung der materiellen Aspekte von GOOs nötige »Resonanz« als von allen Menschen geteilt unterstellt werden, während es einer besonderen und zusätzlichen epistemischen Anstrengung des Subjekts bedarf, ihm selbst ›fremde‹ geistige Aspekte von GOOs wahrzunehmen. Die Resonanz für die intersubjektiv-verbundlichen, materiellen Aspekte von GOOs (sowie für die ihn seiner Wirklichkeit selbstverständlichen ›geistigen‹ Aspekte der Welt) besitzt der Mensch gewissermaßen von Hause aus, sein »Ohr zur Wahrnehmung der Tiefenunterschiede der Resonanz« muss er allererst schärfen. Weiterhin scheint Diltheys Suggestion, man müsse gewissermaßen den einheitlichen Gesamtzusammenhang einer »geistigen Welt« mitbegreifen, wolle man geistige Gegenstände angemessen verstehen, aus der hier entwickelten Perspektive ein wenig zu weit zu greifen. (Zugleich erinnert diese Vorstellung an die strukturalistische Intuition, es gäbe so etwas wie ›die‹ konstitutiven Regeln der bedeutsamen Elemente einer Gemeinschaft.)

Wie wir ebenfalls noch deutlicher sehen werden, muss man, um ein einzelnes Element einer spezifischen (geistigen) Wirklichkeit in der Art und Weise zu begreifen, wie es in dieser begriffen wird, nicht jeweils die entsprechende geistige Welt als Gesamtzusammenhang im Blick haben. Es reicht hierzu vielmehr die Erfassung der je typischen Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonte aus, welche die jeweilige Sache zu der machen, die sie innerhalb der entsprechenden Wirklichkeit ist.

4.4 Semiotische Theorien kultureller Bedeutsamkeit (Barthes, Eco)

In *Mythen des Alltags* (1957) liefert Roland Barthes neben semiotischen Analysen der kulturellen Bedeutsamkeit von Gegenständen der französischen Alltagswirklichkeit auch Ansätze einer semiotischen Theorie kultureller, atmosphärischer und ideologischer Bedeutsamkeiten im Allgemeinen. An Beispielen wie dem Rosenstrauß, dem Beefsteak oder den Pommes Frites verdeutlicht er zunächst, inwiefern auch scheinbar banale Objekte des Alltags in der Lebenswirklichkeit einer Gesellschaft mit spezifischen kulturellen Bedeutungen und Valenzen aufgeladen erscheinen. So vermittelten etwa das Beefsteak und die Pommes Frites den Franzosen der Gegenwart, auf welche sich Barthes' Analyse bezieht, einen »nationalen Glanz: die *Frites* sind Objekte der Sehnsucht und patriotisch wie das Beefsteak« (1980, 37). Für Intellektuelle andererseits werde das Beefsteak »zu einem Nahrungsmittel des Loskaufs, dank dem sie ihre Intellektualität prosaisch machen und durch das Blut und das weiche Fleisch die sterile Trockenheit bannen, derer man sie unablässig beschuldigt« (ebd.). Barthes' These ist: Die Objekte der Alltagswirklichkeit sind nicht einfach nur die materiellen Objekte, als die sie einer allzu nüchternen Betrachter:in erscheinen mögen. Sie sind vielmehr kulturell mit Bedeutsamkeit geladen, semiotisiert und werden von den Bewohner:innen jeweiliger Wirklichkeiten auch unmittelbar in diesen Bedeutsamkeiten und Valenzen erlebt.

Im Folgenden soll einerseits mithilfe von Überlegungen Barthes' und Umberto Ecos gezeigt werden, wie eine semiotische Theorie kultureller Bedeutsamkeit aussehen kann, andererseits soll dabei zugleich verdeutlicht werden, ob und inwiefern sich diese in die bisherigen Überlegungen einfügen lässt. Bekanntlich wird in der Semiotik in Bezug auf die Analyse des Zeichens das *Bedeutende* vom *Bedeuteten* – der ›Signifikant‹ vom ›Signifikat‹ – unterschieden. Das Zeichen selbst erscheint dann als die unmittelbar wahrgenommene Einheit oder »Korrelation« dieser beiden (ebd., 90). Die Unterscheidung von Signifikant und Signifikat ist also eine nachträgliche, analytische Unterscheidung, sie bezeichnet keinen unmittelbar erlebnisdeskriptiven Sachverhalt. Barthes verdeutlicht diesen Umstand an einem Rosenstrauß: »[I]ch lasse ihn meine Leidenschaft bedeuten. Gibt es hier nicht doch nur ein Bedeutendes und ein Bedeutetes, die Rosen und meine Leidenschaft? Nicht einmal das, in Wahrheit gibt es hier nur die ›verleidenschaftlichen‹ Rosen« (ebd., 90). »In Wahrheit«, das meint hier: in der Wahrnehmung sind uns – unter entsprechenden

kulturellen und kontextuellen Bedingungen – unmittelbar ›verleidenschaftliche‹ Rosen gegeben. Dabei *interpretieren* wir nicht erst zunächst rein sinnlich oder neutral als bloße Rosen gegebene materielle Gegenstände zusätzlich oder nachträglich als ›Leidenschaft‹ irgendwie symbolisierend. Wie »die Worte, die Liebende zueinander sagen« (Wittgenstein LSPP, 441), sind entsprechende Gegenstände uns vielmehr unmittelbar als Gegenstände mit dieser Bedeutsamkeit gegeben. Insofern könne etwa auch in der gewöhnlichen Sprachwahrnehmung »niemand jemals das ›Wort‹ von seinem Sinn trennen« (Barthes 1990, 32).

Nun kann ein und derselbe Signifikant von unterschiedlichen Subjekten oder in unterschiedlichen Zusammenhängen in Korrelation mit unterschiedlichen Signifikaten wahrgenommen werden. Um es am Beispiel des Hasenentkopfes zu verdeutlichen: Die Zeichnung fungiert als Signifikant, der in unmittelbarer Korrelation mit zwei verschiedenen Signifikaten (Hase oder Ente) wahrgenommen werden kann. Oder wiederum am Beispiel eines Rosenstraußes: Nehmen wir an, eine Politiker:in ist im Wahlkampf damit beschäftigt, rote Rosen an Passant:innen zu verteilen. Den Strauß Rosen, dessen sie sich dabei bedient, nimmt sie währenddessen möglicherweise als bloßes ›Wahlkampfwerkzeug‹ wahr, oder vielleicht als ein Objekt, welches eine bestimmte Parteipräferenz zum Ausdruck bringt oder ähnliches. Da der Wahlkampf an diesem Tag nicht besonders erfolgreich verläuft, ist am Abend noch der volle Strauß Rosen übrig und die Politiker:in beschließt, diesen ihrer Partner:in zuhause als romantische Geste auf den Tisch zu stellen. In diesem zweiten Zusammenhang nun nehmen sowohl die Politiker:in selbst als auch ihre Partner:in – wie in Barthes' Beispiel – *verleidenschaftliche Rosen* wahr. Zwischen den beiden Kontexten haben die Rosen wittgensteinsch gesprochen *ihren Aspekt gewechselt*, gegebenheitsontologisch haben wir es mit der Wahrnehmung eines *geänderten GOO* im Verbund mit einem *kontinuierlichen GOO* zu tun (später wird hier davon die Rede sein, dass die Wahrnehmung eines kontinuierlichen Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmekerns mit einer geänderten Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehülle einhergeht). Grundsätzlich besteht nun in Bezug auf jeden Signifikanten, jede (alltagsontologisch konzipierte) signifikante Form die Möglichkeit, dass diese in Korrelation mit verschiedenen Signifikaten wahrgenommen wird.

Barthes verdeutlicht die grundsätzliche Polysemie der Signifikanten am Beispiel der Wahrnehmung von Werbebildern.¹² So impliziere jedes Bild »eine unterschwellig in seinen Signifikanten vorhandene ›fluktuierende Kette‹ von Signifikaten, aus denen der Leser manche auswählen und die übrigen ignorieren kann« (1990, 34). Hiermit ist nichts anderes gemeint als der Sachverhalt, dass viele signifikante Formen und Objekte alternative Als- oder Aspekt-Auffassungen erlauben.¹³ Schickt mir beispielsweise eine Person, die ich kaum kenne, über einen Kurznachrichtendienst kommentarlos das Bild einer Bar bei mir um die Ecke, kann dies allerlei Verschiedenes bedeuten: Will sich die Person mit mir treffen? Ist das Bild eine Aufforderung? Will sie mir nur mitteilen, dass sie bei mir in der Nähe ist? Hat sie das Bild versehentlich geschickt? Usw. Um nun, wie Barthes (ebd.) formuliert, gegen einen solchen »Schrecken der ungewissen Zeichen anzukämpfen«, entfalten sich »in jeder Gesellschaft diverse Techniken zur *Fixierung* der fluktuierenden Kette der Signifikate« (ebd.). Im Falle von Bildern etwa sollen häufig Bildunterschriften dabei helfen, den intendierten Als-Aspekt intersubjektiv hinreichend anschlussfähig zu vermitteln und erfassbar zu machen. Im geschilderten Fall könnte die schreibende Person etwa »Komm' rum!« oder »Wir finden dich...« ergänzen, um die vieldeutige Botschaft zu deambigalisieren.

Eine weitere solche Technik zur Fixierung der Signifikate findet sich in dem, was Barthes als verschiedene »Lexiken« beschreibt, denen eine »Variation der Lektüren« ein und derselben signifikanten Form entspricht (ebd., 41). Dabei gäbe es in jedem Menschen eine »Pluralität und eine Koexistenz der Lexiken [...]; die Zahl und die Identität dieser Lexiken bilden gewissermaßen den *Idiolekt* jedes einzelnen« (ebd.). In der hier verwendeten Terminologie entsprechen die Lexiken dabei (zumindest in grober Annäherung) den von ei-

12 Ich ignoriere hier Barthes' (1990, 32) Unterscheidung von »buchstäblicher«, »kodierter bildlicher« und »nicht-kodierter bildlicher Botschaft« in seiner semiotischen Analyse der Werbebilder. Auch hier betont Barthes jedoch, dass der Betrachter auf der Ebene der gewöhnlichen Wahrnehmung von Bildern »gleichzeitig die perzeptive und die kulturelle Botschaft« rezipiere (ebd.).

13 Wir erinnern uns aus den vorhergehenden Überlegungen zur Als-Wahrnehmung und der operativen Funktion von Begriffen-von, dass diese Beschreibung in systematischer Hinsicht dem Umstand entspricht, dass die Wahrnehmung von GOO in vielen Fällen eine grundsätzliche Alternativität der Als-Aspekte (in diesem Zusammenhang: Signifikate) von jeweils Wahrgenommenem impliziert, die durch eine Parallelität von operativen Begriffen-von und die das wahrgenommene GOO konstituierenden Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonte charakterisiert werden kann.

nem Subjekt verinnerlichten Begriffe-von, die ihm den Spielraum dessen, was es unmittelbar wahrnehmen kann und was es unter bestimmten Bedingungen wahrzunehmen neigt, vorzeichnen. Was Barthes als Idiolekt beschreibt, kommt somit dem gleich, was hier als der ›Hintergrund‹ eines Subjekts bezeichnet wird: Das individuelle Ensemble der Begriffe-von eines Subjekts.¹⁴ Barthes selbst legt nahe – obwohl er dies nur vorsichtig und offenbar in implizitem Verweis auf Überlegungen Jacques Lacans andeutet –, dass die menschliche Wahrnehmung ganz grundsätzlich durch solche Lexiken vermittelt sein könnte (vgl. ebd., 42).

Nun könne grundsätzlich jeder »Gegenstand der Welt« eine zusätzliche, kulturelle Bedeutsamkeit erhalten, sofern er »von einer geschlossenen, stummen Existenz zu einem besprochenen, für die Gesellschaft offenen Zustand übergehen [kann], denn kein – natürliches oder nicht-natürliches – Gesetz verbietet, von den Dingen zu sprechen« (1980, 85f.).¹⁵ Jeder beliebige Gegenstand lasse sich so »mit einem gesellschaftlichen Gebrauch« versehen, »der zu der reinen Materie hinzutritt« (ebd., 86) und ihm jenseits seiner bloßen, materiellen Gegenständlichkeit eine spezifische, kulturelle Konnotation verleiht. Man denke hier exemplarisch an OP-Masken und die Art und Weise, wie ihr Tragen etwa während der Covid-Pandemie mitunter sehr spezifische Bedeutsamkeiten für verschiedene politische Gesinnungen erlangte (womit nicht gesagt sein soll, dass OP-Masken nicht auch schon vorher mit spezifischer Konnotation wahrgenommen wurden).

Umberto Eco (1972, 73) spricht an dieser Stelle von Signifikaten als »kulturelle Einheiten« und exemplifiziert diesen Begriff an Freges kanonischer Veranschaulichung der Differenz von ›Sinn‹ und ›Bedeutung‹: Sage man etwa, »der Ausdruck /*Abendstern*/ bezeichne ein bestimmtes, großes und kugelförmiges physisches ›Objekt‹, das etliche Millionen Meilen von der Erde entfernt durch den Raum fliegt«, müsse man Eco zufolge eigentlich sagen, »daß der fragliche Ausdruck eine bestimmte entsprechende *kulturelle Einheit* bezeichnet, auf die sich der Sprecher bezieht und die er in dieser Beschreibung von der Kultur, in der er lebt, empfangen hat, ohne jemals die Erfahrung des wirklichen Refe-

14 Bezüglich der Möglichkeit der intersubjektiven Divergenz solcher Hintergründe spreche ich später statt vom Idiolekt auch vom individuellen ›Ontolekt‹ eines Subjekts.

15 Es wird nicht ganz klar, ob Barthes hier das Bedeutsamwerden als »Besprochen«-werden der Objekte tatsächlich nur in einem rein sprachlichen Sinne meint oder ob er hier Bedeutsamkeit, wie durch seine Wahrnehmungsbeispiele nahegelegt scheint, auch in einem weiteren Sinne begreift.

rens [des im All schwebenden Planeten, TP] gemacht zu haben« (ebd.). Nun besteht die Pointe Freges bekanntlich darin, dass die Ausdrücke ›Abendstern‹ und ›Morgenstern‹ dieselbe ›Bedeutung‹ besitzen, sofern sie dasselbe (existenzontologische) Objekt denotieren. Eco dreht diese Pointe nun – in ähnlicher Weise, wie dies oben im Verweis auf Wittgensteins Hasenentenbeispiel in Bezug auf GOOs expliziert wurde (vgl. 2.4.) – auf den Kopf: So habe derjenige, welcher den Ausdruck /*Morgenstern*/ ›hervorbrachte oder empfing‹ eben gerade gedacht, ›daß es [Abenstern und Morgenstern, TP] *zwei verschiedene Dinge* seien« (ebd., 73).

Und er hatte recht in dem Sinne, daß die kulturellen Codes, auf die er Bezug nahm, hier zwei verschiedene kulturelle Einheiten vorsahen. Sein soziales Leben spielte sich nicht auf der Grundlage von Sachen ab, sondern auf der Grundlage von kulturellen Einheiten. Oder besser: für ihn wie für uns waren die Sachen nur durch die kulturellen Einheiten bekannt, die die Welt der Kommunikation *statt der Sachen* zirkulieren ließ. (Ebd.)

In diesem Sinne ist die Frage, ob und welche intentionalen_e Objekte oder ›Bedeutungen‹ oder Denotate kulturellen Einheiten zugeordnet werden können, nicht entscheiden für den Umstand, ob und mit welchen Konnotationen sie als kulturelle Einheiten in einer Gesellschaft zirkulieren.¹⁶ Andererseits bezeichnen kulturelle Einheiten auch nicht durch ein Subjekt wahrnehmbare GOOs, sondern in einer jeweiligen Kultur etablierte alltagsontologische Entitäten, auf die man sich in der Kommunikation hinreichend zuverlässig beziehen kann. Gehört also etwa der Glaube an ›Engel‹ oder ›Handystrahlung‹ zur etablierten Alltagsontologie einer bestimmten Gemeinschaft, so können sich deren Mitglieder hinreichend zuverlässig über diese austauschen. Etwa wechselseitig voraussetzen, dass Engel meistens ›gut‹ und ›unsichtbar‹, Handystrahlung meistens ›schlecht‹ und ›unsichtbar‹ sind (oder umgekehrt). Man könnte auch sagen: Kulturelle Einheiten im Sinne Ecos stellen die ›hermeneutischen Ressourcen‹ einer Gemeinschaft im Sinne Miranda Frickers dar (vgl. oben 3.5).

Deutlicher als bei Barthes findet sich bei Eco die Überlegung ausgeführt, dass auch die Objekte der Wahrnehmung durch ›kulturelle Einheiten‹ geformt oder geprägt sein könnten. Er verweist dazu auf eine von Charles San-

16 Man könnte auch davon sprechen, dass kulturelle Einheiten so etwas wie öffentliche ›mental files‹ darstellen, die in der Gesellschaft verbreitet sind (vgl. für einen Überblick Murez & Recanati 2016).

ders Peirce vorgeschlagene, »völlig neue Auffassungsweise der realen Gegenstände« (ebd., 84), die zumindest aus der Ferne – ich kenne Peirce zu wenig, um hierzu ein qualifiziertes Urteil abzugeben – der hier vorgeschlagenen Konzeption von GOOs zu ähneln scheint. Peirce' Vorschlag bestehe darin, die Objekte der Wahrnehmung selbst als das *Ergebnis* semiotischer Interpretationsleistungen aufzufassen. Dies würde bedeuten, die Etwas-als-etwas Struktur der Wahrnehmung nicht so zu denken, als werde eine vorliegende Entität (das erste »etwas«) mithilfe von Begriffen (als das zweite »etwas«) interpretiert oder etwas von ihr prädiert (vgl. oben 2.4). Vielmehr erscheint das in der Wahrnehmung gegebene Objekt in seiner jeweiligen Gegebenheitsweise als Ergebnis eines der Wahrnehmung zugrunde liegenden Prozesses der Semiotisierung. Eco selbst veranschaulicht diese Auffassungsweise am »Problem der *Wahrnehmung als »Interpretation« von Empfindungsdaten«* (ebd.). Auf ein »unbestimmtes Feld von sensorischen Stimuli« würden, so Ecos Vorschlag, »kulturelle Einheiten« angewendet, sodass sich das »Feld der Stimuli [...] als ein Signifikans eines möglichen Signifikats« darstelle, welches das Subjekt »schon vor diesem Wahrnehmungsgeschehen besaß« (ebd.). Eine Unschärfe, die sich Eco hier zu Schulden kommen lässt, und die wir eingangs schon bei Sellars haben beobachten können, ist die mangelnde Unterscheidung zwischen *wahrnehmungskonstitutiven* und *überzeugungskonstitutiven* Begriffen – Begriffen-von und Begriffen-für: Wir erinnern uns, dass es auch bei Sellars (1963, 10) dieselben begrifflichen Rahmenwerke waren, mittels derer Subjekte einerseits »die Welt erleben« und mittels derer sie andererseits zugleich alltagsontologische, propositionale Überzeugungen bilden und formulieren. Daher scheint es dann so, als seien es die expliziten Begriffe-für kultureller Einheiten selbst, welche der subpersonalen Genese der Objekte der Wahrnehmung zugrunde liegen. Allerdings weist Eco (1972, 85) selbst an dieser Stelle darauf hin, dass »es wohl der Mühe wert« wäre »nachzuprüfen, in welchem Ausmaß der Begriff »Bedeutung« in den Wahrnehmungsphänomenologien mit dem semiotischen Begriff der kulturellen Einheiten übereinstimmt«. Entsprechende Untersuchungen brächten uns dann vielleicht »zu der Feststellung, daß die semiotische Bedeutung nichts anderes ist als die sozialisierte Codifizierung einer Wahrnehmungserfahrung, die die phänomenologische *epoché* uns in ihrer ursprünglichen Form zurückerstatten müsste« (ebd.). Damit würde die Phänomenologie es übernehmen, »die Bedingungen der Bildung von kulturellen Einheiten wieder von Anbeginn an zu begründen« (ebd.). Die vorhergehenden Ausführungen zur Rolle von Mitgegenwärtigung und Vorwegnahme in der Wahrnehmung entlang fungierender Begriffe-von sowie zur Struktur

von GOOs sollte dies zumindest in Ansätzen leisten. Insofern sieht sich die hier entwickelte Position in der Lage, die von Barthes und Eco beschriebenen, kultursemiotischen Bedeutsamkeitsphänomene als Phänomene gewöhnlicher Wahrnehmung zu erklären.

Eine über die bisherigen Überlegungen hinausweisende Anwendung einer semiotischen Theorie der Bedeutsamkeit auf kulturatmosphärische und ideologische Phänomene findet sich bei Barthes. Um sie angemessen zu begreifen, sei noch einmal an die Beispiele erinnert, die Herbart (1825, 213) zur Veranschaulichung seines Begriffs der Apperzeption gebraucht: So legten sich uns, wenn wir an »verschiedene Orte und Beschäftigungen [sic]« dächten, assoziativ unmittelbar weitere Gedanken und Vorstellungen nahe, die jeweils zu diesen Orten oder Beschäftigungen zu gehören scheinen. Solche Orte und Beschäftigungen seien zum Beispiel »die Kirche, das Schauspielhaus, das Bureau, der Garten, das Schachbrett, das Kartenspiel, u.d.gl. Man wird nun sogleich wahrnehmen, dass jedem dieser Dinge eine eigene Vorstellungsmasse entspricht«. Verschiedene Elemente bilden aufgrund ihres regelmäßigen Miteinanderauftretens in der Wirklichkeit eines Subjekts – wenn man so will – *Kontiguitätskonglomerate*, die als eine spezifische gegebenheitsontologische Schicht in unserer Wahrnehmung gewissermaßen überall durch entsprechende Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonte mitanzuklingen vermögen. Diese Kontiguitätskonglomerate stellen also selbst wahrnehmbare GOOs dar. Man denke etwa an den Kontext oder Zusammenhang des *Kaffeetrinkens* und die Elemente und Prozesse, die zu diesem gehören (Kaffeetassen, Kaffeekannen, Kekse, Kuchen, Löffel, usw.). Man kann auch einfach sagen: In einer Gesellschaft spielen sich gewisse typische Assoziations- und Mitgegenwärtigungszusammenhänge ein, sofern bestimmte Elemente in hinreichender Häufigkeit und mit hinreichender Wahrscheinlichkeit miteinander, nebeneinander oder nacheinander vorkommen, sodass sich zuverlässig darauf rechnen lässt, dass auch andere Subjekte Begriffe-von der entsprechenden Kontiguitätskonglomerate bilden und verinnerlichen. Eines der vielleicht typischsten und vor allem in stark kapitalistisch geprägten Gesellschaften bis heute sehr wirkmächtiges Kontiguitätskonglomerat lässt sich etwa durch die Kette ›Strand↔Sonne↔Palmen↔Urlaub‹ veranschaulichen. ›An sich‹ – wenn man so will – ist ein Strand zunächst nichts weiter als ein Stück stumme Natur. In unserer Gesellschaft allerdings sind Strände als kulturelle Einheiten sehr spezifisch semiotisiert. Wir ›verbinden‹, wie man in der Alltagssprache sagt, mit Stränden entsprechende Vorstellungen, die auch in unserer gewöhnlichen Wahrnehmung von Stränden (ob in Wirklichkeit oder in bildlichen Darstel-

lungen) zu deren Mitgegenwärtigungshorizont gehören. Im kollektiven Imaginären einer Gesellschaft scheinen nun zu jeder Zeit verschiedener solcher Kontiguitätskonglomerate zu existieren, die als mehr oder weniger intersubjektiv geteilte GOOs fungieren.

Barthes bezeichnet diese Dimension der sozialen Wirklichkeit auch als den »Mythos« oder die »Ideologie« einer Gesellschaft. Statt von Kontiguitätskonglomeraten spricht er von einem »gemeinsame[n] Bereich der Konnotationssignifikate«, der »für eine gegebene Gesellschaft und Geschichte einzigartig ist« und deren »Ideologie« bilde (1990, 43). Als Beispiele für Bezeichnungen solcher Konnotationssignifikate prägt Barthes die Neologismen »Italianität« und »Sinität« und erklärt hierzu:

Um diese Konnotationsseme wiederzugeben, bräuchte man also eine besondere Metasprache; wir haben *Italianität* gewagt; derartige Barbarismen könnten die Konnotationssignifikate am besten veranschaulichen, da das Suffix *-tas* (indoeuropäisch **-tā*) zur Bildung eines abstrakten Substantivs aus einem Adjektiv diene: Die *Italianität* ist nicht Italien, sie ist das kondensierte Wesen all dessen, was italienisch sein kann, von den Spaghettis bis zur Malerei. (Ebd.)

Ist also das entsprechende Konnotationssignifikat (bzw. Kontiguitätskonglomerat) in einer Gesellschaft hinreichend etabliert, kann beispielsweise schon eine neben anderen Objekten auf einem Bild dargestellte »Tomate [...] die Italianität durch Metonymie« (ebd., 44) bedeuten, wie beispielsweise auch die Pommes Frites oder das Beefsteak zu ganz bestimmten, gesellschaftlich etablierten Konnotationssignifikaten gehören können.¹⁷ Eine bestimmte Marke oder auch nur bestimmte Formgebungen können dann »Männlichkeit« oder »Sportlichkeit« konnotieren, während die Verwendung bestimmter Wörter der Jugendsprache hinreichend zuverlässig »Jugendlichkeit« konnotiert, oder das Tragen oder Nichttragen von Masken während einer Pandemie wahlweise »Solidarität« oder – wie soll man es nennen? – »Nichteinverstanden-mit-wie-das-hier-alles-gerade-läuft-heit« konnotiert.¹⁸

¹⁷ In Bezug auf die Inszenierung von Konsumprodukten spricht Wolfgang Ullrich in diesem Zusammenhang auch von »Fiktionswerten«, um welche die inszenierten Produkte gezielt bereichert würden (2013, 12ff.).

¹⁸ Bei Slavoj Žižek findet sich ein analoger Gedanke unter Bezugnahme auf Jacques Lacans Figur des »großen Anderen«, bzw. der »symbolischen Ordnung«, wie folgt formuliert: »[I]n our everyday experience of reality, the »big Other« – the dense symbolic texture of knowledge, expectations, prejudices, and so on – continuously fills in the gaps in our perception. For example, when a Western racist stumbles upon a poor Arab on the street,

Solche jeweils in einer Gesellschaft etablierten Kontiguitätskonglomerate als kulturelle Bedeutsamkeiten besitzen allerdings »keine Beständigkeit«, vielmehr können sie »verderben, sich auflösen und gänzlich verschwinden« (1980, 101). »Gerade weil sie historisch sind, kann die Geschichte sie leicht vernichten« (ebd.). Insofern ist es durchaus möglich, dass ›Italianität‹ im Frankreich der 50er Jahre nicht dasselbe war wie ›Italianität‹ im Deutschland der 50er Jahre und diese wiederum nicht dasselbe war wie ›Italianität‹ im Frankreich der Gegenwart (sofern Italianität heutzutage überhaupt noch ein hinreichend signifikantes Kontiguitätskonglomerat darstellt). Der von Barthes (ebd.) sogenannte »Mythologie« brauche daher gerade »die ephemeren Begriffe, die an eine begrenzte Kontingenzenz gebunden sind«. Dies gilt wohl auch bezüglich Barthes' eigener semiotischer Analyse des Beefsteaks: Mag in einigen gallischen Dörfern der Gegenwarts-kultur noch heroisch-stolzer Fleischkonsum – beispielsweise im Verbund mit Bier und Grillromantik – existieren und als Konnotationssignifikat lebendig sein, erscheint das Essen von Fleisch heute in vielen anderen Kontexten – ganz unabhängig von seiner moralischen Beurteilung – vor dem Hintergrund bestimmter Konnotationssignifikate in einem sehr anderen Licht, das bisweilen an eine entsprechend etablierte, semiotisierte Wahrnehmung des Rauchens erinnern mag. Die in einer Gesellschaft etablierten Konnotationssignifikate oder Kontiguitätskonglomerate erweisen sich somit als diachron divers und historisch variabel, was ihre akkurate Rekonstruktion und Erfassung mitunter stark erschwert. Auch solche Konnotationssignifikate (bzw. ihnen korrelierende Begriffe-von) gehören somit zur individuellen »Lexik« (dem individuellen Hintergrund) eines Subjekts.

Wie schon bei Dilthey und Plessner erweist es sich somit auch aus einer solchen, kultursemiotischen Perspektive als eine nicht ganz leichte Aufgabe, die ›ursprünglichen‹ Bedeutsamkeiten ›fremder‹ oder ›vergängerer‹ kultureller Objekte zu rekonstruieren oder gar nachzuempfinden. Die je spezifischen Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonte, die ihre Bedeutsamkeit zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Gemeinschaft von Subjekten ausmachen, können ihrer äußeren Form nicht unmittelbar angesehen oder aus dieser abgelesen werden. Zudem verstellen einem die eigenen Selbstverständlichkeiten hier für gewöhnlich ohnehin den Blick: Wie zum Beispiel die *Beatles* zur Zeit ihrer großen Erfolge für die Generation der damals 50-60 Jäh-

does he not ›project‹ a complex of such prejudices and expectations onto the Arab, and thus ›perceive‹ him in a certain way?» (2017, 116).

rigen geklungen haben mögen, lässt sich nicht unmittelbar dadurch in Erfahrung bringen, dass man sie heute hört.¹⁹ Wie eine Schlaghose in den 60er Jahren ausgesehen haben mag, kann man nicht in Erfahrung bringen, indem man sie heute trägt oder getragen sieht. Man trägt Schlaghosen heute »anders«, und sie werden anders gesehen. Und selbst zu sehen, wie Schlaghosen heute von welchen Gruppen wie gesehen und getragen werden, ist keine ganz einfache Aufgabe, solange man nicht selbst zu diesen gehört. Das Wesentliche menschlicher Wirklichkeiten ist für das bloße Auge (sofern ein solches nicht ohnehin illusorisch ist) unsichtbar. Mögen also auch die realen Referenten noch dieselben sein, unsere Resonanzen sind es nicht.

4.5 Bedeutsamkeiten als »Affordances« (Gibson, Norman, Uexküll)

»Our own experience of the visual world can be described [...] as colored, textured, shadowed, and illuminated; as filled with surfaces, edges, shapes, and interspaces. But this description leaves out the fact that the surfaces are familiar and the shapes are useful. [...] [W]e apprehend their uses and dangers, their satisfying or annoying possibilities, and the consequences of action centering on them. [...] The visual world, in short, is meaningful as well as concrete: it is significant as well as literal.«

(Gibson 1950, 198)

Eine der derzeit innerhalb des akademischen Diskurses wohl prominentesten Theorien der Bedeutsamkeit stellt die bereits erwähnte Theorie der *Affordances* dar, wie sie etwa von James Gibson – neben Roger Barker einem der Begründer der sogenannten »ökologischen Psychologie« – oder dem Useability-Forscher Donald Norman vorgeschlagen wird (Gibson 1982; Norman 2013). Situationen und Gegenstände offerieren Subjekten relativ zu ihren jeweiligen Fähigkeiten gewisse Handlungsmöglichkeiten, die teilweise von den Subjekten unmittelbar als konstitutive Merkmale dieser Objekte wahrgenommen

¹⁹ Dieses Phänomen reicht so weit, dass sogar ein und dasselbe Subjekt in verschiedenen Abschnitten seines Lebens verlernen (oder wiedererlernen) kann, eine bestimmte Sache auf eine bestimmte Weise, in bestimmter Bedeutsamkeit zu erleben.

werden. So zeichnen sich viele der basalen, durch Subjekte perceptiv unterschiedenen Objektklassen durch die spezifischen Handlungsmöglichkeiten aus, welche sie diesen Subjekten offerieren.

Since perception guides action, it is not surprising that perceptual kinds mesh with animal activities. An animal perceives something as prey and pursues it. It perceives something as shelter, a landmark, or an obstacle, and navigates to it, by it, or around it. It perceives something as a mate and moves toward it. Shelters, landmarks, obstacles, mates have characteristic shapes, sizes, ways of moving that enable a perception to guide such activities. (Burge 2010, 324)

Relativ auf die ihnen zur Verfügung stehenden Fähigkeiten lernen Subjekte im Laufe ihrer aktiven Auseinandersetzung mit ihren jeweiligen Umgebungen unmittelbar sich ihnen bietende Handlungsmöglichkeiten wahrzunehmen: Eine Türklinke ist *etwas zum Drücken*, ein Drehknopf ist *etwas zum Drehen*, ein Glas ist *etwas zum Trinken* usw. Ansätze einer solchen Theorie finden sich bereits bei Uexküll, der ebenfalls davon ausgeht, dass sich die Objekte der direkten Wahrnehmung von Menschen und anderen Tieren zunächst vor allem durch die durch sie offerierten Möglichkeiten auszeichnen:

Es wird jedem bei näherem Zusehen klar sein, daß wir mit dem Wort, mit dem wir zu unserer gegenseitigen Verständigung den Gegenstand bezeichnen, seine Funktionsmäßigkeit meinen. So kann man z.B. einen Stuhl auch Sitzgelegenheit nennen, und im Wort Steige für Treppe kommt die Funktion deutlich zum Ausdruck. (1928, 86)

Dabei kann die unmittelbar aufgefasste Funktion eines Objekts kontextuell auch in Abhängigkeit von der Stimmung und den Bedürfnissen variieren, die ein Subjekt jeweils besitzt. Uexküll (Uexküll & Kriszat 1934, 54f.) spricht bezüglich einer solchen situativen Varianz der Bedeutsamkeitsauffassung auch von »Erlebnistönen«, die Objekte (Uexküll spricht hier von »Merkmalen«) für einen Organismus annehmen können. So kann etwa eine Seerose für einen Einsiedlerkrebs wahlweise einen »Schutzton«, einen »Freston« oder einen »Wohnton« erhalten, je nachdem, ob er gerade Schutz sucht, hungrig ist oder eines Gehäuses entbehrt. »[T]he same object may be perceived by an animal as having different affordances on different occasions, depending on the animal's current projects and needs« (Millikan 2004b, 181).

Gibson selbst bestimmt die *Affordances* von Objekten zunächst wie folgt: »Roughly, the affordances of things are what they furnish, for good or ill, that is, what they afford the observer« (1982, 403). *Affordances* von Objekten lassen sich also zunächst als die objektiv durch ein Objekt einem bestimm-

ten Organismus offenstehenden oder offerierten Handlungsmöglichkeiten bestimmen.

The significance of perceiving possibilities for action follows from one of the core assumptions of the ecological approach – namely, that the environment is perceived in terms of what the organism can and cannot do within it. In other words, to see something is to see what to do with it. (Fayen, Turvey 2003, 277; ebenso Fajen 2005, 718; vgl. Nanay 2011, 311)

Affordances erweisen sich dabei als relationale Eigenschaften der wahrgenommenen Objekte – Gibson spricht hier auch von »ökologischen« Objekten –, die nicht mit intrinsischen physikalischen Eigenschaften physischer Gegenstände gleichgesetzt werden dürften. Affordances »are not simply the physical properties of things as now conceived by physical science. Instead, they are *ecological*, in the sense that they are properties of the environment *relative to* an animal« (1982, 406). Affordances stellen also relationale Größen dar, deren Relata der jeweilige Organismus und die entsprechenden wahrnehmungsunabhängigen Objekte sind. Allerdings geht Gibson (ebd., 409) nicht so weit, die Affordances von der Wahrnehmung und den aktuellen Interessen des Organismus abhängig zu machen. Explizit kritisiert er vielmehr Ansätze (wobei er sich hier gegen die gestalttheoretische Tradition richtet) wie den vorliegenden, sofern diese die Affordance »im *phänomenalen* Objekt, aber nicht im physischen Objekt« verorten würden (ebd. [m.Ü.]). »In contrast, the *affordance* of something is assumed *not* to change as the need of the observer changes« (ebd.). Affordances sind also Gibson zufolge objektive relationale Merkmale der Objekte der realen Umgebung, mit denen ein Organismus interagiert und nicht, wie er insistiert, das »Ergebnis eines Wahrnehmungsvorgangs« (ebd., 411). Entweder besteht also eine bestimmte Affordance relativ zu den Fähigkeiten eines Organismus, oder sie besteht nicht, gleichgültig, wie das Subjekt die Situation wahrnimmt und welche Bedürfnisse es aktuell besitzt.

Gibsons Kritik an Ansätzen wie dem hier vertretenen lässt sich entschärfen, indem man die Unterscheidung von gegebenheitsontologischer, existenzontologischer und alltagsontologischer Perspektive zugrunde legt: Aus einer alltagsontologischen Perspektive (die sich auch Gibson zu eigen macht) lässt sich sagen, dass die Handlungsmöglichkeiten, die einem bestimmten Organismus in einer bestimmten Situation offenstehen, durch die Fähigkeiten des Organismus einerseits und die als wahrnehmungsunabhängig postulierten Objekte andererseits eindeutig festgelegt sind und somit weder von der Wahrnehmung noch von den Bedürfnissen des Subjekts abhängen. Die vom Subjekt direkt wahrgenommene GOOs mitsamt ihrer jeweiligen Bedeutsam-

keit, d.h. die unmittelbar vorweggenommenen Möglichkeiten, allerdings liegen in der Tat in den Augen der Betrachter:in, sie hängen wesentlich von der kognitiven, perzeptiven und situativen Verfassung des jeweiligen Subjekts ab.

Sofern Gibson diese Unterscheidung allerdings nicht zur Verfügung steht, scheint sich sein Ansatz in ontologische Unstimmigkeiten zu verstricken, die darin zum Ausdruck kommen, dass er einerseits die *Objektivität* der Affordances als Relationen betont, zugleich aber insistiert, dass kein strenger Unterschied zwischen dem, *was ein Ding ist*, und dem, *was es als Möglichkeiten anbietet*, *was es bedeutet*, besteht.

What a thing is and what it means are not separate, the former being physical and the latter mental, as we are accustomed to believe. The perception of what a thing is and the perception of what it means are not separate, either. To perceive a surface is level and solid is also to perceive that it is walk-on-able. Thus we no longer have to assume that, first, there is a sensation-based perception of a thing and that, second, there is the accrual of meaning to the primary percept (the »enrichment« theory of perception, based on innate sensations and acquired images). (Ebd., 408)

Beide Perspektiven lassen sich miteinander versöhnen, indem man zwischen den als wahrnehmungsunabhängig postulierten, alltagsontologischen Objekten und den durch sie einem bestimmten Organismus objektiv bereitgestellten Handlungsmöglichkeiten einerseits und den direkten Objekten der Wahrnehmung (den GOOs) unterscheidet, für welche (unter anderem) vorweggenommene Handlungsmöglichkeiten konstitutiv sind. Dabei ist Gibson, wie wir gesehen haben, darin zuzustimmen, dass wir uns den Prozess der Wahrnehmung nicht so vorzustellen haben, dass Menschen zunächst neutrale materielle Objekte (oder Sinnesdaten) wahrnehmen, denen dann in einem zweiten Schritt – durch die Anwendung begrifflicher Fähigkeiten – zusätzlich Bedeutsamkeit angeheftet wird. Gibson opponiert also in Bemerkungen wie der eben zitierten vor allem gegen Theorien der Wahrnehmung, die davon ausgehen, dass wir in dieser zunächst mit neutralen Objekten oder Sinnesdaten konfrontiert seien, die wir dann bewusst interpretieren und so erst mit Bedeutsamkeit aufladen. »For what we perceive first of all is not abstract color and space, as psychology has taught, but surfaces and their layout« (ebd., 415). Dem ist aus der hier vertretenen Perspektive nur zuzustimmen. In ontologische Schwierigkeiten gerät Gibsons Ansatz allerdings da, wo er in alltagsontologisch verdinglichender Manier GOOs mitsamt Affordances als wahrnehmungsunabhängige Objekte postuliert. So scheint Gibsons Ansatz gegenüber der gegebenheitsontologischen Perspektive zwar *prima facie* den Vorzug zu besitzen, dass Affordances keine subjektseitigen Konstitu-

tionsleistungen einschließen, sie in Situationen also entweder vorliegen oder nicht. Die Ungereimtheit seines Ansatzes wird allerdings an der Art und Weise deutlich, wie er zugleich verspricht, ideengeschichtlich einflussreiche Dichotomien wie die zwischen »subjektiv« und »objektiv« oder die zwischen »physisch« und »mental« zu überwinden.

The notion of affordance implies a new theory of meaning and a new way of bridging the gap between mind and matter. To say that an affordance is meaningful is not to say that it is »mental«. To say that it is »physical« is not to imply that it is meaningless. The dualism of mental vs. physical ceases to be compulsory. One does not have to believe in a separate realm of mind in order to speak of meaning, and one does not have to embrace materialism in order to recognize the necessity of physical stimuli for perception. (Ebd., 409)

Diese Formulierung erweisen sich aus der hier entwickelten Perspektive insofern als vorschnell, als die Kluft, die Gibson mit seinem Ansatz zu überbrücken versucht, keine Kluft ist, die tatsächlich überbrückt werden müsste. Im Gegenteil: Gibsons Überwindung wird in dem Moment zu einer ontologischen Verwirrung, in welchem er zugleich die *Wahrnehmungsunabhängigkeit der Affordances* und die *Inexistenz eines Unterschieds zwischen dem, als was wir ein Objekt wahrnehmen, und dem, was dieses Objekt uns ermöglicht*, behauptet. Um beide für sich genommen plausiblen Thesen adäquat miteinander zu verbinden, bedarf es gerade einer Unterscheidung zwischen wahrnehmungsunabhängiger Realität und den Objekten der direkten Wahrnehmung, keines Begriffs der Welt als einheitlichem Amalgam aus Wirklichkeit und Realität. Mittels einer solchen Unterscheidung kann man dann einerseits sagen, dass bestimmte Objekte unserer Alltagsontologie bestimmten Subjekten objektiv bestimmte Handlungsmöglichkeiten offerieren, während man zugleich auf dem Umstand insistieren kann, dass die wahrgenommene Bedeutsamkeit eines GOO das Produkt eines subpersonal ablaufenden Prozesses der Wahrnehmung ist, dem mitunter objektiv bestehende Handlungsmöglichkeiten entgegen können. Bezüglich subjektabhängiger Wirklichkeiten gilt in der Tat, dass hier auch die wahrgenommenen ausgedehnten Objekte unmittelbar als bedeutsam aufgefasst werden, sofern ihre Wahrnehmung unmittelbar mit der Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten (exemplarisch: nichtgesehener Rückseiten von Objekten) einhergeht. Bezüglich der wahrnehmungsunabhängigen Realität gilt allerdings – sofern EOOs als solche keine Objekte möglicher Wahrnehmung sind –, dass diese als solche keine Bedeutsamkeit besitzt und insofern in dem pragmatisch-orientierenden Sinn, in dem Mach und Heidegger diesen Begriff verwenden, nicht *verstanden* werden kann. Die wahrneh-

mungsunabhängige Umgebung hält für entsprechend verfasste Organismen die viable Möglichkeit bereit, GOOs mit entsprechenden Bedeutsamkeiten direkt wahrzunehmen, sofern in ihr typisch vorwegnehmbare Regularitäten bestehen, die es ihrerseits den Subjekten erlauben, Begriffe-von zu verinnerlichen, die hinreichend gut auf diese Umgebung kalibriert sind und subpersonal der direkten Wahrnehmung zugrunde liegen. Gibson demgegenüber verdinglicht in alltagsontologischer Manier die GO-Perspektive des Organismus, setzt dessen Wirklichkeit an die Stelle der wahrnehmungsunabhängigen Realität – und behauptet zugleich deren Objektivität.

Eine weitere Schwierigkeit, die in dieser Hinsicht aus Gibsons Verzicht auf die Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit erwächst, ist der Umstand, dass er nicht mehr sinnvoll zwischen den vom Subjekt in der Wahrnehmung aufgefassten Affordances und den zumindest alltagsontologisch als objektiv vorliegend qualifizierbaren Handlungsmöglichkeiten unterscheiden kann. Aus diesem Grund hat der Designtheoretiker Donald Norman Gibsons Konzeption der Affordances aufgegriffen und modifiziert, um sie für die Theorie des Designs von Alltagsobjekten fruchtbar zu machen. Gibson (ebd., 415 [m.Ü.]) selbst weist bereits auf die Möglichkeit einer »neuen Theorie des Designs« hin, die sich aus seinem Konzept der Affordances ergäbe. In unserem Zusammenhang spielt Normans Konzeption dabei insofern eine Rolle, als er den Fokus – deutlicher als Gibson – auf die *wahrgenommenen* Handlungsmöglichkeiten legt und Affordances nicht primär oder ausschließlich, wie Gibson, als objektiv vorliegende Handlungsmöglichkeiten eines Organismus bestimmt.

The term *affordance* refers to the relationship between a physical object and a person (or for that matter, any interacting agent, whether animal or human, or even machines and robots). An affordance is a relationship between the properties of an object and the capabilities of the agent that determine just how the object could possibly be used. A chair affords (»is for«) support and, therefore, affords sitting. (Norman 2013, 11)

Affordances exist even if they are not visible. For designers, their visibility is critical: visible affordances provide strong clues to the operations of things. A flat plate mounted on a door affords pushing. Knobs afford turning, pushing, and pulling. Slots are for inserting things into. Balls are for throwing or bouncing. Perceived affordances help people figure out what actions are possible without the need for labels or instructions. (Ebd., 13)

Dabei betont Norman explizit den Unterschied von *realer* und *wahrgenommener Affordance*, d.h. den wahrnehmungsunabhängig bestehenden und den durch ein Subjekt aufgefassten Handlungsmöglichkeiten, sofern es bezüglich der *Usability* (d.i. intuitiven Verwendbarkeit) eines gestalteten Produkts vor

allem auf letztere ankommt (vgl. diesbezüglich Norman 1999, 123f.). William Gaver (1991, 81) hat diese Unterscheidung im Ausgang von Norman noch verfeinert und unterscheidet analog zwischen den für ein Subjekt objektiv vorliegenden Handlungsmöglichkeiten und den aufgrund perzeptiver Informationen unmittelbar von ihm aufgefassten Handlungsmöglichkeiten. Auf diese Weise lassen sich dann vier unterschiedliche Szenarien bezüglich des Verhältnisses realer und aufgefasster Affordances eines Objekts unterscheiden:

- *Falsche Affordance*: Das wahrnehmungsunabhängige Objekt veranlasst das Subjekt, eine Handlungsmöglichkeit wahrzunehmen, die *de facto* nicht besteht.
- *Wahrnehmbare Affordance*: Das wahrnehmungsunabhängige Objekt veranlasst das Subjekt, eine Handlungsmöglichkeit aufzufassen, die *de facto* besteht.
- *Verborgene Affordance*: Das wahrnehmungsunabhängige Objekt veranlasst das Subjekt nicht, eine Handlungsmöglichkeit aufzufassen, die *de facto* aber besteht.
- *Angemessene Versagung* (*»correct rejection«*): Das wahrnehmungsunabhängige Objekt veranlasst das Subjekt, das Nichtbestehen einer Handlungsmöglichkeit aufzufassen, die *de facto* nicht besteht. (Ebd.; vgl. hierzu auch McGrenere & Ho 2000)

Aus der hier entwickelten Perspektive, der zufolge GOOs als die phänomenalen Objekte der Wahrnehmung konstitutiv Vorwegnahmen naheliegender Möglichkeiten enthalten, erscheint die vor allem auf wahrgenommene Handlungsmöglichkeiten abstellende Theorie der Affordances, wie sie von Norman vorgeschlagen wird, als ein Spezialfall der Art und Weise, wie unsere Wahrnehmung grundsätzlich strukturiert ist. Affordances stellen also eine Unterklasse der Bedeutsamkeiten der Objekte der menschlichen Wirklichkeit dar. Wie bereits erläutert gehen vorwegnahmeorientierte, präpräsentationalistische Ansätze davon aus, dass die Objekte der Wahrnehmung nicht so sehr auf eine adäquate Repräsentation der wahrnehmungsunabhängigen EOs abzielen, sondern darauf, den wahrnehmenden Subjekten durch Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten optimale Orientierung in ihrer jeweiligen Umgebung zu ermöglichen. Und Orientierung erwächst zwar vielfach aus vergangener Erfahrung, zielt aber stets auf die Einschätzung von Spielräumen des situativ in der naheliegenden Zukunft Möglichen und Wahrscheinlichen. Dass eine Theorie der Affordances sich gewissermaßen von selbst aus einer

solchen Theorie der Wahrnehmung als Vorwegnahme ergibt, stellen etwa auch Clark und Dennett fest:

Rather than aiming to reveal some kind of action-neutral image of an objective realm, prediction-driven learning delivers a grip upon *affordances*: the possibilities for action and intervention that the environment makes available to the agent. (Clark 2016, 171)

Hierarchical, Bayesian predictive coding is a method for generating affordances galore: we expect solid objects to have backs that will come into view as we walk around them; we expect doors to open, stairs to afford climbing, and cups to hold liquid. These and all manner of other anticipations fall out of a network that doesn't sit passively waiting to be informed but constantly makes probabilistic guesses about what it is about to receive in the way of input from the level below it, based on what it has just received, and then treating feedback about the errors in its guesses as the chief source of new information, as a way to adjust its prior expectations for the next round of guessing. (Dennett 2017, 168f.)

Interpretiert man also die objektkonstitutiven Mitgegenwärtigungshorizonte als die unmittelbar wahrgenommene Bedeutsamkeit von GOOs, ergibt sich eine Theorie der Affordances als Unterklasse von Bedeutsamkeit in denjenigen Fällen, in denen es um die vorweggenommenen Handlungsmöglichkeiten des Subjekts geht, von selbst. Wahrgenommene Bedeutsamkeit umfasst allerdings mehr als nur mitgegenwärtige Handlungsmöglichkeiten.

4.6 »Concern-based construals« und »thick action properties« (Roberts, Nanay)

Den Umstand, dass die Objekte der Wahrnehmung Subjekten meist in spezifisch pragmatischer Beleuchtung bedeutsam gegeben sind, versucht der Emotionstheoretiker Robert C. Roberts in seiner Konzeption der *concern-based construals* einzufangen. Unter *construals* versteht Roberts (2003, 75 [m.Ü.]) dabei allgemein auf impliziten oder expliziten *Deutungen* beruhende »Weisen, wie Dinge dem Subjekt erscheinen«, wobei diese seiner Ansicht nach eher passiven Wahrnehmungen oder Erfahrungen gleichen als bewusst gefassten »Urteilen, Gedanken oder Überzeugungen«. Damit rückt Roberts Konzeption der *construals* in die Nähe der hier entwickelten Konzeption gegebenheitsontologischer Objekte im Gegensatz zu bewusst gebildeten, propositionalen Überzeugungen. Roberts verdeutlicht seine Konzeption der *construals* – die zudem mehr als deutliche Bezüge zu Wittgensteins Überlegungen zur Aspektwahr-

nehmung in Abschnitt xi der *Philosophischen Untersuchungen* aufweist – an einer Reihe von Beispielen: Der Art und Weise, wie uns eine Person *als sympathisch und intelligent* oder plötzlich *ganz anders* erscheint, nachdem sie eine Formulierung wie »...they have went...« gebraucht (ebd., 69); visuellen Aspektwechselphänomenen, wie sie beim Betrachten des Hasen-Enten-Kopfes auftreten; dem Umstand, dass man die auf einer Auktion in die Luft gestreckte Hand unmittelbar *als ein Gebot* sieht, obwohl die Person ihre Hand in Wirklichkeit in die Luft streckte, um eine Blutung am Finger zu stoppen (ebd., 72); die Weise, wie wir Objekte mitunter *als Hindernisse* erleben (ebd., 73); die Art und Weise, wie uns eine Person ärgerlich (d.i. als eine Person, über die wir uns ärgern) erscheint, wenn wir wütend oder enttäuscht von ihr sind, und die Art und Weise, wie sich dieser Eindruck verändern kann, wenn wir diese Person durch irgendwelche Anlässe plötzlich in anderem, freundlicherem Licht sehen (ebd., 75; vgl. zu Beispielen von Aspektwechseln bezüglich der Erscheinungsweise von Personen auch Campbell 1999, 622; Siegler 2012, 209f.; Clark 2016, 73ff.). All diese Beispiele direkter Wahrnehmung erwecken den Eindruck, dass ihnen auf subpersonaler Ebene interpretatorische Leistungen zugrunde liegen. Roberts spricht hier von »synthetischen« oder »konstruktiven« Elementen, die Objekte je nach Fähigkeiten oder spezifischen Interessen der wahrnehmenden Subjekte in verschiedenem Licht, in verschiedener Bedeutsamkeit erscheinen lassen (ebd., 76).

Mit *concern-based* andererseits meint Roberts (ebd., 76) – terminologisch nicht ohne Grund verblüffend dicht an Heideggers Konzeption der *Sorge* –, dass Objekte oder Situationen im Lichte der »Belange, persönlichen Interessen und Bindungen des Subjekts für (an) etwas in der gedeuteten Situation« [*concerns, personal interests, and attachments of the subject for (to) something in the construed situation*] erscheinen. Objekte und Situationen erscheinen also in bestimmten Deutungen, die durch die jeweiligen Absichten der Subjekte in spezifischer Valenz (angenehm, unangenehm, freundlich, unfreundlich, einladend, zurückweisend usw.) erscheinen. Roberts Konzeption der *concern-based construals*, der *sorge-basierte Erscheinungsweisen* oder Deutungen von Objekten und Situationen erweist sich somit als eine hilfreiche Explikation der Art und Weise, wie oder als was Objekte der Wirklichkeit dem Subjekt im Lichte seiner Interessen erscheinen.

Statt von solchen *construals* spricht Bence Nanay von »pragmatischen Repräsentationen«, die er seinerseits als *Arten und Weisen bestimmt, wie Subjekte die Welt im Hinblick auf ihre jeweiligen Handlungsmöglichkeiten und Absichten repräsentieren*. »Pragmatic representations represent the world in a certain

way: in a way that allows us, and guides us, to perform the action« (2013, 21). Pragmatische Repräsentationen sind Wahrnehmungszustände, die ihre Objekte jeweils mit »Handlungseigenschaften« [»action-properties«] – d.i. den Eigenschaften, »die repräsentiert sein müssen, damit der Akteur die Handlung durchführen kann« (ebd., 4) – repräsentieren. Solche pragmatischen Repräsentationen sind Nanay zufolge allerdings im Normalfall unbewusst (ebd., 14). Handlungseigenschaften ihrerseits stellen Objekten zugeschriebene, relationale Eigenschaften dar, deren Relata die Eigenschaften des Objekts und Eigenschaften des Akteurs oder seines Verhaltens sind (ebd., 40); also etwa die Größe und das Gewicht einer zu greifenden Tasse relativ auf die Größe und Kraft der eigenen Hand.

Nicht diese, meist unbewussten und handlungsleitenden Handlungseigenschaften selbst, sondern ihre »erfahrbaren Gegenstücke« (ebd., 46) sind es jedoch, die mit den bisher vorgestellten Konzeptionen der wahrgenommenen Bedeutsamkeit der Objekte der Wahrnehmung verglichen werden können. Nanay (ebd.) bezeichnet diese auch als »dichte Handlungseigenschaften« [»thick action properties«]. Diese dichten Handlungseigenschaften stellen Nanay zufolge häufig dispositionale Eigenschaften dar und können sowohl normativ als auch emotional geladen sein. Nanay selbst nennt als Beispiele für vergleichbare Konzeptionen *Aufforderungscharaktere* im Sinne der Gestaltpsychologie, *Affordances* im Sinne von Gibson oder Siegels »erfahrbare Mandate« [»experienced mandates«] (ebd., 47; vgl. Siegel 2014).

[T]hick action-properties are the properties one consciously attributes to objects that cannot be fully characterized without reference to one's action. And one's action can characterize these consciously attributed properties in a variety of ways: one can experience objects as affording actions, as being an obstacle to one's action, as being a facilitator of one's action, as something one can perform the action with, as something one can perform the action on, as something that one should perform the action with, and so on. (Ebd., 45)

Auch bei Nanay zeichnen sich dichte Handlungseigenschaften konstitutiv durch den Bezug auf die Handlungen und Absichten des jeweiligen Subjekts aus. Leider bleibt Nanay – soweit ich sehe – jenseits der Konstatierung des Umstandes, dass dichte Handlungseigenschaften sehr viel reicher und sowohl emotional als auch normativ geladen sein können, eine genauere Erklärung der Spezifika dieser Eigenschaften sowie ihres Verhältnisses zu den eigentlichen Handlungseigenschaften schuldig.

4.7 »X zählt als Y in K« – Searles regelbasierte Add-on-Theorie der Bedeutsamkeit

Eine alternative Konzeption der Bedeutsamkeit der Objekte der menschlichen Wirklichkeit wird von Searle vertreten. Für seine Konzeption (2011, 48f.) von zentraler Bedeutung ist dabei die Unterscheidung zwischen solchen Funktionen, die Objekten schon aufgrund ihrer rein physischen Verfassung zugeschrieben werden können, und solchen zugewiesenen Funktionen, die Objekten erst aufgrund einer Zuweisung eines bestimmten Status durch »kollektive Intentionalität« zukommen. Searles Grundidee besteht darin, dass auch andere Tiere als der Mensch dazu in der Lage sind, Objekten Funktionen zuzuweisen, welche diese aufgrund ihrer rein physischen Verfassung zu erfüllen in der Lage sind, während nur der Mensch – weil er Searle zufolge über das biologisch primitive Vermögen der *kollektiven Intentionalität* verfügt – Objekten auch »symbolische« Funktionen zuweisen kann, welche diese nur mittels dieser Zuschreibung besitzen und erfüllen können. Searle vertritt also, stellvertretend für viele andere, ein »Add-on«-Theorie der Bedeutsamkeit, sofern er davon ausgeht, dass zunächst bloß materiellen Objekten durch kollektive Intentionalität zusätzlich noch soziale Bedeutsamkeit (Statusfunktionen) verliehen wird.²⁰

Ein einfaches Beispiel Searles kann diese Auffassung verdeutlichen: Man stelle sich vor, dass ein »primitiver Stamm« »anfängt, eine Mauer um sein Gebiet herum zu bauen« (ebd., 48). Diese Mauer ist zunächst »groß genug, um Eindringlinge außen vor und die Stammesangehörigen innen drin zu halten« (ebd.). Die rein physikalische Verfassung der Mauer sorgt also in diesem Fall dafür, dass sie die ihr zugewiesene Funktion, den Stamm vor Eindringlingen zu schützen, zu erfüllen vermag. Weiter solle man sich nun vorstellen, dass die Mauer mit der Zeit allmählich verfällt, aber »daß die Einwohner und ihre

20 Wie wir gesehen haben, greift eine solche Theorie schon aus mindestens zwei Gründen zu kurz: Einerseits, sofern Bedeutsamkeitswahrnehmung nicht erst eine späte, symbolische Zugabe des Menschen zu einer zunächst bloß physischen Natur ist. Die Einheiten der sozialen Wirklichkeit sind nicht primär physische X im Sinne Searles, die dann zusätzlich ein Y an Statusbedeutung angehängt bekommen. Vielmehr zeichnen sich die wahrgenommenen Objekte grundsätzlich durch Bedeutsamkeit als Mitgegenwärtigung und Vorwegnahme aus.

Nachbarn die Steinreihe weiterhin als Grenze des Territoriums *anerkennen*, und zwar so, daß sie ihr Verhalten beeinflusst« (ebd.).

Die Reihe von Steinen hat jetzt eine Funktion, die nicht auf der Basis bloßer Physik erfüllt wird, sondern dank kollektiver Intentionalität. [...] Das Ergebnis ist, in einem sehr primitiven Sinn, symbolisch, weil ein Komplex von physischen Objekten jetzt die Funktion verrichtet, etwas jenseits seiner selbst anzuzeigen, nämlich die Grenze des Territoriums. (Ebd.)

So trete »der wahrhaft radikale Bruch mit anderen Formen des Lebens« dann ein,

wenn Menschen, auf der Basis kollektiver Intentionalität, Phänomenen in solchen Fällen Funktionen zuweisen, wo die Funktion nicht einzig dank Physik und Chemie verrichtet werden kann, sondern fortgesetzte menschliche Kooperation in den spezifischen Formen der Akzeptanz und Anerkennung eines neuen *Status* erfordert, dem eine *Funktion* zugewiesen wird. (Ebd., 49)

Searle nennt die durch kollektive Intentionalität zugeschriebenen Funktionen auch *Statusfunktionen*, die ihm zufolge jeweils auf derselben, fundamentalen Struktur basieren, welche allen gesellschaftlichen Institutionen zugrunde liege – »X zählt als Y in K« (ebd.). Dabei bezeichnet X im Regelfall ein physisches Objekt, während Y »etwas mehr als die bloßen physischen Eigenschaften des Objekts [...] nennt« und K den Kontext bezeichnet, innerhalb dessen die Statusfunktion *gilt* (ebd., 52). Searle (ebd., 53) bezeichnet solche »X zählt als Y in K«-Strukturen auch als *konstitutive Regeln*, sofern sie Objekten (X) Statusfunktionen (Y) zuweisen, bei denen »der Status und die begleitende Funktion über die bloßen rohen physischen Funktionen, die physischen Objekten zugewiesen werden können, hinausgeht«. Searle geht also davon aus, dass die Struktur der (spezifisch) menschlichen Wirklichkeit primär eine Struktur konstitutiver Regeln der beschriebenen Art ist, für welche menschliche Subjekte im Zuge ihrer Ontogenese durch die Verinnerlichung dessen, was Searle (ebd., 138ff.) den »Hintergrund« [»Background«] nennt, kausal empfindlich werden. Der Hintergrund eines Subjekts bezeichnet dabei ein Ensemble dispositionaler Vermögen, welche der Bildung konkreter intentionaler Zustände ermöglichend zugrunde liegt. (Ich belasse es bezüglich des *Hintergrunds* an dieser Stelle bei dieser dürftigen Andeutung, sofern im nächsten Kapitel ausführlicher auf diese Konzeption eingegangen wird.)

Sofern sie für Searles Ansatz von zentraler Bedeutung ist, ein paar Worte zu seiner Konzeption kollektiver Intentionalität: Im Allgemeinen bezeichnet *kollektive Intentionalität* die Fähigkeit von Subjekten, Absichten auszubilden, bei denen das Subjekt sich selbst als Teil eines Kollektivs und seine individu-

elle Absicht als Teil einer kollektiven Absicht auffasst. »Wenn ich zum Beispiel Stürmer in einem Footballspiel bin, binde ich vielleicht den Verteidiger, aber ich blockiere ihn nur als Teil *unseres* Angriffsspiels« (ebd., 33 [Herv. im Original]). Kollektive Intentionalität im Sinne Searles (ebd., 35) schließt dabei nicht die Annahme ein, »es gebe eine Art Hegelschen Weltgeist, ein kollektives Bewußtsein oder irgend etwas gleichermaßen Unplausibles«. Vielmehr sind Searle zufolge auch Zustände kollektiver Intentionalität bewusste Zustände individueller Subjekte, welche die Form »wir haben die Absicht«, »wir machen das und das« und dergleichen« annehmen können (ebd.). Man erinnere sich an dieser Stelle an Sellars' Konzeption der *community intentions*.

Wiederum ist hier nicht der Ort, um Searles Position in ihrer Gänze zu diskutieren. Das Folgende vorbereitend sei jedoch zum einen angemerkt, dass die hier vertretene Position ohne die Annahme auskommt, dass es *kollektive Intentionalität* als »ein biologisch primitives Phänomen« gibt (ebd., 34). Vielmehr erübrigt sich die Annahme einer besonderen, kollektiven Intentionalität vor dem Hintergrund der hier vorgeschlagenen Theorie der Bedeutsamkeit gegebenheitsontologischer Objekte insofern, als Subjekte im Zuge ihrer Enkulturalisierung Begriffe von verinnerlichen, die sie dazu disponieren, ihren jeweiligen Anteil (*als* Freund, *als* Mann, *als* Frau, *als* Kellner usw.) in sozialen Praktiken zu realisieren. Hinreichend enkulturalisierte Subjekte besitzen also unmittelbare Handlungs- und Wahrnehmungsdispositionen bezüglich dessen, wie man sich *als* *Passant:in*, *als* *Kassierer:in*, *als* *Frau*, *als* *Freund:in*, *als* *Mitglied einer bestimmten Gruppe* usw. zu verhalten hat. Die besondere Funktion dessen, was Searle kollektive Intentionalität nennt, erwächst also als Nebenprodukt aus der hier vorgeschlagenen Theorie gegebenheitsontologischer Objekte und ihrer subpersonalen Konstitution.

Zum anderen wird im nächsten Kapitel für die These argumentiert, dass Searle die Erklärung der Struktur menschlicher Wirklichkeiten letztlich auf den Kopf stellt: Die Struktur menschlicher Wirklichkeiten ist nicht primär eine *Struktur konstitutiver Regeln*, für welche Subjekte im Zuge ihrer Sozialisation mittels kollektiver Intentionalität *kausal empfindlich* werden. Mit dieser Vorstellung erweist sich Searle letztlich als ein Vertreter einer *strukturalistischen* Theorie der sozialen Wirklichkeit, sofern er das Primat einer konstitutiven Regelstruktur vor den verschiedenen Handlungsbeiträgen der Subjekte behauptet, wobei diese Regelstruktur etwa auch angemessenes von unangemessenem Handeln unterscheidbar machen soll. Demgegenüber wird im Folgenden für die These argumentiert, dass das *Explanandum* einer Theorie sozialer Wirklichkeit gerade nicht eine *als objektiv vorausgesetzte Regelstruktur*

der von Searle beschworenen Art ist, sondern vielmehr der *alltagsontologische Anschein, dass es solche intersubjektiv verbindlichen Regelstrukturen tatsächlich gäbe*. In eine solche Richtung kritisiert auch Sally Haslanger (2021, 153, FN8) Searles Ansatz als »zu anspruchsvoll, um einen Großteil des normalen informellen gesellschaftlichen Lebens einzufangen«. ²¹

Wie später exemplarisch am Beispiel der Sprache gezeigt wird, ist unter Teilnehmer:innen sozialer Praktiken zwar durchaus die alltagsontologische Überzeugung verbreitet, dass es objektiv verbindliche Regeln (etwa der Grammatik, der Höflichkeit, oder des korrekten Gebrauchs des begrifflichen Rahmenwerks des manifesten Bildes der Welt) gäbe. Faktisch divergieren aber selbst bei vermeintlichen Expert:innen die Vorstellungen darüber, was diese ›richtigen‹ Regeln *de facto* sind. Dies liefert hinreichenden Grund für die These, dass der *Anschein ihres Bestehens, nicht die Existenz solcher Regeln*, durch eine Theorie der sozialen Wirklichkeit erklärt werden muss. Bestritten wird also nicht, dass Subjekte alltagsontologisch den *Eindruck* haben, es gäbe kollektiv verbindlichen Regeln, welche ihrer sozialen Wirklichkeit zugrunde liegen. Bestritten wird, dass es solche geltenden Regeln in einem prägnanten Sinne *gibt*.

Die Theorie der sozialen Wirklichkeit, welche hier stattdessen vorgeschlagen wird, versucht demgegenüber die Entstehung des Anscheins der Geltung intersubjektiv verbindlicher Regeln sozialer Praktiken aus der Dynamik gegenseitiger Wahrnehmungen und Interaktionen der verschiedenen Subjekte zu erklären. Wie wir sehen werden, sorgt die grundsätzliche Vorwegnahmeorientierung der Wahrnehmung im Verbund mit der Art und Weise, wie Subjekte hinreichend regelmäßig miteinander interagieren, dafür, dass diese ihr Verhalten und ihre jeweiligem Verhalten korrelierenden Begriffe von wechselseitig aneinander kalibrieren. Hierdurch wiederum kann bei ihnen der Eindruck entstehen, sie bewegten sich in einer homogenen sozialen Wirklichkeit, in der gewisse Regeln der Angemessenheit gelten, die wie vom anonymen ›Man‹ der Gesellschaft diktiert erscheinen, obwohl faktisch eine synchrone Divergenz der je als geltend angenommenen Regeln zu beobachten ist. Zudem ist nicht von der Hand zu weisen, dass innerhalb unserer sozialen Wirklichkeiten einige sozialen Praktiken – etwa durch die Formulierung offizieller Regel-Kodizes und die Existenz entsprechender Sanktionsinstanzen – politisch reguliert und gelenkt werden. Ein Ansatz wie der hier verfolgte besitzt gegenüber strukturalistischen Ansätzen wie dem Searles zugleich den Vorteil, den diachronen

21 Den Hinweis auf diese Fußnote verdanke ich Aline Dammel.

Wandel wie die synchrone Diversität sozialer Wirklichkeiten erklären zu können, ohne Abweichungen von vornherein als normative Devianzen markieren zu müssen. Wenn das Wort heutzutage nicht in vielen theoretischen Lagern einen gar zu pejorativen Klang besäße, könnte man eine solche Theorie sozialer Wirklichkeiten, wie sie hier vertreten wird, als ›poststrukturalistisch‹ bezeichnen, sofern sie der Ebene konkreter Interaktionen vor der Ebene vermeintlich konstitutiver sozialer Regeln und Strukturen das Primat bezüglich der Festlegung sozialer Bedeutsamkeiten einräumt.

4.8 Bedeutsamkeit als natürliche Bedeutung lokal wiederkehrender Zeichen (Millikan)

Nachdem im Vorhergehenden phänomenologische, pragmatistische, ökologische und regelbasierte Konzeptionen der Bedeutsamkeit der Objekte der menschlichen Wirklichkeit diskutiert wurden, soll im vorliegenden Abschnitt Ruth Millikans Konzeption der lokal wiederkehrenden, natürlichen Zeichen in gebotener Kürze umrissen werden. Diese stellt eine Variation auf Theorien »natürlicher Bedeutung« oder »natürlicher Zeichen« dar, wie sie etwa von Charles Sanders Peirce, Frank Dretske oder Paul Grice vorgeschlagen werden. Die Grundidee hinter Konzeptionen dieser Art besteht darin, dass sich in der Natur hinreichend stabile Regularitäten (oder streng kausale Abhängigkeiten) finden, die es erlauben, von einem bestimmten Gegenstand oder Ereignis auf die Existenz eines anderen Gegenstandes oder Ereignisses zu schließen. In diesem Sinn kann etwa Rauch als ein natürliches Zeichen für Feuer oder ein Klingeln an der Tür als ein natürliches Zeichen dafür, dass eine Person (und nicht etwa ein Tier) vor der Tür steht, beschrieben werden. »Natürliche Zeichen sind Indikatoren, mehr oder weniger zuverlässige Indikatoren, und sie bedeuten das, dessen Vorkommen sie anzeigen« (Dretske 2010, 348). Auch Paul Grice' (1957) Begriff der *natürlichen Bedeutung* – den er etwa am Beispiel »Diese Flecken bedeuten Masern« verdeutlicht – lässt sich als die Vorstellung explizieren, dass »ein Phänomen *der Grund ist*, ein anderes *zu erwarten*« (Scruton 1979, 159 [m.Ü.]). Allerdings gehen Grice' Bemerkungen zur natürlichen Bedeutung nicht über die Andeutung hinaus, dass natürliche Bedeutung eine Sache kausaler Zusammenhänge sei (dass Grice hier nur Andeutungen macht, ist insofern nicht verwunderlich, als er sich hauptsächlich für eine Theorie nicht-natürlicher Bedeutung interessiert; vgl. Denkel 1992). Dretskes

Begriff des natürlichen Zeichens andererseits erweist sich für die hiesigen Belange als zu rigide, sofern er die Existenz natürlicher Zeichen vom Bestehen streng kausaler Abhängigkeiten abhängig macht; während seine Beispiele für natürliche Zeichen allerdings auch Fälle umfassen – das Türklingeln etwa –, die bloß auf statistischen Regelmäßigkeiten beruhen (vgl. zu einer entsprechenden Kritik an Dretskes Konzeption der natürlichen Zeichen auch Millikan 2004b, insb. 32f.).

Für die Präzisierung der Überlegungen zur Bedeutsamkeit von GOOs als einer Form nicht-linguistischer oder nicht-semantischer Bedeutung erweist sich demgegenüber Ruth Millikans Begriff der »lokalen Information« bzw. der »lokal wiederkehrenden, natürlichen Zeichen« [»locally recurrent, natural signs«] als besonders ergiebig. So stellen nach Millikan *As* ein *lokal wiederkehrendes, natürliches Zeichen* für *Bs* dar, sofern in der Umgebung (bzw. in einem Unterbereich der Umgebung) des Organismus eine hinreichend stabile (nicht zwingend streng kausale) Beziehung der Indikation zwischen *As* und *Bs* besteht, die ihren Grund *in der Natur* hat. Die in einem solchen Fall zwischen *A* und *B* bestehende Relation bezeichnet Millikan (ebd., 39-41) auch als *semantische Abbildungsfunktion* [»semantic mapping function«]. »A natural sign of a thing is something else from which you can learn of that thing by tracking in thought a connection that exists in nature« (ebd., 37). Ein bestimmtes Kratzen kann also beispielsweise die Anwesenheit eines Fressfeindes anzeigen, sofern dessen Krallen ein solches Geräusch auf entsprechendem Boden für gewöhnlich verursachen. Gegenüber streng kausalistischen Theorien der natürlichen Bedeutung betont Millikan dabei die Möglichkeit, dass es evolutionär für einen Organismus von Vorteil sein kann, dass er ein bestimmtes Objekt (in diesem Fall: den Fressfeind) anhand eines entsprechenden Identifikationsmechanismus in einer anderen Frequenz detektiert, als es tatsächlich in seiner Umgebung auftritt. So kann etwa ein Erkennungsmechanismus für Feinde anhand eines besonderen Kratzens zum evolutionären Vorteil des Tieres überkalibriert sein, sodass es häufig (gegebenheitsontologisch) »Feinde« sieht, wo (existenzontologisch) gar keine Feinde sind. »The rabbit, for example, can afford to be mistaken that a fox is near many times, so long as it also takes a fox to be near whenever one actually is« (ebd., 72).

Solche Zeichenbeziehungen können nun auch gestaffelt auftreten, sodass etwa – Millikans Beispiel (ebd., 55) – bestimmte Muster auf der Retina (*A*) natürliche Zeichen für die Existenz von Gänsekot (*B*) sein können, der wiederum ein natürliches Zeichen dafür darstellt, dass hier Gänse vorbeiflogen (*C*), was wiederum ein natürliches Zeichen dafür sein kann, dass der Winter be-

vorsteht (D). Die semantische Abbildungsfunktion ist transitiv, sodass gilt, wenn $A \rightarrow B \wedge B \rightarrow C$, dann auch $A \rightarrow C$. Die entsprechenden Muster auf der Retina wären hier ein natürliches Zeichen dafür, dass der Winter bevorsteht. Nun geht Millikan davon aus, dass Organismen in vielen Fällen dazu in der Lage sind, unmittelbar *distale Bedeutungen* (C ist eine *distale* Bedeutung von A , sofern sie über B vermittelt ist) natürlicher Zeichen zu erkennen, ohne sich dabei der zwischenliegenden Zeichenbeziehungen als solcher bewusst zu sein. (Etwa eine Person, in deren Wirklichkeit dieser Umstand besonders signifikant ist, im Gänsekot unmittelbar den Winter bevorstehen sieht.)

Moreover, since there is always a semantic mapping function that goes directly from a sign of a sign to the more distal affair signified, it is often possible to recognize distal signifieds without recognizing all or any of the signs on the route. We recognize colors and shapes, not patterns on the retina. [...] It is well known, for example, that infants are able to recognize Mama, doing so, of course, only on account of her having quite definite perceptible properties that signify her locally, but that they do this years before they have concepts of any properties at all. (Ebd.)

Was Millikan in diesem Absatz hervorhebt, ist ein Vermögen (zumindest des menschlichen Bewusstseins), das in unserem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit verdient. Offenbar sind Menschen – wie auch manche anderen Tiere – dazu in der Lage, durch ein Zeichen distal Bedeutetes in der von Millikan beschriebenen Weise unmittelbar und ohne Vergegenwärtigung der Zwischenschritte aufzufassen. Statt also bewusst und in Gedanken die Einzelschritte der semantischen Abbildungsfunktion nachzuvollziehen, sind wahrnehmende Subjekte dazu in der Lage, distale Bedeutungen unmittelbar zu erfassen. So etwa, wenn wir sofort an der Jacke am Kleiderhaken die Anwesenheit der Mitbewohner:in sehen, wenn wir in der Art und Weise, wie das Auto geparkt ist, direkt sehen, dass der Bruder und nicht die Schwester damit gefahren ist oder im Staubsaugen einen Vorwurf hören. Aber eben auch, wenn wir den Geldschein unmittelbar als Möglichkeit sehen, damit zu bezahlen.

Eine solche Theorie lokal wiederkehrender Zeichen bietet sich insbesondere für die Explikation der Struktur und der Genese von GOOs an, sofern in der Umgebung eines Organismus bestehende Regularitäten es ihm *qua* Habitualisierung ermöglichen, in der eben beschriebenen Weise distal bedeutete, naheliegende Möglichkeiten in seiner Wahrnehmung unmittelbar vorwegzunehmen bzw. zu erfassen. Ein hinreichend enkulturalisiertes Subjekt sieht ein bestimmtes Objekt (einen Stuhl, einen Geldschein, einen ausgestreckten Mittelfinger usw.) und erfasst in seiner Wahrnehmung unmittelbar die durch ihn indizierten, naheliegenden Möglichkeiten.

4.9 Eine Gebrauchstheorie der Bedeutsamkeit (Musil)

»Zur Wahrnehmung, gedanklichen Erfassung, überhaupt schon zur Einstellung der Aufmerksamkeit bedarf es mobiler Dispositionen, Assoziationen, des Gefühls der Interessebetonung usw. [...] Zu jeder Rezeptivität ist Spontanität erforderlich.«

(Musil 1983b, 1166)

»The fact that men differ in the meaning which things have for them is a truism. Men of different training, interests, and convictions do not, as we say, see the same world.«

(Gibson 1950, 205)

Für die hier vertretene Theorie der Bedeutsamkeit Pate stehen jedoch Überlegungen, die sich nicht im Zusammenhang eines sich selbst explizit als ›philosophisch‹ markierenden Ansatzes, sondern in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* finden, in welchem zumindest die Skizze einer solchen Theorie umrissen wird. Musil entwirft eine solche Theorie am Beispiel der alltäglichen Wahrnehmung von Kleidungsstücken. Wie bei Searles regelbasierte Konzeption der Bedeutsamkeit findet sich auch bei Musil die Idee, dass die Bedeutsamkeiten, welche Objekte der menschlichen Wirklichkeit besitzen, über diejenigen Merkmale hinausgehen können, welche Objekte bloß aufgrund ihrer rein physischen Verfassung zugeschrieben werden können. Anders als bei Searle ist es bei Musil jedoch nicht eine Struktur *konstitutiver Regeln*, welche die Bedeutsamkeit der Objekte der menschlichen Wirklichkeit ontologisch fundiert, sondern die gewöhnliche Wahrnehmung im Verbund mit kulturellen Gepflogenheiten, durch welche sie kalibriert ist. Ein signifikanter Anteil der unmittelbar wahrgenommenen Bedeutsamkeit der Objekte der Wahrnehmung erwächst, so lässt sich die entsprechende Passage bei Musil interpretieren, aufgrund von Habitualisierungen aus der Art und Weise, wie diese Objekte in einem bestimmbareren Kontext hinreichend zuverlässig gebraucht werden sowie aus den Kontiguitäten, in denen sie regelmäßig auftreten. Musil skizziert dabei – so die These, die im folgenden Abschnitt plausibilisiert werden soll – eine an Wittgensteins Gebrauchstheorie der Bedeutung von Wörtern erinnernde *Gebrauchstheorie der Bedeutsamkeit gegebenheitsontologischer Objekte*. Nicht nur aus Gründen ihrer stilistischen Prägnanz sei die entsprechende Passage hier zunächst am Stück zitiert:

Kleider, aus dem Fluidum der Gegenwart herausgehoben und in ihrem ungeheuerlichen Dasein auf einer menschlichen Gestalt *als Form an sich betrachtet*, sind seltsame Röhren und Wucherungen, würdig der Gesellschaft eines Nasenpfeils und durch die Lippen gezogenen Rings; aber wie hinreißend werden sie, *wenn man sie samt den Eigenschaften sieht, die sie ihrem Besitzer leihen!* Dann geschieht nicht weniger, als wenn in einen krausen Linienzug auf einem Stück Papier der Sinn eines großen Worts hineinfährt. Man stelle sich vor, die unsichtbare Güte und Auserlesenheit eines Menschen tauche plötzlich als ein dottrig goldener, vollmondgroß schwebender Heiligenschein hinter seinem Scheitelwirbel auf, wie es auf frommen, alten Bildern zu sehen ist, während er am Korso spazierengeht oder bei einem Tee soeben Sandwiches auf seinen Teller legt: es wäre ohne Zweifel eines der ungeheuersten und erschütterndsten Erlebnisse; und *solche Kraft, das Unsichtbare, ja sogar das gar nicht Vorhandene sichtbar zu machen*, beweist ein gut gemachtes Kleidungsstück alle Tage!

Solche Gegenstände gleichen Schuldnern, die den Wert, den wir ihnen leihen, mit phantastischen Zinsen zurückzahlen, und eigentlich gibt es nichts als Schuldnerdinge. [...] Sie alle dienen, indem sie uns das Vermögen leihen, das wir ihnen borgen, dem Zweck, die Welt in ein Licht zu stellen, dessen Schein von uns ausgeht, und im Grunde ist nichts anderes als dies die Aufgabe, für die jeder sein besonderes System hat. Mit großer und mannigfaltiger Kunst erzeugen wir eine Verblendung, mit deren Hilfe wir es zuwege bringen, neben den ungeheuerlichsten Dingen zu leben und dabei völlig ruhig zu bleiben, weil wir diese ausgefrorenen Grimassen des Weltalls als einen Tisch oder einen Stuhl, ein Schreien oder einen ausgestreckten Arm, eine Geschwindigkeit oder ein gebratenes Huhn erkennen. Wir sind imstande, zwischen einem offenen Himmelsabgrund über unserem Kopf und einem leicht zugedeckten Himmelsabgrund unter den Füßen, uns auf der Erde so ungestört zu fühlen wie in einem geschlossenen Zimmer. Wir wissen, daß sich das Leben ebenso in die unmenschlichen Weiten des Raums wie in die unmenschlichen Engen der Atomwelt verliert, aber dazwischen *behandeln wir eine Schicht von Gebilden als die Dinge der Welt*, ohne uns im geringsten davon anfechten zu lassen, daß das bloß die Bevorzugung der Eindrücke bedeutet, die wir aus einer gewissen mittleren Entfernung empfangen. (1987a, 526f. [Meine Herv.])

Musil unterscheidet hier also zunächst zwei verschiedene Perspektiven, die wir gegenüber Kleidungsstücken (als typischen Objekten der menschlichen Wirklichkeit) einnehmen können: Einerseits der Perspektive der alltäglichen Wahrnehmung, dem »Fluidum der Gegenwart«, in welchem Kleider ihre »hinreißende« Wirkung entfalten und ihren Besitzer:innen Eigenschaften verleihen, welche sie außerhalb dieses Fluidums der gewöhnlichen Wahrnehmung nicht besäßen. Von dieser unterscheidet er andererseits eine verfremdende Perspektive, in welcher die Kleidungsstücke nicht mit den pragmatisch involvierten und enkulturalisierten Augen des Alltags, sondern versachlichend als »Formen an sich« betrachtet werden. In unserer alltäglichen Lebenswirklich-

keit nun entfaltet Kleidung Musils Beschreibung zufolge eine Wirkung, die einer von den Menschen selbst ausgehenden »Verblendung« gleichkommt. Diese Verblendung (ver)leihe den Trägern von Kleidung Eigenschaften, welche sie ohne diese nicht besäßen – man denke hier etwa an Eleganz, Seriosität, Femininität/Maskulinität, Lässigkeit usw. Betrachten wir demgegenüber – anders, als wir dies gewöhnlich tun – Kleidungsstücke alltagsontologisch-versachlichend als »Form an sich«, so erscheinen sie bloß als »seltsame Röhren und Wucherungen«, verlieren also – um hier noch einmal Habermas (2011, 82) zu zitieren – diejenigen »Qualitäten, die [ihnen] aus sonstigen Umgangserfahrungen [...] ›projektiv‹ anhängen«.

Einige der Eigenschaften, welche Kleidungsstücke in der alltäglichen Wahrnehmung besitzen, beruhen dabei nicht einfach auf intrinsischen Eigenschaften und Merkmalen der physischen Objekte an sich, als welche man sie in alltagsontologischer Perspektive auffassen kann. So zumindest interpretiere ich die Formulierung, dass Kleidungsstücke »sogar das gar nicht Vorhandene sichtbar« machen könnten. Bezüglich dieser Formulierung könnte sich – sofern es dabei um Kleidung geht – zunächst nahelegen, dass Musil hier im Sinne eines »Kleider machen Leute« auf die möglichen Täuschungen des sozialen Eindrucks abzielt, die mithilfe von Kleidung realisiert werden können. Die Verallgemeinerung im nächsten Absatz spricht allerdings dafür, dass dies hier gerade nicht gemeint, die Formulierung vielmehr so zu lesen ist, dass Kleidungsstücke (gegebenheitsontologisch) Merkmale zur Erscheinung bringen, denen (existenzontologisch) nichts Vorhandenes entspricht. Manche ihrer konstitutiven Eigenschaften besitzen Kleidungsstücke, sofern sie von Menschen unmittelbar in der beschriebenen Weise wahrgenommen werden, auch wenn ihnen auf der existenzontologischen Gegenstandsseite nichts entspricht. Musil betont also an dieser Stelle, was oben als das epistemisch-ontologische Eigenrecht menschlicher Wirklichkeiten gegenüber der wahrnehmungsunabhängigen Realität bezeichnet wurde.

Das am Beispiel der Kleidung entfaltete Phänomen überträgt Musil nun, in »einer virtuoson essayistischen Universalisierung« (Blaschke 2004, 334), auf die Dinge der menschlichen Welt im Allgemeinen, wenn er bemerkt »und eigentlich gibt es nichts als Schuldnerdinge«. Bernd Blaschke (ebd.) spricht in diesem Zusammenhang von einer von Musil entworfenen »Kredit-Ontologie«. Inka Mülder-Bach (2013, 327) indes spricht davon, dass Musil im zitierten Absatz den »Zauber [...] als generelles Produktionsprinzip von Wirklichkeit« reflektiere. Zwar gebraucht Musil in der Tat diese Metaphern, er versucht mit ihnen aber, wie ich behaupten will, etwas sehr Handfestes – sofern man

in Bezug auf die wirklichkeitskonstitutive Funktion der Imagination von etwas Handfestem sprechen kann – zu explizieren: Die Tatsache nämlich, dass – wie wir bereits gesehen haben – die von Menschen geteilte Wirklichkeit sowie die Objekte, die sie ausmachen, *konstitutiv imaginative Mitgegenwärtigungen* umfassen, ohne die sie nicht wären, was sie für uns wirklich sind. Um Kleidungsstücke mitsamt den Eigenschaften zu sehen, die sie ihren Besitzer:innen (innerhalb bestimmter kultureller Kontexte) wirklich leihen, um Wörter in den Bedeutungen zu hören, die sie in ihrem Gebrauch (innerhalb bestimmter Gemeinschaften) wirklich besitzen, müssen Menschen mit ihnen und ihrer gewöhnlichen Verwendung, den Regularitäten, welche mit ihnen als lokal wiederkehrenden Zeichen verknüpft sind, erst hinreichend vertraut sein, um entsprechende Mitgegenwärtigungsprofile situativ unmittelbar zu appäsentieren. *Als was* ein Objekt der menschlichen Wirklichkeit wahrgenommen wird, ist nicht so sehr eine Frage dessen, wie es als *Form an sich* betrachtet verfasst sein mag, sondern eine Frage dessen, *als was* und *wie* es von den Subjekten gewöhnlich gebraucht wird, in welchen Kontiguitäten und Zusammenhängen es für gewöhnlich in der Umgebung eines Subjekts in Erscheinung tritt.

In der zitierten Passage finden sich bezüglich der Entstehung intersubjektiv geteilter Bedeutsamkeiten allerdings nur Andeutungen. Insbesondere zwei Hinweise lassen allerdings vermuten, dass dem von Musil skizzierten Ansatz bezüglich der synchronen Divergenz und dem diachronen Wandel solcher Bedeutsamkeiten eine ähnliche Vorstellung zugrunde liegt wie sie hier vertreten wird: Einerseits ist der auf den ersten Blick möglicherweise exotistisch anmutende Verweis auf den Nasenpfeil und den durch die Lippen gezogenen Ring als ein Hinweis auf den Umstand zu lesen, dass es einer gewissen Sozialisation und Enkulturalisierung, einer gewissen Vertrautheit mit der Art und Weise bedarf, wie die entsprechenden Objekte in einem bestimmten ›kulturellen‹ Kontext regelmäßig oder gewöhnlich verwendet und wahrgenommen werden, welche Eigenschaften ihnen kollektiv *geliehen* werden, um sie unmittelbar in der beschriebenen Weise wahrzunehmen. Als ›Form an sich‹ betrachtet erscheinen die vertrauten Kleidungsstücke dem Beobachter daher ebenso merkwürdig oder rätselhaft wie einer Person, die nicht hinreichend mit dem entsprechenden kulturellen Kontext vertraut ist, ein Nasenpfeil oder ein durch die Lippen gezogener Ring. Man bedarf, um hier noch einmal Sapir (2002, 121 [m.Ü.]) zu zitieren, eines ›behavioralen Verhältnisses zu einem Ding‹, um ihm den ›präsentationalen Wert‹ zu verleihen, der es zu einem ›Element der Kultur‹ macht.

Andererseits scheint die Bemerkung, dass jeder »sein besonderes System« habe, um »die Welt in ein Licht zu stellen, dessen Schein von uns ausgeht«, auf die Vorstellung hinzudeuten, dass es individuelle Divergenzen und Varianzen in Bezug auf die Art und Weise gibt, wie die einzelnen Subjekte in ihrer Wahrnehmung jene »Schicht von Gebilden als die Dinge der Welt« erzeugen. Um Musils Metapher von der Verschuldung der Dinge bei den Menschen aufzugreifen, scheint damit die Vorstellung zumindest nahegelegt, dass Subjekte den Dingen ihrer jeweiligen Wirklichkeit mitunter verschiedene oder voneinander abweichende Mitgegenwärtigungsvermögen borgen. Man kann sich etwa vorstellen, dass verschiedene Subjekte divergierende atmosphärische Valenzen und Merkmale mit einer bestimmten Kleidungsmarke verbinden. Die Marke besäße somit keine ›objektive‹ oder intersubjektiv verbindliche Bedeutsamkeit innerhalb einer von allen Subjekten homogen geteilten Wirklichkeit, sondern je verschiedene Bedeutsamkeiten in verschiedenen menschlichen Wirklichkeiten. Dennoch wäre wohl damit zu rechnen, dass die Bedeutsamkeitsvermögen, die dieser Marke von verschiedenen Subjekten geliehen werden, nicht einfach willkürlich und völlig idiosynkratisch divergieren, sondern sich um gewisse Gravitationspole herum organisieren. Man kann sich diese Dynamiken der Genese und Verschiebung wahrgenommener Bedeutsamkeitswerte, wo wir schon bei ökonomischen Metaphern sind, am Modell der Preisbildung über Angebot und Nachfrage vorstellen, wobei allerdings stets parallel verschiedene Bedeutsamkeitswerte eingepreist werden: In einer bestimmten Sektion der Gesellschaft mag eine Marke eher als ›cool‹ wahrgenommen werden, in einer anderen eher als ›trash‹, in wiederum einer anderen als ›understatement‹, in einer wieder anderen als ›elegant‹, wobei mit einer gegenläufigen Dynamik von Stabilisierung und Wandel durch soziale Interaktion und Adaption zu rechnen wäre. Der konkrete imaginäre Wert, den ein Ding dann je situativ für verschiedene Subjekte besäße, würde sich so aus der intersubjektiven Dynamik der verschiedenen Mitgegenwärtigungsvermögen ergeben, die Subjekte ihnen jeweils individuell und situativ leihen. Man kann sich etwa vorstellen, dass eine Jugendliche mit einem bestimmten Outfit stolz ihr Zuhause verlässt, um draußen auf eine Gruppe Anderer zu treffen, die in ihren Augen stilistische Beurteilungshoheit besitzen und sich über dieses Outfit amüsieren. Eine solche Erfahrung wiederum kann zu entsprechenden Übertragungseffekten in Bezug auf die Wahrnehmung des Outfits durch die Jugendliche selbst führen, die etwa in der Folge das Outfit nicht mehr anrührt, es als ›peinlich‹ empfindet. Der Bedeutsamkeitswert bestimmter ›Formen‹ erscheint in einer solchen Perspektive also nicht durch konstitutive Regeln

innerhalb einer Gesellschaft intersubjektiv-verbindlich fixiert, vielmehr entschiede sich ihr faktischer Wert je situativ aus der Dynamik der individuell verschieden verliehenen, imaginären Vermögen. Gleichzeitig ist, wie bereits angedeutet, zugleich durchaus mit relativen Stabilisierungen gewisser Bedeutsamkeiten in bestimmten sozialen Kreisen zu rechnen, wobei zwischen verschieden dynamischen oder rigiden Formen sozialer Praxis zu unterscheiden wäre. Die Bedeutsamkeit eines kulturellen Dings ergäbe sich einer solchen Position zufolge also aus seinem Gebrauch in einer Gemeinschaft. Wir kommen im nächsten Kapitel (5.3) auf eine solche Theorie der Bedeutsamkeit kultureller Meme in menschlichen Wirklichkeiten zurück, die insbesondere auch die Diversität und den Wandel geteilter wie ungeteilter menschlicher Wirklichkeiten erklären helfen soll.

Musil legt somit in der zitierten Passage zumindest die Skizze einer *Gebrauchstheorie der Bedeutsamkeit* der Objekte der menschlichen Wirklichkeit vor, welche von einer Unterscheidung der Formen an sich (d.h. den Objekten, wie sie in einer alltagsontologisch-versachlichenden Einstellung erscheinen) und den bedeutsamen Dingen, wie sie in der alltäglichen Wahrnehmung eines mit den betroffenen Objekten vertrauten Subjekts erscheinen, ausgeht. Die Differenz zwischen der Wahrnehmung eines Objekts als Form an sich und seiner Wahrnehmung als bedeutsames Objekt beruht dabei auf dem Umstand, dass man sich an dessen gewöhnlichen Gebrauch, die gewöhnliche Weise seiner Verwendung und Auffassung hinreichend gewöhnt und so das imaginäre Vermögen, welches ihm gewöhnlich geliehen wird, selbst perzeptiv unmittelbar zu leihen gelernt hat. So haben für mit den entsprechenden kulturellen Kontexten vertraute Individuen beispielsweise lange Haare und Röcke oder auch bestimmte Arten und Weisen, die Hände zu bewegen, *etwas* ›Weibliches‹, bestimmte Arten von Blumensträußen *etwas* ›Hochzeitliches‹, bestimmte Dialekte *etwas* ›Verkniffenes‹ oder ›Einfältiges‹, manche Kleidungsstücke *etwas* besonders ›Modisches‹, bestimmte Farben die Bedeutung von ›Liebe‹ oder ›Trauer‹ usw. Solange man mit den entsprechenden Kontexten nicht hinreichend vertraut ist, sieht und empfindet man etwa eine Goa-Hose – sofern diese heute überhaupt noch in dieser Weise getragen werden – nicht so, wie sie von denen gesehen wird, die sie alltäglich tragen und getragen sehen. »But we must remember that what is obvious and familiar, and what is not, is, at least to a large extent, a matter of training and experience and cultural background« (Strawson 1970, 50). Es erscheint somit als eine »Sache des Trainings, der Erfahrung und des kulturellen Hintergrunds«, kulturelle Formen unmittelbar

in ihrer durch entsprechende Gewohnheiten und Praktiken etablierten Bedeutsamkeit wahrzunehmen.

Insofern kann man in der durch Musil skizzierten Gebrauchstheorie der Bedeutsamkeit auch eine Vorwegnahme einer der Grundüberzeugungen des *symbolischen Interaktionismus* sehen: »Die Bedeutung eines Dinges für eine Person ergibt sich aus der Art und Weise, in der andere Personen ihr gegenüber in Bezug auf dieses Ding handeln« (Blumer 1980, 83). So wie Worte, Zeichenfolgen oder alltägliche Objekte durch Vertrautheit mit ihrem Gebrauch als mit besonderen Bedeutungen – wie Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* sagt – »geladen« oder »belebt« erlebt werden, werden etwa auch kulturelle Artefakte wie Kleidungsstücke, soziale Situationen, Mimik und Gestik oder verschiedene Arten, sich zu bewegen, von wahrnehmenden Subjekten, sofern sie mit den entsprechenden Gepflogenheiten hinreichend vertraut sind, unmittelbar als durch die entsprechenden Mitgegenwärtigungshorizonte konstituiert wahrgenommen.

Allerdings lässt sich die so skizzierte Position – wie wir später sehen werden – insofern kritisieren, als sie nahelegt, dass *alle* Dinge der menschlichen Welt, sofern sie Schuldnerdinge sind, ihre Bedeutsamkeiten erst von und durch menschliches Handeln und Wahrnehmen verliehen bekommen. Wie sich zeigen wird, ist dies in der Tat eher eine essayistische Übertreibung als eine haltbare These. Tatsächlich erweist sich ein signifikanter Anteil der Bedeutsamkeit von GOOs als von Regularitäten abhängig, die durch die physikalische, chemische usw. Verfassung der Realität als solcher zu erklären sind, nicht als eine durch menschliches Handeln und kollektive Akzeptanz hervorgerufene »Verblendung«.

Exkurs: Bedeutsamkeit als das Ergebnis kollektiver »make believe games« (Walton)

»Für einen Schachspieler oder jemanden, der sich ernsthaft in ein Rollenspiel vertieft, ist der fiktive Raum des Spiels etwas völlig Ernstzunehmendes, Reales, man kann sogar sagen, daß für ihn zumindest für die Dauer des Spiels nichts anderes mehr existiert.«

(Houellebecq 2005, 323)

Peter Strawson (1970, 46f.) hat dafür argumentiert, dass sich Wittgensteins Überlegungen zum Aspektwechsel so auslegen lassen, dass auch das kontinuierliche Sehen alltäglicher Objekte *als Objekte bestimmter Art* schon einen

Fall von Aspektsehen darstellt, an welchem seiner Auffassung nach die Imagination konstitutiv beteiligt ist (ein expliziter Hinweis auf den Zusammenhang von Phantasie und Aspektsehen findet sich bei Wittgenstein selbst in PU, 551). Der Unterschied zu Fällen des Aspektwechsels besteht bezüglich solcher Objekte darin, dass sie ihren Aspekt gewöhnlich nicht verändern, wobei »der bemerkenswerte Fall des *Aspektwechsels* für uns nur eine Eigenschaft (namentlich das Sehen-als) dramatisiert, die in Wahrnehmung im Allgemeinen enthalten ist« (Strawson 1970, 47 [m.Ü.]). Wie oben bereits zitiert, heißt es bezüglich solcher Fälle des kontinuierlichen Aspektsehens bei Wittgenstein:

Zu sagen »Ich sehe das jetzt als ...«, hätte für mich [in diesen Fällen, TP] so wenig Sinn gehabt, als beim Anblick von Messer und Gabel zu sagen: »Ich sehe das jetzt als Messer und Gabel.« [...] Man »hält« auch nicht, was man bei Tisch als Eßbesteck erkennt, für ein Eßbesteck [...]. (PU, 521)

Man »hält« das Essbesteck alltäglich nicht für Essbesteck, sofern man es alltäglich unmittelbar *als Essbesteck* sieht, wie man auch beispielsweise einen Rock im »Fluidum der Gegenwart« unmittelbar als einen Rock (mit spezifischer Bedeutsamkeit) und nicht als *Form an sich* sieht. Eine »Form«, die einem Beobachter »vertraut ist«, wird von diesem unmittelbar in ihrem jeweils vertrauten Aspekt wahrgenommen: Deshalb sieht einer »ein Lächeln, das er nicht als Lächeln erkennt, [...] anders, als der es versteht« – sofern derjenige, der es nicht als Lächeln erkennt, eben nicht *ein Lächeln* sieht (ebd., 527). Allerdings kann auch in Fällen unmittelbaren Bedeutsamkeitserlebens oder unmittelbaren Aspektsehens ein externer Beobachter von einem Als-Erleben des Wahrnehmenden sprechen: »Dennoch hätte ein Anderer von mir sagen können: »Er sieht die Figur als Bild-H.«« (Ebd., 521; vgl. zu diesem Aspekt auch Severin Schröder 2010, 355); wie man auch sagen kann, dass eine Person den von Musil genannten Nasenpfeil und durch die Lippen gezogenen Ring *nicht* als die Objekte sieht, als die sie jemand sieht, der hinreichend mit ihrer kulturellen Bedeutsamkeit und ihrem Gebrauch vertraut ist.

Dabei besitzen die Bedeutsamkeiten der Objekte – hierauf deutet Musils wiederholte Verwendung von Wir-Formulierungen wie »Solche Gegenstände gleichen Schuldner, die den Wert, den *wir* ihnen leihen...« hin – ein bestimmtes Maß an Objektivität, das sich in dem unmittelbaren und impliziten Vertrauen der Menschen auf ihre hinreichende kollektive Akzeptanz manifestiert. Lässt sich ein solches Vertrauen intersubjektiv interaktiv einlösen, so zahlen die Dinge den ihnen durch das Kollektiv der Individuen geliehenen Wert, »mit phantastischen Zinsen« zurück, sofern eben alle – oder zumindest hinreichend viele – Mitglieder einer Gemeinschaft den bezeichneten Dingen

in ihrem Handeln und Wahrnehmen denselben (oder zumindest einen hinreichend ähnlichen) Wert leihen. Exemplarisch ist dies in Bezug auf Geld selbst der Fall, gilt aber ebenso für Kleidungsstücke oder auch für Beleidigungsgesten, deren unüberlegter Einsatz bei manchen zartbesaiteten oder ehrbewussten Individuen mitunter zu drastischen Konsequenzen führen kann.

Die von Menschen unmittelbar in ihrer Bedeutsamkeit erfahrene Wirklichkeit scheint sich aus einer solchen Perspektive – in ihrem von den sozialen Gemeinschaften selbst abhängigen Anteil zumindest – als das Ergebnis eines kollektiven *Imaginations- oder »Sehen-als«-Spiels* [»make-believe games«] (Walton 1990). Solche »Sehen-als«-Spiele zeichnen sich Kendall Walton (ebd., 40) zufolge dadurch aus, dass für ihre Mitspieler:innen bestimmte Requisiten (»props«) bestimmte Imaginationen [»imaginings«] nach definierten Regeln vorschreiben.²² Ein »Sehen-als«-Spiel hat somit grundsätzlich die logische Form »X zählt als Y innerhalb des ›Sehen-als«-Spielkontextes K« (um auf Searles sozialontologische Konstitutionsformel »X zählt als Y in K« anzuspielden), wobei sich das *zählt als* durch Imaginations- und Verhaltensvorschriften explizieren lässt, die sowohl propositionale – *Ich stelle mir vor, dass der Stumpf ein Bär ist* – als auch nichtpropositionale Imaginationen – *Ich stelle mir den Bären (lebhaft) als Stumpf vor* – vorschreiben können. Ein lila Stück Papier *als Geldschein*, eine bestimmte Person *als Kaiser*, Menschen mit bestimmten, visuellen und körperlichen Merkmalen oder Präsentationsstilen *als Mann* oder *als Frau*, ein bestimmtes Geräusch *als bedeutsames Wort* aufzufassen, erscheint aus dieser Perspektive als das Ergebnis nichtpropositionaler Imaginationen innerhalb habitualisierter, kollektiver »Sehen-als«-Spiele. Hiermit wäre allerdings nicht gesagt, dass die von uns geteilten und erlebten Wirklichkeiten *Fiktionen* seien. Im Gegenteil: Dass der Ausruf »Hilfe!« in entsprechenden Kontexten *als Bitte um Beistand* gilt, dass bestimmte Papierstücke *als Währung* gelten, sind soziale Tatsachen mit gemeinschaftlicher Geltung, keine willkürlichen Fiktionen, selbst, wenn man sie als das Ergebnis kollektiver Sehen-als-Spiele beschreiben können sollte. Ebenso *gelten* bestimmte materielle Objekte nicht nur *als Hammer*, sondern sind auch rein physisch dazu in der Lage, die Funktionen, die einen Hammer auszeichnen, zu erfüllen. In alltagsontologischer

22 Ich habe oben Searle für die Vorstellung kritisiert, dass der gesellschaftlichen Wirklichkeit konstitutive Regeln zugrunde liegen. Im letzten Kapitel der Arbeit wird gezeigt, inwiefern dieser Ansatz von falschen Annahmen ausgeht, sofern den von Searle als konstitutiv bezeichneten Regeln nur *gemeinschaftliche Geltung* in einem zu spezifizierenden Sinne zukommt, die jedoch nicht in Searles Sinn *konstitutiv* ist.

Vereinfachung lässt sich sagen: Nicht die perzeptiv individuierbaren »Formen an sich«, sondern das *Als-was*, als welches sie innerhalb bestimmter kultureller Kontexte aufgefasst werden, ist in bestimmten Fällen das Ergebnis habitualisierter, kollektiver »Sehen-als«-Spiele.

Dass diese Interpretation – wenn auch nicht von ihm selbst in dieser Weise ausgeführt – durchaus im Sinne von Waltons Ansatz ist, lässt sich an der Art und Weise verdeutlichen, wie er sich das *implizite Erkennen eines Prinzips* (d.i. einer Regel) *des make-believe* vorstellt. Es bestehe kein Zweifel, so Walton (1990, 217), dass Stephen – Waltons fiktiver Charakter, der in einem Museum Van de Veldes *Het Strand van Scheveningen* betrachtet – von sich selbst glaube, von sich selbst imaginiere, »auf einen Strand zu sehen, auf Schiffe und einen Ozean, und so weiter«.

And there is good reason to suppose that he understands this imagining to be called for, prescribed, by his experience of looking at the painting. His act of imagination is not a deliberate or reflective one, but is triggered more or less automatically by his perception of the painting. He is simply disposed to think of himself as seeing ships, without deciding to do so, when he sees the painting. This is just the sort of disposition which suggests *implicit recognition of a principle of make-believe*. If a child who comes across first a small stump and later a large one, both of which are »bears« in his game, is disposed automatically to imagine that he came across first a small bear and then a larger one, it will probably be reasonable to regard him as recognizing, implicitly, a principle correlating the size of »fictional bears« with that of the corresponding stumps. (Ebd. [Meine Herv.])

Wie sollten wir nun, gehen wir davon aus, dass Waltons Beschreibung dieser Situation korrekt ist, diese Situation von einer Situation unterscheiden, in der eine Person die beiden metallischen Objekte vor ihr unmittelbar *als Messer und Gabel* oder das lila Stück Papier vor sich unmittelbar *als einen 500-Euro Schein* sieht? Findet nicht in beiden Fällen ein implizites Erkennen der als kollektiv verbindlich angesetzten Regeln eines Sehen-als-Spieles statt?

Die sich zunächst nahelegende Antwort könnte lauten: Im ersten Fall handelt es sich nicht um einen Fall von So-tun-als-ob, sondern um das Sehen von etwas als das, *was es tatsächlich auch ist* (vgl. hierzu insbesondere auch ebd., 101f.). Diese Unterscheidung ist – zumindest in einer bestimmten Auslegung – korrekt, ändert aber nichts an dem Umstand, dass man in beiden Fällen das entsprechende Als-Sehen und die mit ihm verbundenen Implikationen einerseits in einem Prozess der Habitualisierung oder Enkulturalisierung erst lernen muss und dessen Geltung sich andererseits auf einen bestimmaren Kontext beschränkt. So bedarf das unmittelbare Sehen des Kaisers *als Kaiser*, eines Geldscheins *als Geldschein*, – schenkt man der Gendertheorie glau-

ben – einer Person mit als ›weiblich‹ aufgefassten Körpermerkmalen *als Genderfrau* des Einsatzes von habitualisierter Imagination (vgl. zu diesem Aspekt auch Derrida 2015, 398f.). Der in der beschriebenen Weise auf kollektiven Projektionen beruhende Anteil der alltäglichen Wirklichkeit ließe sich in dieser Perspektive also als das ›autorisierteste‹ *Sehen-als-Spiel* beschreiben, das innerhalb einer Gesellschaft gespielt wird (vgl. zur Konzeption der *autorisierten Sehen-als-Spiele* Walton 1990, 51). In diesem Sinne merkt auch Walton (ebd., 101) selbst an, dass der fundamentale Unterschied »zwischen der realen Welt und fiktionalen Welten, sofern denn beide irgendwie von Menschen geschaffen sind«, in der Art und Weise besteht, *wie* wir sie schaffen. Der wesentliche Unterschied bestünde dabei darin, dass die kulturell geschaffene Welt kein Außen kennt, in Bezug auf das sie als ›Spiel‹ markiert sein könnte. Das äußerste Gesellschaftsspiel mag also zwar ebenfalls ein »Sehen-als«-Spiel sein, aber es ist ein ziemlich ernstes Spiel, sofern man für gewöhnlich nicht einfach damit aufhören kann, es mitzuspielen.

Statt von verschiedenen autorisierten »Sehen-als«-Spielen wird im Folgenden von der *gemeinschaftlichen Geltung* kultureller Meme und sozialer Praktiken die Rede sein, sofern auch Waltons Ansatz – ähnlich wie der Searles – die Vorstellung nahelegt, die Sehen-als-Spiele seien jeweils *durch fixe Regeln konstituiert*, womit sein Ansatz sich ebenfalls als strukturalistisch erweist. Wie wir sehen werden ist die gemeinschaftliche Geltung einer Regel demgegenüber als ein statistischer Sachverhalt zu explizieren, der primär die Verteilung bestimmter Begriffe von und ihnen korrelierender normativer Man-Erwartungen innerhalb bestimmter Gesellschaften betrifft.

4.10 Vorläufiges Fazit: Wirklichkeit UND Irrealität der neuen Kleider des Kaisers

›Eure Liebe zur ›Wirklichkeit‹ zum Beispiel – oh das ist eine alte, uralte ›Liebe! In jeder Empfindung, in jedem Sinnesindruck ist ein Stück dieser alten Liebe: und ebenso hat irgendeine Phantasterei, ein Vorurteil, eine Unvernunft, eine Unwissenheit, eine Furcht und was sonst noch alles! daran gearbeitet und gewebt. Da jener Berg! Da jene Wolke! Was ist denn daran ›wirklich‹? Zieht einmal das Phantasma und die ganze menschliche *Zutat* davon ab, ihr Nüchternen! Ja, wenn ihr *das* könntet! Wenn ihr eure Herkunft, Vergangenheit,

Vorschule vergessen könntet – eure gesamte Menschheit und Tierheit! [...] Was wäre das für ein Narr, der da meinte, es genüge, auf diesen Ursprung und diese Nebelhülle des Wahns hinzuweisen, um die als wesenhaft geltende Welt, die sogenannte ›Wirklichkeit‹, zu vernichten!«

(Nietzsche KSA 3, 77)

Die Diskussion um die angemessene Verortung der menschlichen Wirklichkeit innerhalb des wissenschaftlichen Bildes der Welt mag ein wenig an die Situation erinnern, die Hans Christian Andersen (1847, 37) im Märchen *Des Kaisers neue Kleider* schildert: Während die Verfechter des epistemisch-ontologischen Eigenrechts der menschlichen Wirklichkeit zu behaupten scheinen, dass diese aus dem »schönste[n] Zeug, das man sich denken könne« – aus Appräsentation, Assoziation, Bedeutsamkeit – gewoben sei, behaupten die Verfechter des metaphysischen Primats der Realität, dass die bedeutsame, menschliche Wirklichkeit in Wahrheit »ja nichts an« (ebd., 43) habe: Die nackten Realitäten, das sind eben die »ausgefrorenen Grimassen des Weltalls« (Musil), die nur aus der praktisch-involvierten Perspektive des Menschen als bedeutsame Objekte voller Dispositionen, Möglichkeiten, Vorwegnahmen und lebhafter Mitgegenwärtigungen erscheinen.

Die bisherigen Überlegungen erlauben es demgegenüber, weder menschliche Wirklichkeiten vorschnell zu naturalisieren, noch die naturwissenschaftlichen Existenzontologien vorschnell als bloße Vorhersageinstrumente und Substruktionen zu diskreditieren: Während einerseits in naturwissenschaftlichen Existenzontologien keine bedeutsamen, gegebenheitsontologischen Objekte vorkommen, sind die bedeutsamen Objekte, mit denen wir es in der Wirklichkeit zu tun haben, nicht in Wahrheit nur nackte, ausgefrorene Grimassen. Unsere Wirklichkeiten sind wirklich so, wie wir sie erleben, mögen wir sie uns auch ontologisch robuster und homogener wünschen, als sie *de facto* sind. Die gelegentlich von Phänomenolog:innen oder phänomenologieaffinen Autor:innen vorgebrachte Sorge, dass die Objekte der alltäglichen Wirklichkeit durch die naturwissenschaftlich-existenzontologische Beschreibung der Realität ihre Bedeutsamkeit verlieren könnten, die Sorge vor einem »Szi-entismus ohne Lebenswelt« (Hogrebe), einer »entweltlichten Welt« (Heidegger) oder einer entwirklichten Wirklichkeit erweist sich damit als unbegründet. Die naturwissenschaftlichen Erklärungen und Beschreibung der Realität rauben nicht der von uns erlebten Wirklichkeit ihre Qualitäten und Bedeutsamkeit, sie haben mit der Wirklichkeit, wie sie uns in unserem Erleben gegeben ist, allenfalls indirekt etwas zu tun, sofern sich bewährend Gegebenes

fallible Schlüsse auf reale Sachverhalte erlaubt.²³ Wirklichkeit kann nicht auf Realität reduziert werden, beide Bereiche sind vielmehr disjunkt.

Dies würde selbst dann gelten, wenn es naturwissenschaftlichen Ansätzen irgendwann gelingen sollte, etwa aus neurowissenschaftlicher Perspektive einen überzeugenden Erklärungsvorschlag dafür vorzubringen, »was wir mit ›Bedeutung‹ meinen« [»what we mean by ›meaning‹] (Brassier 2007, 17. [m.Ü.]). Selbst eine adäquate Beschreibung etwa neurophysiologischer Prozesse, welche der Gegebenheit von Wirklichkeit oder der Gegebenheit konkreter bedeutsamer Objekte korrelieren würde, würde – sollte sie möglich sein – keinerlei Hinweis auf eine solche Gegebenheit selbst beinhalten, sie wäre also nicht mit den Gegebenheiten selbst zu identifizieren. Und sie würde (als Beschreibung realer Prozesse) – bis auf den Umstand, selbst eine *Beschreibung* zu sein – auch keinerlei Hinweis auf irgendwelche Gegebenheit beinhalten.

Daher stünden wir auch, wenn es uns irgendwann gelingen sollte, nach dem Modell solcher Prozesse ›künstliche Intelligenzen‹ zu schaffen, vor der ganz konkreten – und nicht abschließend zu beantwortenden Frage – ob diese nun ›Bewusstsein‹ besitzen oder nicht, ob ihnen überhaupt ›etwas gegeben‹ ist oder *nicht vielmehr nichts*. Die These vom epistemisch-ontologischen Eigenrecht menschlicher Wirklichkeiten impliziert also nicht, dass grundsätzlich ausgeschlossen werden könnte, dass die der Gegebenheit von Wirklichkeit möglicherweise korrelierenden existenzontologischen Vorgänge und Prozesse nicht naturwissenschaftlich beschrieben und erklärt werden könnten. Solche Beschreibungen realer Vorgänge wären nur schlicht keine Beschreibungen menschlicher Wirklichkeiten.

Die Wirklichkeit ist und bleibt also lebendig, bunt und bedeutsam, ganz gleich, wie weit die naturwissenschaftliche Erforschung der wahrnehmungsunabhängigen Realität noch fortschreitet. In diesem Sinne bestand nie eine Bedrohung unserer Wirklichkeit durch ein ›Weltbild der Physik‹ oder ein ›Weltbild der Neurowissenschaften‹. Der Anschein einer solchen Bedrohung ent-

23 Bei Peter Sloterdijk findet sich dieser Gedanke wie folgt formuliert: »Noch nie haben die Menschen unmittelbar zur sogenannten Natur gelebt, und erst recht haben ihre Kulturen niemals den Boden dessen betreten, was man die nackten Tatsachen nennt« (1998, 46). »Denn was auch immer als Inneres sich behauptet, es wird doch mit stetig zunehmender Evidenz als das Innere eines Außen bloßgestellt.« (Ebd., 76). Dabei kann das ›Innere‹ grob mit Wirklichkeit, das ›Außen‹ grob mit Realität im hier intendierten Sinn identifiziert werden, wobei die Wirklichkeiten »in ihren konstitutiven Delirien [...] freilich auch irgendwo an der Erdoberfläche aufgestützt« seien (ebd., 84).

steht vielmehr nur dann, wenn man dem Naturalisierungsfehlschluss aufliegt und das Projekt der Naturwissenschaften mit der Explikation und Erklärung der menschlichen Wirklichkeit gleichsetzt, sofern man also Wirklichkeit und Realität miteinander identifiziert. Um auf Andersens Märchen zurückzukommen: Wenn Menschen heute – mit naturwissenschaftlichen Beschreibungen der wahrnehmungsunabhängigen Realität im Kopf – auf die menschliche Wirklichkeit zeigen um zu sagen »Aber sie hat ja nichts an!« sitzen sie einer Fehlidentifikation der menschlichen Wirklichkeit mit der wahrnehmungsunabhängigen Realität auf, sie begehen einen Naturalisierungsfehlschluss. Die menschliche Wirklichkeit ist nicht in Wahrheit nackt, sie trägt vielmehr das Kleid der Bedeutsamkeit, dessen verschlungene Falten uns im Alltag faszinieren, langweilen, betreffen, verletzen, kalt lassen, oder zur Erforschung von Wirklichkeit und Realität motivieren.²⁴

Gleichzeitig ist zuzugestehen, dass Bedeutsamkeit kein reales Phänomen ist. Reale Objekte als solche besitzen keine Bedeutsamkeit, wie die Schallwellen, welche verursachen, dass menschliche Subjekte verstehbare Sätze hören, *an sich* keine Bedeutung besitzen. In diesem Sinne schließen sich die vorliegenden Überlegungen der bereits eingangs zitierten Überzeugung Wilhelm Diltheys an, dass die (existenzontologische) »Rückwand der Kulissen« für gegebenheitsontologische »Bühne des Lebens« einerlei seien:

Die Bedeutung des Lebens liegt eben in dem Zusammenhang, der in die innere Wahrnehmung fällt. Dies ist die Bühne, und hier sind Ort, Umgebung und Personen, unter welchen das Drama des Lebens sich abspielt. Unser Interesse ist verhältnismäßig gering, Holz und Leinwand und Lampen zu sehen, welche die Rückwand der Kulissen bilden. (2005, 102)

Mag also Bedeutsamkeit existenzontologisch unreal sein; gegebenheitsontologisch ist sie gerade *nicht nichts*, sondern der Stoff, aus dem die menschlichen Wirklichkeiten sind.

24 Eine gegenläufige Position vertritt Ray Brassier (2007, 17 [m.Ü.]), der Ansätze, die davon ausgehen, dass in den »Phänomenen, welche unter der Überschrift »Bedeutung« zusammengefasst werden« der »Schlüssel zum Verständnis dessen liegt, was uns »menschlich« macht«, gerade kritisiert. Allerdings geht Brassier seinerseits davon aus, dass die ernstzunehmende Möglichkeit einer existenzontologischen Erklärung des manifesten Bildes der Welt mitsamt seiner Bedeutsamkeit diesem gerade sein epistemisch-ontologisches Eigenrecht streitig macht. Zudem konzeptualisiert er das manifeste Bild der Welt in Anlehnung an Sellars als ein letztlich propositionales Überzeugungssystem, so dass es in der hier verwendeten Terminologie als »Alltagsontologie« erscheinen muss. Die »Wirklichkeit« im hier angezielten Sinne wird von Brassier somit gerade übergangen.

5. Geteilte und ungeteilte Wirklichkeiten

»Der Sommer kommt. Der Morgen geht vor einem auf. Der neue Tag. Die Autos rauschen vor einem vorbei. Man will los, los, los. Starten, Radeln, Fahren. – Und der andere Mensch, der direkt neben einem auf der Straße steht, ist *komplett anders unterwegs*.«

(Goetz 2012, 12:44-13:00)

Das vorliegende Kapitel trägt die Überlegungen aus den vorhergehenden Kapiteln zusammen, um die Frage zu klären, ob und inwiefern Menschen in geteilten oder ungeteilten Wirklichkeiten leben. Dazu wird im ersten Unterkapitel erläutert, was genau unter dem individuellen *Hintergrund* eines Subjekts zu verstehen ist, der jeweils die Struktur von dessen Wirklichkeit vorzeichnet, wobei auch die Sorge vor einem Relativismus der vielen Wirklichkeiten noch einmal adressiert wird. Im zweiten Unterkapitel geht es dann um die Frage, inwiefern Menschen ihre verschiedenen Wirklichkeiten gegenseitig zu verstehen vermögen. Das dritte Unterkapitel schließlich zeigt, inwiefern wir analytisch zwischen einem universalen *Kern menschlicher Wirklichkeiten*, der als von allen menschlichen Subjekten geteilt unterstellt werden kann, und *lokalen Wirklichkeitshüllen* unterscheiden können, welche sich um diesen Kern herum je lokal dynamisch zugleich etablieren, diversifizieren und wandeln. Hierbei wird auch die angedeutete ›poststrukturalistische‹ Gebrauchstheorie der Bedeutsamkeit als Alternative zu ›strukturalistischen‹ Konzeptionen der sozialen Wirklichkeit entwickelt.

5.1 Hintergründe

Wie bereits angedeutet wird das individuelle Ensemble der Begriffe von eines Subjekts hier auch als dessen *Hintergrund* bezeichnet (wie man auch in der Alltagssprache von dem ›sozialen‹, ›kulturellen‹ oder ›theoretischen‹ Hintergrund einer Person spricht, um Eigenheiten ihres Verhaltens oder ihrer Auffassungs- und Apperzeptionsneigungen zu erklären oder anzuzeigen). Ein solcher Hintergrund zeichnet einem Subjekt seine Wirklichkeit vor, sofern die verschiedenen Begriffe von es zu bestimmten Wahrnehmungen disponieren, die sich je nach wahrgenommener Objektklasse durch spezifisch verschiedene Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmepprofile auszeichnen. In dieser Verwendungsweise stammt der Begriff von Searle (1994; 1998; 2011; 2012), der selbst als Vorläufer seiner Konzeption des Hintergrunds Wittgensteins Spätwerk, Bourdieus Konzeption des »Habitus«, sowie die Werke Humes und Nietzsches nennt, wobei letzterer Searle (2011, 141) zufolge »am meisten« von der »radikale[n] Kontingenz [des Hintergrunds, TP] beeindruckt« gewesen sei. Mit »Schrecken« habe Nietzsche gesehen, »daß der Hintergrund keineswegs so sein muß, wie er ist« (ebd.).

Pierre Bourdieu (2015, 101), dessen Theorie des Habitus unter den genannten wohl der prägnanteste Vorläufer ist, bestimmt den Habitus als ein Ensemble von »Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata«, welches für »die aktive Präsenz früherer Erfahrungen« im aktuellen Wahrnehmen und Handeln eines Subjekts Sorge. Dabei leiste der Habitus eines Subjekts neben der Vermittlung des unmittelbar Wahrgenommenen auch eine unmittelbare »Einschätzung der Handlungsmöglichkeiten« eines Subjekts (Bourdieu 2009, 166). Verschiedene individuelle Ausprägungen des Habitus erscheinen somit als »Systeme dauerhafter *Dispositionen*«, die dazu geeignet seien, »als Erzeugungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen« zu wirken, »die objektiv ihrem Zweck angepaßt sein können, ohne das bewußte Anvisieren der Ziele und Zwecke und die explizite Beherrschung der zu ihrem Erreichen notwendigen Operationen vorauszusetzen« (ebd., 165). Dies wiederum setze »die Umwandlung der vergangenen Wirkung in eine vorweggenommene Zukunft voraus«, Prozesse der Habitualisierung also, wobei die vorweggenommene Zukunft dem Subjekt in seiner Wahrnehmung verdinglicht als ein »Feld unmittelbar im Gegenwärtigen eingeschriebener objektiver Möglichkeiten« entgegentrete (ebd., 166; vgl. zu dieser Thematik bei Husserl auch Ferencz-Flatz 2011, 122).

Searle (2012, 268) seinerseits verweist zur Veranschaulichung der durch divergierende Hintergründe bedingten Differenzen etwa auf »enorme kulturbedingte Unterschiede hinsichtlich der Frage, was als zivilisierte Form des Meinungsstreits gilt«, was »angemessene Gesprächsthemen« sind, wie »schickliches Flirtverhalten« aussieht, welche »sozialen Beziehungen mit Freunden, Kollegen und Familienmitgliedern« statthaft sind. »Schon der Begriff dessen, was eigentlich einen Freund, einen Kollegen oder ein Familienmitglied ausmacht, ist in hohem Maße vom Hintergrund geprägt« (ebd.). Die Metapher des Hintergrundes legt sich dabei insofern nahe, als die Begriffe-von im epistemischen Rücken der Subjekte fungieren, ohne dass diese selbst sich ihres jeweiligen Hintergrunds bewusst sein müssten. Dabei definiert Searle (2011, 139) den Hintergrund als einen »Komplex nichtintentionaler oder vorintentionaler Fähigkeiten [...], die intentionale Funktionszustände ermöglichen«. Die Hintergrundfähigkeiten werden ihm zufolge dabei durch neurophysiologische Strukturen realisiert, die in den Akteuren auf kausalem Wege intentionale Zustände hervorrufen. Diese nichtintentionalen oder vorintentionalen Fähigkeiten entsprechen im vorliegenden Ansatz den Begriffen-von, sofern diese sowohl der direkten Wahrnehmung als auch den mit dieser verknüpften Handlungsimpulsen und -vorzeichnung konstitutiv zugrunde liegen.

Im Einzelnen unterscheidet Searle dabei eine Reihe verschiedener Funktionen, die der Hintergrund erfülle.¹ Die erste dieser von ihm genannten Funktionen besteht darin, »sprachliche Deutungen« zu ermöglichen, die sich nicht schon aus dem semantischen Gehalt sprachlicher Äußerungen als solcher ergeben würden. Searle verdeutlicht diese Leistung am Verständnis von Wörtern wie »wachsen« oder »schneiden«, die in Sätzen wie »Die amerikanische Wirtschaft wächst« und »Mein Sohn wächst« jeweils »andere Wahrheitsbedingungen oder Erfüllungsbedingungen bestimmen, weil das, was jeweils als schneiden oder wachsen zählt, mit dem Kontext variiert« (2011, 144). Obwohl in diesen Fällen keine Polysemie oder metaphorische Verwendung im Spiel sei, variieren also die sprachlichen Deutungen, die wir diesen Wörtern im Alltag ganz unmittelbar und automatisch verleihen. »Wir interpretieren diese Sätze unmittelbar und mühelos auf die übliche angemessene Weise« (ebd., 142).

1 Allerdings ist bezeichnend, wie flüchtig und skizzenhaft Searles Erläuterungen weitestgehend bleiben. An einer Stelle entschuldigt er sich sogar »für die Eile«, mit der er sich »durch dieses gefährliche Gelände« bewege, obwohl der Hintergrund auch ihm zufolge eine zentrale Rolle bei der Konstitution der menschlichen Wirklichkeit spielt (2011, 144).

Die Hintergrundfähigkeiten ermöglichen also kontextsensitive und unmittelbare sprachliche Deutungen, womit Searle die Identifikation und Unterscheidung der entsprechenden Kontexte implizit ebenfalls als Leistung der Hintergrundfähigkeiten bestimmt. Vom Beispiel des Sprachverstehens geht Searle unmittelbar zum Phänomen der Wahrnehmung über: *Was für die Semantik gelte, gelte auch für die Wahrnehmung* (ebd.). Auch diese sei – und dieser Schluss liegt nahe, sofern Sprachwahrnehmung ebenfalls einen Fall direkter Wahrnehmung darstellt – wesentlich *aspekthaft* (wobei Searle *Aspekt* hier explizit in der Weise gebraucht, wie Wittgenstein diesen Begriff in den *Philosophischen Untersuchungen* verwendet). Wie man Wörter und Sätze der eigenen Sprache unmittelbar in ihrer kontextspezifischen Bedeutung verstehe, nehme man auch die Objekte der Wahrnehmung nicht schlichtweg als physische Objekte oder Sinnesdaten, sondern jeweils als *gewisse Arten von Dingen*, d.h. aspekthaft oder bedeutsam, wahr (vgl. auch Searle 1994, 196). Weiterhin nennt Searle (2011, 144f.) als Funktion der Hintergrundfähigkeiten noch die Anwendung »dramatischer Kategorien«, »die sich über Sequenzen von Ereignissen erstrecken und diese Sequenzen in narrativen Formen strukturieren«. Es geht in diesen Fällen also um internalisierte Vorwegnahmen von Ereignissequenzen und deren spezifischen Verlaufsformen, wie sie oben exemplarisch anhand der Ereignissegmentierungstheorie als Strukturmerkmale von GOOs im Allgemeinen charakterisiert wurden. Searle spricht in diesem Kontext auch von »Erwartungsszenarien«,

die es mir ermöglichen, mit den Menschen und Objekten in meiner Umgebung fertig zu werden; und diese schließen eine Menge von Kategorien für die Art und Weise ein, wie Häuser, Autos und Leute interagieren oder wie sich die Dinge entwickeln, wenn ich in ein Restaurant gehe, oder was zum Beispiel passiert, wenn ich in einem Supermarkt einkaufe. (Ebd., 144)

Neben diesen dramatischen Kategorien zählt er dann noch Dispositionen, spezifische Überzeugungen und Wünsche zu bilden, die kontextspezifische Bereitschaft, mit bestimmten Ereignissen zu rechnen und von anderen eher überrascht zu sein, und schließlich Dispositionen »für bestimmte Arten des Verhaltens« zu den Manifestationen des Hintergrunds (ebd., 147). Die vorangehenden Überlegungen zur Struktur von GOOs als Einheiten der Vorwegnahme konnten diesbezüglich systematisch aufklären, inwiefern diese verschiedenen Leistungen durch Begriffe von erklärt werden können.

Zugleich stellt Searles Konzeption des Hintergrunds auch eine Antwort auf ein Problem dar, welches sich innerhalb seiner Sozialontologie stellt: So behauptet er einerseits, dass »die Struktur menschlicher Institutionen eine

Struktur konstitutiver Regeln ist«, zum anderen, dass »Leute, die an Institutionen teilhaben, sich normalerweise dieser Regeln nicht bewußt sind« und sich dennoch hinreichend zuverlässig diesen Regeln gemäß verhalten (2011, 137). Die Frage, die sich hier für seinen Ansatz stellt, ist, inwiefern solche konstitutiven Regeln, die ihm zufolge das ontologische Tiefengewebe der sozialen Wirklichkeit darstellen, überhaupt eine kausale Rolle im Verhalten bezeichneter Individuen spielen können, wenn und sofern sie diesen zugleich gewöhnlich nicht als solche Regeln bewusst sind. Seine Antwort lautet: Die institutionalisierten Regeln können im Verhalten der einzelnen Akteure insofern eine (kausale) Rolle spielen, als diese sich im Laufe ihrer Auseinandersetzung mit der Welt *nicht- oder vorintentionale Hintergrundfähigkeiten* (d.i. einen entsprechenden Hintergrund) angeeignet haben, die der expliziten Kenntnis der Regeln funktional äquivalent sind bzw. die »kausal empfindlich gegenüber den spezifischen Formen der konstitutiven Regeln der Institutionen« sind (ebd., 151f.).

Wie wir oben gesehen haben, besitzen solche konstitutiven Regeln Searle zufolge für gewöhnlich die Form »X zählt als Y in Kontext K«, wobei wir uns X im paradigmatischen Fall als einen physischen Gegenstand vorstellen dürfen, welchem qua kollektiver Intentionalität und Akzeptanz die Statusfunktion Y zugeschrieben wird. Die konstitutiven, kollektiven Regeln brauchen somit nicht expliziter Teil des intentionalen Gehalts von Bewusstseinszuständen zu sein, damit Menschen in einer diesen Regeln angemessenen Weise intentional auf Gegenstände bezugnehmen, die durch diese Regeln erst konstituiert werden (vgl. Searle 1994, 189) – man erinnere sich diesbezüglich an die oben erläuterte Konzeption von allgemeinen Wahrnehmungen *in sensu diviso*. So muss sich beispielsweise eine Person, die bestimmte physische Gegenstände unmittelbar *als Geldscheine* wahrnimmt, der konstitutiven Regeln, die Gegenstände einer spezifizierten Art als Geldscheine konstituieren, nicht bewusst sein.

Wie bereits angemerkt wird im Folgenden Searles Auffassung dahingehend kritisiert, dass sie die Erklärungsrichtung geteilter menschlicher Wirklichkeiten auf den Kopf stellt: Nicht liegen der sozialen Wirklichkeit konstitutive Regeln *zugrunde*, für welche Menschen im Zuge ihrer Sozialisation und Enkulturalisierung *kausal empfänglich werden*. Vielmehr stabilisieren und etablieren, destabilisieren und diversifizieren sich die jeweils von Einzelnen implizit und explizit als intersubjektiv verbindlich angesetzten Regeln durch die Interaktionen der Subjekte, die für dynamische wechselseitige Kalibrierungen ihrer jeweiligen Hintergründe sorgen. Die Idee DER konstitutiven Regeln einer jeweiligen Gemeinschaft erweist sich aus dieser Perspektive als eine alltagsontologisch-verdinglichende Fiktion, die zwar den alltagsontologischen Ver-

dinglichungsneigungen der Subjekte selbst entgegenkommt, sich theoretisch jedoch als unangemessen erweist. Wie wir noch deutlicher sehen werden, verinnerlichen Subjekte im Laufe ihrer Sozialisation Man- oder Regelerwartungen – welche eine Unterklasse der Begriffe-von darstellen – die innerhalb einer Gemeinschaft nie vollkommen homogen und gleichmäßig verteilt sind, auch wenn sich im Zuge der beschriebenen Kalibrierung so etwas wie *Eigenwerte erwartbarer Normalität* durchsetzen. Die Festlegung explizit kodifizierter Regeln ist demgegenüber ein relatives spätes Produkt gesellschaftlicher Ausdifferenzierung, welches in den meisten Fällen – Ausnahmen sind etwa Fälle Lewis'scher Konventionen als Lösungen von Koordinationsproblemen (vgl. Lewis 1969) – auf Institutionen und Sanktionen angewiesen ist, welche die relative Konformität der Beteiligten innerhalb festgelegter Kontexte in einem *Spielraum erwartbarer Devianz* stabilisieren. Die hier vertretene Auffassung des Hintergrundes unterscheidet sich somit vor allem insofern von derjenigen Searles, als sie dem Hintergrund nicht die Funktion zuweist, für konstitutive Regeln der sozialen Wirklichkeit kausal empfindlich zu sein. Solche Regeln emergieren vielmehr dynamisch aus den Interaktionen der Subjekte.

Auch der hier vertretenen Auffassung nach disponiert der Hintergrund als das *individuelle Ensemble von Begriffen-von* ein Subjekt zu bestimmten direkten Wahrnehmungen und Handlungsneigungen, bestimmten unmittelbaren Vorwegnahmen dessen, was in einer bestimmten Situation zu tun ist, wie es weitergehen könnte, was naheliegend, was zu erwarten ist usf. Diese Leistungen kann der Hintergrund erfüllen, sofern Begriffe-von der vorwahrnehmungorientierten Wahrnehmung des Menschen fungierend zugrunde liegen. Somit legt der Hintergrund eines Subjekts die kategoriale Struktur von dessen Wirklichkeit und somit dessen Gegebenheitsontologie fest. Divergieren nun intersubjektiv die Hintergründe verschiedener Subjekte, so divergieren entsprechend auch ihre Wirklichkeiten. Um hier das Beispiel des Händeschüttelns aufzugreifen: Wenn zwei Subjekte beispielweise unterschiedliche Begriffe-von davon verinnerlicht haben, was eine stimmige Dauer eines gewöhnlichen Händeschüttelns ist, kann eines der beiden ein merkwürdiges Gefühl beschleichen, wenn das Gegenüber die eigene Hand gefühlt zu ausdauernd und zusätzlich etwa zu rhythmisch schüttelt.² Es entsteht bei min-

2 Das entsprechende Beispiel findet sich in Slavoj Žižeks *Less Than Nothing*: »I meet a friend and we shake hands, but instead of letting go after the first shake, I continue to hold his hand and squeeze it rhythmically—with this simple non-functional protraction, I generate an obscene sexual undertone« (Žižek 2012, 960).

destens einem der Beteiligten eine Art soziales Störgeräusch. Ebenso können, wie es sich heute etwa exemplarisch bei der Verwendung von *emoticons* in Kurznachrichten beobachten lässt, unterschiedlich wahrgenommene Bedeutsamkeiten kultureller Meme zu allerlei kommunikativen Missverständnissen oder auch nur einseitigen Fehlwahrnehmungen dessen führen, was das jeweilige Gegenüber eigentlich sagen, worauf es hinauswill, sofern die wechselseitigen Apperzeptionen und Mitgegenwärtigungen nicht hinreichend kongruent sind. Ebenso können sich die direkten Wahrnehmungen, was ein Streit oder ein Flirt, was ein Spaziergang, eine schmutzige Küche oder ein Strand (Allen 2014; vgl. auch Searle 2012, 268), was eine Blume und was ein Kraut ist (Barrett 2017, 131f.), von Mensch zu Mensch in mitunter erstaunlichem Umfang unterscheiden. Haben etwa zwei Personen unterschiedliche Begriffe-von Streit verinnerlicht, kann es vorkommen, dass die eine ihrer eigenen Wahrnehmung nach noch *diskutiert*, während die andere sich schon *angestritten* fühlt – gekränkt die Szene verlässt.

Umgekehrt folgt aus den vorhergehenden Überlegungen, dass Menschen ihre Wirklichkeiten dann und insofern *miteinander teilen*, wenn die Objekte ihrer direkten Wahrnehmungen miteinander *hinreichend kongruent* oder *synchron* sind. Dies ist analog dann der Fall, wenn sie hinreichend ähnliche innerliche oder verinnerlichte Begriffe-von besitzen, die zu entsprechend ähnlichen direkten Wahrnehmungen und unmittelbaren Handlungsvorzeichnungen führen. So können wir etwa davon ausgehen, dass Menschen im Allgemeinen hinreichend ähnliche Begriffe-von *materieller Körper*, hinreichend ähnliche Begriffe-von *Lebewesen*, von *Menschen als intentionalen Akteuren*, von *Flüssigkeiten*, von *Sand*, von *Luft* usw. haben. In Bezug auf etablierte kulturelle Meme wiederum – sowie die Praktiken, Identitäten und Handlungsstrukturen, die mit ihnen verwoben sind – lässt sich zwar in vielen Kontexten mit hinreichender Zuverlässigkeit darauf rechnen, dass man mit anderen eine Welt teilt, man muss sich hier aber auf Enttäuschungen einstellen und mit partiellen Weltinkongruenzen fertig zu werden oder sie zu begrüßen lernen, sofern man diese denn überhaupt registriert. Dies kann beispielsweise auch technische Objekte oder sonstige Artefakte betreffen, welche in einem bestimmten (geographischen) Kontext gängig sind, in anderen aber nicht. So reagieren beispielsweise viele ›Briten‹ und ›Deutsche‹ irritiert, wenn sie das erste Mal mit einem *Bidet* konfrontiert sind, weil sie zunächst nichts damit anzufangen wissen und sich dessen Bedeutsamkeit wahlweise kreativ zu erschließen haben oder das ungewohnte Ding einfach ungenutzt stehen lassen, wo es ist.

Es besteht also überhaupt die Möglichkeit zur Teilung oder partiellen Divergenz von Wirklichkeiten, weil GOOs gerade nicht als fertige Alltagswirklichkeit in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung der Subjekte zur perzeptiven Erfassung fertig vorliegen, um von ihnen im Erfolgsfall der Wahrnehmung einfach adäquat (und insofern intersubjektiv verbindlich) repräsentiert zu werden. Vielmehr sind GOOs Ergebnisse subpersonaler, auf dem Hintergrund der Begriffe-von basierender Konstitutionsprozesse, die im Fall der Geteiltheit von Welt zwischen verschiedenen Subjekten hinreichend kongruent sind, entsprechend im Falle der Nichtgeteiltheit inkongruent.

Vorläuferkonzeptionen des Hintergrunds und das relativierte erfahrungskonstitutive Apriori in der französischen Epistemologie

Neben den von Searle genannten Autoren finden sich einflussreiche Vorläufer einer solchen Konzeption des Hintergrunds vor allem im Umkreis der sogenannten französischen *Epistemologie*.³ Ähnlich wie in den oben diskutierten, wissenschaftstheoretischen Kontexten (vgl. Kapitel 1.11), findet sich auch hier die Vorstellung von einem »historischem Apriori« (Foucault 1974, 204; vgl. etwa auch Scheler 1991, 52). Diese bezieht sich allerdings nicht – wie die wissenschaftstheoretische Vorstellung eines »relativierten Apriori« (Friedman 2001) – auf den historischen Wandel der faktisch in Naturwissenschaften vorausgesetzten, *axiomatischen Bedingungen der Objekte naturwissenschaftlicher Erkenntnis*, sondern auf die durch menschliche Subjekte verinnerlichten *Konstitutionsbedingungen der Objekte der direkten Wahrnehmung*. Als zentrale Inspirationsquellen sind hier neben Auguste Comtes *Dreistadiengesetz* der historischen Entwicklung des menschlichen Geistes zu nennen Lucien Lévy-Bruhl und Léon Brunschvicg. Lévy-Bruhl (1922) auf der einen Seite vertritt die Vorstellung, dass verschiedene gesellschaftliche *Mentalitäten* existieren, denen verschiedene Gegebenheitsweisen der Wirklichkeit korrelieren, wobei er Mentalitäten als kollektive Geisteszustände begreift. Brunschvicg (1923, 147 [m.Ü.]) auf der anderen Seite kritisiert Kant dafür, dass dieser mit seinen Kategorien die »unveränderliche Struktur des Geistes« [»la structure permanente de l'esprit«] abzubilden versucht hätte, diese jedoch nur die newtonsche Me-

3 Diese Theorietradition wird hier noch einmal gesondert erwähnt, sofern die hier entwickelte Perspektive es erlaubt, theoretische Anchlüsse zwischen den gelegentlich als »analytisch« und »kontinental« einander gegenübergestellten Theorielagern aufzuzeigen.

chanik widerspiegeln (vgl. hierzu auch Chimisso 2016, 70-75).⁴ Im Gegensatz zu Kant geht Brunschvicg (1922, 559 [m.Ü.]) davon aus, dass die konstitutiven Bedingungen der Objekte unserer Erfahrung historisch veränderlich und plastisch seien, ja, dass man dem »Geist des kritischen Idealismus treuer sei als Kant«, indem man »die Eindeutigkeit der Kategorientafel verwerfe, um so der Dynamik und Plastizität der intellektuellen Operationen Genüge zu tun«. Brunschvicg vertritt hier also die Annahme, dass die Kategorien, die subjektseitig der direkten Wahrnehmung von Objekten zugrunde liegen, historisch wandelbar und plastisch sind, dass also, wenn man so sprechen will, das erfahrungskonstitutive Apriori historischen Veränderungen unterliegt.

In unserem Zusammenhang ist vor allem ein Vorschlag Bachelards zu erwähnen, der seinerseits stark von den zuvor genannten Autoren beeinflusst ist und der sich vor allem mit der Frage beschäftigt, wie der durch den Alltag denkökonomisch geprägte Geist es zuwege bringen kann, sich auf die Erkenntnisse und Sichtweisen der zeitgenössischen Naturwissenschaften einzustellen. Bachelard (1980, 56 [Herv. im Original]) macht diesbezüglich den Vorschlag, dass eine »Psychologie des wissenschaftlichen Geistes ein [...] *epistemologisches Profil* der verschiedenen Begriffsbildungen« eines Subjekts entwerfen sollte, mit dessen Hilfe in Erfahrung gebracht werden könnte, wie weit die naturwissenschaftliche Bildung eines Subjekts in Bezug auf die durch es verinnerlichten Begriffe fortgeschritten ist. Unter einem *epistemologischen Profil* hat man sich dabei eine gewichtete Darstellung der verschiedenen, von einem Subjekt in Bezug auf ein bestimmtes Phänomen – Bachelard nennt als Beispiel *Masse* und *Energie* – verinnerlichten (gegebenheitsontologischen, alltagsontologischen oder naturwissenschaftlichen) Begriffe vorzustellen. Wie oben bereits angerissen geht Bachelard davon aus, dass die Aneignung naturwissenschaftlicher Begriffe und Erkenntnisse es zunächst und vor allem nötig mache, dass das Subjekt seine durch seine alltägliche Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit verinnerlichten Begriffe(-von) bezüglich der Frage nach der Verfasstheit der wahrnehmungsunabhängigen Realität in Klammern setzt. In Bezug auf das Phänomen der Masse zeichnet er nun exemplarisch die verschiedenen Prägungen und Verfeinerungen nach, die der Massebegriff eines Subjekts im

4 Es sollte in der vorhergehenden Auseinandersetzung mit Kant bereits deutlich geworden sein, dass hier einer solchen Interpretation seines transzendentalphilosophischen Anliegens nicht unbedingt zugestimmt wird. Hier geht es nur darum zu verdeutlichen, inwiefern eine in dieser Weise psychologisierte Vorstellung eines relativierten Apriori als Vorläufer der hier entwickelten Position aufgefasst werden kann.

Zuge seiner Enkulturalisierung und naturwissenschaftlichen Ausbildung erfahre: Zunächst operiere das Subjekt mit einer »Vorstellung von Masse [als] einem grob quantitativen Einschätzen der Wirklichkeit«, das vor allem über die Augen erfolge und Masse einfach mit Größe assoziiere (ebd., 34f.). Daraufhin lerne es jedoch bald »aufgrund des Widerspruchs zwischen groß und schwer« (große Objekte können sich als leicht, kleine sich als schwer erweisen) zu einem Massebegriff überzugehen, der Masse als verschieden konzentrierbare »Intensität« fasst, die mitunter auch im Widerstreit zur wahrgenommenen Größe eines Objekts stehen kann (ebd.). Von diesem »ursprünglichen Begriff« der Masse unterscheidet Bachelard einen zweiten, objektiveren Begriff, den er auch als *positivistisch-empiristischen Begriff* bestimmt, welcher »mit dem Gebrauch der Waage« verknüpft sei (ebd., 38). Auch dieser Begriff von Masse werde allerdings noch »einfach« und »absolut« in dem Sinne gebraucht, dass er als ein »ursprüngliches Element einer unmittelbaren, direkten Erfahrung gesehen« werde (ebd., 40). Ein rationaler Begriff der Masse trete dann »gegen Ende des 17. Jahrhunderts in seiner ganzen Klarheit hervor, als mit Newton die rationale Mechanik begründet wird« (ebd., 40). Von den vorhergehenden Begriffen der Masse unterscheide sich dieser vor allem, sofern an die »Stelle des einfachen, absoluten Gebrauchs eines Begriffs jetzt der *korrelative Gebrauch der Begriffe*« trete (ebd. [meine Herv.]). Masse wird hier nicht mehr als eine unmittelbare Beobachtungsgröße aufgefasst, wie sie sich auch im Hinblick auf unsere Alltagsontologie noch nahelegt, sondern innerhalb eines »*Korpus von Begriffen*« als der Quotient von Kraft und Beschleunigung definiert (ebd.). Bachelard zeichnet anschließend die weiteren physikalischen Verfeinerungen des Begriffs der Masse nach, die in unserem Zusammenhang vernachlässigt werden können.

Für unsere hiesigen Belange ist nun vor allem der Übergang zwischen *einfachem, absolutem Gebrauch* der Begriffe und *korrelativem Gebrauch* der Begriffe signifikant, sofern dieser grob die Differenz von Begriffen-von und Begriffen-für markiert, die bei Bachelard allerdings nur implizit durch die Bezugnahme auf die unmittelbare Erfahrung angedeutet ist. Nur diejenigen Begriffe, die in Bachelards Sinne *einfach* und *absolut* gebraucht werden, stellen Begriffe-von dar, sofern sie (durch ihr implizites Fungieren) für die Objekte der direkten Wahrnehmung konstitutiv sind und vom Subjekt selbst nicht explizit erfasst werden (müssen), während im korrelativen Gebrauch der Begriffe diese Begriffe selbst erst explizit hervortreten, bestimmten Prozeduren und gemeinschaftlich sanktionierten Anwendungsregeln unterlie-

gen und bewusst als solche erfasst und gebraucht werden müssen.⁵ Der hier vertretenen Auffassung zufolge gehören also nur die einfach und absolut gebrauchten Begriffe(-von) zum Hintergrund eines Subjekts. Dennoch erweist sich das *epistemologische Profil* im Sinne Bachelards insofern als ein Vorläufer der hier vorgeschlagenen Konzeption des Hintergrunds, als in ihm *erstens* die Vorstellung von einer individuellen Entwicklung der Begriffe-von durch Habitualisierung zum Ausdruck kommt, welche in Auseinandersetzung mit bestehenden Umgebungsregularitäten und etablierten Praktiken ihre konkrete Ausprägung finden. Zweitens ist in ihm die Differenz von Begriffen-von und Begriffen-für insofern markiert, als nur erstere für die »unmittelbare[], direkte[] Erfahrung« konstitutiv sind, letztere durch expliziten Anwendungsbedingungen und methodische Prozeduren (wie das Wiegen) festgelegt werden. Epistemologische Profile im Sinne Bachelards umfassen also sowohl die Begriffe-von als auch die Begriffe-für eines Subjekts bezüglich eines bestimmten Phänomens, sofern Bachelard davon ausgeht, dass auch die in früheren Stadien oder in Auseinandersetzung mit der gegebenen Wirklichkeit erworbenen Begriffe weiterhin Anwendung finden (so etwa der ursprüngliche Begriff der Masse in der wahrnehmenden Auseinandersetzung mit den verschieden schweren Objekten der Alltagswirklichkeit).

Was hier als *Hintergrund* bezeichnet wird, könnte also *idealiter* in einem umfassenden epistemologischen Profil eines Subjekts dargestellt werden, welches Explikationen der durch dieses verinnerlichten Begriffe-von enthält, die seiner direkten Wahrnehmung konstitutiv zugrunde liegen. Die zentrale Idee hinter einer solchen Konzeption ist, dass sich zumindest einige der den Objekten der direkten Wahrnehmung fungierend zugrunde liegenden Begriffe-von in Abhängigkeit von den Erfahrungen eines Subjekts wandeln können, sodass auch die diesbezüglichen Teile der Wirklichkeiten des Menschen einerseits einem *diachronen Wandel* unterliegen, andererseits *synchron situative und intersubjektive Varianzen* aufweisen können.

Nicht unerwähnt bleiben soll an dieser Stelle Michel Foucaults Konzept der »Episteme«, wie er es etwa in *Die Ordnung der Dinge* entwickelt, sofern

5 Noch genauer müsste man sagen, dass auch der Begriff-für »Masse« als kulturelles Mem eine Geschichte besitzt: Die Geschichte seiner historisch sich in der Gesellschaft wechselseitig stabilisierenden, wechselseitig wandelnden *Anwendungsbedingungen* oder *-regeln*, die durch die Gewohnheiten und Man-Erwartungen stabilisiert werden und dessen Beeinflussung durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse der jeweiligen Zeit erst noch genauer zu untersuchen wäre.

auch diese in der Traditionslinie der französischen Epistemologie zu verorten ist und eine wichtige Vorgängerkonzeption dessen darstellt, was hier als Hintergrund bezeichnet wird (zum Verhältnis von Bachelard und Foucault vgl. Diaz-Bone 2008). Im Gegensatz zu Bachelard entwirft Foucault mit seiner Konzeption der Episteme wiederum einen nicht auf einzelne Individuen zugerechneten, sondern einen kollektivistischen oder strukturalistischen Begriff des Hintergrundes. So gehören zur Episteme Foucault (1974, 22) zufolge die »fundamentalen Codes einer Kultur, die ihre Sprache, ihre Wahrnehmungsschemata, ihren Austausch, ihre Techniken, ihre Werte, die Hierarchien ihrer Praktiken beherrschen«. Diese nun fixierten »gleich zu Anfang für jeden Menschen die empirischen Ordnungen, mit denen er zu tun haben und in denen er sich wiederfinden wird« (ebd.). Je nach Lesart legen die Episteme somit die Wirklichkeit oder die Alltagsontologie von Subjekten einer ›Kultur‹ fest. In systematischer Hinsicht stellen Episteme somit den kollektiven erfahrungskonstitutiven Hintergrund einer Kultur dar und bilden damit so etwas wie den konstitutionstheoretischen Gegenbegriff zum phänomenologischen Begriff der *Lebenswelt*. Problematisch an solchen Konzeptionen ist wiederum, dass sie synchrone Varianzen und Divergenzen nicht so gut einzufangen vermögen wie individualistische Konzeptionen des Hintergrundes dies tun, sofern sie die kollektiven Regeln und Strukturen zu weit von den Praktiken und Dynamiken entkoppeln, aus denen sie emergieren.

Eine solche Vorstellung von der Relativität der menschlichen Wirklichkeit auf individuelle oder kollektive Hintergründe ruft nun allerdings unmittelbar eine philosophische Sorge auf den Plan, die Searle (1994, 191 [m.Ü.]) als »ein Gefühl der Panik« beschreibt, welches »eine bestimmte Art von philosophischer Empfindsamkeit überkommt, wenn sie erkennt, dass das Projekt, Intentionalität und Rationalität auf einer reinen Grundlage, auf einer Menge notwendiger und unbezweifelbarer Wahrheiten zu gründen, grundsätzlich falsch ist«.

Angst vor einem Relativismus der vielen Wirklichkeiten

Betont man in dieser Weise die Möglichkeit der Divergenz oder Inkongruenz der Wirklichkeiten verschiedener Subjekte auf der Grundlage wahlweise individuell oder historisch-kollektiv divergierender Hintergründe, stellt sich unvermeidlich die Frage, wie es überhaupt möglich ist, dass Menschen oder andere Spezies ihre Welt nicht nur in ausnahmsweisen Einzelfällen, sondern im Großen und Ganzen in einem doch erstaunlichen Umfang teilen, bzw. zumin-

dest partiell oder teilweise in geteilten Wirklichkeiten leben. Dabei erweist sich die Geteiltheit von Welt zwischen verschiedenen Subjekten stets – um es mit Colin Allen (2014, 147 [m.Ü.]) zu sagen – als »partiell, obwohl sie verschiedene Grade der Ausprägung besitzt«. Allen veranschaulicht dies (ohne allerdings zwischen Begriffen-von und Begriffen-für zu unterscheiden) am Beispiel der Divergenz der individuell aufgefassten Bedeutung von Begriffen: Wenn Philosophen und Linguisten über die »geteilte oder tatsächliche Bedeutung eines Begriffes wie ›Hund« sprächen, »als sei diese etwas, was von den idiosynkratischen Reaktionen und Interaktionen zwischen verschiedenen Verwendern dieses Begriffs unabhängig ist«, so würden sie in Wahrheit nicht wirklich etwas beschreiben, »das von dem System der Interaktionen zwischen all den idiosynkratischen Reaktionen auf Hunde und ›Hund« wahrhaft unabhängig ist« (ebd. 148 [m.Ü.]).

[The shared or literal meaning] is rather better understood as an abstraction of the operation of individual mechanisms which assign different but in various respects similar meanings to »dog« and which interact with each other and things in the world so as to make these reactions converge in various respects and to various degrees. (Ebd.; vgl. auch Deleuze & Guattari 1992, 17)

Führt nun aber eine Position der hier vorgeschlagenen Art nicht dennoch unweigerlich zu dem, was Barry Smith (1998, 525) »die Skylla eines monadologischen Relativismus fensterloser Umwelten« nennt? Wie kann eine geteilte Welt – oder was man in Bezug auf den Menschen gelegentlich auch eine geteilte »Kultur« als »ein relativ stabiles System von Bedeutung, das von einer Gruppe von Menschen geteilt wird« (Pfau, Kashima, Sonenberg 2014, 129 [m.Ü.]), nennt – überhaupt aus individuellen Formierungsprozessen der beschriebenen Art erwachsen? Müsste nicht, wenn jede und jeder Einzelne individuelle, kontextsensitive und zum Teil über die Zeit hinweg veränderliche Begriffe-von verinnerlicht, ein solches, beweglich-wimmelndes Heer individueller Hintergründe dazu führen, dass intersubjektives Verstehen und intersubjektive Kooperationen verunmöglicht, zumindest signifikant erschwert wären?

Tatsächlich ließe sich befürchten, dass der hier vertretene Ansatz zwar nicht zu einem Relativismus bezüglich der (existenzontologischen) Realität, wohl aber zu einem Relativismus oder Pluralismus individueller Wirklichkeiten führt, die sich nie je wirklich berühren, kreuzen oder gar miteinander kongruent sind. In der Tat ist eine Konsequenz der hier behaupteten Position, dass wir unsere Wirklichkeit nicht voraussetzungslos mit anderen Menschen teilen. Wir können also nicht, mögen viele Menschen und Philosoph:innen sich dies auch wünschen, von einer homogenen, denkunabhängigen Welt als

einer von vornherein für alle gemeinsamen ausgehen. Menschen leben nicht schon von sich aus (oder von Geburt an) in einer gemeinsamen Welt. »Der Mensch wird [...] nicht als Mitglied der Gesellschaft geboren. Er bringt eine Disposition für Gesellschaft mit auf die Welt. Zu ihrem Mitglied aber muß er erst werden« (Berger & Luckmann 1980, 139). Dasselbe gilt, sind die hier angestellten Überlegungen richtig, nicht nur für die Gesellschaft als Zusammenhang »physisch-behavioraler Verhaltenskontexte« (Barker 1968; 1978), Gruppen, Praktiken und Objekten, sondern auch für gemeinsame Welten und geteilte Wirklichkeit im Ganzen. Der Mensch wird nicht unmittelbar in eine gemeinsame Welt hineingeboren, er muss erst im Laufe seines Aufwachsens – gewissermaßen *noch einmal* – zu mit anderen geteilten Welten kommen.

Die partielle Ungeteiltheit von Welt mit unseren Mitmenschen wird im Alltag allerdings für gewöhnlich dadurch kompensiert oder zumindest invisibilisiert, dass die perzeptiven und sozialen Kontaktflächen der Interaktion mit Unvertrauten und Unvertrautem auf das Nötigste beschränkt bleiben. Diversität und Divergenz der verschiedenen Wirklichkeiten verbleiben in vielen Fällen unterhalb der Oberfläche der etablierten Muster alltäglicher Geläufigkeit: Man muss mit der Kassierer:in nicht in einer Wohngemeinschaft leben und dabei praktisch aushandeln, wieviel gemeinsame Welt sich mit ihr wirklich etablieren lässt – Zahlen und Verschwinden reicht (und davon haben die meisten für gewöhnlich hinreichend ähnliche Begriffe-von verinnerlicht). Gleichzeitig sorgt auch die hinreichende Etabliertheit bestimmter begrifflicher Rahmenwerke, welche unseren Alltagsontologien zugrunde liegen, dafür, dass Wirklichkeitsdivergenzen partiell durch – ihrerseits als intersubjektiv verbindlich unterstellte – Alltagsontologien überdeckt werden. So können sich beispielsweise hinter einer Aussage wie »Ich bin verliebt« intersubjektiv Welten (oder Abgründe) der Wirklichkeitsdivergenz auftun, welche durch die vermeintliche Leichtgängigkeit der Verstehbarkeit der alltagsontologischen Aussage in vielen Fällen bis auf Weiteres verdeckt bleiben.

Was rechtfertigt uns aber überhaupt darin, von einer Geteiltheit unserer Welt mit anderen auszugehen? Allen gibt bezüglich dieser Frage kritisch zu bedenken, dass es »leicht ist, das Ausmaß zu überschätzen, in welchem andere Menschen [bezüglich der jeweiligen Umwelt, in der sie leben, TP] so sind wie wir selbst« (ebd., 141).

We tend to assume that others will enjoy what we enjoy, reject what we reject, and seek what we seek. But a bit of experience in a foreign culture soon reveals differences that are hard to imagine without that experience, and even one's friends and neighbors prove occasionally hard to fathom.

Of course there are similarities too, but the point is that one cannot predict *a priori* where the commonalities lie. (Ebd.)⁶

Hierbei müssen wir allerdings der Genauigkeit halber unterscheiden zwischen 1) dem Umstand, dass Menschen faktisch in alltagsontologisch-verdinglichen der Einstellung *davon ausgehen*, dass sie mit anderen in ein und derselben Welt leben, und 2) der Frage, inwiefern Menschen in solchen alltagsontologischen Überzeugungen *gerechtfertigt* sein können (und hierbei wiederum die Frage, ob und inwiefern Menschen in kongruenten Wirklichkeiten leben, von der Frage unterscheiden, ob und inwiefern sie die begrifflichen Rahmenwerke teilen, die ihre jeweilige Alltagsontologie artikulieren). Für den Umstand, dass Menschen alltäglich in vielen Fällen davon ausgehen, dass die Art und Weise, wie ihnen Objekte in direkter Wahrnehmung gegeben sind, damit übereinstimmt, wie die Objekte auch wahrnehmungsunabhängig verfasst sind (und somit auch für andere sein müssten), wurde im ersten Teil dieser Arbeit die Erklärung angeboten, dass Menschen dazu neigen, ihre direkte Wahrnehmung *alltagsontologisch zu verdinglichen*, ob sie hierin nun gerechtfertigt sind oder nicht.

In den folgenden Abschnitten soll es daher um die Möglichkeit und Reichweite der Rechtfertigung der Annahme gehen, dass wir mit anderen in einer geteilten Wirklichkeit leben. Würden tatsächlich die individuellen Hintergründe der Subjekte ständig in allerlei Hinsichten divergieren, so erschiene die Voraussetzung der Geteiltheit von Wirklichkeit mit anderen jedenfalls immer als prekär, sofern sie auf ihrerseits epistemisch unsicheren An- und Vorwegnahmen beruhte. Misselhorn formuliert ein strukturell analog gelagertes Bedenken in Bezug auf Prinz' Proxytypentheorie der Begriffe, deren diesbezügliche Ähnlichkeit zur hier favorisierten Konzeption der Begriffe von darin besteht, dass auch Proxytypen individuell und auf der Grundlage von Erfahrungen verinnerlicht und je kontextspezifisch aktiviert werden. »Intrasubjektive gedankliche Konstanz über die Zeit hinweg und intersubjektiver Austausch können nicht mehr gewährleistet werden angesichts der vielen unterschiedlichen Proxytypen, die bei jedem von uns in unterschiedlichen Kontexten aktiviert werden« (Misselhorn 2014, 236). Die Lösung, die Prinz vorschlägt, und der Misselhorn sich grundsätzlich anschließt, besteht in der Behauptung, dass die *Standardproxytypen* – d. i. die Repräsentationen einer Objektklasse, die abge-

6 Im Folgenden wird allerdings dafür argumentiert, dass wir bezüglich des geteilten Kerns der Welt in der Tat grundsätzlich davon ausgehen können, dass Subjekte diesen teilen.

rufen werden, »wenn für eine Kategorie kein Kontext gegeben ist« – »relativ stabil« sind (ebd.). »[S]ie werden von vielen Personen geteilt und leiten normales begrifflich vermitteltes Verhalten. Standardproxytypen spielen deshalb eine wichtige Rolle um die intrasubjektive Stabilität und Konstanz von Begriffen sowie die Möglichkeit intersubjektiver Interaktion und Kommunikation zu erklären« (ebd.). Bezüglich dieser Standardproxytypen scheint Misselhorn selbst nun die Überzeugung zu vertreten, dass diese universal (zumindest relativ stabil und allgemein von allen menschlichen Subjekten geteilt) sind, d.h. keine signifikanten intersubjektiven oder historischen Abweichungen aufweisen. Dies lässt sich unter anderem auch aus ihrer Bestimmung des »Geschäfts der Philosophie« ableiten, welches sie darin sieht, »über unsere Standardproxytypen bestimmter Begriffe nachzudenken und sie in einer möglichst kontextunabhängigen Art und Weise zu analysieren« (ebd., 237).

Die bisherigen Überlegungen erlauben es zu verdeutlichen, inwiefern eine solche Erklärung jedoch zu kurz greift: Die ontogenetischen Verinnerlichung von Begriffen-von beruht auf dem Umstand, dass in der Umgebung eines Subjekts hinreichend zuverlässig vorwegnehmbare Regularitäten oder strukturelle Invarianten höherer Ordnung bestehen, die auf der Ebene der direkten Wahrnehmung zur Stabilisierung gegebenheitsontologischer Objektklassen mit entsprechenden Vorwegnahmehorizonten, zu bestimmten »(Erlebnis-) Invarianten« führen (Brunswik 1934, 183). Subjekte leben dann insofern in geteilten oder kongruenten Wirklichkeiten, als die Regularitäten, an welchen sich ihre Begriffe-von im Zuge von Habitualisierung und Enkulturalisierung kalibriert haben, sich hinreichend ähneln.⁷ Trifft diese – in ihrem Kern empiristische – These zumindest für einen gewissen Anteil unserer Begriffe-von zu (für diejenigen nämlich, die erst im Laufe der Ontogenese in Auseinandersetzung mit der Umgebung verinnerlicht werden), so lässt sich nur in Bezug auf

7 Erste Ansätze zu einer Quantifizierung und empirischen Operationalisierung einer vergleichbaren Konzeption der Geteiltheit von Welt – nicht nur in menschlich-intersubjektiver, sondern auch in interspezifischer Perspektive – entwickelt Colin Allen (2013) unter dem Titel einer *Geometrie des partiellen Verstehens*. Dabei hebt auch Allen insbesondere den Umstand hervor, dass (Um-)Welten – er bezieht sich hierbei auf Uexkülls Begriff der »Umwelt« – zwischen verschiedenen Subjekten einer oder mehreren Spezies in verschiedenem Ausmaß geteilt sein können. »[I]f the Umwelten of humans vary dependent on individual differences in sensory and motor responses, the same seems true of members of other species. It is no more likely, for example, that there is such a thing as the Umwelt of dogs as there is such a thing as the human Umwelt. Each individual organism has different sensitivities (not by necessity, but by a matter of contingent fact)« (2014, 140).

diejenigen höherstufigen Regularitäten oder strukturelle Invarianten höherer Ordnung, die tatsächlich auch *global Bestand haben*, davon ausgehen, dass Menschen grundsätzlich die entsprechenden Begriffe-von (oder Standardproxytypen) und insofern auch die mittels ihrer wahrgenommenen und behandelten Ausschnitte der Wirklichkeit teilen. Dies gilt allerdings, wie die Diskussion von Millikans Konzeption der Substanzbegriffe zeigen konnte, nur in Bezug auf *ewige Arten* sowie in Bezug auf eine Teilmenge der *historischen Arten*.

Vor allem in Bezug auf *kulturelle Meme*, bezüglich derer – noch stärker als bei anderen historischen Arten – die für sie konstitutiven Regularitäten lokal divergieren und sich diachron verändern können, ist dies allerdings nicht der Fall. Nun spielen aber kulturelle Meme, kulturelle Praktiken, Identitäten und Kontexte für die Wirklichkeiten des Menschen keine nur beiläufige, sondern eine zentrale Rolle (die in gewissen Bereichen der Philosophie häufig – wie man unterstellen kann: aufgrund ihrer tendenziellen Orientierung am Immergültigen – ein Schattendasein führen). Sie bilden nicht bloß ein variables Beiwerk, das ein und dieselbe universale menschliche Wirklichkeit in soundsovielen Nuancen von Grau schimmern lässt, wie es die Eine-Welt-These behauptet. Vielmehr erwächst ein Großteil der für die alltägliche soziale Navigation konstitutiven Begriffe-von aus solchen lokalen Regularitäten: Wir bewegen uns in sozialen Situationen und Kontexten, kommunizieren mimisch, gestisch und verbal mithilfe etablierter, konventioneller Formen, interagieren mittels sozial etablierte Handlungsmuster und Identitätsperformanzen, benutzen und apperzipieren die Wörter und die Dinge auf die Weisen, mit denen wir im Laufe unseres Lebens vertraut geworden sind. Usw.

Im Folgenden wird daher zwischen zwei Schichten oder Teilen der menschlichen Wirklichkeit unterschieden – einem *von allen Menschen geteilten, gemeinsamen Wirklichkeitskern* und (kulturell) *variablen, synchron divergenten und diachron wandelbaren Wirklichkeits- oder Bedeutsamkeitshüllen*, die in angebbaren Bereichen eine gradiert auftretende, *gemeinschaftliche Geltung* besitzen.⁸ Eine solche Unterscheidung zwischen einem universal geteilten Kern der menschlichen Wirklichkeit und nur lokal relativ stabilen und historisch wandelbaren Hüllen findet sich beispielsweise auch bei Husserl (Hua VI, 136), der von der »wirklich konkreten Universalität« der Lebenswelt spricht, »in welcher sie ak-

⁸ Damit greife ich die in diesem Zusammenhang häufiger gebrauchte Metapher der kleidenden Hüllen auf, welche die Objekte der menschlichen Wirklichkeit erst zu denen machen, als die Menschen sie unmittelbar erleben (so etwa Musil 1987a, 526f.; Uexküll 1936; Sartre 1978, 114; Heidegger GA 21, 144).

tuell und horizonthaft alle von den Menschen für die Welt ihres gemeinsamen Lebens erworbenen Geltungsaufgaben in sich schließt und diese letztlich bezogen hat auf einen abstrakt herauszupräparierenden Weltkern«. Dieser Kern sei die »*allgemeine Struktur*« der Lebenswelt, dasjenige, »worin normale Europäer, normale Hindus, Chinesen usw. bei aller Relativität zusammenstimmen« (ebd., 142 [Herv. im Original]). Husserl nennt es entsprechend das »lebensweltliche Apriori« (ebd., 143).⁹ An anderer Stelle spricht Husserl (Hua IX, 284) hier auch von den »sich in der Variation notwendig durchhaltende[n] Invariante[n]«, den »invarianten Wesensformen«, die zu explizieren Aufgabe einer »eidetischen Phänomenologie« sei. Von einem solchen, lebensweltlichen Apriori, das von allen Menschen als geteilt unterstellt werden kann, den »allgemeinsame[n] lebensweltliche[n] Objekte[n]«, unterscheidet Husserl dann die »verschiedenen Auffassungen« (Hua VI, 142), in denen diese gemeinsamen Objekte in verschiedenen Kulturgemeinschaften erscheinen können (wodurch er, was eingehender zu prüfen wäre, hier eine zweistufige Etwas-als-etwas Struktur nahelegen scheint).

Eine analoge Unterscheidung von einem von allen Menschen geteilten Kern der menschlichen Wirklichkeit und lokalen und diachron variablen Hüllen findet sich bei Schütz (1972, 206f.), der zwischen den *historisch wandelbaren* und den auf die *condition humaine* zurückführbaren – und insofern »für alle sozialen Welten« gleichen – Elementen der »vorkonstituierte[n] und vororganisierte[n] Welt« unterscheidet, in die der Mensch jeweils hineingeboren wird.¹⁰ Searle (vgl. Searle 1994, 194; Ders. 1998, 109) spricht in diesem Zusammenhang von einem von allen kulturellen Gemeinschaften geteilten, *tiefen Hintergrund* [»deep background«] einerseits, welchen er von den *lokalen Praktiken* [»local practices«] unterscheidet, bezüglich derer kulturelle Differenzen existieren. Wie bereits eingangs zitiert geht auch Smith (1995a, 306 [m.Ü.]) mit der von Horton übernommenen Annahme davon aus, dass die Welt des *com-*

9 Husserl selbst geht davon aus, dass ein solches, lebensweltliches Apriori das »objektive Apriori« in seiner Geltung fundiere (ebd., 143). Die Vorstellung einer solchen Geltungsfundierung kann für die hiesigen Belange ausgeklammert werden, sofern oben dafür argumentiert wurde, dass die Naturwissenschaften in ihrer axiomatisch-fallibilistischen Verfahrensweise nicht an die für die Objekte der menschlichen Wahrnehmung konstitutiven Bedingungen gebunden sind, obwohl sie zugleich – auch das ist zuzugestehen – auf empirische Verifikation angewiesen bleiben.

10 In den Neurowissenschaften wird bezüglich des Gehirns und seiner Strukturen analog zwischen »inmate, automatic and *cognitively impenetrable* mechanisms« und »acquired, contextual and volitional aspects« unterschieden (Adolphs 2003, 165).

mon sense für alle menschlichen Subjekte, »bis auf gewisse ontologisch unproblematische Differenzen der Emphase und Kalibrierung, kulturell invariant« sei, wobei diese Invarianz »sich vor allem aus der Ähnlichkeit der menschlichen Wahrnehmungsorgane ergibt« (vgl. Ders. 1995c, 395). Horton selbst unterscheidet dabei zwischen *primärer* und *sekundärer Theorie*, wobei er sich auf empirische Untersuchungen bezieht, die darauf hinweisen, »dass ein primärer Kern von Überzeugungen und Glaubenssätzen existiert, welcher von Menschen vieler verschiedener Kulturen akzeptiert wird und der zu einem großen Teil über die Zeit invariant ist« (Smith 1995c, 396 [m.Ü.]). Sekundäre Theorien würden demgegenüber diesem Kern »angefügt« [»attached«], wobei diese Anfügungen in der westlichen Welt vor allem »Theorien der naturwissenschaftlichen Sorte« darstellten (ebd.). Dieser letzte Hinweis auf die Hinzufügung naturwissenschaftlicher Überzeugungen zum Mesokosmos des *common sense* verdeutlicht, dass hier allerdings nicht die menschlichen Wirklichkeiten im hier verhandelten Sinne in Frage stehen, sondern primär die von Menschen in propositionalen Einstellungen angenommenen Alltagsontologien.

Gegenüber dieser von Smith aufgegriffenen Überlegung Hortons wird hier die These vertreten, dass auch die Objekte der direkten Wahrnehmung – dessen also, was Smith »die Erfahrung des gemeinen Verstandes« [»common-sense experience«] nennt (ebd., 394) – einerseits *synchron divers* und *diachron variabel* sind, andererseits dennoch ein solcher, geteilter Kern der menschlichen Wirklichkeit existiert.¹¹ Die Welt, in der wir mehr oder weniger gemeinsam

11 Misselhorn (2005, 165) argumentiert demgegenüber dafür, dass mittels eines Verfahrens, welches sie »kontrafaktische Variation von Intuitionen« nennt, die »subjektiv-psychologische und die objektiv-ontologische Dimension« miteinander verknüpfbar sind. Ihr Ansatz läuft auf die Behauptung hinaus, dass sich aus den sich durchhaltenen strukturellen Invarianten (mensen-)denkbarer Gegenständlichkeit Schlüsse auf die objektiv-materiale Verfasstheit der wahrnehmungsunabhängigen Natur ziehen lassen. Sie argumentiert also für die Möglichkeit apriorischer Erkenntnis der »metaphysischen Grundstruktur« der Realität mittels der kontrafaktischen Variation von Intuitionen. Zwei Fragen, die sich an eine solche Position stellen lassen, sind dann: 1) Lassen sich mithilfe der kontrafaktischen Variation von Intuitionen tatsächlich strukturelle Invarianten unserer (von allen Menschen geteilten) Wirklichkeit isolieren? 2) Wenn sich solche Invarianten mithilfe dieses Verfahrens isolieren lassen, inwiefern handelt es sich bei ihnen nicht nur um strukturelle (Erlebnis-)Invarianten der menschlichen Lebenswelt, wie sie auch die Phänomenologie freizulegen versucht, sondern darüber hinaus um Bestimmung der metaphysischen Grundstruktur der objektiven Realität (im Sinne auch der Naturwissenschaften)? Das Argument für letzteres bleibt bei Misselhorn, wenn ich richtig sehe, ein abduktiver Schluss auf die »beste Erklärung«.

leben, erweist sich aus der hier vertretenen Perspektive somit nicht nur als – unproblematisch als geteilt voraussetzbares – *homogenes System von Objekten und ihren Bedeutsamkeiten*, sondern ebenso als ein dynamischer »Prozess der Bedeutungsgenese, der durch die Menschen selbst im Gange gehalten wird« (Pfau, Kashima, Sonenberg 2014, 129; vgl. auch Kashima 2000). Zwar ist zuzugestehen, dass Menschen in vielen Fällen verdinglichend davon ausgehen, dass die Welt für alle mehr oder minder dieselbe ist; sie ignorieren dabei allerdings die Tatsache, dass sich individuelle Wirklichkeiten in durchaus signifikanten Aspekten voneinander unterscheiden. Wie im Folgenden zu zeigen ist, gibt es also einerseits hinreichend gute Gründe, von der Existenz eines allgemeinen *Kerns der menschlichen Wirklichkeit* auszugehen, der grundsätzlich von allen Menschen (und vielen anderen Tieren) geteilt wird. In Bezug auf den Aspekt, den man sonst häufig den *kulturellen* nennt, erweist sich die von Menschen geteilte Welt jedoch sowohl als *synchron divers* als auch als *diachron variabel* (vgl. hierzu auch Husserl Hua VI; Millikan 2005; Steels 2008, 226; Derrida 2015).¹²

Menschen allerdings neigen aus den oben genannten Gründen zur alltagsontologischen Verdinglichung ihrer Wirklichkeit und kommen mit dieser Annahme für gewöhnlich hinreichend reibungsfrei durchs Leben, sofern sie selbst bei Enttäuschung ihrer wirklichkeitskonstitutiven Vorwegnahmen kontrafaktisch an diesen festzuhalten vermögen, indem sie beispielsweise Anderen Durchkreuzungen solcher Vorwegnahmen als Fehler zurechnen. Divergieren jedoch die Hintergründe derer, mit denen sie interagieren, von den ihren, so divergieren auch deren direkte Wahrnehmungen samt appäsentierten Vorwegnahmen, Assoziationen und sich ihnen als stimmig oder angemessen nahelegenden Handlungen. Eine solche Divergenz manifestiert sich für die Interagierenden selbst allerdings nur, wenn und sofern sie in interaktiven und/oder kommunikativen Missverständnissen greifbar wird. (Man kann sich solche manifest werdenden, vormalis latenten Divergenzen am Beispiel

12 Aus einigermaßen aktuellem politischem Anlass soll hier explizit hervorgehoben werden, dass die Vorstellung, es gäbe so etwas wie voneinander distinkte, *kulturelle Identitäten* als homogene Einheiten, die einerseits mit geographischen Gegebenheiten korrelieren und andererseits auch normativ bindenden Charakter in Bezug auf die ihnen angehörenden Subjekte besitzen, aus der hier vertretenen Perspektive eine grobe Fehlcharakterisierung darstellt, die in verdinglichender Einstellung das, was im Folgenden die *gemeinschaftliche Geltung lokaler Bedeutsamkeiten* heißt, Subjekten als ihnen durch ihre (ethno-)kulturelle Identität vorgegebene Verpflichtungen überzustülpen versucht.

einer Paarbeziehung veranschaulichen, in welcher das Gespräch nach Jahren gemeinsam relativ reibungsfrei verlebter Zeit beispielsweise auf ein existenziell signifikantes Thema wie Familienplanung fällt, in Bezug auf welches die Partner:innen mit Erschrecken feststellen, dass sich unerwartete Divergenzen der bisher als selbstverständlich mitlaufenden Zukunftsvorwegnahmen zwischen ihnen auftun.)

Allerdings scheint manchen zeitgenössischen Theoretiker:innen die Rede von einer *Pluralität* oder *Vielfalt* von Welten oder Wirklichkeiten epistemisch-ontologisches Unbehagen zu bereiten. Exemplarisch Searle: »Wir leben in genau einer Welt, nicht in zwei oder drei oder siebzehn« (2011, 7). Der mit dieser Bestimmtheit der Ablehnung verbundene, negative oder polemische Impuls lässt sich darauf zurückführen, dass eine Pluralisierung von Welt vermeintlich ›Relativismus‹ impliziert. Nicht die Pluralität von Wirklichkeiten als solche, sondern ein solcher Relativismus erzeugt hier häufig Unbehagen. Die Insistenz auf der Existenz der einen, einzigen Welt scheint demgegenüber zum Ausdruck bringen zu sollen, dass der Einzelne sich seine Wirklichkeit nicht einfach idealistisch machen kann – um Pippi Langstrumpf zu zitieren – *widde wie sie ihm gefällt*: Mag man dabei nun auf die Existenz objektiver Maßstäbe der Angemessenheit unserer direkten Wahrnehmungen, unserer alltagsontologischen und existenzontologischen Überzeugungen bezüglich unserer gemeinsam mit anderen bewohnten Wirklichkeit oder auf die Existenz solcher Maßstäbe bezüglich der wahrnehmungsunabhängigen Realität abstellen.

Zunächst sei zu dieser Besorgnis angemerkt, dass die eingangs eingeführte Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit den Großteil der diesbezüglichen ontologischen Sorgen aufzufangen vermag: Als Organismen befinden ›wir‹ uns alle – in existenzontologischer Hinsicht – in ein und derselben, wahrnehmungsunabhängigen *Realität*, als Subjekte aber leben wir in mitunter verschiedenen, gegebenheitsontologischen *Wirklichkeiten*. Während sich also die Wirklichkeiten verschiedener Subjekte durchaus voneinander unterscheiden können, bleibt die wahrnehmungsunabhängige Realität ein und dieselbe.¹³ Erkenntnistheoretisch ist dieser Punkt unproblematisch, sofern subjektabhängige Wirklichkeiten und wahrnehmungsunabhängige Realität als disjunkt konzipiert sind. EOOs verursachen die wahrnehmungsmäßige Gegebenheit

13 Dass es eine einzige wahrnehmungsunabhängige Realität gibt, wird hier nicht als *a priori* gültig unterstellt, sondern abduktiv als Schluss auf die beste Erklärung für die Vorherrsagerfolge der Naturwissenschaften postuliert.

von GOOs, GOOs sind im Falle hinreichend analoger Bedingungen subpersonaler Objektconstitution (d.i. im Falle hinreichend ähnlicher Begriffe-von) intersubjektiv kongruent. Zudem wird sich im Folgenden zeigen, dass neben der einen, wahrnehmungsunabhängigen Realität auch ein geteilter Kern der menschlichen Wirklichkeit existiert, in Bezug auf den es ebenfalls angemessen erscheint, davon zu sprechen, dass alle Menschen in derselben Welt leben.

Die Unterstellung der einen gemeinsamen Welt

»Que nous soyons insérés dans un même monde et non pas titulaires d'objets intentionnels homologues.«

(Merleau-Ponty 2015 [1954-55], 134)

So weit die Hintergründe von Menschen sich unterscheiden, leben sie auch in unterschiedlichen Wirklichkeiten. So weit die Hintergründe von Menschen sich ähneln, leben sie in (zumindest partiell) geteilten bzw. kongruenten Wirklichkeiten. Geteiltheit von Welt oder Wirklichkeit ist somit einerseits ein graduelles, andererseits ein bereichsspezifisches Phänomen. Für gewöhnlich nun finden alltägliche Interaktionen und alltägliches Verstehen unter der in alltagsontologisch-verdinglichender Perspektive gemachten, meist impliziten Voraussetzung statt, dass die anderen, mit denen wir interagieren, in relevanten Hinsichten ähnliche Hintergründe besitzen und somit mit uns in einer hinreichend geteilten Welt leben (Ratcliffe 2012, 478; Ders. 2015, 19). »In our everyday encounters with others, we of course appreciate that our own experiences differ in various ways from theirs. Even so, we continue to take much for granted as shared« (Ders. 2012, 477). Bei Husserl heißt es diesbezüglich noch stärker: »[J]eder von uns hat seine Lebenswelt, gemeint als die Welt für Alle« (Hua VI, 258; vgl. zu diesem Aspekt auch B. Smith 1995c, 401f.).

Dabei ist allerdings im Auge zu behalten, dass die alltagsontologisch-verdinglichende Überzeugung, dass die Anderen in derselben Welt leben wie man selbst, für gewöhnlich keine explizite Bezugnahme auf Annahmen über die Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit individueller Hintergründe beinhaltet. Es reicht vielmehr aus, wenn Subjekte einfach »geradeaus« davon überzeugt sind, dass sich die Wirklichkeit als »fraglos-selbstverständliche Welt« in den meisten Fällen objektiv so verhält, wie sie ihnen selbst in unmittelbarer Erfahrung gegeben ist (Luhmann 2000, 22). Andere sehen aus einer solchen, verdinglichenden Perspektive die Sachen entweder auch so, *wie sie eben sind*, oder es scheint *prima facie* etwas mit ihnen nicht ganz richtig oder normal zu sein.

Sinn und Welt werden zunächst und im allgemeinen anonym konstituiert. Jedermann wird als dasselbe miterlebend vorausgesetzt in der Leerform eines anderen Ichs, als »Man«. [...] Das wahre und vertraute Seiende enthält in sich kein Motiv der Rückfrage nach dem »Wer« des Erlebens, nach dem Subjekt der Sinnbildung. [...] Es gibt dann auch keinen Anlaß, das Rückfragen auf ein »wer und wer nicht« auszudehnen. (Ebd., 21f.)

Dieser verdinglichende Zug unseres alltäglichen Erlebens der Wirklichkeit findet sich bei Husserl wie folgt beschrieben: »Ich [...] erfahre die Welt als nicht bloß meine private sondern als intersubjektive, für jedermann gegebene und in ihren Objekten zugängliche Welt, und darin die Anderen als Andere und zugleich als für einander, für jedermann da« (Hua I, 34; vgl. auch ebd., 123f.). Habermas hat diesen Zug in seinen an Husserls Konzeption der Lebenswelt anknüpfenden Überlegungen besonders stark gemacht, wenn er davon spricht, dass die Lebenswelt die Subjekte »mit unproblematischen, gemeinsam als garantiert unterstellten *Hintergrundüberzeugungen*« (1981, 191 [Herv. im Original]) oder einem »Hintergrund lebensweltlicher Gewißheiten« versorge, welche den »Kontext von Handlungssituationen« bereitstellen (ebd., 331).¹⁴ Schütz, der sich in seinen Überlegungen wesentlich auf Husserl stützt, beschreibt diesen Sachverhalt als ein Resultat von »Idealisierungen«, die wir im Alltag für gewöhnlich und selbstverständlich vornehmen würden:

Die Welt in meiner Reichweite überschneidet sich [...] weitgehend mit der des Anderen: sie kann aber mit ihr nie ganz identisch sein. [...] Seine Welt transzendiert notwendig die meine, wie nah wir uns auch sein mögen. Allerdings sehen wir für gewöhnlich davon ab: Aufgrund der verschiedenen Idealisierungen des täglichen Lebens und auf Grund des Grundsatzes der Austauschbarkeit der Standpunkte nehmen wir es als selbstverständlich hin, daß die Gegenstände in meiner Reichweite (mit kleinen Ausnahmen) die Gegenstände in seiner Reichweite sind und daß seine Erfahrung dieser Gegenstände (mit geringen Ausnahmen) wie meine Erfahrung der gleichen Gegenstände ist. Aber eben: die kleinen Ausnahmen! (Schütz & Luckmann 2017, 602f.)

Aus dem hier vertretenen Ansatz folgt, dass nicht erst Idealisierungen oder Generalisierungen dieser Art nötig sind, um die eigene Perspektive als *auch für andere gültig* aufzufassen. Vielmehr reicht es aus, wenn Menschen die Objekte

14 Zu diesen Bemerkungen Habermas' hat Luhmann in einem Aufsatz mit dem süffisanten Titel »Die Lebenswelt – nach Rücksprache mit Phänomenologen« kritisch zu bedenken gegeben: »Mit gleichem Recht könnte man aber – es geht ja schließlich um die Welt! – auch annehmen, daß es sich um eine nichtgemeinsame Quelle endloser Dissense handele, die bei jedem Aufgreifen eines Themas zur Bifurkation von Konsens und Dissens führt« (Luhmann 1986, 179).

– so, wie sie ihnen in der Wahrnehmung gegeben sind – geradeaus als objektiv (und insofern als intersubjektiv-verbindlich) nehmen. Eine bewusste Bezugnahme auf Perspektiven anderer ist hierzu zunächst gar nicht vonnöten. Sofern Menschen in dieser Weise die Identität der einen Welt für alle voraussetzen, tritt für sie das Problem des Verstehens fremder Wirklichkeiten – jenseits des Versuchs, etwa die emotionalen, motivationalen oder gedanklichen Vorgänge anderer in Erfahrung zu bringen – gar nicht erst auf. Es ist also in keiner Weise selbstverständlich, dass Menschen in ihrem Alltag überhaupt auf intersubjektive Wirklichkeitsdivergenzen aufmerken oder sich gar für diese besonders interessieren, solange sie sich nicht etwa durch kommunikative und interaktive Störgeräusche hinreichend widrig bemerkbar machen. Und selbst, wo dies geschieht, kann die Anerkennung divergierender Wirklichkeiten immer noch durch die Annahme vermieden oder verdeckt werden, dass andere ›weird‹, ›nicht ganz normal‹, oder geradewegs ›verrückt‹ sind. Für gewöhnlich gehen Menschen einfach davon aus, dass die Wirklichkeit für alle im Großen und Ganzen dieselbe ist und dass Andere, wenn sie die Dinge nicht so sehen und erleben wie man selbst, diese *einfach nicht so sehen, wie sie wirklich sind*.

Was Menschen demgegenüber erst lernen müssen, ist, dass andere mitunter in komplett anderen Wirklichkeiten unterwegs sind, mitunter *ganz anders ticken* als sie selbst, und dass die Andersheit der Wirklichkeiten der Anderen diesen Anderen nicht als Fehlleistung zuzurechnen ist (vgl. Luhmann 2000, 22). Die Neigung zur vorschnellen, verdinglichenden Verallgemeinerung seiner Wirklichkeit bekommt der Mensch also ohne kognitiven Mehraufwand *frei Haus*, sodass sich ihm die Annahme einer identischen Welt für alle wie von selbst nahelegt.

Die Anerkennung der Diversität und Wandelbarkeit menschlicher Wirklichkeiten demgegenüber ist keine Selbstverständlichkeit. Im Gegenteil: Es ist für die Besorgung und Bewältigung der allermeisten Weltbelange und auch für die gewöhnlichen Interaktionen kaum notwendig, auf diese Diversität eigens aufzumerken. Die Wirklichkeit, die wir je erleben, besitzt in ihrer glatten Erschlossenheit keine Fugen, an denen sich die Wirklichkeiten anderer irgendwie unmittelbar bemerkbar machen oder verhaken könnten. Letztere verbergen sich vielmehr gewissermaßen unsichtbar im reibungslos Offenen der Wirklichkeit selbst. Um ihrer gewahr zu werden, bedarf es erst einer besonderen Anstrengung, Sensibilität, Einfühlungsvermögen und nicht zuletzt der Bereitschaft, die eigene Wirklichkeit als eine unter vielen wirklichen und möglichen Wirklichkeiten zu *deabsolutieren* (vgl. etwa Al-Saji 2009).

5.2 Welt- und Fremdverständnis. Inwiefern wir andere und ihre Wirklichkeiten verstehen

»Wenn ich einen Stein in meiner Reichweite sehe, sehe ich ihn eben, und damit hat sich die Sache. Wenn ich einen Anderen in meiner Reichweite sehe, muß ich feststellen, daß umgekehrt auch ich in seiner Reichweite bin: er sieht mich. Aber es ist klar, daß ich nur sehen kann, daß er mich sieht, nicht *wie* er mich sieht.«

(Schütz & Luckmann 2017, 604)

»It's such a dumb fun track. If you don't like this track, if you f***ing hate this track: I don't know you.«

(Anthony Fantano (»theneedledrop«) zu Lil Yachty
»Minnesota«)

Wechselseitige Wirklichkeitssynchronisation und die Geräuschlosigkeit alltäglicher Interaktionen

Aus den bisherigen Überlegungen ergibt sich, dass diejenigen Begriffe-von, die der Mensch nicht schon *qua* Geburt (oder zumindest als angeborene Anlagen) besitzt, das Ergebnis ontogenetischer Habitualisierungsprozesse, also das seinerseits wandelbare Ergebnis von Erfahrung und Gewohnheit sind. Daraus ergibt sich, dass auch die Wirklichkeit, in der ein einzelner Mensch lebt, sich mit der Zeit verändern kann, sofern sich etwa die Umgebungen, in denen er sich gewöhnlich aufhält, signifikant verändern. Dies kann schon die einfache Tatsache betreffen, dass ein unvertrauter Anderer ins Leben einer Person tritt, oder dass eine Person sich auf die ein oder andere Weise dauerhaft mit einem neuen sozialen Zusammenhang konfrontiert findet, dessen grundsätzliche Typik ihr bisher unvertraut war. Wirklichkeiten färben durch anhaltenden Kontakt aufeinander ab, sie übertragen sich.

Sofern Menschen hinreichend viel und intensiv miteinander interagieren, neigen sie dazu, bezüglich damit einhergehender Regularitäten Begriffe-von zu verinnerlichen. Alltäglich lassen sich entsprechende Übertragungsprozesse beispielsweise an der Art und Weise beobachten, wie Menschen, die hinreichend viel Zeit miteinander verbringen, perzeptive und habituelle Eigenheiten voneinander übernehmen: Ihre Arten zu sprechen, mitunter auch ihre gestischen Eigenheiten sich zu ähneln beginnen, sie gelegentlich die Neigung ausbilden, mit denselben Worten oder demselben Gedanken auf eine bestimm-

te Situation zu reagieren, sie bestimmte kulturelle Meme ähnlich aufzufassen beginnen oder auch selbst in kleinem Kreis lokale kulturelle Meme erzeugen, bestehende variieren usw. Durch hinreichend kontinuierlichen Umgang bilden Menschen in solchen Fällen also *gemeinsame oder korrelative Begriffe-von*, die sowohl ihre direkte Wahrnehmung als auch ihre alltäglichen Verhaltensweisen prägen und vorstrukturieren – es findet eine *wechselseitige Synchronisation* oder *reziproke Kalibrierung* ihrer individuellen Wirklichkeiten statt.¹⁵

Dass Menschen eine (Nah-)Welt teilen zeigt sich dabei häufig nicht nur daran, dass ihre Hintergründe sich durch Gewöhnung entsprechend ähneln (oder mehr und mehr zu ähneln beginnen), sondern auch daran, dass sie in Bezug aufeinander Begriffe-von verinnerlichen. Sie lernen sich also mit der Zeit gegenseitig besser zu sehen oder zumindest, adäquater direkt wahr- und vorwegzunehmen, wie sie beispielsweise auf bestimmte Situationen reagieren oder reagieren würden, sich direkt anzusehen, ob sie fröhlich oder bedrückt sind, unmittelbar zu erfassen, wie sie mit einer bestimmten vertrauten Person umgehen können, um sie aufzuheitern, zu verletzen usw. In solchen Fällen hat man durch Interaktion und Gewöhnung Begriffe-von von Reaktions- und Verhaltensweisen der entsprechenden Personen verinnerlicht, die propositional zu explizieren man häufig gar nicht in der Lage wäre (»Hä, woher wusstest du das?« - »Keine Ahnung, ich kenn' dich halt.«). Selbstredend ist es ebenfalls möglich, dass Menschen auch ohne vorhergehende Interaktion bereits Begriffe-von besitzen, mit deren Hilfe sie das Verhalten und sogar Feinheiten der emotionalen Reaktionstypik einer Person direkt wahrnehmen können (»Woher wusstest du, dass mir das gefallen würde?« - »Ich hab' gleich gemerkt, dass du so eine*r bist.«).¹⁶ Begriffe-von der bezeichneten Art erlauben uns also ein unmittelbares (d.h. nicht durch bewusstes Nachden-

15 Mit korrelativen Begriffen-von ist hier gemeint, dass sich mitunter auch spezifische Rollenverteilungen in solchen Interaktionen stabilisieren, die etwa die Frage betreffen, wer welche Rolle in einer humorvollen, streithaften usw. Interaktion übernimmt. Synchronisation ist in diesem Zusammenhang also nicht mit Gleichschaltung zu identifizieren, sondern kann auch reziprok erfolgen.

16 Ebenfalls ist denkbar, dass es eine gewisse emotionale Reaktionstypik gibt, die allen Menschen grundsätzlich im Sinne von Basisemotionen angeboren ist, sodass es sich in Bezug auf diese nahelegen würde, dass Menschen neben diesen Emotionen selbst auch entsprechende Begriffe-von von Geburt an besitzen, welche sie die entsprechenden Emotionen auch bei anderen wahrnehmen lässt (Ekman & Friesen 1971). Ob und inwiefern dies allerdings der Fall ist, ist eine empirische Frage und liegt außerhalb der hier angebotenen Überlegungen.

ken vermitteltes) Verständnis, ein »Erwarten der Erwartungen des anderen« (Luhmann 2008b, 17), das mehr aus alltäglicher Vertrautheit als aus expliziten Überlegungen oder einem theoretischen Verständnis des Anderen erwächst. Verinnerlichte Begriffe-von sorgen also auch hier mittels entsprechender Appräsentationen und Vorwegnahmen für die direkte Wahrnehmung der anderen und ihres Handelns. Sie ermöglichen uns in diesem Sinne ein direktes und intuitives *Verständnis* Anderer.

[W]e may experience an other's feelings and intentions directly, but direct perception builds on something, namely on skilful interaction with others. In other words, social interaction is not derivative, but constitutive of the process of social understanding and also of direct social perception. (De Jaegher 2009, 538)

Ein Problem solcher Formulierungen ist allerdings, dass die Rede von einer ›direkten Wahrnehmung‹ der Emotionen und Intentionen anderer Akteure suggeriert, es gäbe so etwas wie einen perzeptiv unmittelbaren Zugang zum Erleben anderer Personen. Präziser wäre es wohl davon zu sprechen, dass entsprechende Vertrautheit mit dem Handeln und Verhalten anderer im Allgemeinen und signifikanter Anderer im Besonderen zu bestimmten apperzeptiven Auffassungen führt, die entsprechende Mitgegenwärtigungen und Vorwegnahmen einschließen. »Producing or interpreting such bodily expressions may be fluid, automatic and even involuntary. Yet, these expressions reflect an embodied, practice-dependent ›know how‹ or ›expertise‹; they reflect what might well be called an acquired ›second nature‹« (McGeer 2015, 267). Das unmittelbare Aspekt- oder Bedeutungserleben übernimmt hier also die Funktion, bewusste Deutungen zwar nicht überflüssig zu machen, aber doch unter Bedingungen knapper Zeit und beschränkter kognitiver Ressourcen auf das Nötigste zu reduzieren. (Dabei ist jedoch grundsätzlich nicht auszuschließen, dass Menschen bei aller vermeintlicher Geschmeidigkeit gegenseitiger Apperzeptionen *aneinander vorbei apperzipieren*.) Für ein solches unmittelbares, intuitives Verständnis anderer ist also keine Theorie des Bewusstseins (›theory of mind‹) der anderen Person vonnöten, entsprechende Begriffe-von reichen in vielen Fällen aus (vgl. zu diesem Begriff des *intuitiven Verstehens* Kapitel 4.1). Ein solches Verständnis ist vielmehr dem Gefühl oder Gespür vergleichbar, welches man bezüglich des möglichen weiteren Verlaufs unvertrauter Musikstücke vertrauter Genres empfinden kann (»Jetzt kommt doch bestimmt gleich die *Bridge*... ah, genau, so etwa dachte ich mir das.«). Wir kalkulieren oder simulieren oder überlegen uns also in solchen Fällen nicht *bewusst* mentale Zustände, Wünsche und Überzeugungen anderer Personen,

sondern vertrauen auf die uns durch Begriffe-von vermittelten, unmittelbaren Wahrnehmungen und Vorwegnahmen von Situationen und der in ihnen agierenden Anderen.

Einen Extremfall einer in einer solchen Weise geteilten und von intuitivem Verständnis getragenen Welt bildet die partnerschaftliche Liebesbeziehung (ähnlich auch nahe Freundschaften) mit ihrer »gemeinsame[n] Konstitution einer Nahwelt der täglichen Lebensführung und Interaktionssteuerung [...] und all dessen, was dies impliziert: die Fröhlichkeit der Schritte, die über die Schwelle kommen, und die Gewißheit des gemeinsamen Gedankens zur gleichen Stunde« (Luhmann 2008a, 22). Einen ähnlichen Extremfall geteilter Welt bildet ein bestimmter Typus der zeitgenössischen »westlichen« Familie, welche verbale Intimkommunikationen über das eigene Empfinden, Erleben und Wahrnehmen zwischen den Familienmitgliedern zulässt, mitunter sogar fordert. Dies hat zur Konsequenz, »daß man sich bei aller Kommunikation auch darum kümmern muß, wie der andere sie meint und wie er sie verkraften kann. Man muß das nicht nur überlegen, man darf, ja man sollte auch darüber kommunizieren können« (Luhmann 2005, 213). Innerhalb einer solchen Familie können sich die Familienmitglieder also nicht nur *als typische Andere* (als Passanten:innen, als Verkehrsteilnehmer:innen, als Angestellte usw.) behandeln, vielmehr kann in derartigen Familien erwartet werden, »daß sich die Kommunikation auf Personen [als Individuen, TP] bezieht oder zumindest immer mit im Auge hat, was die beteiligten Bewußtseinssysteme davon spüren, davon halten, dabei erleben und in ihrer eigenen, strukturdefinierten Operationsweise daraus machen« (ebd.). Ein solche Forderung nach Mitberücksichtigung möglicher individueller Wirklichkeitsdivergenzen – wie man sie häufig innerhalb von Nahbeziehungen wie Partnerschaften, Freundschaften oder familiären Beziehungen beobachten kann – sei nun, wie Luhmann (ebd.) meint, »derart unwahrscheinlich«, daß es »nur in gesellschaftlichen Enklaven funktionieren kann«, sofern der dafür nötige Aufwand an wechselseitig aufzuwendender Aufmerksamkeit, zu betreibender Abstimmung, Kommunikation und Interaktion sich – aus Gründen reiner Zeit- und Ressourcenbeschränkung – nicht auf jede alltägliche Interaktion und Kommunikation übertragen ließe.

Eine weitere, noch voraussetzungsreichere Form des Fremdverstehens liegt in einer Form der Wahrnehmung, die hier nur am Rande erwähnt sei: Wenn wir Andere wahrnehmen, können wir sie nicht nur zuverlässig vorwegnehmen und insofern – gewissermaßen »äußerlich« – intuitiv verstehen, es gibt viele Fälle, in denen wir gewissermaßen auch die Wirklichkeit der An-

deren diesen als *divergierendes Innen* zu appäsentieren lernen. In *Das Sein und das Nichts* beschreibt Jean-Paul Sartre (1991, 460) diesen Sachverhalt so, dass beim Auftauchen eines anderen Subjekts in unserem Wahrnehmungsfeld nicht einfach nur additiv ein neues Ding neben den bisherigen Dingen in Erscheinung träte, vielmehr »entfalte« sich im Wahrnehmungsfeld mit und um den anderen Menschen herum appäsentativ »eine Räumlichkeit [...], die nicht *meine* Räumlichkeit ist«. Diese Eigenräumlichkeit, die wir dem Anderen in solchen Fällen unmittelbar appäsentieren, bezeichnet die menschliche Art und Weise, das Erleben Anderer fallibel appäsentierend zu erleben. Wir nehmen also in gewisser Weise sein Wahrnehmen der Situation wahr, in der wir uns wiederfinden, während uns dieses doch zugleich grundsätzlich »entgeht« (ebd.). Es ist eben nicht wirklich sein Wahrnehmen, welches wir wahrnehmen, sondern nur das, was wir *als sein Wahrnehmen* appäsentieren. Und sofern diese Appäsentationen fehlgehen können, bleibt unserer Wahrnehmung dieser Wahrnehmung stets nur »wahrscheinlich« (ebd.), wie Sartre sich ausdrückt. Wir können also im Falle der Appäsentation der Appäsentationen Anderer nicht, wie bei einem massiven Objekt, dessen Rückseite wir appäsentieren, einfach um diese Anderen herumgehen, um in Erfahrung zu bringen, ob unsere Appäsentationen sich bewähren oder nicht. Innerhalb der Immanenz der Erfahrung gibt es das *Innen des Anderen* nur als Appäsentation. Daher bedarf die Appäsentation signifikant von der eigenen divergierender Wirklichkeiten gegenüber der bloßen Appäsentation alternativer vertrauter Perspektiven aus dem Blickwinkel der eigenen Wirklichkeit besonderer Sensibilität und Anstrengung.¹⁷

Dabei entstehe Sartre (ebd., 461) zufolge durch eine solche Konfrontation mit dem Anderen eine Art »Hinter-Grund der Dinge, der mir grundsätzlich entgeht und der ihnen von außen verliehen wird«. Auch man selbst als vom Anderen gesehener Anderer erhalte so einen solchen Hinter-Grund, den man gelegentlich fallibel appäsentiert. Man nimmt dann, sofern diese Beschreibung richtig ist, sich selbst einmal gewissermaßen unmittelbar und einmal als der vom Anderen wahrgenommene Andere wahr, der man für ihn ist (oder sein könnte). Dabei können der Andere, als der ich mich selbst erlebe, und

17 Es schiene vielversprechend, diese Überlegungen durch eine Auseinandersetzung mit Alia Al-Sajis Verständnis eines »kritisch-ethischen Sehens« zu vertiefen, welches sie in Anlehnung an Überlegungen Merleau-Pontys und Bergsons auch als ein »Mit-andere-sehen« beschreibt, welches wesentlich durch eine besondere Art des »Zögerns« ausgezeichnet sei (2009, 390f.; vgl. hierzu auch grundsätzlich Poljanšek 2016b).

der Andere, als der ich mich vom Anderen wahrgenommen erlebe, durchaus voneinander abweichen. In der Nahbegegnung mit Anderen appräsentieren wir also – obwohl wir selbstredend nie letztlich in Erfahrung bringen können, ob wir dies tatsächlich adäquat tun – zumindest partiell oder in Ansätzen die situativen Wirklichkeiten dieser Anderen. So kann man beispielsweise gelegentlich mit der Zeit ›hören‹ lernen, wie eine andere Person einen bestimmten Stil von Musik hört oder hören würde und sich dies auch dann vergegenwärtigen, wenn die Person nicht anwesend ist. Es ist, als würde man lernen, den Wirklichkeitswinkel zu appräsentieren, von dem aus der Andere die Musik hört. Oder unmittelbar zu appräsentieren lernen, von wo aus eine andere Person bestimmte Situationen erlebt, etwa, dass eine Situation, die einem selbst eher behagt, sich für sie eher unangenehm anfühlt:¹⁸ Fallible Appräsentation der Apperzeptionsstilistik des Anderen.

Gegenüber solchen Extremfällen der Weltenteilung könnte nun allerdings wiederum die Sorge entstehen, dass das Teilen von Welt keine ganz voraussetzungslose Angelegenheit darstellt. Wie sollte Gesellschaft im Ganzen und vor allem im Hinblick auf die vielfach stattfindenden Interaktionen mit Unbekannten überhaupt funktionieren, wenn das Teilen einer Welt so voraussetzungsreich wäre wie die Etablierung vertrauter Nahbeziehungen? Die Antwort auf diese Frage ist so naheliegend wie wahlweise erfreulich oder ernüchternd: Mit den meisten Menschen, mit denen wir alltäglich interagieren, kommen wir gar nicht in die Verlegenheit, eine *Nahwelt* im oben beschriebenen Sinne zu teilen, weshalb es für gewöhnlich ausreicht, wenn unsere Wirklichkeiten in bestimmten typischen und groben Umrissen mit den ihren kongruieren. Luhmann spricht diesbezüglich auch von ›strukturellen Kopplungen‹, die innerhalb einer etablierten Gesellschaftsstruktur zwischen den verschiedenen Subjekten (›psychischen Systemen‹) bestehen und die es ihnen ermöglichen, erfolgreich zu interagieren, zu kommunizieren und zu kooperieren, ohne dass sie sich bezüglich der wechselseitig vorausgesetzten, strukturellen Bedingungen (wie individuell abweichenden Hintergründen usw.) dieser Interaktion noch einmal gesondert verständigen und koordinieren müssten.¹⁹

18 Die Appräsentation der Wirklichkeit (und insofern der Appräsentationen) Anderen erfordert eine etwas diffizilere Analyse, als sie hier noch im Vordergrund steht. Vgl. hierzu die Ausführungen zum Phänomen der »Koinsituation« in Poljanšek 2022c.

19 Ich bin mir des Umstandes bewusst, dass Luhmann den Begriff der strukturellen Kopplung abstrakter fasst und auf Systeme im Allgemeinen (und nicht nur auf psychi-

Strukturelle Kopplungen funktionieren im Normalfalle für beide beteiligten Systeme nahezu geräuschlos – also für das Bewußtsein unbemerkt und für soziale Systeme, ohne daß Kommunikation darauf gerichtet werden müsste. [...] Nur dadurch können die beteiligten Systeme strukturdeterminierte Systeme sein. Und nur dadurch ist es möglich, daß gleichwohl eintretende Störungen (und sie treten natürlich dauernd ein) in den Beteiligten die »nanu«-Form der Irritation auslösen können, die dann die Fortsetzung der jeweils eigenen Autopoiesis beeinflusst [indem man zum Beispiel denkt »Der verhält sich ja seltsam.«, TP].« (Luhmann 2005, 211)

Sofern die Welt und die Anderen in alltäglichen Interaktionen gewisse Schwellen konventioneller Geläufigkeit für gewöhnlich nicht überschreitet, reichen unsere Begriffe-von *typischer Interaktionen*, *typischer sozialer Rollen* und *typischer Verhaltensweisen* zu deren reibungsfreier Abwicklung für gewöhnlich aus. Die Begriffe-von, die dabei zum Einsatz kommen, beziehen sich deshalb – vor allem bei Interaktionen unter Unbekannten – häufig nicht auf die konkreten Individuen *als Individuen*, sondern auf etablierte *Typen* von Individuen, Handlungen und Situationen, als deren Instanziierungen oder ›Bilder‹ Personen und Situation sodann in direkter Wahrnehmung erscheinen. So interagieren wir (in gegebenheitsontologischer Perspektive) in vielen Fällen nicht mit der individuellen Person, die als Kassierer:in hinter der Kasse steht, sondern mit *einer Kassierer:in* – mehr Instanz eines allgemeinen Typus als singuläres Individuum. Ähnlich nehmen wir auch Passanten gewöhnlich nicht als individuelle Andere wahr, sondern als Instanziierungen anonymer Typen (Mann, Kind, Frau, alte Person usw.), zwischen denen dann plötzlich individuelle Bekannte emergieren können.²⁰ Diese etablierten Typen stecken die gemeinsame, öffentliche Wirklichkeit ab, auf die sich auch gewöhnliche Alltagsontologien beziehen und von der sich private Interaktionen, die wir mit konkreten Anderen haben, gerade abheben, sofern wir bezüglich konkreter Anderer häufig spezifische Begriffe-von internalisiert haben.²¹

sche Systeme im Besonderen) bezieht, lasse diese systemtheoretische Feinheit hier jedoch aus Gründen der Anschaulichkeit beiseite.

20 Um den Punkt hier noch einmal deutlich zu machen: Natürlich stellen die Subjekte, die wir dabei wahrnehmen, alltagsontologisch betrachtet Individuen dar. Der Punkt ist jedoch, dass sie uns in direkter Wahrnehmung eher als Instanziierungen allgemeiner Typen als als Individuen *gegeben sind*, sofern wir keine individuellen Begriffe-von von ihnen besitzen.

21 Allerdings ist durchaus denkbar, dass Menschen im Laufe ihres Lebens auch in Bezug auf Nahbeziehungen Begriffe-von spezifischer Typen wie *Freund:in*, *Lebensgefährt:in*, *Affäre* etc. verinnerlichen, die sie dann in entsprechenden Interaktionen ihren jeweiligen

Im Alltag scheinen die Handlungen der verschiedenen Gesellschaftsmitglieder also in vielen Fällen auf eine Weise ineinander zu greifen, als seien sie bewusst arrangiert oder akkordiert worden, ohne dass es dazu einer bewussten Koordination oder Steuerung durch eine objektive Instanz oder gesetzter Regeln bedürfte. Vielmehr haben die verschiedenen Subjekte im Zuge ihrer Sozialisation gelernt, dieselben (oder zumindest hinreichend ähnliche) ›sozialen Melodien‹ wiederzuerkennen und durch ihre Handlungen wiederzugeben. Die verschiedenen Subjekte erscheinen, um hier Luhmanns Terminologie aufzugreifen, *geräuschlos strukturell gekoppelt*, sofern sie in dieser Weise weitestgehend reibungsfrei und ohne zusätzlichen Kommunikations- und Koordinationsaufwand erfolgreich miteinander interagieren können (vgl. zu diesem Aspekt auch Hutchins 2013). Geräuschlosigkeit der Interaktion wird also gewährleistet durch die implizite wechselseitige Voraussetzung der Kongruenz der Hintergründe der Beteiligten. Diese verlassen sich also – ohne darüber explizit nachdenken zu müssen – darauf, dass alles (oder jedenfalls das meiste) für alle (oder zumindest die meisten) so ist, wie es in ihrer jeweiligen Wahrnehmung unmittelbar erscheint. Bourdieu (ebd., 172) spricht hier auch von einem »von keinem Taktstock diktierten Zusammenspiel [...], das doch den Praxisformen und Praktiken einer Gruppe oder Klasse gleichermaßen Regelmäßigkeit, Einheit und Systematik verleiht, und dies selbst bei Fehlen einer jeden spontanen oder von individuellen Projekten aufgezwungenen Organisation,« wobei dieses Zusammenspiel Bourdieu zufolge aus »Systemen (zumindest partiell) ähnlicher Dispositionen« hervorgeht, die ihrerseits aus gleichen »Existenzbedingungen« (sprich, etwa: Umgebungsregularitäten) resultierten. Einer unbedarften Beobachter:in von Gesellschaft kann es deshalb in der Tat so scheinen, als befänden sich ihre Mitglieder in Bezug auf ihre Erwartungen und ihr Verhalten in einer Art *prästabilierten Harmonie*, als würden objektive Regeln existieren, welche das Verhalten der Subjekte orchestrieren. In diesem Sinne ist wohl auch das Herder zugeschriebene *Bonmot* zu verstehen, dass Heimat der Ort sei, »wo man sich nicht erklären« müsse. Das hieße allerdings zugleich, dass Heimat auch derjenige Ort wäre, an dem man *nichts Besonderes zu erwarten* hätte. Oder schlimmer gar: Dass Heimat der Ort wäre, wo man von

Interaktionspartnern mitunter gegebenheitsontologisch ›überstülpen‹. Das jeweilige Gegenüber erscheint dann beispielsweise auch innerhalb dieser Beziehungen mehr als Instanz eines Typus denn als Individuum (»Du bist der Mann«).

den anderen erwarten kann, dass sie sich so (zu) verhalten (haben), wie man es selbst (als Mitglied der Heimatgemeinschaft) von ihnen erwartet.

Hinreichend etablierte und verbreitete Typen und Strukturen der beschriebenen Art entlasten uns dabei von der Aufgabe, in jedem einzelnen Fall von Interaktion in Erfahrung bringen oder auch nur mit dem rechnen zu müssen, was genau in der Wirklichkeit der jeweiligen Anderen, mit denen wir gerade interagieren, eigentlich vor sich geht. Wir brauchen in solchen Fällen also nicht, wie es diesbezüglich in der philosophischen Debatte um *Fremdverstehen* gelegentlich heißt (vgl. etwa Baron-Cohen, Tager-Flusberg, Lombardo 2013), zu *mentalisieren* (d.i. uns Gedanken über die mentalen Zustände der anderen zu machen), sondern können uns darauf verlassen, dass alles im Großen und Ganzen so laufen wird, wie wir es gewohnt sind und glauben, es als typisch erwarten zu dürfen. Die These, dass etablierte Typen und ihnen korrelierende, verinnerlichte Begriffe-von die gesellschaftliche Funktion besitzen, Menschen von der Mentalisierung zu entlasten, wird auch von Bourdieu vertreten:

Weit gefehlt, daß die Übereinstimmung der Handlungen [in einer Gesellschaft, TP] immer das Resultat der Übereinstimmung [im Sinne von: bewussten Verabredungen, TP] zu sein hat, deutet alles vielmehr darauf hin, daß eine der primären Funktionen des Zusammenspiels der Habitusformen darin zu suchen ist, gleichsam einen sparsamen Gebrauch der »intentionalen Einfühlung in den anderen« so zu rechtfertigen, daß eine Art praktischer Behavioursmus zugelassen wird, der in wesentlichen Lebenssituationen von der umfassenden Analyse der Nuancen im Verhalten des anderen oder von der unmittelbaren Rückfrage nach den jeweiligen Absichten (»Was willst du sagen?«) entlastet [...]. (Bourdieu 2009, 178; Bourdieu stützt sich hier seinerseits auf Überlegungen Schütz)

Eine analoge Argumentation findet sich auch in Millikan (2004b, 21f.): Bei der alltäglichen Interaktion mit Anderen verlassen wir uns für gewöhnlich darauf, dass diese sich im Großen und Ganzen erwartbar so verhalten, wie wir es entweder von ihnen persönlich kennen und gewohnt sind oder wie wir sonst erwarten, dass unterschiedliche Typen von Menschen sich im Allgemeinen in spezifischen Kontexten verhalten. Wir mentalisieren demgegenüber für gewöhnlich erst dann, wenn wir im Nachhinein das Zustandekommen von etwas – meist Ungewöhnlichem – erklären wollen. »When we use belief-desire psychology, it is almost always for explanation after the fact, not for prediction« (ebd., 22).

Sofern die einzelnen Subjekte innerhalb einer Gesellschaft aufwachsen, innerhalb derer bereits viele kulturelle Meme und typische Praktiken als selbstverständlich etabliert und verbreitet sind, verinnerlichen sie im Prozess der Enkulturalisierung entsprechende Begriffe-von, die nach ihrer exekutiven (d.i.

praktischen) Seite dazu führen, dass sie mit hinreichender Zuverlässigkeit erwartbar nach den jeweiligen Vorzeichnungen handeln. Sind die entsprechenden Regularitäten, mit denen verschiedene Subjekte im Laufe ihrer Ontogenese konfrontiert sind, also hinreichend ähnlich, so internalisieren sie auch hinreichend ähnliche Begriffe-von, die ihr Handeln aufeinander abgestimmt erscheinen lassen, ohne dass es dazu der expliziten Koordination oder vorhergehenden Abstimmung zwischen den interagierenden Subjekten bedürfte. Daher sind zwei Subjekte, die dieselbe Sprache sprechen, nicht *verwundert*, dass ihr jeweiliges Gegenüber die Sprache nach den etwa selben Regeln spricht und versteht wie sie selbst, obwohl sie zuvor noch nie mit ihm interagiert hatten. Die beiden Subjekte sind – um hier noch einmal Luhmanns Terminologie zu gebrauchen – geräuschlos strukturell gekoppelt, d.h. sie müssen sich nicht noch einmal gesondert über die wechselseitig implizit verdinglichend als geteilt unterstellten Bedingungen ihrer Kommunikation verständigen, sondern können stattdessen – im Vertrauen darauf, dass der jeweils Andere meint, was man direkt hört und direkt versteht, was man meint – z.B. über das Wetter oder den Klimawandel sprechen. Wer sich mit anderen selbstverständlich in einer gemeinsamen Welt erleben will, darf sich daher nicht zu früh und zu häufig danach umdrehen, ob diese und man selbst auch wirklich hinreichend ähnliche Hintergründe besitzen.²² So fungieren etablierte gesellschaftliche Typen und Strukturen als Mechanismen zur Reduktion sozialer Komplexität, als Mechanismen der wechselseitigen Handlungsabstimmung (d.h. »mesh-creating mechanism« im Sinne Scott Shapiros 2011, 150).²³

Die so verinnerlichten Erwartungs- und Handlungsmuster, die durch den Hintergrund realisiert werden, stellen also – sofern sie in einer angebbaren

22 Solche Versuche der Vergewisserung eines gemeinsamen Bodens können mitunter dem Wunsch entspringen, *den gemeinsamen Boden* zu spüren, den man jedoch nur spüren kann, indem ihn – in stets täuschungsanfälliger Mitgegenwärtigung – sicher unsichtbar unter sich weiß.

23 Hinzu kommt noch, dass viele etablierte und konventionalisierte Verhaltensweisen sich als etablierte Lösung für Koordinationsprobleme mit mehreren gleichwertigen Lösungen erweisen, sodass man nicht nur aufgrund stumpfer Gewohnheit auf deren Einhaltung rechnen kann, sondern auch aufgrund des unterstellbaren individuellen Eigeninteresses an der allgemeinen Einhaltung einer entsprechenden Lösung (Lewis 1969). So können wir etwa bezüglich des bei uns etablierten Rechtsfahrgebots nicht nur deshalb auf dessen Einhaltung rechnen, weil die Menschen es eben gewohnt sind, rechts zu fahren, und Verstöße sanktioniert und geahndet werden, sondern weil es im rationalen Eigeninteresse aller Automobilverwender:innen liegt, dass sich alle anderen (man selbst eingeschlossen) an es halten.

Gruppe von Subjekten hinreichend ähnlich sind – eine *gesamtgesellschaftliche kognitive Entlastung* dar, sofern ihr Bestehen es den Mitgliedern einer Gemeinschaft erlaubt, ohne individuelle intentionale Einfühlung oder Mentalisierung auf das wahrscheinliche oder naheliegende Verhalten Anderer rechnen und routiniert mit diesem umgehen zu können. An der Kasse stehend müssen wir nicht erst überlegen, was wohl im Bewusstsein der Kassierer:in gerade vor sich geht und was sie wohl als Nächstes tun wird. Wir rechnen einfach darauf, dass sie sich im Großen und Ganzen *wie eine Kassierer:in* verhalten wird (das meint Bourdieu mit einem »praktischen Behaviourismus«). Wir können also die Kassierer:in – obwohl wir zugleich wissen, dass es sich bei ihr um einen individuellen Menschen handelt – im Kontext der Bezahlinteraktion wie einen einfachen, typischen Input-Output-Mechanismus behandeln und müssen nicht damit rechnen, dass sie neben dieser Interaktion allzu deutlich als idiosynkratische Privatperson auffällig wird. Tatsächlich entlastet die Etabliertheit kollektiver Muster (kultureller Meme) dieser Art die Subjekte nicht nur von intentionaler Einfühlung und Mentalisierung, sondern auch von der Bildung lauter individuelle Begriffe-von für all die Individuen und Gegenstände, die ihnen tagtäglich begegnen. Für das meiste reichen die verinnerlichten, grob-klassifizierende Begriffe-von aus, besonders dann, wenn man ohnehin nicht genötigt ist, sich eingehender mit den jeweiligen anderen auseinanderzusetzen (was in alltäglichen Interaktionen häufig der Fall ist).

Tatsächlich beruhen auch die oben beschriebenen Fälle der wechselseitigen Wirklichkeitssynchronisation zu geteilten Nahwelten auf dem Umstand, dass zwischen den Beteiligten hinreichend hohe geräuschlose strukturelle Kopplung besteht, sodass man (innerhalb dieser Nahwelten) Zeit und Energie darauf verwenden kann, sich zusätzlich auch noch um die Möglichkeit individuell abweichender Wirklichkeiten und Wahrnehmungen zu kümmern.

Familien (und heute: Intimbeziehungen im allgemeinen) profitieren *parasitär* von dieser Geräuschlosigkeit struktureller Kopplungen. [...] Die Besonderheit intim gebundener Familie besteht darin, sich davon [von dieser Geräuschlosigkeit, TP] nicht tragen zu lassen, sondern gleichsam dissipative Strukturen (Prigogine) zu entwickeln. Gerade wenn und weil die strukturelle Kopplung funktioniert, kann man mehr Geräusche zulassen, das heißt: sich Gedanken darüber zu machen und sogar darüber zu kommunizieren, wie der andere denkt; ob er verstehen kann, was man sagt; ja, ob er überhaupt zuhört oder schon abgeschaltet hat und mit seiner Vorbereitung der Erwiderung beschäftigt ist. (Luhmann 2005, 211)

Allerdings kann es durchaus auch in Nahbeziehungen dazu kommen, dass Beziehungen, die *geräuschvolle* strukturelle Kopplungen bewusst zulassen und

einfordern, mit der Zeit und zunehmender Gewohnheit wiederum in *geräuschlose* strukturelle Kopplungen übergehen. Im Alltag spricht man dann etwa in Bezug auf partnerschaftliche Beziehungen davon, dass eine Beziehung »eingeschlafen« ist, man sich »nichts mehr zu sagen hat« undsoweiter. Es kann aber ebenso heißen, dass die Beziehung für die Involvierten als (selbstverständlich als tragend gewusster) *Boden* fungiert. Die Nahbeziehung selbst wird in solchen Fällen zur »Heimat« im oben erläuterten Sinn – mit allen angedeuteten, ambivalenten Konsequenzen. Die Etablierung für selbstverständlich genommener Strukturen kann also hier dazu führen, dass die sonst aufgewandte wechselseitige Aufmerksamkeit für die jeweils Beteiligten *als idiosynkratische Individuen* mit einem besonderen, nicht einfach in typischer Weise vorwegnehmbaren Hintergrund, Wirklichkeitserleben und »Innenleben«, welche Intimbeziehungen in vielen Fällen auszeichnet, sich in Routine und Gewohnheit auflöst. Die Subjekte können hierbei mitunter sogar den Eindruck gewinnen, dass jeweilige Gegenüber *ganz erfasst und verstanden* zu haben – und »ein ganz erfaßtes Ding verliert mit einem Male seinen Umfang und schmilzt zu einem Begriff ein« (Musil 1987a, 250). Ebenso kann es aber auch sein, dass gerade in der selbstverständlichen Unfraglichkeit des Gemeinsamseins in einer sonst als fraglich und unsicher erlebten Welt das Schöne einer solchen Beziehung liegt.

Für die gesellschaftliche Integration stellen *geräuschlose* strukturelle Kopplungen – die aus der hier entwickelten Perspektive mit der hinreichenden Etabliertheit oder *gemeinschaftlichen Geltung* kultureller Meme und Praktiken äquivalent sind (s.u., Kapitel 5.3) – jedoch, wie wir gesehen haben, eine zentrale Leistung dar, sofern sie es erlauben, verinnerlichte Begriffe von in Bezug auf den Umgang mit Bekannten und Unbekannten und die Realisierung typischer Interaktionen zu stabilisieren und anzuwenden. Man kann sich dann etwa mit jemand bisher weitestgehend Unbekanntem zum Spazierengehen verabreden und davon ausgehen, dass beide mehr oder minder die gleiche Vorstellung davon haben, was dies genau bedeutet, welche Erwartungen man aneinander haben kann, welche Erwartungen unangemessen wären usw. (vgl. Gilbert 2006).

Interaktionssysteme können und müssen laufend aufgegeben und neu begonnen werden. Das macht eine übergreifende Semantik, eine Kultur erforderlich, die diesen Vorgang in Richtung auf Wahrscheinliches und Bewährtes steuert. Insofern wirkt die Gesellschaft auf das, was als Interaktion vorkommt, ohne dadurch Widersprechendes und Abweichendes sicher auszuschließen.[.] (Luhmann 1987a, 588 [Herv. von mir])

Die Erfahrung des Fremden und der Wunsch nach seiner Vermeidung

Solange alles sich in gewohnten Bahnen bewegt, erscheinen die Welt und die Menschen in ihr uns – wie man gelegentlich sagt – *transparent, durchsichtig, durchschaubar* (Esser 2001, 171ff.). Alles bewegt sich dann innerhalb der vertrauten und als (selbst)verständlich lieb gewonnenen Bahnen der Normalität und Alltäglichkeit.²⁴ Gleichzeitig zeigen sich die Akteure mit der Befolgung und Realisierung der etablierten, konventionellen Formen innerhalb vertrauter kultureller Kontexte »gegenseitig die Geordnetheit, Durchschaubarkeit und Bewältigbarkeit der Sozialwelt« an (ebd., 171) – sie lassen sich gewissermaßen gegenseitig durch ihr ›normales‹ Verhalten wissen: »Von mir nichts Ungewöhnliches zu befürchten!«. Durchkreuzen Menschen dann wider Erwarten, durch ›merkwürdiges‹ Verhalten etwa, doch diese Muster, schwindet auch der Eindruck der Vertrautheit und Erwartbarkeit. Das Handeln des Anderen wird dem Wahrnehmenden als *befremdlich* auffällig.²⁵ Luhmann (2005, 214) bezeichnet Fälle solcher Erwartungsdurchkreuzung allgemein als »Irritationen«, wobei Irritation nicht etwas bezeichnet, »was in der Umwelt [lies hier statt ›Umwelt‹ ›existenzontologischen Umgebung‹, TP] als Zustand schon vorhanden ist und dann auf das System einwirkt. Sie entsteht vielmehr als systeminterne Störung, wenn ein System, das in einer Umwelt zu existieren hat, dadurch Schwierigkeiten mit den eigenen Strukturen bekommt«. Irritation oder Befremden dieser Art tritt also vor allem dann auf, wenn unmittelbare situative Vorwegnahmen eines Subjekts durchkreuzt werden und das Subjekt sich dazu angehalten sieht, sich noch einmal eindringlicher und möglicherweise unter Einsatz bewusster Überlegung mit einer Situation auseinanderzusetzen (vgl. hierzu auch Goffman 1974, 2).

Während nun aber die Durchkreuzung gegebenheitsontologisch objekt-konstitutiver Vorwegnahmen bei physikalischen oder mechanisch-kausalen

24 Dass sich kulturelle Gemeinschaften durch für selbstverständlich erachtete Formen und Verhaltensmuster dieser Art auszeichnen, hat die Schule der sogenannten *Ethnomethodologie* zu dem methodischen Vorgehen veranlasst, »die Selbstverständlichkeiten und Eigenarten« der je eigenen Kultur – »deren verborgene Struktur« – mithilfe von »Verfremdung« zu offenbaren (Vgl. hierzu Joas & Knöbl 2011, 220-250, hier: 220).

25 Schütz (vgl. 1972, 209) spricht in diesem Zusammenhang auch von *partieller oder totaler Krisis*, die aus Erfahrungen der Entselbstverständlichung des Selbstverständlichen erwachsen können.

Ereignisverläufen – der erwarteten Flugkurve eines Steins etwa – ›nur‹ zu Irritationen führt, die (für gewöhnlich zumindest) keine Kritik an der Natur, allenfalls eine Anpassung der Erwartung zur Folge hat, erlaubt eine solche Durchkreuzungen im Falle agierender Individuen eine *Kritik an deren jeweiligem Verhalten* oder zumindest den Eindruck, dass die wahrgenommene Irritation dem jeweils handelnden Subjekt als ›Fehler‹ zugerechnet werden kann (vgl. hierzu Luhmanns instruktive Unterscheidung von normativen und kognitiven Erwartungen Luhmann 1987, 42f.; B. Smith 1995c, 411f.). In Bezug auf das Handeln Anderer können wiederholte Irritationen so dazu beitragen, dass nicht nur ihr Handeln als befremdlich, sondern sie selbst *als Fremde* wahrgenommen werden und so (für den Wahrnehmenden) aus dem Bereich vorwegnehmbarer Gewöhnlichkeit und aus dem Skopus der unterstellten Geltung entsprechender Regelerwartungen fallen. Umgekehrt können aber auch äußere, phänotypische Merkmale die direkte Wahrnehmung einer Person *als fremd* evozieren, ohne dass sie sich ›befremdlich‹ verhalten haben müsste.

For example, when empathising with a young child, someone from a different culture or someone with a very different set of interests and values, less is taken for granted as shared. If we know or suspect that the other person has never seen buses before and has no grasp of the norms associated with them, we might, when engaging with her experience, bracket our more usual assumption that these are features of a *shared* world. (Ratcliffe 2012, 478)

Das unmittelbare (und riskante, weil grundsätzlich enttäuschbare) Erleben von Vertrautheit bezieht sich also nicht auf alle einem Einzelnen begegnenden Menschen in gleicher Weise, sondern »wird von den Subjekten vielmehr nur denen zugebilligt, mit denen sie die unmittelbare Mitwelt teilen« oder zu teilen glauben, während »die anderen unter Hervorhebung bestimmter typischer Merkmale und unter Heranziehung grundlegender Ordnungskategorien als Fremde anonymisier[t]« werden (Krupka 2002, 74f.). Am Fremden (d.i. am *als fremd erlebten* Menschen) scheitern (oder scheitern vermeintlich) die verinnerlichten Begriffe-von, die gewöhnlich der direkten Wahrnehmung und Vorwegnahme von Anderen und ihrem Handeln zugrunde liegen, die implizit als zur Gemeinschaft einer gemeinsamen Welt gehörig erlebt werden.

Sobald uns das Verhalten anderer nicht durch unsere verinnerlichten Begriffe-von unmittelbar in seiner Bedeutsamkeit transparent, intuitiv verständlich ist, wir uns »nicht in sie finden« (Wittgenstein), sie nicht »mitmachen« (Musil) können, erscheinen sie uns als Fremde. Paradigmatisch machen wir solche Erfahrungen, wenn wir uns in einem uns unvertrauten kulturellen Kontext wiederfinden.

Wir sagen auch von einem Menschen, er sei uns durchsichtig. Aber es ist für diese Betrachtung wichtig, daß ein Mensch für einen andern ein völliges Rätsel sein kann. Das erfährt man, wenn man in ein fremdes Land mit gänzlich fremden Traditionen kommt; und zwar auch dann, wenn man die Sprache des Landes beherrscht. Man versteht die Menschen nicht. (Und nicht darum, weil man nicht weiß, was sie zu sich selber sprechen.) Wir können uns nicht in sie finden. (Wittgenstein PU, 568)

Take, for example, our more limited success in understanding the thought and action of people from quite alien cultures (e.g. when they nod or bow or wave their hands in a certain way). (McGeer 2015, 265)

Um solche Differenzen und aus ihnen resultierende Fremdheitserfahrungen zu erklären, spricht Schütz (1972, 73) statt von mehr oder weniger geteilten oder ungeteilten *Hintergründen* auch von verschiedenen, in unterschiedlichem Ausmaß zwischen Individuen geteilten *Systemen von Relevanzen und Typisierungen* (vgl. auch Abels 2010, 124). Werden diese Systeme von Anderen hinreichend geteilt und darüber hinaus auch verdinglichend als von den Anderen geteilt aufgefasst, so erscheinen uns diese anderen vertraut, »[a]ber je anonym der Andere wird und je weniger sein Platz im sozialen Kosmos für den Partner bestimmbar ist, umso mehr verringert sich die Zone der gemeinsamen wesentlichen Relevanzen« (Schütz 1972, 95). Der Andere erscheint als Bewohner einer von der eigenen abweichenden, unbekannteren Welt. Die Wirklichkeit des als fremd wahrgenommenen Anderen erscheint uns undurchsichtig, unverstehbar.

Bezüglich der Möglichkeit, fremde Welten zu verstehen, sprechen Berger und Luckmann auch vom Problem der »Internalisierung [...] fremder Welten«, welches sich allerdings nicht erst zwischen Menschen verschiedener »Kulturen«, sondern auch schon bezüglich der Verschiedenheit von Welten innerhalb einer einzelnen ›Kultur‹ stellt:

So kann es dazu kommen, daß das Kind der unteren Klassen nicht nur eine Welt bewohnt, die von der der höheren Klassen sehr verschieden ist, sondern daß es sie in einer Weise bewohnt, die wiederum von der des Kindes der unteren Klassen nebenan ganz verschieden ist. (Berger & Luckmann 1980, 141)

Das Problem der Diversität menschlicher Welten und ihnen entsprechend divergierender Hintergründe stellt sich – sofern Berger und Luckmann in diesem Punkt richtig liegen – also nicht erst auf der Ebene, die man gemeinhin als *interkulturell* bezeichnet. Auch *intrakulturell* treten Unterschiede auf, die für gewöhnlich zwar häufig unsichtbar bleiben, sofern verschiedene soziale Welten und Milieus sich nicht allzu häufig und allzu ausgiebig kreuzen, die je-

doch nichtsdestoweniger wirklich sind. Insofern bedarf es zu einer wittgensteinschen Erfahrung der Undurchsichtigkeit anderer nicht erst der Reisen in fremde Länder.²⁶ Fremdheitserfahrungen der beschriebenen Art sind – zumindest potentiell – jederzeit und überall möglich, auch wenn sie zwischen Menschen mit ähnlichen kulturellen Hintergründen tendenziell seltener und weniger ausgeprägt auftreten als zwischen Menschen mit stark divergierenden kulturellen Hintergründen. Gleichzeitig bleibt zu berücksichtigen, dass Fremdheitserfahrungen der beschriebenen Art ein graduelles Phänomen darstellen, dass sowohl von der tatsächlichen als auch der implizit unterstellten oder unmittelbar empfundenen Verschiedenheit der Hintergründe abhängt. Diesbezüglich betont Schütz, dass »alle Hindernisse«, auf die ein Fremder bei dem Versuch trifft, eine ihm seinerseits fremde Gruppe »auszulegen«,

aus der Inkongruenz der Konturlinien der wechselseitigen Relevanzsysteme entstehen und daher aus der Verdrehung, der das Relevanzsystem des Fremden in der neuen Umgebung unterliegt. *Aber jede soziale Beziehung, insbesondere jede neu aufgenommenen sozialen Kontakte, sogar zwischen Individuen, enthält ähnliche Phänomene*, obwohl sie nicht notwendig zu einer Krise führen müssen. (Schütz 1972, 66 FN1)

Man sieht bei einer Begegnung mit einer unvertrauten, unter sich schon eingespielten Gruppe häufig nicht unmittelbar, was die Anderen in einer Situation *wahrnehmen, wie sie ticken, wie sie was und was sie wie* auffassen. Weiterhin geschieht es häufig, dass man das Verhalten Anderer in direkter Wahrnehmung in einer Weise auffasst, die seiner in der Gruppe eingespielten Bedeutsamkeit gar nicht entspricht, ohne dass man dies selbst bemerken könnte (man hat etwa die Wahrnehmung, dass eine Person einen fiesen Kommentar gegenüber einer anderen äußert und sieht nicht – wie man dies gesehen hätte, wenn man die Interaktionen der beiden schon hinreichend gewohnt wäre –, dass sie die andere nur liebevoll foppte). Deshalb bedarf es häufig einer gewissen, wechselseitigen Synchronisations- oder Kalibrierungszeit, bis man sich gegenseitig gegebenheitsontologisch eingeschwungen, auf eine hinreichend ähnliche oder reziproke Wellenlänge gebracht hat – womit nichts anderes bezeichnet ist als die Verinnerlichung entsprechender Begriffe–von, die einen das Verhalten der anderen direkt in seiner jeweiligen Bedeutsamkeit wahrnehmen lassen.²⁷

26 »Wenn einer auch alles ausspräche, »was in seinem Inneren ist«, wir müssten ihn nicht verstehen.« (Wittgenstein LSP, 378). Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang auch vom Verstehen anderer als einem »mitkönnen« (ebd., 379).

27 Wie oben bereits angedeutet lassen sich diese Überlegungen auch auf die Debatte beziehen, ob und inwiefern wir – wenn wir das Handeln Anderer zu verstehen suchen

Eine ganz andere Art von Nähe (oder Ferne?) zum Fremden oder Anderen findet sich bei Emmanuel Lévinas zumindest in Beschreibungen evoziert. Auch Lévinas (2017, 220) räumt ein, dass »die Erscheinung des Anderen zunächst in derselben Weise« geschieht, »in der alle Bedeutung hervortritt«. Der Andere erscheint zunächst »in einem kulturellen Ganzen und erhält sein Licht von diesem Ganzen, wie ein Text durch seinen Kontext« (ebd.). In dieser Perspektive erscheint der Andere als ein Element im allgemeinen Zusammenhang typisch vorwegnehmbarer Kontiguitäten, den man gewöhnlich »Kultur« nennt. Auf die Wahrnehmung und somit ein intuitiv unmittelbares Verstehen der Bedeutsamkeit eines solchen Elements, eines GOO, kann sich ein Subjekt – wie wir gesehen haben – im Laufe der Zeit immer besser kalibrieren. Entweder, sofern dieses Element selbst eine gewisse, allgemein verbreitete Typizität an den Tag legt, oder, indem das Subjekt sich in konkreter Auseinandersetzung mit ihm einen individuellen Begriff-von von ihm bildet. Das Subjekt besitzt dann ein *Bild des Anderen* – man erinnere sich an die obigen Ausführungen zu den empirischen Schemata bei Kant – mittels dessen es unmittelbar und situativ die passenden Mitgegenwärtigungshorizonte appräsentieren kann, welche ein Verstehen des Anderen *als ein solches Element* ermöglichen. Was Lévinas (ebd., 221) demgegenüber die »Epiphanie des Anderen« nennt, unterscheidet sich nun gerade von der so beschriebenen Form der »horizonthaft[en]« Erfassung seiner »kulturelle[n] Bedeutung«. Erscheint der Andere als Anderer, wird diese »weltliche Bedeutung« gerade »gestört und umgestoßen durch eine andere, abstrakte, der Welt nicht eingeordnete Gegenwart« (ebd.). Der Andere erscheint als eine Art Riss oder Bruch im Immanenzzusammenhang des gewissermaßen *blind durch Bilder Verstehbaren* der je eigenen Wirklichkeit. Lévinas bezeichnet nun das »Phänomen, das die Erschei-

– *mentalisieren*. Demgegenüber legt sich aus der hier entwickelten Perspektive nahe, dass Menschen im Regelfall nur dann mentalisieren, wenn die auf »Enkulturation und Erziehung« basierende, intuitive oder unmittelbare Vertrautheit mit *geteilten Kontexten* [»shared contexts«] und typischen Handlungs- und Verhaltensmustern nicht mehr greift (Kiverstein 2011, 43 [m.Ü.]). Mentalisierung wäre dieser Position zufolge also die Ausnahme, die nur in den Fällen greift, in denen unsere intuitiven sozialen Vorwegnahmevermögen an der Widerspenstigkeit der Welt scheitern. »When our everyday social skills fall short in some way and we find the person with whom we are interacting unintelligible [...] we may find ourselves needing to mentalize. [...] Normally, we find the actions of others immediately intelligible« (ebd.). Erst wenn unsere verinnerlichten Begriffe-von nicht mehr greifen, beginnen wir also, so die von Julian Kiverstein vertretene Position, zu mentalisieren, d.h. bewusst darüber nachzudenken, was der jeweils andere wohl meint und will.

nung des Anderen ist«, als »Antlitz«, sodass die Epiphanie des Anderen die »Epiphanie des Antlitzes« ist.

516

Die Epiphanie des Antlitzes ist *Heimsuchung*. Während das Phänomen bereits Bild ist, Manifestation, die gefangen ist in ihrer plastischen und stummen Form, ist die Epiphanie des Antlitzes lebendig. Sein Leben besteht darin, die Form aufzulösen, in der sich jedes Seiende, sobald es in die Immanenz eintritt, d.h. sobald es sich als Thema darstellt, bereits verbirgt. (ebd.)

Paradox ließe sich vielleicht formulieren, dass eine noch so fein eingestellte gegebenheitsontologische Kalibrierung auf das Bild des Anderen doch gerade darauf abzielt, die Begegnung mit ihm als Öffnung oder Abgrund, als Riss in der Immanenz der eigenen Wirklichkeit zu vermeiden. Es wäre zu überlegen, ob die Bereitschaft zur Appräsentation der Wirklichkeit des Anderen als eigenständige, nicht einfach mit der eigenen identische Wirklichkeit, eine Zwischenform zwischen dem darstellt, was Lévinas als das Erscheinen des Anderen im Immanenzzusammenhang der Kultur beschreibt und dem, was bei ihm durch die Epiphanie des Antlitzes markiert wird. Sofern dieser Fragenkomplex jedoch auf ein Phänomen zielt, welches über die Frage nach der Geteiltheit und Ungeteiltheit von Welt gerade hinausweist, belasse ich es an dieser Stelle bei diesen Andeutungen.

Die Etabliertheit bestimmter typischer Verhaltensweisen und Gepflogenheiten sorgt also faktisch für eine kognitiven Entlastung der Einzelnen, die man zugleich – folgt man hier Lévinas – funktional als Vermeidung der Begegnung mit dem Antlitz des Anderen (und als Vermeidung der Begegnung mit dem eigenen Antlitz?) beschreiben kann. Über die Idee einer solchen kognitiven Entlastung durch etablierte Verhaltensregularitäten noch hinausgehend vertritt Victoria McGeer die These, dass die Mitglieder einer Gemeinschaft sich nicht nur aufgrund der Gewöhnung an bereits bestehende soziale Gepflogenheiten *faktisch* nach vorwegnehmbaren Mustern *verhalten* (was zu der beschriebenen kognitiven Entlastung führt), sondern sie auch ein Interesse daran haben, sich durch Befolgung etablierter Normen und Verhaltensmuster wechselseitig füreinander verstehbar zu halten. So sei »in unseren alltäglichen Begegnungen Erklärung und Vorhersage [des Verhaltens anderer, TP] im Allgemeinen nicht unsere größte Sorge« (2015, 266 [m.Ü.]). »Worum wir uns wirklich sorgen ist, in Bezug auf eine geteilte Menge wohlausgearbeiteter [»well-elaborated«] Normen verstehbar füreinander zu bleiben« (ebd., 266). So sei uns Menschen »sowohl praktisch als auch emotional sehr viel daran gelegen, unsere Gedanken und Handlungen gegenseitig zu regulieren, sogar au-

ßerhalb des Bereichs der Moral« (ebd., 271). Menschen seien natürlicherweise dazu geneigt, »sich gegenseitig für ihr Denken und Handeln zu korrigieren und zu zensieren, zu loben und zu kritisieren – häufig mit erheblicher emotionaler Involviertheit« (ebd.). Es besteht also McGeer zufolge ein allseitiges, auch emotional grundiertes Interesse daran, dass alle Beteiligten nach den etablierten Regeln der Normalität spielen.

Welche Art emotionaler Involviertheit der Akteure in Bezug auf das Einhalten solcher Normen McGeer hier im Sinn hat, kann ein Abschnitt aus Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* verdeutlichen, in welchem er über die Art und Weise spricht, wie sich uns Wörter (schon als bloße Formen) auditiv und visuell einprägen und vertraut werden:

Denn schon der bloße Anblick einer gedruckten Zeile ist ja ungemein charakteristisch, d.h., ein ganz spezielles Bild: Die Buchstaben alle von ungefähr der gleichen Größe, auch der Gestalt nach verwandt, immer wiederkehrend; die Wörter, die zum großen Teil sich ständig wiederholen und uns unendlich wohlvertraut sind, ganz wie wohlvertraute Gesichter. – *Denke an das Unbehagen, das wir empfinden, wenn die Rechtschreibung eines Wortes geändert wird. (Und an die noch tieferen Gefühle, die Fragen der Schreibung von Wörtern aufgeregt haben.)* (PU, 327 [Herv. von mir])

Das Unbehagen an der geänderten Rechtschreibung, welches Wittgenstein hier als Beispiel aufruft, ist dieselbe Art von Unbehagen, welches Menschen auch sonst häufig empfinden, wenn sie eine »tief eingeprägte« Form, ein vertrautes kulturelles Mem in einer ungewöhnlichen Weise realisiert sehen (ebd.). Man denke hier an die gelegentlich auch im »Bildungsmilieu« anzutreffende Gehässigkeit, mit der auf Kreolisierungen der vermeintlichen »Hochsprache« reagiert wird. Subjekte sehen in solchen Fällen gegebenheitsontologisch: Das ist aber nicht, wie die Form *eigentlich* ist, wie es sich *eigentlich* gehört. Sie sehen also eine Differenz zwischen dem, *wie es ist*, und *wie es eigentlich sein sollte* – und zwar auf der Ebene der direkten Wahrnehmung. Sie apperzipieren einen »Fehler«, sofern manche der Teile des gegebenheitsontologischen Objekts nicht zu den anderen »passen« (vgl. hierzu aus gestalttheoretischer, neurowissenschaftlich informierter Perspektive auch Heimberg 2002, 127f.). Das kann etwa Fälle betreffen, in denen Andere eine Prozedur auf die vermeintlich »falsche« Weise realisieren; ein »Mann« in unserem kulturellen Kontext in der Öffentlichkeit einen Rock trägt; Andere grammatikalische »Fehler« in ihrer Alltagssprache machen usw. Wo immer Menschen sich für die unkonventionelle Realisierung solcher, kollektiver Formen kritisieren (»Man macht aber den Belag *auf* den Käse, nicht umgekehrt«, »Männer tragen keine Röcke«, »Es heißt nicht »der Krake«, sondern »die Krake«, »Man sagt nicht »Das macht Sinn«

sondern ›Das ergibt Sinn‹ usw.), arbeiten sie an einer solchen, gegenseitigen Regulierung, um sich und die Anderen – so McGeers These – gegenseitig füreinander erwart- und verstehbar zu halten. Außerhalb moralisch tritt regulierendes Verhalten dieser Art meist dann auf, wenn Menschen objektkonstitutive Vorwegnahmen durchkreuzt sehen, worauf sie zunächst mit Irritation und zusätzlich oft mit entsprechend sanktionierendem Verhalten reagieren (Tuscheln, Stirnrunzeln, Murren, Starren usw.).

Ein schönes Beispiel dafür, wie stark die affektiven Reaktionen auf wahrgenommene Abweichungen dieser Art mitunter ausfallen, liefert ein Brief, den Paul Valéry unter dem Titel »Das Recht des Dichters an der Sprache« als Reaktion auf einen Artikel in der Tageszeitung *Le Temps* vom 29. Juli 1927 an den damaligen Direktor der *Revue de Philologie Française* schickte. In dem betreffenden Zeitungsartikel hatte der Literaturkritiker Paul Souday unter dem Titel *Questions de Grammaire* (»Fragen der Grammatik«) Valéry dafür kritisiert, in einem Vers aus dem Gedicht *La Jeune Parque* das für gewöhnlich zweisilbig gesprochene Wort *tiè-de* – was so viel wie *lauwarm* bedeutet – durch das vom Gedicht vorgegebene Versmaß in drei Silben zu *ti-è-de* zu zerdehnen. Im Original lautet der Vers:

Délicieux linceuls, mon désordre tiède,

was Paul Celan mit

Ihr Laken, köstlich Lager, mein Lau- und Lässigsein,

übersetzt. »C'est affreux.« – »Das ist ekelhaft.«, lautet zu dieser Regelverletzung der lapidare Kommentar von Souday (1927, 1). Valéry (1992, 482) selbst räumt in seiner Replik ein, dass er die Dehnung »eigenmächtig und wider den Brauch« vollzogen, in ihr aber »geradezu einen Anflug von Wollust« empfunden habe. Wenn nun außer ihm noch andere eine solche Wirkung verspürten, sei er als Dichter *ipso facto* in dieser Variation gerechtfertigt. »Wenn ich *ti-è-de* also setze, und wenn einige Leute *ti-è-de* lässiger als *tiè-de* finden, muß ich mir doch keine Gedanken machen, das Gesetz ver-let-zet zu haben« (ebd., 483).

Valéry schließt an diese Bemerkung eine allgemeinere Überlegung an, die das Verhältnis von *allgemeinen* (bzw. *unbewusstem*) und *poetischem* Sprachgebrauch betrifft: Während der allgemeine Sprachgebrauch »ausschließlich der Statistik« unterliege und dem Prinzip der sprachlichen Ökonomie unterstellt sei, zeichne sich der poetische Gebrauch der Sprache gerade durch die *Einführung neuer Variationen* aus (ebd.). Analog stehe es um das Verhältnis von Schriftsteller und Sprachwissenschaftler. »Der letztere ist *per definitionem* Be-

obachter und Interpret der Statistik. Der Schriftsteller hingegen ist etwas ganz anderes: Er ist eine *Abweichung*, ein Agens der *Abweichungen*« (ebd., 485). Wobei der Schriftsteller aber nicht willkürlich einfach irgendwie von der Regel abweiche, sondern seine Aufgabe und sein Ehrgeiz darin bestünden, die »bereichernden Abweichungen« zu finden (ebd.). Dabei sei jedoch die »allgemeine Bewegung der Sprache« nicht dazu geeignet, ein Argument für oder wider eine spezifische Abweichung zu liefern: »Wir sehen, daß Sprache sich fortbewegt, entwickelt, wir sehen aber nicht wohin« (ebd.). Valéry verwendet den diachronen Wandel der Sprache also als ein Argument für das Recht des Dichters an ihrer Veränderung, wohl, weil dieser Wandel die Kontingenz der geltenden Regeln der Sprache faktisch belegt. Diesbezüglich beklagt Valéry eine ihm »unverständliche Voreingenommenheit« der Sprachwissenschaftler, die darin bestehe, »das als heilig zu betrachten, was sich aus den ungeordneten Handlungen aller als Durchschnitt ergibt!« (Ebd.)

Wenn McGeer richtig liegt, neigen nicht nur Sprachwissenschaftler:innen, sondern auch Menschen im Allgemeinen dazu, die durchschnittlichen Regeln der Normalität verdinglichend »als heilig zu betrachten«, womit sie sich zugleich gegenseitig füreinander verständlich (zu) halten (meinen). Wer sein Leben lang die Nudeln erst auf seinem Teller mit der Sauce gemischt hat, für den stimmt eben subjektiv etwas nicht, wenn jemand auf einmal die Nudeln schon vor dem Verteilen auf einzelne Teller mit der Soße mischt (»Das ist nicht, wie man Nudeln mit Sauce zubereitet«). Ebenso kann für jemanden, der sein Leben lang nur ›Frauen‹ in Röcken gesehen hat, in der direkten Wahrnehmung etwas an dem Bild nicht stimmen, wenn er im Alltag einen ›Mann‹ (eine als Mann gelesene Person) in einem Rock sieht. ›Männer‹, das sind in der direkten Wahrnehmung einer solchen Person also (unter anderem) Personen, die – im deskriptiven wie im präskriptiven Sinn – *keine Röcke tragen*. Die gegebenheitsontologische Perspektive vermag solche normativen Ansprüche, sofern sie als solche von Subjekten geäußert werden (»Männer sollen keine Röcke tragen«), nicht normativ zu rechtfertigen – im Gegenteil –, wohl aber zu erklären, weshalb Menschen die Neigung besitzen, sich in dieser Weise gegenseitig für bestimmte Durchkreuzungen ihrer auf Begriffen-von basierenden, unmittelbaren Vorwegnahmen zu kritisieren: Werden tief eingeprägte Erwartungsmuster in Bezug auf das Verhalten anderer Subjekte durchkreuzt, erscheint ihnen dies gegebenheitsontologisch unmittelbar als *etwas, das nicht so sein sollte, wie es ist*.

Spielräume und Grenzfälle des Fremdverstehens

520

Allerdings bezeichnen die bisher beschriebenen Beispiele von Fremderfahrung allesamt Fälle von Fremdheit, die auf Differenzen der Enkulturalisierung und Habitualisierung zurückzuführen sind. Neben den beschriebenen Fällen, in denen Menschen aufgrund divergierender Habitualisierungsgeschichten in ihrem Tun und Trachten undurchsichtig erscheinen, stellt die Konfrontation mit nicht neuro- oder in ihren Grundzügen verhaltenstypischen Personen für viele Menschen einen noch gravierenderen Fall von Fremdheitserfahrung dar, der plötzlich – wie es bei Foucault (1973, 175) heißt – »auf dem ununterbrochenen, fast schon vergessenen, weil zu vertrauten Raster der Vernunft als unabweisbarer Unterschied auf[taucht]«. Um andere Menschen intuitiv-mitgehend (d.h. durch direkte Wahrnehmung) zu verstehen, benötigen Menschen entsprechende Begriffe-von der konkreten Individuen oder auch Begriffe-von der grundlegenden Denk- und Verhaltensmuster, welche sie – mitunter aufgrund entsprechender Habitualisierungen – realisieren. Versagen nun sehr basale Begriffe-von, mittels derer sich Subjekte gewöhnlich einen Reim auf die Äußerungen und das Verhalten anderer machen, so haben sie häufig ein besonders intensives Empfinden von Fremdheit: Sie kommen nicht mit, begreifen nicht, was in ihrem Gegenüber vor sich geht, fühlen sich befremdet oder nehmen es schlichtweg als »verrückt« wahr. Solche Fälle des Fremdheitserlebens und der Irritation reichen tiefer als sonstige Fremdheitserfahrungen, sofern sie nicht nur die ungewohnte Struktur unvertrauter Praktiken betreffen, sondern sehr viel grundsätzlichere Erwartungen bezüglich der gewöhnlichen Verkettung von Gedanken und Handlungen zu sinnvollen, nachvollziehbaren Einheiten.

So weisen etwa viele schizophrene Menschen ein Merkmal auf, welches man seit Eugen Bleuler (1911) als »assoziative Lockerung« bezeichnet und welches offenbar auch bei der Einnahme mancher psychoaktiver und halluzinogener Substanzen wie LSD, Cannabis oder Mescaline beobachtet werden kann.

Gelockerte Assoziationen liegen dann vor, wenn die Patienten von Wörtern und Begriffen, die sie während eines Gesprächs hören, zu spontanen Äußerungen angeregt werden, die aufgrund des bisherigen Gesprächsverlaufs nicht zu erwarten waren. Beispiel: »Dann besorgten wir uns einen Schlüssel.« Reaktion des Patienten darauf: »Ja, ja, ich war ein Schlüsselkind!« Wenn der Sinn der Patientenäußerung nicht mehr verstanden werden kann, weil die Aneinanderreihung der einzelnen Wörter willkürlich oder scheinbar »zufällig« wirkt und für Außenstehende keine schlüs-

sige Logik mehr erkennen lässt, spricht man von Zerfahrenheit. (Bäumli 2008, 14)

Allerdings ergibt sich auch in diesen Fällen der Eindruck der Undurchsichtigkeit oder Unverständlichkeit solcher Assoziationen und Übergänge primär aus dem Umstand, dass die Normalitätserwartungen des jeweils Zuhörenden in signifikanter Weise durchkreuzt werden.

[D]as zerfahrene Denken muß nicht in jeder Beziehung sinnlos sein. Wohl erscheint es dem Gesunden so, besonders dem, der keine Erfahrung im Umgang mit Schizophrenen hat bzw. im konkreten Fall den Kranken, der so verworren spricht, nicht näher kennt. Trotzdem kann dies zerfahrene Denken in sich selbst einen Sinn haben, nämlich innerhalb des psychotischen Erlebens. Es kann, wenigstens teilweise, erfaßt werden, wenn man sich eingehend mit dem Kranken beschäftigt, besonders während einer intensiven Psychotherapie. (Schulte & Tölle 1973, 155)²⁸

Das verunsichernde Gefühl der Fremdheit, welches viele Menschen bei der Konfrontation mit schizophrenen Menschen verspüren, bezeichnet der Psychiater Henricus Cornelius Rümke (1967, 213) auch als *Praecox-Erlebnis*.²⁹ Ein solches Gefühl beruhe vor allem auf der »Unmöglichkeit der Einfühlung« und einem »Mangel an affektivem Austausch«, welche Menschen im Umgang mit Betroffenen erleben (vgl. Ungvari, Xiang, Hong et al. 2010 [m.Ü.]; vgl. Ratcliffe 2012, 499). Die Psychologin Daniela Heimberg hat diesbezüglich in empirischen Studien Hinweise darauf finden können, dass die schizophrene Erkrankung als eine »Schwächung der Nutzung von Regelmäßigkeiten vergangener Erfahrungen in der aktuellen Informationsverarbeitung« beschrieben werden kann, weshalb Heimberg (2002, 12) in gestalttheoretischer Diktion auch von einem »Zusammenbruch der Gestalt« (so der Titel ihres Buches), von einer

28 Aus dieser Perspektive lässt sich auch verdeutlichen, was eines der zentralen Anliegen der Psychoanalyse des sonst häufig als Obskurantist abgetanen Jacques Lacan ist: Er versucht, eine Sprache für die tieferliegenden Mechanismen und Strukturen zu finden, die das Streben und Denken des Menschen im Allgemeinen und das Denken psychisch Kranker im Besonderen grundlegend strukturieren und deren Aufgabe es ist – wie er explizit hervorhebt – die Patienten *besser zu verstehen* und der ernsthaften Auseinandersetzung mit ihnen nicht mit Gedanken wie »Noch einer von diesen Geisteskranken, die nur Stuss reden.« auszuweichen (2013, 52). Ob und inwieweit Lacan dies gelingt, will ich hier nicht beurteilen.

29 »[S]ehr erfahrene Psychiater« können Rümke (ebd.) zufolge dieses Gefühl auch als Leitfaden zur Diagnose von Schizophrenie einsetzen. Allerdings weisen empirische Forschungen darauf hin, dass das Auftreten eines solchen Gefühls bei der Konfrontation mit schizophrenen Patienten zwar nicht zu leugnen ist, zur Diagnostik jedoch unzureichend erscheint (Ungvari, Xiang, Hong et al. 2010).

Schwächung der Gestaltbildung bei den Betroffenen spricht. Dabei bezieht sich der Begriff der *Gestaltbildung* bei ihr sowohl auf die »initiale[] Registrierung von Reizen« als auch auf die »Verarbeitung und Integration semantischer Information« (ebd., 125), wobei Heimberg vor allem Indizien dafür gefunden hat, dass schizophrene Patienten bezüglich der Verarbeitung und Integration semantischer Information eine schwächere Form der Gestaltbildung aufweisen (ebd., 260). Im Zusammenhang der hier angestellten Überlegungen kann dies heißen, dass die Begriffe-von bei Schizophrenen lockerere oder losere Kommunikations- und Handlungsanschlüsse als (ein-)stimmig zulassen, als sie es bei »neurotypischen« Personen tun. Schizophrene Personen sehen also mitunter noch da gegebenheitsontologisch stimmige Zusammenhänge, wo nicht-schizophrene schon keinen Zusammenhang mehr zu sehen vermögen.

In Musils *Mann ohne Eigenschaften* findet sich eine kurze Passage, die sich ebenfalls mit dem Thema des Fremdverstehens in radikalen Fällen wie den eben genannten befasst. Clarisse, die Jugendfreundin des Protagonisten Ulrich, die selbst zum Zeitpunkt, in welchem sie den Brief verfasst, schon deutliche Züge eines »manisch-schizophrenen Denkens« zeigt (Gess 2016, 685), schreibt hier in einem Brief an Ulrich, den Protagonisten:

»Siegmond,« habe ich zu ihm vor Walter gesagt »wann verstehst du ein Musikstück!?!« Er hat gegrinst und zur Antwort gegeben: »Gar niemals.« »Wenn du es selbst innerlich *machst*« habe ich gesagt. »Wann verstehst du einen Menschen? Du mußt ihn mitmachen.« *Mit-machen!* Das ist ein großes Geheimnis, Ulrich! Du mußt sein wie er: aber nicht du in ihn *hinein*, sondern er in dich *hinaus!*« (1987a, 713)

Das mitgehende, intuitive Verstehen eines anderen Menschen (wie auch das mitgehende Verstehen eines Musikstücks) hat mehr von einem praktischen-perzeptiven Vermögen des mitgehenden Sehens als von einer intellektuellen, mentalisierenden Einsicht in mentale Zustände einer Person. Es besitzt häufig weniger die Form einer Erklärung der Form »Sie tut jetzt x, weil sie y wollte und die Überzeugung z besaß«, sondern eher die Form von »Jetzt tut sie wahrscheinlich x«, »Sie würde jetzt vielleicht x tun«, »Jetzt x zu tun würde zu ihrem bisherigen Verhalten passen« usw. Man muss entsprechende Begriffe-von verinnerlicht haben, um sich einen Reim auf einen Menschen machen zu können, um ihn in seinem Tun und Lassen als durchsichtig und motiviert zu erleben: Mithilfe entsprechender Begriffe-von vermag man Menschen nachzuvollziehen; jedoch nicht, indem man *sich selbst* (seine eigenen mentalen Routinen) *in sie hinein* versetzt, um zu simulieren, was sie wahrscheinlich tun werden, sondern *die anderen Menschen* und ihr Verhalten

werden als eigenständig, mit eigenen, von den eigenen potenziell abweichenden Verhaltens- und Mitgegenwärtigungsmustern apperzipiert. Unmittelbares oder intuitives Fremdverstehen beruht also nicht auf einer Simulation des Verhaltens anderer mithilfe der je eigenen inneren kognitiven und praktischen Routinen, sondern auf Begriffen-von der jeweiligen (oder typischen) anderen, die uns das verbale, gestische und sonstige Verhalten anderer in »einer flüssigen Variabilität« (Lohmar 1998, 236) erwarten lässt, wie man auch ein Musikstück nach- oder mitvollzieht.

Offenbar ist dabei der Spielraum des Fremdverstehensvermögens von Subjekt zu Subjekt unterschiedlich. Die Fähigkeit, andere intuitiv zu verstehen, sie *mitzumachen*, *mitzukönnen* oder *nachzuvollziehen*, ist individuell verschieden, sofern verschiedene Menschen ein verschieden breites, verschieden feines und verschieden fluides Spektrum verinnerlichter Begriffe-von besitzen. Dieses Spektrum umgrenzt den Bereich fremder Wirklichkeiten, die intuitiv zu verstehen ein Subjekt in der Lage ist.³⁰ Dabei ist davon auszugehen, dass der Umfang des Vermögens, andere zu verstehen, nicht einfach *graduell* zwischen verschiedenen Menschen divergiert, sondern bereichsspezifische Unterschiede aufweist, je nachdem, welcher Art die Begriffe-von sind, die eine Person verinnerlicht hat. Karl Jaspers (1973, 295) spricht diesbezüglich vom individuellen Reichtum an »verstehenden Erkenntnissen«, welcher es dem Einzelnen ermögliche, andere und ihr Verhalten *genetisch* (d.h. einführend) zu *verstehen*. Matthew Ratcliffe (2012, 474) spricht im gleichen Sinn von der individuellen »Bandbreite verständlicher Erfahrungen« [»range of intelligible experiences«], die durch das, was er »radikale Empathie« nennt, erweiterbar sei. Und Catherine Elgin (2017, 181) spricht in Anlehnung an Dewey – nicht nur, aber auch in Bezug auf das Verstehen anderer Menschen – von der »epistemischen Reichweite« [»epistemic range«] des Verstehens, die einem Subjekt zur Verfügung steht und die durch Konfrontation mit unvertrauten Ansichten und Auffassungen erweiterbar sei. Sofern Begriffe-von sich der hier vertretenen Position zufolge durch Erfahrungen erwerben oder verinnerlichen lassen, erscheint es dabei durchaus möglich, durch die Intensivierung der Aufmerksamkeit für und die Konfrontation mit der fortwährenden Möglich-

30 Bei Searle heißt es diesbezüglich in einem Aufsatz zum Thema Bildung: »Any educator has the following sort of experience: Some things you say are systematically misunderstood, because the people to whom you are speaking have a different background. They just bring a different mode of sensibility to bear on the problem« (1998, 6).

keit auch von Kleinst- und Feinstabweichungen innerhalb unterschiedlicher Wirklichkeiten die Reichweite des eigenen intuitiven Verstehens zu erweitern.

5.3 Kern und Hüllen gemeinsamer Wirklichkeiten

Nach den vorhergehenden Überlegungen zum Welt- und Fremdverstehen im Hinblick auf die Frage nach der möglichen Geteiltheit von Welt dient das vorliegende Kapitel der Explikation der These, dass trotz aller zuzugestehender möglicher Divergenz individueller Wirklichkeiten ein *Kern geteilter Welt* existiert, den wir mit allen Menschen, möglicherweise sogar mit vielen Tieren, gemein haben. Dabei wird vor allem die Frage im Vordergrund stehen, wie sich dieser Kern zu der Verschiedenheit individueller und kultureller Wirklichkeiten verhält. Argumentiert wird für die These, dass wir einerseits darin gerechtfertigt sind, von einem allgemein geteilten (und insofern intersubjektiv-verbindlichen) Kern unserer Wirklichkeit auszugehen, während allerdings zugleich ein nicht unbedeutender Teil unserer jeweiligen Wirklichkeiten nur jeweils lokal und in eingeschränkter Weise ›geltende‹ Hüllen bildet, welche sich auf der Grundlage lokaler Regelmäßigkeiten um den gemeinsamen Kern geteilter Wirklichkeit herum verfestigt.³¹

Subjekte leben, wie schon mehrfach hervorgehoben, dann in geteilten oder kongruenten Wirklichkeiten, wenn sie hinreichend ähnliche Hintergründe (d.i. Ensembles verinnerlichter Begriffe-von) besitzen, welche solche Vorwegnahmen und Mitgegenwärtigungen vorzeichnen. Dabei besteht grundsätzlich *erstens* die Möglichkeit, dass Begriffe-von den Organismen angeboren

31 Ein wenig unglücklich an der Metapher des Kerns ist dabei, dass er seinerseits zunächst eine Art ontologisches Drahtgittermodell nahelegen scheint, als würde ein Skelett von allen Menschen geteilter Entitäten um lokal oder ›kulturell‹ divergierende Bedeutsamkeiten ergänzt, wie dies an zweistufigen ›Add-on-‹Theorien der Bedeutsamkeit gerade kritisiert wurde. Vielleicht wäre es daher besser, von einem universalen *Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmekern* zu sprechen, zu dem dann *spezifizierende Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehüllen* hinzutreten. Eine Kaffeetasse als GOO bestünde dann gegebenheitsontologisch gesprochen einerseits aus einem Vorwegnahmekern, welcher sie als relativ kontinuierlich sich erhaltendes Materieobjekt erscheinen lässt, zu diesem spezifizierend hinzu träte (allerdings nicht in einem erlebnisdeskriptiv abhebbaren, zweiten Schritt) dann aber etwa die Vorwegnahme, dass nur bestimmte Flüssigkeiten aus ihr getrunken werden (eine solche gehörte zur lokalen Vorwegnahmehülle der Tasse als GOO).

(ihnen als Instinkte oder Anlagen von Geburt an mitgegeben sind), sofern sie auf der perzeptiv-kognitiven Verfassung des Menschen als biologische Spezies beruhen. *Zweitens* besteht die Möglichkeit, dass sie die entsprechenden Begriffe-von durch Umgebungserfahrung verinnerlicht haben. Hieraus wiederum ergeben sich *vier* verschiedene Möglichkeiten, welche die Geteiltheit von Begriffen-von und somit die partielle Geteiltheit von Wirklichkeit erklären (und somit alltagsontologische Überzeugungen bezüglich der Geteiltheit von Welt pragmatisch rechtfertigen) können:

1. Bestimmte Begriffe-von stellen *anthropologische Konstanten* oder *Invarianten* dar.
2. Es bestehen globale (existenzontologische) Regularitäten, d.h. *globale Umgebungskonstanten* oder *-invarianten*, die für die Bildung hinreichend ähnlicher Begriffe-von bei allen Organismen sorgen, die zu solcher Bildung in der Lage sind.
3. Es bestehen lokale (existenzontologische) Regularitäten, d.h. *lokale Umgebungskonstanten* oder *-invarianten*, in angebbaren Bereichen, die bei Organismen, die diesen Bereichen hinreichend ausgesetzt sind, für die Bildung ähnlicher Begriffe-von sorgen.
4. Die Bildung bestimmter Begriffe-von hängt vom Besitz *individueller Fähigkeiten* der Organismen ab, sodass Organismen mit den entsprechenden individuellen Fähigkeiten in Auseinandersetzung mit hinreichend ähnlichen Umgebungen ähnliche Begriffe-von verinnerlichen.

Bezüglich derjenigen Begriffe-von (bzw. bezüglich des durch sie konstituierten Anteils menschlicher Wirklichkeiten), deren Zustandekommen sich durch 1. erklären lässt, ist im Folgenden auch vom *universalen* oder *universal geteilten Kern* der menschlichen Wirklichkeit die Rede. Analog ist bezüglich derjenigen Begriffe-von, deren Zustandekommen sich durch 2. erklären lässt, vom *globalen* oder *global geteilten Kern* der menschlichen Wirklichkeit die Rede, sofern dieser Anteil von allen menschlichen (und teilweise auch nichtmenschlichen) Subjekten (die auf der Erde leben) als geteilt angesehen und vorausgesetzt werden kann.³² In Bezug auf diejenigen Begriffe-von, deren Zustandekom-

³² Man könnte hier noch zusätzlich *universale Umgebungskonstanten* in Betracht ziehen. Sofern Menschen bisher allerdings noch keine fremden Planeten mit von der Erde abweichenden Umgebungskonstanten bevölkern, bleibt diese Möglichkeit bisher der Phantasie und dem *Science Fiction* vorbehalten.

men sich durch 3. erklären lässt, spreche ich von *lokalen Wirklichkeitshüllen*, die spezifizierend zum Wirklichkeitskern hinzutreten. In Bezug auf diejenigen Begriffe-von, deren Bildung sich durch 4. erklären lassen, spreche ich von *fähigkeitsabhängigen Bedeutsamkeiten*.

Der universale Kern menschlicher Wirklichkeiten

Sofern (aber nur sofern!) 1. vorausgesetzt werden kann, dass Menschen sich bezüglich der durch ihre angeborenen kognitiven und perzeptiven Fähigkeiten festgelegten Begriffe-von hinreichend ähneln, ist es gerechtfertigt, davon auszugehen, dass, »obwohl diese verschiedenen Welten des Zusammenstimmens [Smith meint hier die verschiedenen, menschlichen Wirklichkeiten, TP] sich inhaltlich oder materiell unterscheiden, sie alle eine gemeinsame Struktur aufwiesen, die eine formal-ontologische Behandlung ermöglicht« (Smith 1998, 527). Existieren also bezüglich der kognitiven und perzeptiven Verfassung des Menschen anthropologische Konstanten, die sich funktional als Begriffe-von beschreiben lassen (Gibson spricht hier auch von »unerlernten Bedeutungen« von Objekten; vgl. Gibson 1950, 205f.), die der direkten Wahrnehmung zugrunde liegen, so leben Menschen bezüglich der durch diese Begriffe-von vorgezeichneten Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmeprofile in einer gemeinsamen Welt. Sie besäßen dann gewissermaßen das ihnen angeborene Vermögen, bestimmte, gegebenheitsontologische Melodien unmittelbar zu antizipieren, ohne dazu irgendwelcher Erfahrung zu bedürfen. Die intersubjektive Voraussetzung der universalen Geteiltheit von Welt wäre dann in Bezug auf diese Begriffe-von und dem durch sie in direkter Wahrnehmung gegebenen Anteil der menschlichen Wirklichkeit gerechtfertigt. Zu denken wäre hier exemplarisch an angeborene Analoga höherstufiger physikalischer Eigenschaften im Sinne von Burge, an eine »Universalgrammatik« im Sinne Chomskys (1995) oder auch ein Set fixierter Basisemotionen und entsprechender Emotionsausdrücke (Ekman & Friesen 1971), die aber durchaus im Laufe der Ontogenese des Organismus individuell kalibriert werden können.

Aus evolutionistischer Perspektive kann dabei grundsätzlich davon ausgegangen werden, dass sich vor allem solche Regularitäten in der Umgebung von Organismen für die Ausbildung angeborener Begriffe-von anbieten würden, die relativ zur ökologischen Nische des Organismus stabil und unveränderlich sind, primär also naturgesetzliche Zusammenhänge. Scheler (1991, 19) spricht in diesem Zusammenhang vom »Instinkt«, der auf »typisch wiederkehrende Situationen« anspreche, und insofern stets »art-dienlich« sei. Wenn also

beispielsweise bestimmte Meeresbakterien die Position sauerstoffarmen Wassers funktional durch die Ausrichtung des Magnetfelds detektieren (sofern sauerstoffarmes Wasser das intentionale Objekt des entsprechenden Detektionsmechanismus ist), sollte dieses seine Ausrichtung nicht wöchentlich verändern, sofern diese Änderung nicht ihrerseits mit einer entsprechenden Änderung der Position sauerstoffarmen Wassers einhergeht (das entsprechende Beispiel findet sich in Dretske 2010, 356). Umgekehrt könnten entsprechende Änderung der Umgebungsbedingungen bezüglich solch eingeborener Vorwagnahmen unmittelbar dramatische Konsequenzen zeitigen: Ändert sich etwa plötzlich die Ausrichtung des Magnetfelds, so hat dies drastische Folgen für die Überlebenschance der bezeichneten Meeresbakterienart.

Sind dem Menschen also tatsächlich, wie etwa Burge sich dies vorstellt, Analoga grundlegender physikalischer Gesetzmäßigkeiten – sagen wir: bezüglich der Vorwegnahme des Beharrungs- und Bewegungsverhaltens oder anderer Regularitäten des Verhaltens materieller Körper – angeboren, so würden Änderungen dieser Regularitäten für den Menschen einen nicht ohne Weiteres kompensierbaren evolutionären Fitnessverlust zur Folge haben. Menschen würden damit beginnen, systematische Fehler in ihren direkten Wahrnehmungen und Vorwagnahmen zu machen, die sie – sofern sie angeboren wären – nicht abstellen könnten. Sie würden sich zum Beispiel beim Greifen nach Objekten immer ›verschätzen‹, würden immer wieder stolpern usw. Sollten dem Menschen also Begriffe-von dieser Art angeboren sein, so korrelieren diese mit hoher Wahrscheinlichkeit – bzw. sofern sie existenzontologisch Glück haben – mit grundlegenden naturwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten mit hoher *modaler Robustheit* (Gabriel 2017, 238f.). Burge (2010, 346) vertritt diesbezüglich die bereits mehrfach zitierte These, dass der menschliche Wahrnehmungsapparat über die Jahrhunderte der kausalen Interaktion mit seiner Umgebung Strukturen internalisiert habe, die mit objektiven Regularitäten/Gesetzmäßigkeiten dieser Umgebung korrelieren. Grundsätzlich ist also denkbar, dass dem Menschen Begriffe-von bezüglich aller hinreichend stabil bestehenden existenzontologischen Umgebungsregularitäten angeboren sein könnten. Also etwa auch bezüglich der Unterscheidung zentraler Objektklassen wie belebter und unbelebter Wesen, der Identifikation von Gesichtern seiner Gattung, der Unterscheidung von Flüssigkeiten und Feststoffen oder der grundsätzlichen Typik menschlichen Handelns und Verhaltens, sofern diese in der menschlichen Umgebung zuverlässig und in vorwegnehmbarer Typik auftreten.

Wie weit allerdings eine solche, durch anthropologisch festgelegte Begriffe-von universal fixierte Geteiltheit von Welt wirklich reicht, ist eine empirische Frage, die zu beantworten einer philosophischen Untersuchung als solcher nicht obliegt. Allerdings kann heute – vor dem Hintergrund der uns zur Verfügung stehenden empirischen Evidenzen – grundsätzlich davon ausgegangen werden, dass Menschen mit einer ähnlichen neurophysiologischen Grundausstattung geboren werden, die einerseits »durch kausale Interaktion mit der distalen Umwelt über die Jahrhunderte Analoga von Umweltgesetzen und -regularitäten inkorporiert hat« (Burge 2010, 346 [m.Ü.]) und die sich andererseits gleichzeitig ontogenetisch in einem großen Ausmaß an spezifische Umgebungsbedingungen anzupassen vermag (Mundy 2016, 104).

Der globale Kern menschlicher Wirklichkeiten

Je weniger modal robust Regularitäten in der Umgebung eines Organismus sind, desto ungünstiger erscheint aus evolutionistischer Perspektive auch deren angeborene Vorwegnahme durch anthropologisch fixierte Begriffe-von. Je wandelbarer also die Umgebungsbedingungen, desto ungünstiger erscheint aus evolutionistischer Perspektive eine Kalibrierung der unveränderlichen Werkseinstellungen des Menschen auf eine besondere Ausprägung von Umgebungsbedingungen. Gleichzeitig erweist es sich als evolutionärer Vorteil, wenn Organismen in der Lage sind, sich im Zuge ihrer Ontogenese auf lokal oder mittelfristig bestehende Regularitäten einzustellen, indem sie etwa durch Prozesse der Habitualisierung entsprechende Begriffe-von verinnerlichen, die situativ zu »passenden« Handlungsimpulsen und Vorwegnahme führen.

[W]hen there isn't enough stability over time in the selective environment to permit natural selection to »predict« the future accurately [...], natural selection does better by leaving the next generation's design partially unfixed, like a laptop that can be configured in many different ways, depending on the purchaser's preferences and habits. (Dennett 2017, 89)

Ein solches Vermögen, sich auf einer sehr grundsätzlichen perzeptiven und kognitiven Ebene an verschiedenste Umgebungen anzupassen, ist ein zentraler Topos der philosophischen Anthropologie. Scheler (1991, 24) spricht an dieser Stelle vom Menschen als einem »plastische[n] Säugetiertypus«. Gehlen (1940) etwa spricht von einer »Instinktreduktion«, die den Menschen als »Mängelwesen« auszeichne – und ihn gleichzeitig von (von ihm selbst geschaffenen) Institutionen abhängig mache. Damit ist nichts anderes als der Umstand bezeichnet, dass der Mensch nicht – wie viele andere Tiere – von Geburt

an in seinem Verhalten an eine spezifische Umgebung oder ökologische Nische angepasst ist, sondern sich mittels assoziativen Lernens an unterschiedliche Umgebungen anzupassen vermag. Die hier vertretene Position räumt einerseits die Möglichkeit ein, dass es anthropologische Konstanten der oben beschriebenen Art gibt, die funktional als Begriffe-von beschrieben werden können, die seiner direkten Wahrnehmung konstitutiv zugrunde liegen, betont aber gleichzeitig den Umstand, dass Menschen im Laufe ihrer Ontogenese Begriffe-von durch Prozesse der Habitualisierung zu verinnerlichen vermögen.³³

Existieren nun aber globale Regularitäten, die in allen Umgebungen, in denen Menschen leben, Bestand haben, so ist selbst bei höchster unterstellter Neuroplastizität davon auszugehen, dass alle Menschen bezüglich dieser Regularitäten 2. analoge oder hinreichend ähnliche Begriffe-von verinnerlichen.

The vast number of functional neural connections made in early postnatal brain development is thought to be too great to be specified by genes alone. Instead, genes specify relatively wide channels of potential neurodevelopmental architecture [...]. Within these prescribed channels, the specifics of important functional connections in the developing nervous systems are shaped by our experience. Since the vast majority of people experience more similar than dissimilar environments and experiences in early life, developmental brain organization displays significant similarities across most people. (Mundy 2016, 104)

Unabhängig von der Antwort auf die Frage, ob und inwiefern es anthropologische Konstanten der oben beschriebenen Art tatsächlich gibt, existiert also insofern ein global von allen Menschen geteilter Kern der Welt, als 2) in existenzontologischer Hinsicht globale Umgebungsregularitäten oder höherstufige strukturelle Invarianten existieren, für welche Organismen einerseits rezeptiv sind und denen alle Organismen gleichermaßen ausgesetzt sind, so dass sie bezüglich dieser analoge Begriffe-von verinnerlichen (vgl. zu einer solchen Konzeption »höherstufiger physikalischer Eigenschaften« auch Bermúdez 2003). Bezüglich der durch diese Begriffe-von direkt wahrgenommenen GOOs und der für sie konstitutiven Vorwahrnehmungshorizonte ist somit mit einer großen intersubjektiven und sogar interspezifischen Übereinstimmung zu rechnen (vgl. auch Allen 2014), selbst wenn die Subjekte die entsprechenden Begriffe-von erst im Zuge ihrer Ontogenese durch Anpassung an beste-

33 Bei Nietzsche (KSA 5, 81) findet sich diesbezüglich die Bestimmung des Menschen als »das noch nicht festgestellte Thier«; genauer müsste es heißen – der Mensch, das nur teilweise festgestellte Tier.

hende Umgebungsregularitäten ausbilden (wie etwa das Vermögen zur Wahrnehmung von Objektpermanenz).

530

Das Bestehen globaler EO-Regularitäten führt also auf indirektem Wege dazu, dass die Menschen in direkter Wahrnehmung gegebene Wirklichkeit bzw. die »empirisch *anschauliche* Umwelt einen *empirischen Gesamtstil*« (Hua VI, 28) besitzt, der sich dem Subjekt in seiner alltäglichen Erfahrung zeigt. Statt vom empirischen Gesamtstil spricht Husserl (ebd., 29) auch von dem »*invarianten allgemeinen Stil*, in dem diese anschauliche Welt im Strömen« verharrt. Den existenzontologischen Invarianten oder Regularitäten höherer Ordnung entspricht dann also auf gegebenheitsontologischer Seite ein invarianter Gesamtstil der in direkter Wahrnehmung gegebenen Wirklichkeit, sofern die der direkten Wahrnehmung zugrunde liegenden Begriffe von hinreichend gut auf die bestehenden Umgebungsregularitäten kalibriert sind. Das Bestehen dieser existenzontologischen Regularitäten erklärt also das Zustandekommen eines solchen, auch intersubjektiv kongruent erlebten Gesamtstils. »Die Dinge der anschaulichen Umwelt (immer genommen so, wie sie anschaulich in der Lebensalltäglichkeit für uns da sind und uns als Wirklichkeiten gelten) haben sozusagen ihre ›*Gewohnheiten*«, sich unter typisch ähnlichen Umständen ähnlich zu verhalten« (Hua VI, 28; vgl. hierzu auch B. Smith 1995c, 398f.). Solchen Gewohnheiten entsprechen objektkonstitutive Vorwegnahmen, wie etwa die Vorwegnahme, dass sichtbare Objekte weitere Seiten besitzen, die durch Bewegung in den Blick gebracht werden können; sie nicht plötzlich verschwinden, wenn man um sie herumgeht; dass Räume sich in ihrem Inneren nicht als größer erweisen, als sie von außen erscheinen; dass unbelebte Gegenstände verharren, solange keine Kraft auf sie wirkt; dass belebte Objekte in der Lage sind, sich autonom in Bewegung zu versetzen; dass Flüssigkeiten in typisch flüssiger Weise fließen; dass ausgedehnte Objekte oder Kojoten für gewöhnlich herunterfallen, wenn sie die Kante eines Abgrunds passieren. »Bodies do not commonly shrink to a point, or suddenly clone, or scatter, or blend into other entities. They do not commonly disappear, unless occluded. They move on continuous paths« (Burge 2010, 447). Undsowweiter.

Such anticipations are certainly widespread, perhaps ubiquitous, among perceivers with body representations. Two-month-olds exhibit anticipation of solidity at about the same time that they exhibit tracking by spatio-temporal continuity of shape. They are surprised when one object appears visually to have passed through another. (Ebd., 465)

Es ist eine typische Verhaltensweise oder, wenn wir hier Husserls Metapher benutzen wollen, »Gewohnheit« materieller Objekte unserer Welt, dass sie nicht ohne weiteres verschwinden, wenn sie kurz nicht in unserem Blickfeld sind. Kontinuitätserwartungen und Vorwegnahmen dieser Art erweisen sich als das Resultat fungierender Begriffe-von von materiellen Objekten, die Menschen entweder angeboren sind oder die sie sich im Laufe ihrer frühen Entwicklung aneignen.

Die Rechtfertigung der Geltung der Annahme, dass solche existenzontologischen Regularitäten tatsächlich in der Realität bestehen, bleibt dabei jedoch auf die gegebenheitsontologische Perspektive und ihre normativen Praktiken der falliblen Rechtfertigung von Wissensansprüchen zurückverwiesen, um die Diskussion vom Anfang des Buches wieder aufzugreifen. Einstimmigkeiten in der Erfahrung (die etwa auch die Vorhersageerfolge der Naturwissenschaften sowie ihre technischen Anwendungen umfassen) legen einen abduktiven (und insofern stets falliblen) Schluss auf das Bestehen solcher Regularitäten in der Realität nahe. Die höherstufigen Regularitäten der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung werden also, wenn man so will, in der direkten Wahrnehmung »durch (Erlebnis-)Invarianten repräsentiert« (Brunswik 1934, 183).

Ontogenetische Elaboration menschlicher Wirklichkeiten

Offenbar verinnerlichen und stabilisieren Kinder viele solcher Begriffe-von (als Elemente ihres jeweiligen Hintergrunds) erst im Laufe ihrer frühen Entwicklung, was wiederum bedeutet, dass sich die ihnen in direkter Wahrnehmung gegebene Wirklichkeit mit der Veränderung der entsprechenden Begriffe-von ebenfalls noch signifikanter verändert, als dies in späteren Lebensjahren der Fall ist. Jean Piaget (1998, 337) spricht bezüglich einer solchen Veränderung auch von einer »Elaboration« des »Weltbildes« oder »Universums« des Kindes. Im Zusammenhang der hier angestellten Überlegungen kann man auch von einer ontogenetischen *Kalibrierung* der menschlichen Wirklichkeit sprechen. So setze sich das Universum des Kindes »anfangs noch nicht aus permanenten Objekten«, sondern aus »mobilen und plastischen Wahrnehmungsbildern, die auf die eigene Handlung zentriert sind«, zusammen (ebd., 338). Mit fortschreitender Entwicklung gelange das Kind dann zu einer Auffassung des Universums als »aus einer Gesamtheit von permanenten Objekten zusammen[gesetzt], die durch vom Subjekt unabhängige kausale Beziehungen zusammengehalten werden und sich in einem objektiven Raum und einer ob-

jektiven Zeit befinden« (ebd.).³⁴ So zeigen beispielsweise Kleinkinder im Alter von fünf Monaten noch keine Überraschungsreaktion, wenn ein bestimmtes Objekt (sagen wir: ein Hase) hinter einem Schirm verschwindet und ein anderes Objekt (sagen wir: eine Ente) in derselben Trajektorie hinter dem Schirm wiederauftaucht (vgl. hierzu Xu & Carey 1996, 115; Xu & Carey 2000; Burge 2010, 463). Dies lässt darauf schließen, dass die Wirklichkeiten von Kleinkindern von denen älterer Menschen schon insofern unterschieden sind, als bezüglich der Individuation von GOOs das Merkmal der *Kontinuität der Trajektorie einer Bewegung* bei ihnen über das *Merkmal der Kontinuität der visuellen Gestalt* überwiegt, was wiederum für die oben angestellten Überlegungen zur Gegebenheitsontologie als Ereignisontologie spricht. Man könnte auch sagen: In der Wirklichkeit eines Kleinkindes können sich Objekte noch spontan in andere Objekte verwandeln, ohne dass es dadurch überrascht würde.

For infants, movement information dominates information about features and properties, so that their principal criterion for whether or not something is the same object is simply that it should maintain a single observable trajectory, irrespective of any alterations that there might be in its general appearance. (Bermúdez 2003, 84)

Im Alter von fünf Monaten sind Kinder dann etwa dazu in der Lage, unmittelbar zu erfassen,

dass ein Objekt weiter existiert, wenn es verdeckt wird. Und dass es nicht als körperloses Bild irgendwo jenseits des verdeckenden Schirms existiert, sondern als solider, dreidimensionaler Gegenstand, der eine spezifische räumliche Position einnimmt. Andererseits verstehen sie, dass ein Objekt sich nur durch Raum bewegen kann, der nicht von anderen Objekten besetzt ist. (Baillargeon, Spelke, Wassermann 1985, 206 [m.Ü.])

Seit den Untersuchungen Piagets (1998) beschreibt man diese Fähigkeit, Objekte trotz ihres Verschwindens hinter anderen weiterhin als existent wahrzunehmen, auch als das Vermögen zur *Objektpermanenz*. Im Alter von sechs bis zwölf Monaten zeigen Kinder dann bereits Überraschungsreaktionen, wenn ein Objekt hinter einem Schirm verschwindet und ein anderes Objekt mit derselben Trajektorie auf der anderen Seite des Schirms wiederauftaucht. Sie

³⁴ Bezüglich der Entwicklungen, die Piaget hier beschreibt, müsste noch einmal genauer zwischen den *alltagsontologischen Überzeugungen oder Repräsentationen*, die ein Subjekt im Laufe seiner Ontogenese ausbildet, und der *Elaboration seiner Begriffe* von und somit der Art und Weise, wie ihm die Objekte seiner Wirklichkeit in direkter Wahrnehmung gegeben sind, unterschieden werden (vgl. Strawson 1959).

nehmen dann also zwei voneinander verschiedene Objekte wahr, wo kleinere Kinder nur ein einziges, sich kontinuierlich bewegendes Objekt sehen.

Menschliche Wirklichkeiten besitzen also offenbar eine eigene, in Bezug auf ihren Kern allerdings ebenfalls von allen Menschen mehr oder weniger geteilte Ontogenese, im Laufe derer die GOOs und die sie konstituierenden Vorwagnahmen komplexeren Regularitäten in der EO-Umgebung zu korrelieren beginnen. Es bildet sich auf der Seite des Subjekts nach und nach eine Vorwagnahmetypik aus, die höherstufigen Regularitäten in der Umgebung korreliert. Auch bezüglich dieser Vorwagnahmen und der ihnen entsprechenden Regularitäten nun können wir davon ausgehen, dass wir mit anderen Menschen in einer geteilten Welt leben (vgl. Bermúdez 2003, 70).

Wie sich bereits aus den vorangehenden Überlegungen ergibt, beziehen sich die für GOOs konstitutiven Vorwagnahmen nicht nur auf visuelle Kontinuitätserwartungen, sie fungieren vielmehr auch transmodal. So zeigen etwa bereits Kleinkinder im Alter von 9-13 Monaten Überraschungsreaktionen, wenn ihnen nacheinander zwei visuell nicht voneinander zu unterscheidende Gegenstände mit unterschiedlichem Gewicht zum Greifen angeboten werden (Monoud & Hauert 1982; vgl. auch Fieberg 1998, 42f.). Ab dem 14. Monat sind Kinder dann durchschnittlich dazu in der Lage, aus der gesehenen Größe eines präsentierten Objekts relativ zuverlässig dessen wahrscheinliches Gewicht zu antizipieren (ebd.).

We all have from early infancy onwards a set of practical skills that allow us to predict, explain and manipulate the behavior of physical objects – to move around without bumping into objects whether those objects are at rest or in motion, to calculate on the basis of very incomplete information the trajectory and speed of moving objects in a way that allows us to avoid, intercept or follow them. (Bermúdez 2005, 184)

Auch in Bezug auf die Kalibrierung der direkten Wahrnehmung auf Lebewesen (als eigenständige, gegebenheitsontologische Objektklasse) lassen sich entsprechende Entwicklungen bei Kleinkindern nachweisen. So konnte in weiteren Dishabituationsexperimenten gezeigt werden, dass Kleinkinder nicht nur bezüglich physikalischer Regularitäten, sondern auch bezüglich biologischer Regularitäten sehr spezifische unmittelbare Vorwagnahmen ausbilden. Beispielsweise schreiben Kinder im Alter von sieben Monaten autonome Bewegungen eher

einer Entität zu[, die wie ein Lebewesen aussieht (z.B. einem pelzigen Tier mit Gesichtszügen, aber ohne Beine) als einem [bloßen, TP] Gegenstand (z.B. einem Ball). Diese Ergebnisse stimmen mit der Idee überein,

das Kinder der getesteten Altersspanne kategoriespezifisches Wissen bezüglich der belebt-unbelebt Unterscheidung anwenden, welche Wissen über statische und dynamische Eigenschaften kombiniert, um zwischen beiden Arten von Objekten zu unterscheiden. (Pauen & Träuble 2009, 290f.)

Dabei sind es im Fall der direkten Wahrnehmung belebter und unbelebter Objekte offenbar vor allem Bewegungsinformationen, die zur differenziellen, subpersonalen Anwendung der entsprechenden Begriffe-von (von ›belebt‹ und ›unbelebt‹) und damit einhergehend der Wahrnehmung der beiden verschiedenen gegebenheitsontologischen Objektklassen mit ihren spezifischen Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmeprofilen führen. Im Alter von acht Monaten nehmen Menschenkinder bereits unmittelbar vorweg, dass ihnen unvertraute Objekte, die sich einerseits autonom in Bewegung setzen und andererseits in kontingenter Weise mit anderen Objekten interagieren, für gewöhnlich nicht hohl sind, sofern sie sich überrascht zeigen, wenn ein Objekt, welches diese Merkmale aufweist, sich als hohl erweist (Setoh, Wu, Baillargeon et al. 2013). Kinder besitzen also bereits in diesem Alter nicht nur *protophysikalische*, sondern auch *protobiologische* Begriffe-von, die sich in entsprechenden Vorwegnahmen manifestieren. Letzteres ist gleichbedeutend mit der Behauptung, dass sie Lebewesen als *eigenständige, gegebenheitsontologische Objektklasse* wahrnehmen, der sie spätestens im Alter von 12 Monaten auch unmittelbar (vorweggenommene) Handlungsziele zuschreiben (vgl. Johnson, Shimizu, Ok 2007; hierzu auch Prinz 2002, 222). Dass Kinder recht früh einen Begriff-von von intentionalen, belebten Wesen verinnerlichen, liegt dabei schon deshalb nahe, weil die Klasse der Lebewesen in Hinblick auf die menschliche Orientierung in der Wirklichkeit von zentraler Bedeutung ist. Dies gilt einerseits für Lebewesen im Allgemeinen, sofern diese in der Wirklichkeit des Menschen eine ökologisch besonders signifikante Objektklasse darstellen, umso mehr gilt dies allerdings für *menschliche Artgenossen*, mit denen auf die ein oder andere Weise zu interagieren einen signifikanten Anteil der menschlichen Alltagsbeschäftigung ausmacht. Glücklicherweise spricht aus biologischer Perspektive einiges dafür, dass auch bezüglich belebter Objekte im Allgemeinen höherstufige Invarianten existieren, die entsprechende typische Vorwegnahmen dieser Objekte als »intentionale Systeme« möglich machen:

[A]ny behaviourally flexible creature that is to survive in the world – and survive at least well enough to satisfy certain creaturely needs – will have to display the profile of an »intentional system«. It will have to conform in its operations (more or less, and within its perceptual and cognitive lim-

its) to the core norms of folk-psychology – the norms of rationality [...]:
evidential, evaluative and executive. (McGeer 2015, 264)³⁵

Um erfolgreich und ohne bewusstes Mentalisieren mit anderen Lebewesen zu interagieren, müssen Menschen also Begriffe-von von Lebewesen internalisieren, die es ihnen etwa ermöglichen, die akuten oder situativen Handlungsziele eines Lebewesens oder von Artgenossen im Nu vorwegzunehmen, ohne hierzu einer umfangreichen Theorie oder Repräsentation der mentalen Zustände (d.h. etwa Überzeugungen und Wünsche) dieses Lebewesens zu bedürfen.³⁶ Dazu elaborieren sie also nicht primär ihre Alltagsontologien im Sinne von implizit oder explizit angenommenen Systemen propositionaler Überzeugungen, sondern ihre Wirklichkeiten, sofern sich die ihrer Wahrnehmung zugrunde liegenden Begriffe-von an Umgebungsregularitäten kalibrieren. Auch in Bezug auf diejenigen Begriffe-von, die erst einer ontogenetischen Elaboration bedürfen, sofern sie aus der Auseinandersetzung des Organismus mit solchen Umgebungsregularitäten erwachsen, die ihre Erklärung in bestimmten Naturgesetzmäßigkeiten verschiedener Ordnung haben, leben Menschen also – ab einem gewissen Alter zumindest – miteinander in einer gemeinsamen Welt, deren intersubjektive Geteiltheit wechselseitig pragmatisch unterstellt werden kann.

Zusammenfassend zum von allen menschlichen Subjekten geteilten Kern der Wirklichkeit lässt sich somit sagen: Dass ein geteilter Kern der menschlichen Wirklichkeit existiert, lässt sich entweder schon dadurch erklären, dass alle Menschen aufgrund ihrer kognitiven und perzeptiven Verfassung von Geburt an ähnliche Begriffe-von besitzen (was hier nicht explizit behauptet, sondern nur hypothetisch erwogen wird), oder dadurch, dass Menschen eine hinreichend hohe perzeptive und kognitive Adaptionfähigkeit besitzen, die sie dazu in die Lage versetzt, in Bezug auf global bestehenden Umgebungsregularitäten analoge Begriffe-von zu verinnerlichen, die zur direkten Wahrnehmung entsprechender gegebenheitsontologischer Objektklassen führen. Wir sind also grundsätzlich in der alltagsontologisch-verdinglichenden Annahme gerechtfertigt, dass alle Menschen in Bezug auf solche *Regularitäten in einer gemeinsamen Wirklichkeit leben, einen entsprechenden Mitgegenwärtigungs- und Vorweg-*

35 Vgl. hierzu auch Dennett 1987.

36 Was seinerseits nicht ausschließt, sich bewusste Gedanken über Überzeugungen und Wünsche anderer lebender Wesen zu machen.

nahmekern gemeinsamer Wirklichkeit teilen. Dieser umfasst also die typischen Vorwegnahmen, die für materielle ausgedehnte Gegenstände konstitutiv sind, die Vorwegnahmen des typischen Verhaltens von Flüssigkeiten, von Dämpfen usw., die typischen Vorwegnahmen des Verhaltens von Lebewesen, möglicherweise auch bestimmte, sehr grundsätzliche Vorwegnahmen bezüglich des ›rationalen‹ Verhaltens von Personen usw. Eine umfangreiche, materiale Beschreibung dessen, was zu einem solchen Kern der menschlichen Wirklichkeit gehört, fällt jedoch nicht in den Skopus der vorliegenden Untersuchung

Lokale Hüllen menschlicher Wirklichkeiten und die gemeinschaftliche Geltung von Man-Erwartungen

»Ich finde sie vor und operiere mit den Zeichen«

(Retrogott, »Sezession«)

Von einem in dieser Weise universal oder global geteilten Kern der menschlichen Wirklichkeit zu unterscheiden sind dann diejenigen Anteile menschlicher Wirklichkeiten, die jeweils nur von Untergruppen der Menschheit geteilt werden. Diese Anteile werden hier – um an die Metapher vom geteilten Kern anzuknüpfen – als lokale *Wirklichkeitshüllen* oder *lokale Bedeutsamkeiten* bezeichnet, die vor allem kulturelle Meme (im weitesten Sinn) betreffen. Wer die Metapher der Sprache bevorzugt, kann auch davon sprechen, dass der geteilte Kern der menschlichen Wirklichkeit ein *globales gegebenheitsontologisches Esperanto* darstellt, während die lokalen Wirklichkeitshüllen *gegebenheitsontologische Dialekte* bilden, die sich jeweils in angebbaren Bereichen zugleich wandeln, diversifizieren und stabilisieren. Wie wir gleich noch sehen werden, lässt sich darüber hinaus auch von individuellen *gegebenheitsontologischen Idiolekten* oder *Ontolekten* sprechen (die allerdings keine Privatsprachen darstellen, sofern sie je verschiedene Grade intersubjektiver Anschlussfähigkeit besitzen).

Existieren also 3. in einem angebbaren, geographisch oder anders (z.B. über eine mediale Infrastruktur wie Sender oder *social media* Plattformen) zu spezifizierenden Bereich *lokale Umgebungsregularitäten* oder *lokale strukturelle Invarianten höherer Ordnung*, für welche die Organismen rezeptiv sind und die für ihre Orientierung eine hinreichende Signifikanz aufweisen, so führen diese bei den Individuen, die diesen hinreichend andauernd ausgesetzt sind, zur Verinnerlichung diesbezüglicher Begriffe-von und entsprechend zu einer par-

tiellen Geteiltheit ihrer Wirklichkeiten.³⁷ Nun fungiert bei denjenigen Regularitäten, die für die Bildung des global geteilten Kerns der menschlichen Welt verantwortlich zeichnen, die Menschheit im Ganzen gewissermaßen als passiver Rezipient. Im Falle kultureller Meme jedoch sind es die Verhaltensweisen der Menschen selbst, die für den lokalen und historisch veränderlichen Bestand der entsprechenden Regularitäten verantwortlich zeichnen. Die Regularitäten, mit denen ein einzelnes Subjekt bezüglich kultureller Meme, Praktiken und Situationen im Laufe seiner Ontogenese konfrontiert ist, sind abhängig von der Art und Weise, wie die Anderen, mit denen es interagiert und die es beobachtet, ein kulturelles Mem für gewöhnlich realisieren und wie sie ihrerseits auf dessen Realisierungen reagieren. Dabei können kulturelle Meme auch in kleinsten Kontexten – wie in einem Freundeskreis beispielsweise – entstehen und aus diesem ihre lokale Bedeutsamkeit schöpfen, die von den Eingeweihten direkt wahrgenommen und aufgefasst wird, Außenstehenden jedoch ein Rätsel sein kann (man denke an Modewörter der Jugendsprache oder Insider sowie Spitz- und Kosenamen in Freundschaften und Liebesbezie-

37 Die Rede von lokalen Wirklichkeitshüllen könnte zunächst die Vorstellung nahelegen, es seien damit *kulturelle Wirklichkeiten* gemeint (wie die ›deutsche Kultur‹, die ›japanische Kultur‹, die ›chinesische Kultur‹ usw.). Wie im Folgenden jedoch deutlich wird, kann man sich ›Kulturen‹ nicht als geographisch umgrenzbare homogene Gebilde vorstellen, in Bezug auf welche bestimmte konstitutive Regeln, Sitten oder Bräuche für das gleichmäßige Bestehen bestimmter lokaler Regularitäten sorgen. Dies ergibt sich schon aus der Art und Weise, wie die intersubjektive und intergenerative Transmission (d.i. Übertragung) kultureller Meme und Praktiken, zu welchen diese Meme jeweils gehören, vonstatten geht. So kann diese stets nur in konkreten Interaktions- und Wahrnehmungssituationen erfolgen (was eine gewisse Lenkung durch Institutionen von oben nicht ausschließt). Wie ein kulturelles Mem (sagen wir: eine Begrüßung) aufzufassen und zu realisieren ist, lernen die einzelnen Menschenkinder im Laufe ihrer Ontogenese jeweils anhand konkreter Anwendungs- und Interaktionssituationen, die *qua* Habitualisierung zur Verinnerlichung entsprechender Begriffe von führen, welche wiederum dafür sorgen, dass die kulturellen Meme in direkter Wahrnehmung unmittelbar mit entsprechender Bedeutsamkeit, mit den gewohnten Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonten wahrgenommen werden. Da davon auszugehen ist, dass innerhalb dieser Übertragungsprozesse (wie bei einem Stille-Post-Spiel) trotz teilweiser normativer Orientierung der Involvierten neben bloßen Kopiervorgängen auch Variationen auftreten, erscheint die Vorstellung einer solchen Homogenität oder Einheit konstitutiver Regeln – gelinde gesagt – unplausibel. Eine Kultur erweist sich aus einer solchen Perspektive vielmehr als ein durch Familienähnlichkeit zusammengehaltener Verbund jeweils hinreichend ähnlich realisierter und entsprechend geräuschlos anschlussfähiger Praktiken, wobei Familienähnlichkeit nicht ausschließt, dass verschiedene Formen der Realisierung ein und derselben Praxis innerhalb einer ›Kultur‹, wenn sie aufeinandertreffen, soziale Störgeräusche erzeugen.

hungen). Zur Veranschaulichung der lokalen Bedeutsamkeit können wir hier zunächst noch einmal an das von Musil verwendete Beispiel der Kleidungsstücke denken: Diese erscheinen im »Fluidum der Gegenwart«, also für diejenigen, welche Begriffe-von dieser Objekte im entsprechenden kulturellen Kontext hinreichend verinnerlicht haben, unmittelbar als in jeweils bestimmter Weise bedeutsame Objekte mit entsprechenden Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehorizonten. Für mit diesen Objekten gänzlich Unvertraute jedoch erscheinen sie als »seltsame Röhren und Wucherungen«. Man denke exemplarisch an den Rock: In unserem kulturellen und zeitgenössischen Kontext werden Röcke wohl von einem Großteil der Subjekte aktuell noch als »Femininität« konnotierende Kleidungsstücke getragen und wahrgenommen. Genauer ließe sich unter Rückgriff auf die oben angestellten, kultursemiotischen Überlegungen sagen, dass »Femininität« – wie »Maskulinität« – in unserer Gesellschaft immer noch wirksame *Kontiguitätskonglomerate* (bzw. Konnotationssignifikate im Sinne Roland Barthes) darstellen (vgl. oben Kapitel 4.4), die sich jeweils aus verschiedenen Elementen zusammensetzen. Wobei Röcke offenbar eines der Elemente sind, die zum etablierten Kontiguitätskonglomerat »Femininität« gehören, zu dem weiterhin bestimmte Formen, sich zu kleiden, die Haare zu tragen, sich zu bewegen, sich zurückzuhalten, die Stimme zu verwenden, zu blicken, Hobbys zu haben, sich in Gespräche einzubringen usw. gehören (vgl. etwa Young 1980).

Ist nun beispielsweise eine Person – wie man heute gelegentlich sagt – »feminine-presenting«, so ist damit gemeint, dass ihre Außendarstellung von ihr selbst oder von anderen als »Femininität« konnotierend aufgefasst wird (oder aufgefasst sein will), was für gewöhnlich dann der Fall ist, wenn sie sich hinreichend (ein-)stimmig aus dem Fundus des entsprechend etablierten Kontiguitätskonglomerats »Femininität« bedient bzw. diese performt. Dass Röcke jedoch nur aufgrund lokaler Regularitäten und Kontiguitäten und nur von Subjekten, die diesen hinreichend ausgesetzt bleiben, in dieser Weise als »feminine« Kleidungsstücke wahrgenommen und mit entsprechenden Mitgegenwärtigungsprofilen aufgefasst werden (und nicht etwa, weil die Form des Rocks an sich etwas »Weibliches« hätte), beweist schon ein oberflächlicher Blick in die Geschichte dieses Kleidungsstücks, das zu anderen Zeiten und in anderen kulturellen Kontexten auch von gegebenheitstontologisch als Männern gelesenen Menschen gewöhnlich getragen wurde (und dies auch heute in einigen Kontexten ganz selbstverständlich wird). Ein weiteres Beispiel nur lokal geltender oder geteilter Wirklichkeitshüllen stellt die unmittelbare Auffassung oder Wahrnehmung bedeutsamer Gesten dar, die sich ebenfalls von

kulturellem Kontext zu kulturellem Kontext unterscheiden können. Weiterhin kann man an typische, sozial etablierten und zugeschriebenen Rollen (Mann, Frau, Butch, Vater, Richter:in, Kassierer:in usw.) und Praktiken (Befreundetsein, Spaziergehen, Frühstück, eine Affäre haben, als Unbekannte aneinander Vorbeigehen usw.), an Symbole (wie das Kreuz oder das Anarcho-A), oder auch an Objekte wie Straßenbahnen, Banknoten, Ampeln usw. denken. All diese Beispiele sind in bestimmten Gemeinschaften mit hinreichend zuverlässig vorwegnehmbaren, lokal etablierten Regularitäten und Kontiguitäten verknüpft, die bei Subjekten zur Bildung entsprechender Begriffe von führen, die sowohl direkte Wahrnehmungen als auch entsprechende unmittelbare Handlungs- und Reaktionsneigungen bedingen können. Wer zum Beispiel eine bestimmte Beleidigungsgeste (oder auch verbale Beleidigung) hinreichend häufig in entsprechendem Zusammenhang beobachtet und selbst realisiert hat, dem ist sie irgendwann ›in Fleisch und Blut‹ übergegangen – sodass sie oder er mit allen, denen dies auch so geht, in einer in Bezug auf diese Beleidigungsgeste geteilten Welt lebt. Einer Welt, in der es diese Geste in dieser spezifischen Valenz gegebenheits- und alltagsontologisch *gibt*. Dabei ist etwa bei Beleidigungen interessant zu beobachten, dass deren wahrgenommene Signifikanz und Valenz mitunter von sozialer Gruppe zu sozialer Gruppe stark divergiert, man sich also teils in sozialen Gruppen spaßhaft unter Freunden als etwas beleidigen kann, für das man in einer anderen sozialen Gruppe auch unter Freunden mit mindestens verbal aggressiven Reaktionen rechnen muss.

Der Leib glaubt, was er spielt: Er weint, wenn er Traurigkeit mimt. Er stellt sich nicht vor, was er spielt, er ruft sich nicht die Vergangenheit ins Gedächtnis, sondern *agiert* die Vergangenheit *aus* [...]. Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man. (Bourdieu 2015, 135)

Auch lokal etablierte Bedeutsamkeiten treten dem Einzelnen allerdings für gewöhnlich mit einem Anschein eigenartiger Objektivität entgegen. Wie exemplarisch die Bedeutung eines vertrauten Wortes erscheint auch die nur lokal etablierte Bedeutsamkeit sonstiger GOOs hinreichend enkulturalisierten Subjekten in direkter Wahrnehmung als diesen unmittelbar innewohnend bzw. zugehörig. Obwohl Menschen also häufig alltagsontologisch *wissen*, dass etwa die ihnen als Wörter vertrauten Geräusche ihre Bedeutungen nur kontingenterweise besitzen, also grundsätzlich auch anderes bedeuten *könnten*, als sie es faktisch tun, kommen ihnen diese Bedeutungen doch in ihrer direkten Wahrnehmung konstitutiv zu und werden häufig entsprechend alltagsont-

tologisch verdinglicht. Aufgrund dieser eigentümlichen Verschränktheit von gewusster Kontingenz und erlebter Objektivität der Bedeutung, bezeichnet Rudi Keller (2009, 16) die Sprache auch als ein »Phänomen der dritten Art: Sie ist weder ein Naturphänomen noch ein intentional und geplant vorgebrachtes Artefakt«. Wie aus den vorangegangenen Überlegungen hervorgeht, stellen viele kulturelle Meme in diesem Sinn Phänomene der dritten Art dar. Sie erweisen sich als Allgemeingüter in dem Sinne, dass das, was sie (in direkter Wahrnehmung) für eine bestimmte Gemeinschaft von Menschen sind, von dieser Gemeinschaft selbst – ihren Wahrnehmungen, Gewohnheiten und Reaktionen – abhängig ist. Um es in der hier gebrauchten Diktion zu sagen: Anders als bei sonstigen GOOs hängt die zuverlässige Bewahrung der objektkonstitutiven Mitgegenwärtigungen und Vorwegnahmehorizonte bei kulturellen Memen und den Praktiken, Identitäten, Kontexten und Situationen, in welche sie verwoben sind (und die sich ebenfalls als kulturelle Meme beschreiben lassen), von der Art und Weise ab, wie Subjekte in einer bestimmten Umgebung normalerweise oder durchschnittlich agieren.

Dieser Umstand markiert den wesentlichen Unterschied zwischen nur lokal etablierten Wirklichkeitshüllen und dem global geteilten Wirklichkeitskern, sofern das Bestehen der höherstufigen Regularitäten, mit denen letzterer korreliert, nicht vom konkreten Handeln von Subjekten abhängig ist. Wo immer Schwerkraft herrscht, fallen Objekte mit Masse zu Boden, während ein ausgestreckter Mittelfinger nur in solchen Kontexten von menschlichen Subjekten unmittelbar als Beleidigung wahrgenommen wird, in welchen er hinreichend zuverlässig *als eine solche gebraucht* und dieser Gebrauch von hinreichend vielen normativ erwartet wird. *Sofern* er aber hinreichend zuverlässig *als eine solche gebraucht* wird, ist er in diesem Kontext zumindest in einem gewissen, noch präziser aufzuklärenden Sinn ›objektiv‹ oder ›intersubjektiv verbindlich‹ eine solche Beleidigung. Bezüglich dieser besonderen Form scheinbarer sozialer Objektivität ist im Folgenden auch von der *gemeinschaftlichen Geltung* kultureller Meme, lokaler Bedeutsamkeiten oder Wirklichkeitshüllen die Rede. Was hier gemeinschaftliche Geltung heißt ist allerdings streng zu unterscheiden von der strukturalistischen Auffassung, in jeweiligen Kulturgemeinschaften würden konstitutive Regeln der Form »X zählt als Y in K« gelten, sofern gemeinschaftliche Geltung ein graduelles, statistisches Phänomen bezüglich der Verbreitung normativer Erwartungen und Begriffen-von bezeichnet, welches intersubjektive Divergenzen durchaus einschließt.

Alltäglich haben wir also perzeptiv-verdinglichend den Eindruck, dass wir es auch bei den lokalen Bedeutsamkeiten häufig mit objektiven, inter-

subjektiv-verbindlichen Aspekten unserer Wirklichkeit zu tun haben.³⁸ Wie der angenehme Geschmack des Kanariensekts erscheint auch die Bedeutsamkeit eines kulturellen Mem in der Wahrnehmung als konstitutives Merkmal der infrage stehenden Sache. Nun kann sich beim angenehmen Geschmack des Kanariensekts relativ leicht herausstellen, dass dieser kein intersubjektiv einstimmig oder kongruent wahrgenommenes Merkmal des Kanariensektes ist, sofern man nicht gerade auf die Idee verfällt, dass mit denjenigen, denen der Kanariensekt nicht schmeckt, ›etwas nicht stimmt‹. Demgegenüber werden die unmittelbar wahrgenommenen Bedeutsamkeiten vieler kultureller Meme zumindest innerhalb bestimmter Gruppen von vielen Subjekten als hinreichend intersubjektiv einstimmig oder kongruent und insofern als verbindlich und objektiv erlebt. Dies ist selbst dann der Fall, wenn man zugleich weiß, dass andere Gesellschaftsmitglieder – heutzutage ›Boomer‹ zum Beispiel – nicht wissen, welche Bedeutsamkeit ein kulturelles Mem (ein bestimmtes Emoji zum Beispiel) aktuell ›eigentlich‹ besitzt (oder es schlichtweg selbst anders sehen und gebrauchen). Sofern nun innerhalb einer Gemeinschaft eine hinreichende intersubjektive Einstimmigkeit wahrgenommener Bedeutsamkeit besteht – was sich meist *ex negativo* am Nichtauftreten von Irritationen und Erwartungsenttäuschungen zu zeigen scheint –, so liefert diese geräuschlose Konsonanz der verschiedenen Wirklichkeiten einen (grundsätzlich trügerischen) *prima facie* Grund für die alltagsontologische Annahme, dass die entsprechende Bedeutsamkeit ein intersubjektiv-verbindliches Merkmal einer geteilten Wirklichkeit darstellt (auch wenn wir diese nur mit einer ganz bestimmten Gemeinschaft teilen mögen).

Wie wir eingangs an Sellars' und Husserls Konzeptionen von manifestem Bild und Lebenswelt gesehen haben, erweisen sich die alltagsontologischen Bilder, die Subjekte häufig von ihrer Wirklichkeit haben, sowohl in *externem* als auch in *internem* Sinne als normativ. Menschen gehen also einerseits in vielen Fällen verdinglichend von der intersubjektiven Verbindlichkeit ihrer Alltagsontologien aus, andererseits unterstehen die Objekte dieser Alltagsontologien in vielen Fällen ihrerseits normativen Erwartungen, die ebenfalls als intersubjektiv verbindlich unterstellt werden und die bei Erwartungsenttäuschung zu Irritationen und sanktionierendem Verhalten führen können. Man glaubt

38 Eine solche, strukturalistische Auffassung wird im Übrigen häufig gerade auch von solchen Ansätzen geteilt, die sich kritisch etwa gegen das in einer Gesellschaft »institutionalisierte System der Bedeutung« (vgl. Al-Saji 2009, 388 [m.Ü.]) zur Wehr setzen wollen.

dann also beispielsweise, dass ein bestimmtes Emoji zur intersubjektiv verbindlichen Alltagsontologie einer bestimmten Gruppe gehört und dass es gewisse, ›richtige‹ oder ›angemessene‹ Weisen gibt, es in verschiedenen Kontexten zu verwenden. (Und runzelt dann beispielsweise gegenüber der Freund:in die Stirn, wenn das neue Date das Emoji ungewöhnlich gebraucht.) Oder man glaubt, dass sich für Menschen, die aufgrund irgendwelcher Merkmale gegebenheitsontologisch in bestimmter Weise identifiziert werden (als ›vom Dorf, als ›Frau, als ›schwarz‹, etc.), bestimmtes Verhalten nicht ziemt. Sally Haslanger beschreibt diesen Umstand so:

Members of a group take the culture's concepts, scripts, and meanings to be normative for members of the group in the following sense: when encountering others who are similarly socialized, we implicitly begin with the assumption that they will do things in a particular way, taken to be the ›right way‹. We may be surprised or feel entitled to criticize them if they don't. (2018, 239f.)³⁹

Ein zentraler Unterschied zwischen universalem Wirklichkeitskern und lokalen Wirklichkeitshüllen besteht nun in der Art und Weise, wie Subjekte im Falle von Enttäuschungen ihrer objektkonstitutiven Vorwagnahmen mit diesen Enttäuschungen umgehen. Vereinfacht lässt sich sagen: Werden Vorwagnahmen enttäuscht, die sich auf den Vorwagnahmekern beziehen, so reagiert das Subjekt häufig mit einer einfachen Anpassung seiner Vorwagnahmen. Es nimmt also beispielsweise die vermeintliche Person nicht länger als Person, sondern als Puppe wahr, seine Wahrnehmung passt sich an. Streckt ihm aber jemand wie zur Begrüßung die Hand entgegen und zieht diese kurz vor der Berührung auf einmal zurück, kann es mit Ärger reagieren und diesen Ärger auf das Subjekt beziehen, welches die Hand auf einmal zurückgezogen hat. Um diesen Zusammenhang besser zu verstehen, erweisen sich zwei Un-

39 Kritisch bleibt zu Haslangers (2018, 238f. [m.Ü.]) Konzeption sozialer Praktiken anzumerken, dass sie sich trotz allen Bewusstseins für die Diversität und Wandelbarkeit menschlicher Praktiken auf einen Begriff der »öffentlichen Bedeutung« von Objekten und Handlungen zu verlassen scheint, der diese seinerseits zu stark als für eine jeweilige Gemeinschaft intersubjektiv verbindlich geltend verdinglicht. So sei die »öffentliche Bedeutung« eines Objekts oder einer Handlung ein »informationaler Gehalt«, wobei die verschiedenen »Bedeutungen« in einem »Netz« durch inferenzielle Muster und Hintergrundannahmen« miteinander verbunden seien, wobei wiederum die Mitglieder einer Gemeinschaft »auf die Information zugreifen können und dazu disponiert sind, sie auf Weisen zu verarbeiten, welche die relevanten Inferenzen widerspiegeln« (ebd., 239). Haslanger (ebd., 239 FN 24) selbst gesteht allerdings zu, dass diese Umschreibungen »sehr vage« sind und der »Weiterentwicklung« bedürfen. Einen Vorschlag zu einer solchen Weiterentwicklung stellt der vorliegende Ansatz dar.

terscheidungen Luhmanns als hilfreich: Er unterscheidet einerseits zwei verschiedene Formen von »Kontingenz« (»einfache« und »doppelte Kontingenz«), wobei diese Unterscheidung andererseits mit der Unterscheidung von »kognitiv« und »normativen Erwartungen« korreliert. Den Begriff der Kontingenz selbst bestimmt er wie folgt:

Kontingent ist etwas, das weder notwendig ist noch unmöglich; was also ist, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist. Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes (Erfahrenes, Gedachtes, Phantasiertes) im Hinblick auf mögliches Anderssein; er bezeichnet Gegenstände im Horizont möglicher Abwandlungen. (1987a, 152)

Die Unterscheidung zwischen einfacher und doppelter Kontingenz baut nun auf dieser Bestimmung auf. Mit einem Fall einfacher Kontingenz haben wir es zu tun, wenn jemand beispielsweise »mehr oder weniger enttäuschungsfest« erwartet, dass »auf die Nacht der Tag folgen werde, daß das Haus auch morgen noch stehen werde, daß die Ernte eingebracht werden könne, daß die Kinder heranwachsen werden« (1987b, 33). Einfache Kontingenz betrifft somit primär »Naturvorgänge« im weitesten Sinn. Also dasjenige, was hier als der Kern menschlicher Wirklichkeiten beschrieben wurde, sofern in Bezug auf diesen mehr oder weniger enttäuschungsfeste Vorwegnahmen stabilisiert werden können (was situative Enttäuschung selbstredend nicht grundsätzlich ausschließt). Im Falle doppelter Kontingenz treffen demgegenüber – in verschiedenen Graden der Direktheit – zwei (oder mehr) Subjekte aufeinander, die gegenseitig »als ichgleiche Quelle originären Erlebens und Handelns, als ›alter ego‹« in ihr jeweiliges Blickfeld geraten (ebd., 32). »Die Grundsituation der doppelten Kontingenz ist dann einfach: Zwei black boxes bekommen es, auf Grund welcher Zufälle immer, miteinander zu tun« (1987a, 156).⁴⁰

Gegenüber doppelter Kontingenz sind andersartige, sehr viel komplizierter und voraussetzungsvoller gebaute Erwartungsstrukturen erforderlich, nämlich Erwartungen von Erwartungen. Angesichts des freien Verhaltens anderer Menschen ist sowohl das Risiko als auch die Komplexität des Erwartungsfeldes größer. [...] Das Verhalten des anderen kann nicht als determiniertes Faktum, es muß in seiner Selektivität, als Auswahl aus anderen Möglichkeiten des anderen, erwartbar sein. Diese Selektivität aber

⁴⁰ Eine solche Begegnung kann auch *indirekt* stattfinden, wenn beispielsweise ein Subjekt eine geschriebene Botschaft eines anderen Subjekts liest, sofern auch hierzu die Mitgegenwärtigung oder Appräsentation der durch den Anderen im Geschriebenen wahrgenommenen Bedeutsamkeit (und insofern eine Mitgegenwärtigung der Mitgegenwärtigungstypik eines anderen Subjekts) vonnöten ist.

wird durch die Erwartungsstrukturen des anderen gesteuert. Man muß deshalb nicht nur das Verhalten, sondern auch die Erwartungen des anderen erwarten können, um gut integrierbare, bewährbare Problemlösungen zu finden. (Luhmann 1987b, 33)

Aus der hier entwickelten Perspektive lässt sich dieser Umstand so beschreiben, dass Subjekte im Falle doppelter Kontingenz dazu genötigt sind, die Mitgegenwärtigungsperspektiven anderer Subjekte irgendwie mitzugegenwärtigen.⁴¹ Sie müssen also grundsätzlich auf die Möglichkeit intersubjektiver Divergenz der Mitgegenwärtigungsperspektiven und Handlungsneigungen gefasst sein.

Dabei erhalten die Objekte der situativen Wirklichkeit eines Subjekts durch die Blicke der Anderen – wie Sartre (1991, 461) sich hier ausdrückt (vgl. oben Kapitel 5.2) – einen »Hinter-Grund«, der dem Subjekt grundsätzlich entgeht, sofern es diesen je nur fallibel appäsentieren kann. Genauer sogar: Die Objekte erhalten potenziell so viele dem Subjekt grundsätzlich entgehende Hinter-Gründe, wie sich Subjekte in einer Situation finden.⁴² Ich sehe zwar nicht, wie andere mich oder meine Kleidung sehen, erlebe aber unmittelbar, dass sie diese und mich *irgendwie* sehen. Im Zusammenhang der hier angeestellten Überlegungen lässt sich dies so interpretieren, dass in der Begegnung mit einem Anderen zwar einerseits damit gerechnet werden kann, dass dieser – sofern wir denselben Wirklichkeitskern teilen – etwa dieselben materiellen Umriss der Gegenstände wahrnimmt, wie wir dies tun. Dies aber einerseits schon rein räumlich aus einer anderen Perspektive als wir, andererseits kann er aber auch diese materiellen Umriss hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit möglicherweise als Teile anderer GOOs wahrnehmen als wir dies tun. Insofern betrifft doppelte Kontingenz – um wieder mit Luhmann (1987a, 153) zu sprechen – sowohl die Selektivität der Handlungen Anderer als auch die Möglichkeit »sozial unterschiedliche[r] Sinnperspektiven«. Die soziale Dimension menschlicher Wirklichkeiten spitzt sich am »Problem der Gleichsinnig-

41 Auch wenn sie dies – wie wir gesehen haben – häufig nur partiell oder nur insofern tun, als sie in alltagsontologisch-verdinglichender Weise davon ausgehen, die Bedeutsamkeit etwa eines bestimmten kulturellen Mems sei in einem bestimmten Kontext objektiv festgelegt.

42 Bei Jacques Lacan (2016, 231-250) findet sich eine sehr grundlegende sozialepistemologische Auseinandersetzung mit diesem Problem der dem Subjekt notwendig entgehenden Sinnperspektiven der Anderen in dem Aufsatz »Die logische Zeit und die vorweggenommene Gewissheitsbehauptung«, die auch in Bezug auf den aktuellen Genderdiskurs informativ sein könnte.

keit oder Diskrepanz von Auffassungsperspektiven« (ebd.) – und das heißt in unserem Zusammenhang: am Problem divergierender Wirklichkeiten – zu.

Wie bereits angedeutet stellt die gewöhnliche Erfahrung einige komplexitätsreduzierende Mechanismen bereit, um dieses Problem zu entschärfen. Einen dieser Entschärfungsmechanismen bildet der Umstand, dass wir nicht in jeder Situation die – möglicherweise von unserer eigenen divergierenden – Wirklichkeiten anderer Subjekte (und die diesen entsprechenden sartre'schen »Hinter-Gründe« der Objekte) appräsentieren. Stattdessen nehmen wir etwa unmittelbar das Kleidungsstück oder den gehörten Satz mit einer bestimmten Bedeutsamkeit wahr, als sei diese unproblematisch ein intersubjektiv-verbindliches Merkmal einer mit anderen geteilten Wirklichkeit. Die Möglichkeit der »Diskrepanz von Auffassungsperspektiven« wird dadurch sowohl *invisibilisiert* als auch *normativiert*. Invisibilisiert, sofern man zunächst davon ausgeht, dass andere dieselben Bedeutsamkeiten wie man selbst wahrnehmen und diese einer objektiven ›Welt‹ zurechnet. Normativiert, sofern man bei abweichenden Wahrnehmungen oder Auffassungen diese Abweichungen den betreffenden Subjekten als ›Fehler‹ zuzurechnen geneigt ist (wie wir etwa auch ›Farbenblinde‹ alltagsontologisch so behandeln, als sähen sie in bestimmten Fällen nicht die ›tatsächlichen‹ Farben der Objekte). Menschen neigen dazu, die lokalen Bedeutsamkeiten oder Wirklichkeitshüllen so aufzufassen, als hätten diese intersubjektiv verbindlichen Geltung (vgl. für das Folgende auch Poljanšek 2022b).

Tatsächlich liegt, was eine ›Tasse‹, was ein ›Rock‹, was ein ›Flirt‹, was ein ›ausgestreckter Mittelfinger‹, was eine ›gerunzelte Stirn‹, was ›Männlichkeit‹, was eine ›ausgelassene Atmosphäre‹, was ein ›deutscher Satz‹, was ein ›Frühstück‹, was eine ›Begrüßung‹ im Kontext einer bestimmten Gemeinschaft jeweils sind und bedeuten, nicht in der Willkür jedes Einzelnen. Vielmehr weiß *man* gemeinhin, sofern man mit dem jeweiligen kulturellen Kontext hinreichend vertraut ist, mit was man es bei diesen kulturellen Memen und Praktiken jeweils zu tun hat, was es mit ihnen auf sich hat, was sich bezüglich ihrer schickt, was sich bezüglich ihrer nicht schickt usw. Die alltagsontologische Vorstellung, dass es hier jeweils für bestimmte Kollektive konstitutive Regeln gibt, die gewissermaßen im Ausgang vom anonymen ›Man‹ der Gesellschaft festlegen, was welches kulturelle Mem und was welche Kombination verschiedener kultureller Meme ist und bedeutet, erlaubt es den Subjekten also, nicht ständig und in jedem Fall auf eine »poly-kontexturale« (vgl. Günther 1979, 192f.) Vielheit divergierender gegebenheitsontologischer Perspektiven rechnen zu müssen. In diesem Sinne blenden wir in der alltäglichen Interaktion mit Anderen häufig die Möglichkeit der »Diskrepanz von Auffas-

sungsperspektiven« aus, indem wir davon ausgehen, dass es konstitutive Regeln gibt, die innerhalb von Gemeinschaften als objektive Maßstäbe für die Unterscheidung von ›richtig‹ und ›falsch‹, ›angemessen‹ und ›unangemessen‹ fungieren. Dennoch auftretende Abweichungen können dann von einer solchen Unterstellung aus als ›Fehler‹ wahrgenommen, markiert und mit einer entsprechenden Hoffnung auf Zustimmung unter den sonst noch Anwesenden sozial entsprechend sanktioniert werden. Gleichwohl sind die von verschiedenen Subjekten wahrgenommenen GOOs bezüglich ihrer lokalen Bedeutsamkeiten nicht im gleichen Ausmaß intersubjektiv kongruent wie in Bezug auf ihren mit allen menschlichen Subjekten geteilten Wirklichkeitskern.⁴³ Faktisch divergieren die lokalen Wirklichkeitshüllen vielmehr intersubjektiv sowohl diachron als auch synchron, sofern sie von den jeweils verinnerlichten Begriffen von abhängen, die ihrerseits an den idiosynkratischen Regularitätserfahrungen von Subjekten kalibriert sind. Ist diese These richtig, so kann man – wie wir noch deutlicher sehen werden – die entsprechend divergierenden Auffassungen und Realisierungen der jeweiligen GOOs nicht wahlweise eindeutig als ›Fehler‹ oder eindeutig als ›ordnungsgemäß‹ und ›regelkonform‹ beschreiben.

An dieser Stelle nun wird wiederum Luhmanns (1987b, 42) Unterscheidung zweier verschiedener Arten der Erwartung signifikant, die »auf die Art der antizipierten Enttäuschungsabwicklung« abhebt. So habe man im Falle einer Erwartungsenttäuschung »die Alternative, die enttäuschten Erwartungen zu ändern und der enttäuschenden Wirklichkeit anzupassen oder sie festzuhalten und im Protest gegen die enttäuschende Wirklichkeit weiterzuleben« (ebd.). Im ersten Fall spricht Luhmann von »kognitiven«, im zweiten Fall von »normativen Erwartungen« (ebd.). Erwartet man etwa, dass am nächsten Tag gutes Wetter ist und wird in dieser Erwartung enttäuscht, passt man seine Erwartung gewöhnlich an. Man hatte eben falsch erwartet. Bei der Durchkreuzung normativer Erwartungen habe man demgegenüber »nicht das Gefühl, falsch erwartet zu haben. Die Erwartung wird festgehalten und die Diskrepanz dem Handelnden zugerechnet« (ebd., 43). Erwartet man also etwa normativ, von einer bestimmten Person mit einer Umarmung begrüßt zu werden, und wird in dieser Erwartung enttäuscht, so hält man an seiner Erwartung

43 Die Unterscheidung zwischen Kern und Hüllen von GOOs habe ich in einem früheren Text etwas unscharf als Differenz von »Referenzialität« und »Sinngegenständlichkeit« zu fassen versucht, vgl. Poljanšek 2015b.

fest und rechnet die Nichtumarmung der betroffenen Person als ›Versäumnis‹ zu, sanktioniert sie beispielsweise durch demonstrative Nichtbeachtung.

In Bezug auf die hier entwickelte Position lässt sich dieser Umstand so deuten, dass die objektkonstitutiven Vorwegnahmehüllen von den Subjekten selbst zumindest teilweise im Sinne Luhmanns ›normativiert‹ werden. Die Irritationsreaktion, welche das Subjekt im Falle der Erwartungsenttäuschung bei normativierten Vorwegnahmen erlebt, rechnet es also nicht sich selbst als Erlebendem zu; wie es dies etwa im Falle der Irritation tut, die es erlebt, wenn eine winkende Dame, die es eben noch zu sehen meinte, sich als Puppe entpuppt. Es hatte sich bezüglich der Dame eben getäuscht. Vielmehr wird die Irritation hier dem als autonom wahrgenommenen Subjekt zugerechnet, welches für die Erwartungsenttäuschung verantwortlich gemacht wird. In solchen Fällen besteht also, im Gegensatz zur Erwartungsenttäuschungen in Fällen einfacher Kontingenz, die Möglichkeit, dem Anderen die Verantwortung für die Irritation zuzuschreiben oder zumindest von ihm zu erwarten, dass er sich jetzt noch oder zumindest in Zukunft anders verhalten soll. Diese Möglichkeit erscheint aus der Perspektive des Subjekts desto naheliegender, je zuverlässiger sich entsprechende Vorwegnahmen in anderen vergleichbaren Kontexten bewährt haben und/oder von anderen eingefordert wurden: Wenn immer ›der Mann‹ ›der Frau‹ die Tür aufhält, kann eine ›Frau‹ irritiert sein, wenn ein ›Mann‹ dies einmal nicht tut, und ihre Irritation entsprechend dem ›Mann‹ als einen ›Fehler‹ zurechnen (ihn z.B. konsterniert mit offenen Augen anblicken). Das Subjekt bildet in solchen Fällen »*kontrafaktisch stabilisierte Verhaltenserwartungen*«, die, wie Luhmann sagt, eine »Unbedingtheit der Geltung« insofern implizieren, »als die Geltung als unabhängig von der faktischen Erfüllung oder Nichterfüllung« erlebt wird (ebd.).

Im Folgenden ist in Bezug auf die für die Wahrnehmung bestimmter GOOs konstitutiven Vorwegnahmen, die in dieser Weise von einem Subjekt normativiert werden, von *Man-Erwartungen* die Rede. Nicht zu allen Begriffe-von gehören also solche Man-Erwartungen, aber die Begriffe-von, zu denen solche Man-Erwartungen gehören, beziehen sich auf Vorwegnahmen, deren Erfüllung vom Verhalten anderer (als autonom wahrgenommener) Subjekte abhängt. Menschen verinnerlichen also in Bezug auf viele kulturelle Meme und die Praktiken, in welche sie verwoben sind – wie der Handschlag (oder die Umarmung) in eine Begrüßung –, *Man-Erwartungen* bezüglich der Art und Weise, wie diese ›richtig‹ oder ›angemessen‹ zu realisieren sind. Diese Man-Erwartungen lassen sich Subjekten aus einer funktionalistischen oder dispositionalistischen Perspektive als implizite Überzeugungen zuschreiben, die

zweierlei beinhalten: *Einerseits* eine durch das Subjekt grob intuierte *Gemeinschaft Handelnder*, der sich das Subjekt selbst zugehörig fühlt und für welche die entsprechende Man-Erwartung gilt (als ›fremd‹ wahrgenommene Subjekte können mitunter als außerhalb des Geltungsbereichs der Man-Erwartung fallend wahrgenommen werden). *Andererseits* den Inhalt der normativen Erwartung, der funktional der Annahme einer geltenden Regel entspricht. Also beispielsweise:

Intuierte Gemeinschaft: Ein undeutliches umgrenztes ›bei uns‹ oder ›wir hier‹, wie etwa ›bei uns zuhause‹, ›in unserer Clique‹ oder ›hier bei uns in Bayern‹.

Regel: *Man trinkt keine kalten, klaren Getränke aus Kaffeetassen.*

Statt von *Man-Erwartungen* kann man hier auch von *Gemeinschaftsintentionen* im Sinne von Sellars (1963, 39) sprechen. Sofern Menschen solche Man-Erwartungen verinnerlicht haben, fühlen sie sich also unmittelbar bestimmten Gemeinschaften zugehörig, als deren Teile oder Mitglieder sie zu handeln und andere Mitglieder entsprechend zu sanktionieren neigen (vgl. zu diesem Aspekt auch Poljanšek 2015a; Poljanšek 2022b). Wie bereits gezeigt unterscheiden sich Man-Erwartungen von sonstigen objektkonstitutiven Vorwegnahmen dadurch, dass Subjekte bezüglich ihrer gegenüber bestimmten anderen Subjekten einen normativen und alltagsontologischen Anspruch darauf erheben, dass sie von diesen geteilt und entsprechend erfüllt werden sollen. Sie erwarten also nicht nur (kognitiv), dass andere Subjekte die kulturellen Meme und Praktiken auf die Art und Weise realisieren, wie sie es gewohnt sind, sie erwarten dies darüber hinaus auch normativ. Man-Erwartungen können sich dabei auf größere oder kleinere Gemeinschaften beziehen. Ein einfaches Beispiel zur Veranschaulichung: Angenommen, zwei Personen, die zusammenwohnen, essen für gewöhnlich jeden Tag gemeinsam zu Abend. An einem Tag nun treffen sie sich wie gewohnt am frühen Abend und eine der beiden fragt »Was essen wir denn heute?«, worauf die andere antwortet »Ich habe schon gegessen«, worauf wiederum die erste enttäuscht entgegnet »Aber ich dachte, wir essen [jeden Abend] zusammen!?!«. In diesem Beispiel stellen die unmittelbare Enttäuschung sowie die Äußerung »Ich dachte, wir essen zusammen« beide Artikulationen der Man-Erwartung dar, dass man (eine Mikrogemeinschaft bildet, die) jeden Tag zusammen isst. Eine solche Man-Erwartung kann (von einem oder mehreren Beteiligten) verinnerlicht werden, obwohl die Beteiligten an keiner Stelle ihrer Interaktion implizit oder explizit wechselseitig

die Bereitschaft signalisiert haben, jeden Tag miteinander essen zu wollen.⁴⁴ Die Man-Erwartung erwächst hier einfach aus der Regelmäßigkeit der Interaktion, kristallisiert sich durch diese aus.⁴⁵

Wie die Überlegungen zur gegebenheitsontologischen Objektconstitution diesbezüglich zeigen konnten, müssen Subjekte, damit man ihnen funktional eine solche Man-Erwartung zuschreiben kann, keine bewusste Überzeugung des allgemeinen Inhalts besitzen, durch welchen die ihnen zugeschriebenen Man-Erwartungen selbst charakterisiert werden (vgl. hierzu die Bemerkungen zu allgemeinen Wahrnehmungen *in sensu diviso* in Kapitel 3.5). Es reicht vielmehr aus, wenn Subjekte bei situativen Durchkreuzungen der objektkonstitutiven Vorwegnahmen – jemand schenkt Mineralwasser in die Tasse ein – die direkte Wahrnehmung haben, *dass hier etwas falsch läuft*. Sie müssen hierzu also kein explizites Bewusstsein einer entsprechenden Regel besitzen. Dass ein Subjekt eine Man-Erwartung in Bezug auf ein kulturelles Mem, eine bestimmte Identität oder eine soziale Praktik (die sich ebenfalls als Meme beschreiben lassen) besitzt, ist also in gewisser Hinsicht gleichbedeutend damit, dass es einen Begriff-von *in Bezug auf ein kulturelles Mem* verinnerlicht hat, sofern es die entsprechende Erwartung entsprechend normativiert. Man-Erwartungen sind normativierte Begriffe-von kultureller Meme.

Die Rede von *Man-Erwartungen* unterstreicht dabei den Umstand, dass im Falle kultureller Meme intentionale Akteure an der Realisierung der gegebenheitsontologisch objektkonstitutiven Vorwegnahmen beteiligt sind, denen man bei Nichterfüllung der Vorwegnahmen *Schuld* oder *Fehler* zuschreiben kann. Dem Stuhl macht man (normalerweise) keinen Vorwurf, wenn er unter dem eigenen Gewicht zusammenbricht (eventuell vielleicht dem Hersteller), dem heranwachsenden Kind schon, wenn es schon wieder Spielzeug im Wohnzimmer hat liegen lassen, in welches man getreten ist (»Man lässt [hier bei uns zuhause, wenn man zu unserer Familie gehört] kein Spielzeug im Weg liegen«). Insofern kann man gegenüber dem Kind eine Man-Erwartung verinnerlicht haben, gegenüber dem Stuhl als solchem nicht. Die Zuschreibung von Man-Erwartungen macht also nur in solchen Fällen Sinn, in denen andere Subjekte für die Realisierung oder Bewahrung der unmittelbaren Vor-

44 Diese Bemerkung stellt einen kritischen Verweis auf Gilberts (vgl. 2006, 73) Vorstellung dar, wonach gemeinsames Handeln und entsprechende normative Erwartungen auf entsprechende Signalisierungen zurückgehen.

45 Luhmann (2008b, 32) spricht in solchen Fällen auch vom »Erwarten von Erwartungserwartungen«.

wegnahmen verantwortlich gemacht werden können, sodass es nicht nur als eine Frage von einfacher Kontingenz erscheint, ob und inwiefern objekt-konstitutive Vorwegnahmen erfüllt werden.⁴⁶ »Anders als gegenüber der Natur wird die Anpassung unter Menschen nicht nur über gelernte Verhaltenserwartungen, sondern über gelernte Erwartungserwartungen geleistet und auf dieser abstrakteren Ebene psychisch und sozial gesteuert« (Luhmann 2008b, 31).

Sofern verschiedene Subjekte nun im Zuge ihrer Habitualisierung und Sozialisation mit hinreichend ähnlichem Gebrauch eines kulturellen Mems konfrontiert waren, ist zu vermuten, dass sie ähnliche Man-Erwartungen verinnerlicht haben, die sich in entsprechend kongruenten direkten Wahrnehmungen, Vorwegnahmeprofilen und entsprechend Irritationsanfälligkeiten manifestieren. Da Menschen zu perzeptiver Verdinglichung neigen, werden sie für gewöhnlich davon ausgehen, dass ihre entsprechenden Erwartungen und Irritationen angemessen sind. Andererseits werden sie, sofern sie dazu in der Lage sind, neben diesen Wahrnehmungen auch propositionale Überzeugungen zu bilden, auch geneigt sein, Explikationen solcher Man-Erwartungen – »Man trinkt kein Mineralwasser aus Kaffeetassen«, »Wir essen jeden Tag zusammen zu Abend« – als Ausdruck geltender Regeln zuzustimmen, sofern sie mit ihrer direkten Wahrnehmung hinreichend kongruent sind (vgl. zu diesem Aspekt der objektivierenden Verdinglichung von Man-Erwartungen auch Luhmann 2008b, 33). Je verbreiteter oder etablierter nun ein spezifischer Gebrauch eines kulturellen Mems innerhalb eines sozialen Kontextes, desto stärker konvergieren innerhalb dieses Kontextes auch die den Subjekten in Bezug auf dieses Mem und seine angemessene Realisierung zuschreibbaren Man-Erwartungen und desto wahrscheinlicher ist es auch, bei Interaktionen unter Unbekannten innerhalb dieses Kontextes auf Subjekte mit ähnlichen Man-Erwartungen zu treffen.

Ist ein bestimmter Gebrauch eines Mems in einer Gemeinschaft insofern etabliert, als seine Realisierung (auf der Grundlage entsprechender Man-Erwartungen) wahrscheinlicher ist als seine Nichtrealisierung, so ist im Folgen-

46 Natürlich sind durchaus, wie etwa Sellars sich dies vorstellt, animistische Wirklichkeiten denkbar, in denen alle Objekte und Wesen als Akteure erscheinen, sodass man in Bezug auf diese entsprechende Man-Erwartungen ausbilden kann. Auch können wir heute feststellen, dass, je komplexer die technischen Geräte werden, mit denen wir interagieren, wir mehr und mehr auch dazu zu neigen scheinen, mit Wut oder vorwurfsvollem Ärger auf deren Nichtfunktionen oder mangelnde Kooperation zu reagieren (vgl. hierzu auch McCarthy 1983).

den auch von der *gemeinschaftlichen Geltung* der entsprechenden Regeln oder Man-Erwartungen die Rede. Gemeinschaftliche Geltung tritt jedoch stets *gradiert* auf. Insofern ist mit *gemeinschaftlicher Geltung* nichts anderes als der Umstand bezeichnet, dass hinreichend zuverlässig darauf gerechnet werden kann, dass Subjekte der entsprechenden Gemeinschaft entsprechende Man-Erwartungen besitzen und ihnen gemäß handeln und sanktionieren werden. Gemeinschaftliche Geltung ist also zunächst ein *statistischer*, kein *normativer* Sachverhalt, der sich nicht primär auf das Handeln als solches, sondern auf die Verteilung von Man-Erwartungen in einer bestimmten Gemeinschaft bezieht.

Wie wir oben bereits gesehen haben, besitzt eine hohe gemeinschaftliche Geltung von Man-Erwartungen für eine Gemeinschaft eine kognitiv entlastende Funktion, sie ist also vor allem (*sozial*)*epistemisch signifikant*. Dieser Umstand lässt sich an einem einfachen Beispiel zugleich verdeutlichen und problematisieren: Angenommen, in einem angebbaren Bereich besitzt die Man-Erwartung eine hohe gemeinschaftliche Geltung, *dass partnerschaftliche Nahbeziehungen monogam gelebt und angebahnt werden*. Bahnt sich nun innerhalb dieses Bereichs zwischen Person A und B eine partnerschaftliche Nahbeziehung an und lebt B partnerschaftliche Nahbeziehungen für gewöhnlich polygam, so kann A sich durch die Aufdeckung des Umstandes betrogen fühlen, dass B im Laufe dieser Anbahnung zeitgleich weitere Partner:innen besitzt. *Vermeintlich geräuschlose* strukturelle Kopplung im Sinne Luhmanns geht in einem solchen Fall in *geräuschvolle* oder *knirschende* strukturelle Kopplung über – in der beschriebenen Situation möglicherweise in Streit. Obwohl A und B an keiner Stelle verabredet oder auch nur implizit die Bereitschaft angezeigt haben, eine monogame partnerschaftliche Nahbeziehung einzugehen (vgl. zum »tacit agreement« Gilbert 2006, 73), ging A in der beschriebenen Situation verdinglichend davon aus, dass in Bezug auf partnerschaftliche Nahbeziehungen die verbindliche Regel gilt, dass diese monogam angebahnt und gelebt werden, wurde hierin aber durch das Verhalten von B enttäuscht. Ob es sich allerdings in der Tat, wie A B unterstellt, um einen Fall von Betrug von B gegenüber A handelt, ist nicht ohne Weiteres klar. Vor allem hängt dies von der Frage ab, ob B sich des Umstandes bewusst war, dass die entsprechende Man-Erwartung eine entsprechend hohe gemeinschaftliche Geltung besitzt, d.h. entsprechend weit verbreitet ist. Ist dies der Fall, so nahm B das entsprechende Missverständnis As zumindest billigend in Kauf, sofern sie damit hätte rechnen können, dass A wahrscheinlich (wie die meisten anderen) »einer von denen ist, die partnerschaftliche Nahbeziehungen als monogam auffassen«, möglicherweise um den Konflikt mit A zu vermeiden, der ihr jetzt droht.

War sie sich nicht des Umstandes bewusst, so zeigt sich die beschränkte Reichweite der Voraussetzung der gemeinschaftlichen Geltung der entsprechenden Regel an ihrer faktischen Enttäuschung.

Die Bedeutsamkeit kultureller Meme ist (oder gilt) also weder in dem Sinne objektiv, dass in synchroner Perspektive jede Person oder jeder Personenkreis sie mit denselben Mitgegenwärtigungs- und Vorwegnahmehüllen (mit derselben Bedeutsamkeit) wahrnehmen würde, noch in dem Sinne, dass in diachroner Perspektive dieselben Bedeutsamkeiten sich notwendigerweise über die Zeit hinweg stabil durchhielten. Ebenso wenig ist die Bedeutsamkeit kultureller Meme – wie wir im Folgenden noch sehen werden – in dem Sinne objektiv, dass es je für Gemeinschaften *allgemeinverbindliche* Regeln zu deren korrekter Realisierung gäbe. Die lokal geltende Bedeutsamkeit eines Mems ergibt sich vielmehr – wie wir in grober Annäherung sagen können – als ein *erwartbarer Durchschnittswert der einzelnen Verwendungen sowie der Reaktionen auf die Verwendung des jeweiligen Mems* (vgl. Valéry 1992, 482f.). Lokale Bedeutsamkeiten erweisen sich als ko-konstitutiv mit den Praxiszusammenhängen, aus denen sie *qua* wechselseitiger Habitualisierung und Kalibrierung erwachsen. Entsprechend bestimmt der Schriftsteller Rainald Goetz in *Abfall für Alle* den jeweils gegenwärtigen »sprachlichen Sinn« einzelner Wörter als eine Art Schnitt- oder Kreuzungspunkt, der aus dem Querschnitt der individuellen Sprachverwendungen erwächst:

Dort, wo gesprochen wird, im vielstimmigen Chor aller alten und gegenwärtigen Praktiken der Benützung der Worte bestimmt sich der sprachliche Sinn. Was sagt die Summe des Gesagten? Was ordnet sie wie an? Was also bedeutet ein Wort im Moment? [...] Daß jedes Wort also natürlich eine Banalität, aber eine schöne, die deswegen hier auch ruhig gesagt sein darf, – nicht aus sich selbst heraus irgendetwas ist, sondern selbstverständlich NUR im Kontext der Gegenwart der Geschichte seines Gebrauchs und des Kollektivs aller seiner geschwisterlichen Mitworte, aus allen Zeiten, und gleichzeitig in jedem Moment, zu jedem Zeitpunkt NEU. (2003, 289ff.)

Analog heißt es bei Millikan in Bezug auf die jeweils gegenwärtige, konventionelle Bedeutung »öffentlicher Worttypen und syntaktischer Formtypen als sich reproduzierende Meme mit eigenen linguistischen Funktionen« – wobei mit *linguistischer Funktion* hier die Bedeutungen der jeweiligen Wort- oder syntaktischen Formtypen gemeint ist:

These functions are, as it were, the current survival values of these linguistic types, given current cooperative speaker uses and hearer responses to them that encourage their proliferation. Speakers in the language com-

munity are adapted to an environment in which hearers are responding, sufficiently often, to the forms speakers produce in ways that reinforce these speaker productions. (2004b, 105 [m.Ü.])

Die »eigentliche Bedeutung« – Millikan spricht hier von »proper functions« – einer (sprachlichen) Form ist aus dieser Perspektive also ihr gewöhnlicher, gemeinschaftlich geltender Gebrauch in einer Gemeinschaft und ergibt sich als eine Funktion aus den vielen individuellen Gebrauchs- und Reaktionsweisen einzelner Verwender- und Auffasser:innen. Dabei kann grundsätzlich jede perzeptiv wiedererkennbare (und durch Menschen reproduzierbare) Form zu einem kulturellen Mem werden, sofern sie nur wiederholt als Element mit spezifischer Funktion oder in spezifischem Zusammenhang Verwendung findet – sofern sich also eine entsprechende Praxis der Memverwendung bei hinreichend vielen Akteur:innen etabliert.

Millikan verdeutlicht eine solche Genese bedeutsamer (sprachlicher) Meme an der Art und Weise, wie sich in der Interaktion tauber Kinder mit ihrer Umgebung bestimmte wiederholbare (mimische, gestische usw.) Signale aus zunächst rein situativ bedeutsamen Signalen etablieren, deren gemeinschaftlich geltende Bedeutsamkeit sich in und durch die Interaktionen selbst mit der Zeit immer weiter stabilisiert.

The elements of successful communications are repeated by the deaf child, becoming stereotyped or conventionalized over time, and are more and more easily understood by the child's caretakers and peers. Thus the child's signs slowly move from having purposes derived only from intention in use with a cooperative hearer to acquiring conventional memetic functions. They slowly become elements of a local public language. (2004b, 108)

Kommunikative kulturelle Meme erhalten also dadurch ihre Bedeutsamkeit, dass sie erwartbar und regelmäßig in spezifischer Weise (kommunikativ) gebraucht werden. Analoges gilt nun auch von kulturellen Memen, die nicht unmittelbar als kommunikative Signale fungieren, sondern als lokal wiederkehrende Zeichen oder Zusammenhänge, sofern auch sie erwartbar mit spezifischen, typisch vorwegnehmbaren Regularitäten verknüpft sind. So wandelt sich etwa die geteilte lokale Bedeutsamkeit von Kleidungsstücken im Laufe ihres Gebrauchs durch die Umstände und Kontiguitätszusammenhänge, in denen sie für gewöhnlich Verwendung finden, kann aber zugleich auch synchron innerhalb verschiedener lokaler Verwendungskontexte divergieren. In Bezug auf kulturelle Meme haben wir es also mit einer wechselseitigen Abhängigkeit von etablierten Gepflogenheiten und in und durch diese bedingten Als-Wahrnehmungen bzw. Als-Geltungen zu tun. Die Bedeutung eines kultu-

rellen Mems ist, vereinfacht gesprochen, sein (in sich jedoch stets in gewissem Umfang diverser) *Gebrauch in einer Gemeinschaft*. Verinnerlichten Subjekte also Begriffe-von kultureller Meme, so tun sie dies – wie sonst bei der Verinnerlichung von Begriffen-von auch – auf der Grundlage in ihrer jeweiligen Umgebung bestehender Regularitäten, wobei diese Regularitäten selbst von der Art und Weise abhängen, wie Subjekte die entsprechenden Formen realisieren und auf ihre Realisierungen reagieren. Dies markiert, um diesen Umstand noch einmal deutlich hervorzuheben, den wesentlichen Unterschied zwischen den Regularitäten, die der *Bildung der Begriffe-von kultureller Meme* zugrunde liegen, und denjenigen Regularitäten, die der *Bildung der Begriffe-von anderer »Substanzen«* (im Sinne Millikans) zugrunde liegen: Während erstere vom Verhalten der anderen Subjekte in der Umgebung des jeweiligen Subjekts abhängen, haben letztere ihren Grund »objektiv in der Natur« (2004a, 50).

Exemplarisch lässt sich dieser Sachverhalt wie angedeutet am Wandel der gemeinschaftlich geltenden Bedeutung von Wörtern beobachten. So wird etwa das deutsche Wort »nett« heute von verschiedenen Sprecher:innen sehr verschieden eingesetzt und aufgefasst: Während die einen es weiterhin relativ unbedarft zur positiven Beschreibung von Personen und Situationen einsetzen, sehen andere in ihm nichts weiter als den kleinen Bruder einer Beleidigung.⁴⁷ Diesbezüglich erweisen sich die verinnerlichten Begriffe-von, »die den Gebrauch unserer expressiv-evaluativen Ausdrücke leiten – Wörter wie *irre*, *wahnsinnig* oder auch *geil* –«, als »recht vage und kurzlebig«, sofern sie vom jeweils aktuell Gebrauch dieser Meme abhängig sind (Keller 2009, 16). Ein zweites Beispiel kann veranschaulichen, inwiefern Analoges für die Bedeutsamkeit kultureller Meme im Allgemeinen gilt. Dazu erlaube ich mir, als anekdotische Evidenz folgenden Online-Thread zu zitieren, in dem es um die

47 Exemplarisch dazu folgender Thread-Verlauf aus einem populären Partnerportal: »4.01.2010 Gast: ›Was verteht [sic] ihr unter nett? Ich habe eine Nachricht zum Jahreswechsel bekommen in der steht, ... bleib unbedingt weiter so nett und freundlich. Das ist nicht alltäglich. ... Ich fasse das eigentlich beinahe als Beleidigung auf, denn ›nett‹ sage ich im Grunde genommen nur wenn etwas (bzw.jemand) ›nichtssagend‹ und ›grau‹ ist. Wie seht ihr das? Wie ist für Euch das Wort ›nett‹ belegt? Wie würdet Ihr auf solch eine Nachricht reagieren?‹ #1 4.01.2012 Gast: ›Pflichte dir bei ... wie heisst es so schön - Nett ist der kleine Bruder von Schei..e. Nicht alle Leute sind wort gewandt [sic], aber nett ist hat [sic] mittlerweile einen bitteren Beigeschmack. Zwecks Reaktion: wie wichtig ist Dir der Nachrichtenschreiber ? Falls er Dir wichtig ist, gib ihm/ihr eine zweite Chance und reagier normal.« <https://www.elitepartner.de/forum/frage/was-verteht-ihr-unter-nett.6811/>; letzter Zugriff: 17.04.2022.

mögliche Angemessenheit des Tragens von sogenannten *Haremshosen* – lange, weite Pluderhosen, auch *Sirwal* oder umgangssprachlich *Goahose* genannt – in Bürokontexten geht:

Frage von *imbisse*, 02.07.2015: »Haremshose auf Arbeit tragen geht oder nicht, [sic] Kann ich in einem Büro mit Kundengespräch eine haremshosen [sic] tragen oder ist das zu Freizeitmäßig [sic]?«

Antwort von *mamajapoka*, 06.07.2015: »Ja! [] Je nach Stoff und Schnitt können Haremshose gechilled, oder schlicht und elegant aussehen. [] Eine richtige Kombination spielt auch eine große Rolle.«

Antwort von *Larimera*, 02.07.2015: »Das ist ne Auf-Dem-Sofa-Abhänghose! Diese gehört Keinesfalls [sic] in ein Büro!«

Antwort von *Kathi2510*, 02.07.2015: »Also wenn du nicht in nem Ökoladen oder vergleichbarem arbeitest, nein [sic] dann kannst du sowas unter keinen Umständen tragen.«

Antwort von *Mikafan111*, 02.07.2015: »Finde ich nicht Bürotauglich [sic]«⁴⁸

Wie das Beispiel veranschaulicht besitzen auch kulturelle Meme wie Kleidungsstücke gemeinschaftlich geltende (oder zumindest als verbindlich geltend angenommene) Bedeutsamkeiten, von deren kontextueller Verbindlichkeit Subjekte häufig ausgehen, obwohl die individuell zugeschriebenen Bedeutsamkeiten mitunter stark divergieren. Und dennoch: Im Großen und Ganzen lässt sich in vielen Kontexten relativ reibungslos auf eine hohe gemeinschaftliche Geltung bestimmter Bedeutsamkeiten und ihnen korrelierender Man-Erwartungen rechnen. Sie erscheinen als geltende soziale Tatsachen, auf die wir uns gemeinhin verlassen, solange jedenfalls, bis uns situativ Unvorhergesehenes eines Besseren belehrt (und die Chef:in beispielsweise plötzlich in »Haremshose« im Büro erscheint).

Varietätenlinguistische Überlegungen

Gegenüber den vorhergehenden Überlegungen gehen viele Theoretiker:innen – wie prominent etwa Searle – davon aus, dass das, was hier als Bedeutsamkeit kultureller Meme bezeichnet wird, durch konstitutive Regeln (etwa der Form »X zählt als Y K«) festgelegt ist, die innerhalb einer Gemeinschaft gelten und zugleich Regeln ihrer angemessenen Realisierung festlegen (vgl. hier-

48 Der zitierte Austausch findet sich hier: <http://www.gutefrage.net/frage/haremshose-auf-arbeit-tragen-geht-oder-nichtkann-ich-in-einem-buero-mit-kundengespraech-eine-haremshosen-tragen-oder-ist-das-zu-freizeitmaessig-#answers>; letzter Zugriff: 17.04.2022.

zu auch Searle 2002, 246). Ein solches Bild der ontologischen Infrastruktur, welche der Bedeutsamkeit kultureller Meme und sozialen Praktiken zugrunde liegt, soll im Folgenden zugunsten der Auffassung kritisiert werden, dass die *gemeinschaftliche Geltung* lokaler Bedeutsamkeiten und entsprechend bestimmter Regeln der ›korrekten‹ Realisierung sozialer Praktiken einen statistischen Sachverhalt bezeichnet, welcher sich auf die Erwartbarkeit bestimmter Man-Erwartung bei einzelnen Subjekten bezieht. Eine ähnlich gelagerte Kritik formuliert auch Haslanger (2018, 235 [m.Ü.]) an zu einseitig an Regeln orientierten Konzeptionen sozialer Praktiken und meint, dass »die ganze Bandbreite von Praktiken, von den expliziten bis zu den impliziten, von den spielförmigen bis zu den informellen« in einer Theorie sozialer Praktiken Berücksichtigung finden müsse.⁴⁹ Kritisiert wird somit ein in der gegenwärtigen Diskussion recht weit verbreitetes Bild der Bedeutsamkeit kultureller Meme und der sozialontologischen Verfassung sozialer Praktiken, dem zufolge die Verwendung oder Realisierung kultureller Meme objektiven, für eine jeweilige Gemeinschaft verbindlichen Regeln oder impliziten Standards unterliegt, anhand derer man angemessene von unangemessenen Realisierungen unterscheiden und entsprechend kritisieren könne. Exemplarisch findet sich diesbezüglich etwa bei Titus Stahl die Bemerkung: »In einer Praxis, so der zentrale Gedanke, findet sich immer schon *intern* eine Unterscheidung zwischen richtigem und falschem Handeln« (2013, 263 [meine Herv.]). Analog heißt es in Rahel Jaeggis *Kritik von Lebensformen*: »Praktiken sind *regelgeleitet*. [...] Es geht dabei immer um Handlungsabläufe, die von Regeln und Vorschriften bestimmt sind, von einer Einteilung der Handlungsmöglichkeiten in das, was zu tun angemessen ist [sic] und das, was es nicht ist« (2014, 97). Bei Searle findet sich analog folgende Bemerkung zu dem, was er »institutionelle Strukturen« nennt:

Die gesellschaftlich geschaffene Struktur enthält eine gesellschaftlich geschaffene normative Komponente in sich, und diese wird nur durch die Tatsache erklärt, daß die institutionelle Struktur eine Regelstruktur ist und daß die wirklichen Regeln, die wir spezifizieren, wenn wir die Institution beschreiben, diejenigen Aspekte bestimmen, unter denen das System normativ ist. (2011, 157)

49 Dabei scheint Haslanger allerdings auch bezüglich der informellen, auf »öffentlichen Bedeutungen« basierenden Praktiken davon auszugehen, dass diese Bedeutungen für jeweilige Gruppen intersubjektiv-verbindlich gelten (vgl. oben Fußnote 39).

Praktiken oder gesellschaftlich geschaffene Strukturen werden in Ansätzen dieser Art somit, wie sich schon aus diesen knappen Bemerkungen erschließen lässt, insofern als *homogen* modelliert, als für sie bestimmte Regeln allgemeinverbindlich gelten oder konstitutiv sind (sowie auch durch die implizite Annahme, dass zu jeder Praxis eine bestimmbare Gemeinschaft gehört). Im Folgenden ist daher auch von der – von Theorien dieser Art in Anspruch genommenen – *Homogenitätsthese* die Rede, die in der Unterstellung besteht, dass für entsprechende Strukturen oder Praktiken Regeln konstitutiv sind, die allgemein für jeweilige (Praxis-)Gemeinschaften gelten. Zu einer solchen Voraussetzung der Homogenitätsthese in Bezug auf die Sprache bemerkt kritisch Jasper Liptow (hierbei Davidson zitierend):

Eine homogene Sprachgemeinschaft als den bedeutungstheoretischen ›Normalfall‹ anzusetzen, ist eine theoretische Festlegung, die der Rechtfertigung bedarf. Eine Theorie, die das individuelle sprachliche Verhalten einzelner Sprecher – deren von ›der‹ Sprache abweichende Idiolekte – nicht auf eine natürliche Weise in ihr Bild von sprachlicher Praxis integrieren kann, muss sich vorwerfen lassen, einem »Platonic concept of language« anzuhängen, »which is neither instantiated in practice nor (therefore) what we normally mean by the word ›language««. (2004, 160)

Die Homogenitätsthese wird nun offenbar auch von Praxistheorien der hier zitierten Art in Anspruch genommen, sofern diese davon ausgehen, dass es für Praktiken konstitutiv ist, dass sich ›in‹ ihnen Regeln finden bzw. dass ihnen solche Regeln *immanent* sind, die es ermöglichen, innerhalb der Praxis zwischen ›richtigem‹ und ›falschem‹ Handeln zu unterscheiden. Soziale Praktiken sind also solchen Theorien zufolge jeweils durch Regeln oder immanente Standards konstituiert, die etwa festlegen, wer als Spieler oder Praxisteilnehmer zugelassen ist, welche verschiedenen Rollen gespielt werden können, was die Standards der Angemessenheit der Ausübung der jeweiligen Rollen sind und welche Spielzüge und Spielverläufe innerhalb des Spiels sonst noch welche Bedeutungen besitzen (vgl. Stahl 2013).

Was für Theorien dieser Art offenbar als paradigmatisches Beispiel Pate steht sind explizit kodifizierte soziale Praktiken, wie wir sie paradigmatisch etwa in Gesellschaftsspielen mit explizit formulierten Regeln wie Schach oder Mensch-ärgere-dich-nicht, in juristischen Systemen oder auch in dem vorfinden, was Linguisten die »Standardvarietät« einer Sprache nennen. Die Regeln selbst sind aus einer solchen Perspektive dann konstitutiv dafür, welches Spiel, welche soziale Praxis eigentlich gespielt wird. Bezüglich der Konstitution sozialer Wirklichkeit liegt auf ihnen somit das ontologische Primat, sofern die Subjekte und ihr jeweiliges Handeln verdinglichend als diesen Regeln unter-

stehend modelliert werden. In diesem Sinne konstituieren dann etwa die Regeln des Schachs das Schachspiel, sodass nicht jedes Spiel mit einem Schachbrett und Schachfiguren *ein Schachspiel* darstellt, sondern nur ein solches, bei dem die Regeln des Schachs als Beurteilungsmaßstab der Handlungsbeiträge der involvierten Mitspieler:innen als legitime oder illegitime Spielzüge Anwendung finden. Andererseits können etwa auch anstelle von Schachfiguren reale Personen auf einem großen Brett stehen und durch Kommandos navigiert werden, um ein Schachspiel zu instanziiieren (vgl. Searles (2011, 38) Bemerkungen zur Unterscheidung konstitutiver Regeln und Konventionen). In den folgenden Abschnitten soll dafür argumentiert werden, dass durch Regeln konstituierte Spiele kein gut gewähltes paradigmatisches Beispiel sozialer Praktiken im Allgemeinen und folglich auch kein angemessenes – wenn auch ein besonders eingängiges – sozialontologisches Modell für die Bedeutsamkeit und gemeinschaftliche Geltung kultureller Meme und Objekte abgeben. Durch kodifizierte Regeln konstituierte Spiele sind *ein Sonderfall*, nicht die Regel sozialer Praktiken. Den meisten sozialen Praktiken liegen Regeln demgegenüber nicht konstitutiv zugrunde, vielmehr erwachsen aus interaktiv hinreichend eingeschliffenen und etablierten Praktiken aufseiten der Subjekte Man-Erwartungen, welche diesen die alltagsontologische Auffassung nahelegen, dass solche intersubjektiv-verbindlichen Regeln existieren. Zugleich lässt sich jedoch beobachten, dass die von verschiedenen Subjekten je situativ angesetzten Maßstäbe der angemessenen Realisierung von Praktiken sowohl synchron als auch diachron divergieren und sich im Zuge von Interaktionen selbst sowohl stabilisieren als auch destabilisieren. Zu dieser Dynamik interaktiver Stabilisierung und Destabilisierung dessen, was je situativ *als angemessen oder zulässig passiert* (vgl. Poljanšek 2022b), kann dann zwar zusätzlich eine Bemühung um explizite Kodifizierung ›der‹ Regeln ›der‹ Praxis hinzutreten, die weiterhin etwa durch die Einrichtung entsprechender Institutionen zur Erhöhung ihrer situativen Durchsetzbarkeit und zur Verstärkung entsprechender Sanktionsbereitschaften bei ›Regelverstößen‹ treten, dies ist allerdings keinesfalls notwendig.

In den folgenden Abschnitten soll die angedeutete Theorie der Diversität und des Wandels lokaler Bedeutsamkeiten am paradigmatischen Beispiel der Sprache geschärft werden. Sprachliche Meme wie Wörter oder syntaktische Formen sind, wie durch das Folgende verdeutlicht werden soll, paradigmatische Beispiele kultureller Meme sowie auch der Art und Weise, wie diese durch konkrete Interaktionen zu ihren Bedeutsamkeiten gelangen. Die Sprache bietet sich hierzu meines Erachtens aus zwei verschiedenen Gründen für

ein solches Unterfangen an: Einerseits wird sie häufig gerade auch von solchen Theoretiker:innen als paradigmatische soziale Praxis aufgefasst, die von der Geltung bestimmter intersubjektiv verbindlicher Regeln der angemessenen Realisierung sozialer Praktiken ausgehen. Dabei findet sich in Bezug auf Sprache sowohl bei Sprachverwender:innen im Allgemeinen als auch bei Praxistheoretiker:innen im Besonderen die Vorstellung verbreitet, dass intersubjektiv verbindliche Regeln ihres korrekten Gebrauchs existieren, auch wenn diese nicht in jedem Fall als explizierbar konzeptualisiert sein mögen und ihre angemessene Realisierung einem impliziten ›know-how‹ der Subjekte überlassen wird. Insofern sollte die Wahl von Sprache als paradigmatischem Beispiel für soziale Praktiken hier nicht ihrerseits den Eindruck erzeugen, tendenziös zu sein. Zweitens steht uns in Bezug auf die Sprache in der *Varietätenlinguistik* eine elaborierte spezialwissenschaftliche Theorie ihrer synchronen Diversität zur Verfügung, die gleichwohl zu erklären vermag, was wir uns unter dem ›normativen‹ *Standard einer Sprache* – der sogenannten ›Standardvarietät‹ – vorzustellen haben. Statt also einfach positivistisch vorauszusetzen, dass in Bezug auf Sprache (oder soziale Praktiken im Allgemeinen) verbindliche regelförmige Standards der Bedeutung ihrer Elemente und ihrer korrekten Realisierung existieren, soll zunächst mithilfe der Varietätenlinguistik eine etablierte Theorie der synchronen Diversität einer sozialen Praxis präsentiert werden, die gleichwohl auch die Entstehung von so etwas wie einer Normpraxis innerhalb dieser Praxis zu erklären vermag.

Im Folgenden soll also *einerseits* plausibilisiert werden, *dass die Sprache ein geeignetes paradigmatisches Beispiel für die Konstitution lokal geteilter Bedeutsamkeiten kultureller Meme im Allgemeinen darstellt*. *Andererseits* soll dabei – entgegen verbreiteter alltagsontologisch-verdinglichender Intuitionen bezüglich der Frage, ob und inwiefern der Sprache konstitutive Regeln zugrunde liegen – anhand linguistischer Theorien der ›Standardvarietät‹ einer Sprache gezeigt werden, *dass keine im strengen Sinne allgemeinverbindlichen Standards existieren*, die es uns erlauben würden, intersubjektiv verbindlich zwischen korrektem und inkorrektem Sprachhandeln zu unterscheiden. Stellt die Sprache also tatsächlich ein paradigmatisches Beispiel der Genese und des Wandels der Bedeutsamkeit kultureller Meme und somit gemeinschaftlich geltender Man-Erwartungen dar, so gilt in Bezug auf kulturelle Praktiken und die Bedeutsamkeit kultureller Meme im Allgemeinen, dass diese keinen im strengen Sinne gemeinschaftsverbindlichen Korrektheitsstandards unterliegen, die über die *gemeinschaftliche Geltung von Man-Erwartungen* im hier definierten Sinne hinausgehen.

Der Umstand, dass bezüglich vieler etablierter Praxisformen faktisch explizite Kodizes vorliegen, welche ›die‹ Regeln ›der‹ Praxis darzustellen versuchen, und dass diese Kodizes zugleich dazu verwendet werden können, um von ihnen abweichende Handlungsbeiträge in entsprechenden Kontexten mit der Aussicht auf Erfolg zu kritisieren oder zu sanktionieren, spricht dabei nicht gegen eine solche Auffassung, sie zeigt vielmehr *ex negativo* die faktische Diversität der Praxisrealisierungen an, die einzudämmen Sanktion sich zur Aufgabe macht. Eine solche Bezugnahme auf gesatzte Standards findet etwa statt, wenn der Entwurf eines Zeitungsartikels mit den dem jeweiligen Zeitungskodex entsprechenden Korrekturen von der Redakteur:in an die Verfasser:in zurückgeht, oder, wenn eine Person eine andere dafür kritisiert, bei Rot über die Ampel zu gehen, auch wenn weder Kind noch Auto in der Nähe sind.

Standardvarietäten

Aus argumentationsstrategischen Gründen soll hier zunächst das Modell explizit kodifizierter Standardsprachen (auch: Standardvarietäten) vorgestellt werden, welches der Soziolinguist Ulrich Ammon vertritt. Durch dieses Vorgehen sollen in einem ersten Schritt Argumente gegen die alltagsontologisch-verdinglichende Intuition zusammengetragen werden, dass sich allgemeine sprachliche Normen – etwa mithilfe des je eigenen Sprachgefühls – identifizieren lassen, anhand derer sich abweichender Sprachgebrauch anderer Sprecher und Schreiber legitim etwa als ›falsch‹ oder ›schlecht‹ kritisieren ließe. Der Vorstellung, dass Sprachverwendung im Allgemeinen (d.h. in beliebigen Kontexten) legitimerweise als ›richtig‹ oder ›falsch‹ kritisierbar sei und Kodizes wie der Duden kritisch zu solchem Zweck in Anspruch genommen werden können, soll also durch ein varietätenlinguistisch gestütztes Modell der Standard- und Nonstandardvarietäten entgegengetreten werden. Unter einer Varietät (oder auch: einem Lekt) einer Sprache versteht man dabei eine spezifische ihrer Ausprägungen (also etwa einen ihrer Dialekte), wobei eine Gesamtsprache linguistisch als ungeordnete Menge all ihrer Varietäten oder Lekte definiert wird. Die Standardvarietät einer Sprache ist dabei zunächst nichts weiter als einer ihrer Lekte, der auf die ein oder andere Weise zu Ruhm und Anerkennung gekommen ist.

Nun gehen Verwender:innen von Sprachen in vielen Fällen davon aus, dass es faktisch so etwas wie die korrekte, öffentliche und hochsprachliche Form gibt, diese zu verwenden, und dass diese Form gewissen, allgemeinen Regeln unterliegt. Entsprechend gehen sie weiterhin häufig davon aus, dass

Dialekte so etwas wie lokal gefärbte Varianten darstellen, welche gewissermaßen die Hochsprache *abwandeln*. Sie machen also die Voraussetzung, dass es so etwas gibt wie eine »shared public language« (Putnam 1992, 389), die Subjekte im Laufe ihrer Habitualisierung mehr oder weniger gut erlernen. Nicht nur unter den Alltagsverwender:innen von Sprache, auch unter Philosoph:innen, welche sich über Sprache verständigen, scheint die Vorstellung von der Existenz einer solchen gemeinsamen *öffentlichen Sprache* mit *öffentlichen Bedeutungen* einige Verbreitung zu finden.⁵⁰ Noam Chomskys, dessen Auffassung der hier vertretenen sehr nahe kommt, stellt Hilary Putnams Auffassung einer solchen öffentlichen Sprache als soziale Realität kritisch in Frage:

What about »the idea of a clearly defined shared structure which language-users acquire and then apply to cases« [Chomsky zitiert hier Davidson, TP]? Must we also postulate such »shared structures,« in addition to I-language and performance systems [mit »I-language« ist hier der Idiolekt einer Sprachverwender:in gemeint, TP]? It is often argued that such notions as common »public language« or »public meanings« are required to explain the possibility of communication or of »a common treasure of thoughts,« in Frege's sense. Thus if Peter and Mary do not have a »shared language,« with »shared meanings« and »shared reference,« then how can Peter understand what Mary says? (Interestingly, no one draws the analogous conclusion about »public pronunciation.«) (1992, 215)

Allerdings scheint die Vorstellung, dass eine solche öffentliche Sprache existiert, sowie auch ein entsprechendes »Hierarchisieren von Varietäten und Varianten [...] in jeder Sprachgemeinschaft vorzukommen« (Davies 2007, 52). Obwohl ein Großteil der linguistischen Expert:innen davon ausgeht, dass es »keine Standardsprechsprache« gibt (Jäger 1980, 377; vgl. Trudgill 1975, 65f.), zweifeln Laien oft nicht daran,

dass es eine gesprochene Standardvarietät des Deutschen gibt, auch wenn sie oft der Meinung sind, sie würden sie (fast) nie erreichen: »klar ma kann nadierlich ned so wie so=n profi, die der vielleicht schd vom rheinland odde woher is odde irgend=ne andere gegend gell, denne liegt des ja, denne is=es ja angebore ned von hamburg odde so die gegend ned.« (Davies 2007, 3)

Hinter der relativen Unerschütterlichkeit solcher wertender Hierarchisierungen steht dabei offenbar die alltagsontologisch-verdinglichende Vorstellung, dass man es sowohl hinsichtlich der Sprache selbst als auch hinsichtlich der ihr zuzuordnenden Sprech- und Schreiber:innengemeinschaft mit hinreichend

50 Auch Haslanger (2018, 238f.) scheint von der Existenz solcher »öffentlicher Bedeutungen« in Bezug auf informelle soziale Praktiken auszugehen, vgl. oben in Fußnote 39.

homogenen und abgeschlossenen Gebilden zu tun habe, die allgemeinverbindlichen Maßstäben unterliegen, welche korrektes von inkorrektem Sprach- oder Praxishandeln unterscheidbar machen. Wie wir noch deutlicher sehen werden, ist für die Verbreitung dieser Überzeugung neben der Existenz von Kodizes wie dem Duden sicher nicht zuletzt der Umstand verantwortlich, dass Schüler:innen im Schulunterricht von klein auf die Grammatik einer Sprache als mehr oder minder sakrosanktes Regelsystem beigebracht wird. Wer allerdings davon ausgeht, dass die im Duden kodifizierten Regeln für jede Verwendung des Deutschen verbindlich gelten, macht sich eines überzogenen *grammatikalischen Positivismus* schuldig, der kontingente Regeln in illegitimer Weise normativ verabsolutiert. Entsprechend zitiert auch Chomsky die Infragestellung der Vorstellung einer gemeinsamen Standardsprache, die allgemeinverbindlichen Regeln unterliegt, als eine der basalen Einsichten der Linguistik:

A standard remark in an undergraduate linguistics course is Max Weinreich's quip that a language is a dialect with an army and navy, and the next lecture explains that dialects are also nonlinguistic notions, which can be set up one way or another, depending on particular interests and concerns. Such factors as conquests, natural barriers (oceans, mountains), national TV, etc., may induce illusions on this matter, but no notion of »common language« has been formulated in any useful or coherent way, nor do the prospects seem hopeful. Any approach to the study of language or meaning that relies on such notions is highly suspect. (1992, 216)

Und so fallen auch aus der Perspektive derer, die mit der Festsetzung von Sprachnormen betraut sind, die von ihnen gesetzten Standards nicht einfach vom Himmel, lassen sich auch nicht mittels einer rationalen Methode eindeutig aus den divergierenden Sprachgewohnheiten von Subjekten ableiten, sondern erscheinen als das Ergebnis ganz konkreter – *nolens volens* in gewissem Umfang immer auch politischer – Entscheidungen:

Wir hier haben es mit der ganz irdischen Frage zu tun, was im Deutschen für richtig oder weniger richtig oder falsch gelten sollte, wer das bestimmt auf Grund welcher Daten und Beobachtungen. Um die Frage zu konkretisieren: Ist *Mutter* richtig oder auch *Mutte*, und was ist mit *Mutta* oder *Mu'ddr*? Heißt es *fertich* oder *fertik* oder *fertisch* oder *faatich*? *Wea is als aarsta faatich*? Ist »der« Radio oder nur »das« Radio richtig oder gilt *Blumenkohl* oder *Karfiol*, *Tomaten* oder *Paradeiser*, *Erdäpfel* oder *Kartoffeln*? Darf man sagen oder schreiben: *Das lass ich außen vor* oder *da weiß ich nichts von* – oder *andersherum wird ein Schuh draus* und *das schleckt keine Geiss weg*? Wo sollen die Götter oder Heroen die Grenze ziehen? (Löffler 2005, 16)

Tatsächlich stellt sich schon bei einer recht oberflächlichen Betrachtung der synchronen Diversität alltäglicher Sprachpraxis heraus, dass es so etwas wie *den einen*, auf einfachem Wege identifizierbaren *Standard* einer Sprache (vor allem, was die gesprochene Sprache angeht) schlichtweg nicht gibt. »Es gibt nur verschiedene Arten von Sprachgebrauch, die als funktionale Stile in bestimmten Kommunikationssituationen kommunikativ angemessen sind und/oder aufgrund sozialer Normen erwartet werden« (Sandig 1973, 53). Zumindest ist der Standard einer Sprache nicht etwas, das (als abstraktes Regelgebilde) gewissermaßen im intelligiblen Rücken der Sprecher- und Schreiber:innen deren Äußerungen im Idealfall vorzeichnen und regulieren, oder gar nur als für alle Teilnehmer:innen einer Sprachpraxis verbindlicher Standard gelten könnte. Eine entsprechende Kritik an der Vorstellung kollektiv geteilter Bedeutungen innerhalb einer kollektiv geteilten, öffentlichen Sprache findet sich, wie wir oben bereits sahen, auch bei Colin Allen:

I would argue that when philosophers and linguists talk about the shared or literal meaning of a term like »dog« as if it is something independent of the idiosyncratic responses and interactions among the various users of the term, they are not actually describing something truly independent from the system of interactions among all the idiosyncratic responders to dogs and »dog.« any more than to describe native speakers of Québécois also as French speakers is to say that they speak two languages. It is rather better understood as an abstraction of the operation of individual mechanisms which assign different but in various respects similar meanings to »dog« and which interact with each other and things in the world so as to make these reactions convergent in various respects and to various degrees. (Allen 2014, 148; vgl. auch Deleuze & Guattari 1992, 17)

Betrachtet man weiterhin den diachronen Wandel von Sprachen, so wird deutlich, dass der faktische, auf bestimmte Regeln bezogene Geltungsglaube vieler Sprachverwender:innen das Ergebnis eines Prozesses ist, innerhalb dessen einzelne Varietäten (d.h. Ausprägungen) einer Sprache zu Standardsprachen – wie man in der Linguistik sagt – »ausgebaut« werden. Dabei sind Standardsprachen stets das Ergebnis einer Vielzahl von Einflussfaktoren, unter denen auch politische und sprachplanerische Entscheidungen eine wesentliche Rolle spielen. Wenn es uns auch alltagsontologisch häufig anders erscheinen mag, sind Dia- oder Soziolekte nicht verschiedene, unsaubere Realisierungen und Varianten ein und derselben Basissprache. Vielmehr sind umgekehrt kodifizierte Standardsprachen im Verbund mit entsprechenden Durchsetzungsinstanzen das Ergebnis kontingenter historischer Vereinheitlichungs- und Standardisierungsprozesse – Prozessen des »Ausbaus« einer Varietät bzw. der »Überdachung« von Dialekten durch eine Standardsprache (vgl. Sinner 2014, 53ff.) –,

die der Existenz mit entsprechender Sanktionsmacht ausgestatteter Institutionen und/oder entsprechend wirkmächtiger Verbreitungswege bedürfen. Hier hat sich innerhalb der Varietätenlinguistik die Rede von *Standardvarietäten* für etablierte Standardsprachen einer Sprache weitestgehend durchgesetzt.

Was genau eine Varietät nun zur Standardvarietät oder zu einer sogenannten *Ausbausprache* macht, sind im Wesentlichen vier Faktoren. Ammon (2005, 32) versteht unter einer Standardvarietät eine 1) *kodifizierte*, 2) *förmlich gelehrt* Varietät einer Sprache, die mit einem 3) *amtlichen Status* versehen ist, und deren Einhaltung darüber hinaus 4) »vom Sprachnormautoritäten von Berufs wegen« kontrolliert wird. Dabei dient die Rede von *Standardvarietäten* (im Plural) dazu, bei sogenannten »polyzentrischen Sprachen« verschiedene Standardsprachen ein und derselben Sprache zu unterscheiden. So stellen beispielsweise österreichisches, deutsches und schweizer Standarddeutsch unterschiedliche Standardvarietäten des Deutschen dar, die neben lexikalischen auch grammatikalische Differenzen aufweisen (Ammon 1995). Von Standardvarietäten wiederum werden Nonstandardvarietäten einer Sprache unterschieden, worunter etwa nichtstandardisierte Sozio-, Dia- oder Idiolekte fallen.⁵¹ Folgt man Ammons Begriffsbestimmung, so ist eine Standardvarietät ein in angebbaren Bereichen faktisch wirkmächtiges und durch entsprechende Instanzen gestütztes System sprachlicher Normen mit explizit kodifiziertem Inhalt, auf dessen Durchsetzbarkeit sich mit hinreichender Aussicht auf Erfolg in den entsprechenden Kontexten rechnen lässt. Ammon unterscheidet dabei wiederum vier Instanzen, die an der Etablierung und Durchsetzung einer Standardvarietät beteiligt sind. Zum einen sind dies von ihm sogenannte »Modellsprecher« oder »Modellschreiber« (bzw. die von ihnen hervorgebrachten »Modelltexte«), wobei in modernen Gesellschaften als solche »personalen Vorbilder am unbestrittensten prominente Berufssprecher und -schreiber: Nachrichtensprecher in Massenmedien, Schauspieler, Journalisten und Schriftsteller« fungieren (2005, 33). Als zweite Instanz nennt Ammon die sogenannten »Sprachkodexe«:

51 Ich komme im Folgenden auf die Nonstandardvarietäten einer Sprache und die Spezifika ihrer Veränderungen noch einmal gesondert zurück, da sie mir ein geeigneteres Modell für die Entwicklung einer allgemeinen Praxistheorie (bzw. einer allgemeinen Theorie geteilter Bedeutsamkeitshüllen und kultureller Meme) abzugeben scheinen als Standardvarietäten, werde aber zunächst das Konzept der Standardvarietät noch etwas eingehender erläutern.

Sprachkodexe oder *-kodizes* sind *autoritative* Nachschlagewerke für den, wie es heißt »korrekten«, also standardsprachlichen Sprachgebrauch. *Autoritativ* bedeutet für Nachschlagewerke – ähnlich wie für Modelltexte –, dass die Mitglieder der Sprachgemeinschaft sich in Sprachnormkonflikten auf sie berufen können: »[ta:k] ist die Standardaussprache, nicht [taχ]! So steh's im neuesten Ausspracheduden!« (Ebd., 34)

Dabei sei nicht von entscheidender Bedeutung, dass die Sprachkodizes selbst präskriptiv verfasst sind, vielmehr sei – ähnlich wie bei den Modellsprechern und -schreibern – entscheidend, dass man sich auf sie in entsprechenden Kontexten »mit Aussicht auf Erfolg berufen kann« (ebd., 35), sofern eben ein entsprechender, alltagsontologischer Glaube an die Geltung solcher Standards entsprechende Verbreitung besitzt. Als dritte »standardsetzende Instanz« nennt Ammon die »Sprachexperten«:

Das sind die sprachwissenschaftlichen Fachleute, die als solche gelten: Fach- oder auch Laienlinguisten – ohne die eigentlichen Kodifizierer. Sie können in Sprachkonfliktfällen mit Aussicht auf Erfolg auch gegen den Kodex angerufen werden. Außerdem kritisieren sie unter Umständen die Normsetzungen des Kodexes, in Rezensionen und dergleichen, und bewirken vielleicht Änderungen in späteren Auflagen. (Ebd., 34f.)

Und schließlich nennt er als vierte Instanz die »Sprachnormautoritäten«, wovon alle Personen fallen, »die über ausreichende Macht verfügen oder dies glaubhaft machen können, um das Sprachhandeln anderer Personen (der Normsubjekte) zu korrigieren« (ebd., 36). Erst durch diese Sprachnormautoritäten entfalten kodifizierte Sprachnormen überhaupt konkrete Wirkung, sofern die anderen drei Instanzen (Modelltexter, Kodifizierer und Sprachexperten) »keine direkte Kontrolle über das Sprachhandeln anderer Personen« ausüben (ebd.).

Eine Standardvarietät einer Sprache erweist sich somit als ein explizit kodifiziertes System sprachlicher Normen, dessen Etablierung und Durchsetzung innerhalb bestimmter Sprech- und Schreibungsbereiche (in der Regel: innerhalb öffentlicher Kommunikationen) durch die genannten Instanzen gewährleistet wird. Dabei wird nun auch deutlich, dass und inwiefern die Rede von *den* Regeln *der* Sprache eine Idealisierung beinhaltet, die darin zum Ausdruck kommt, dass man den Geltungsbereich eines eigentlich nur für die Regulierung spezifischer Sprachverwendungsbereiche vorgesehenen Kodex über diesen Bereich hinweg ausweitet. Korrigieren sich also Sprecher:innen im Alltag – vor allem in solchen Fällen, in denen die kritisierten Personen für sie und ihr Umfeld gängige und etablierte Wendungen und Formulierungen verwenden – für vermeintlich »falschen« oder »schlechten« Sprachgebrauch, so wenden

sie letztlich Regeln außerhalb der eigentlich für sie vorgesehenen Geltungsbe-
reiche an. Auf diesen Umstand weist auch Bourdieu hin:

566

To speak of *the* language, without further specification, as linguists do, is tacitly to accept the *official* definition of the *official* language of a political unit. This language is the one which, within the territorial limits of that unit, imposes itself on the whole population as the only legitimate language, especially in situations which are characterized in French as more *officielle* (a very exact translation of the word ›formal‹ used by English-speaking linguists). Produced by authors who have the authority to write, fixed and codified by grammarians and teachers who are also charged with the task of inculcating its mastery, the language is a *code*, in the sense of a [...] system of norms regulating linguistic practices. (1991, 45)

Dabei muss noch einmal gesondert hervorgehoben werden, dass die Kodifizierung, institutionelle Absicherung und Durchsetzung spezifischer Normen die Differenz zwischen Standardvarietät und Nonstandardvarietäten einer Sprache allererst begründet: Eine Standardsprache ist zunächst nichts weiter als ein auf die ein oder andere Weise zu Ruhm und Anerkennung gekommener Dialekt – und nicht sind umgekehrt die Dialekte bloße Verfalls- oder Variationsformen einer ursprünglich oder eigentlich dialektfreien Reinsprache.⁵² Zudem ist es für die Existenz einer Standardvarietät weder notwendig noch wahrscheinlich, dass es wirklich Sprecher- und Schreiber:innen gibt, die den kodifizierten Standardgebrauch in Reinform realisieren. In diesem Sinn stellt die Standardvarietät einer Sprache eben auch keine einfache Kodifizierung einer ihrer Varietäten dar, wenn sie sich auch jeweils an einer spezifischen Varietät orientiert. Sie formuliert vielmehr auf der Grundlage der faktischen Verbreitung bestimmter sprachlicher Formen idealisierte Normen, die – bewusst oder unbewusst – mitunter selbst von Sprachnormautoritäten (denjenigen also, die von Positions wegen mit der Vermittlung von Sprachnormen betraut sind) nicht allesamt anerkannt werden. So stimmen häufig die von Sprachnormautoritäten veranschlagten Sprachnormen nicht mit den Normen der explizit – in Deutschland etwa durch den Duden – kodifizierten Standardvarietät überein. Winifred Davies und Nils Langner konnten diesbezüglich zeigen, dass bei der Beurteilung mancher fragwürdiger Konstruktionen

52 Andererseits gilt es auch im Blick zu behalten, dass der Prozess der Überdachung einer Varietät durch eine andere Varietät (wobei erstere dann als Dialekt der letzteren erscheint), Einfluss auf die Art und Weise hat, in der Sprecher des Dialekts diesen fortan sprechen (vgl. hierzu Sinner 2014, 57).

die Haltung des Kodex keineswegs ausschlaggebend dafür war, was die Sprachteilnehmer, genauer hier sogar die Sprachnormautoritäten (Lehrer) von diesen Konstruktionen hielten. So wurde das als temporales Relativpronomen verwendete *wo*, von den Lehrern mehrheitlich als nicht standardkonform abgelehnt, obwohl es im Duden akzeptiert ist. Umgekehrt hält sich unter Lehrern die Ansicht von der mittlerweile generellen Zulässigkeit der Verwendung von *wegen* mit Dativ. Hier hat der Kodex seit mehreren hundert Jahren den Genitiv für die schriftliche Standardsprache festgelegt. (Hundt 2009, 127)

Eine Standardvarietät erscheint somit als historisch durchaus veränderliches, explizit kodifiziertes Ideal einer Varietät, dessen expliziter Geltungsbereich auf bestimmte offizielle Äußerungskontexte beschränkt ist und dessen Durchsetzung im oben beschriebenen Sinne institutionell gestützt und sanktioniert wird. Gleichzeitig machen die obigen Erläuterungen deutlich, dass es sich bei einer Standardvarietät nicht um die Kodifizierung von Regeln handelt, welche der Sprachverwendung einer als homogen vorstellbaren Sprachgemeinschaft zugrunde liegen. Vielmehr handelt es sich bei Standardvarietäten um Regulierungen des Sprachgebrauchs in abgrenzbaren Sprachverwendungsbereichen, die mitunter eine sozialintegrative (oder umgekehrt: -exklusive) Funktion erfüllen (oder eine solche zumindest erfüllen sollen), sofern das Verfügen über eine gemeinsame und von vielen hinreichend ähnlich gebrauchte Varietät Kommunikation und Koordination auch unter Fremden stützt und erleichtert. An welcher Stelle allerdings *nützliche soziale Integration in Herrschaft* übergeht, ist nicht immer leicht zu beantworten.

Nun gibt es Autor:innen, die Ammons Modell der Standardvarietät dafür kritisieren, dass in ihm »der einfache Sprachproduzent, der Otto-Normalverbraucher der Sprache, nur als Umgebungsvariable« auftaucht (Hundt 2009, 122). Tatsächlich kann das Ammonsche Modell der Standardvarietät auf den ersten Blick reichlich hierarchisch und autoritär erscheinen, was seinerseits den Eindruck verstärken mag, dass es die *sich tatsächlich innerhalb einer Sprachgemeinschaft etablierenden (und wandelnden) Normen* aus dem Blick verliert. So schlägt beispielsweise Markus Hundt (ebd.) vor, Ammons Modell um den einfachen Sprachverwender zu ergänzen, da und sofern dieser als eigentlicher »Souverän der Sprachnorm« angesehen werden könne. Die einfachen Sprachproduzent:innen sind es ja schließlich, von denen die Verbreitung und Akzeptanz (bzw. gemeinschaftliche Geltung) spezifischer Sprachmuster faktisch abhängt. Die vielen Sprecher- und Schreiber:innen einer Sprache entscheiden (bewusst oder unbewusst) in ihrer täglichen Sprachpraxis darüber, welche Wendungen und Konstruktionen sie wie gebrauchen, welche sie in wel-

chen Situationen ablehnen, wenn sie andere Sprecher- und Schreiber:innen anhand von ihnen angesetzter Maßstäbe kritisieren – und so langfristig und indirekt auch darüber, welche Formen der Sprachverwendung von Kodifizierern ins System der Standardvarietät aufgenommen werden.

Diese Kritik mag *prima facie* plausibel erscheinen, verliert aber die wichtige und klare Trennung zwischen Standardvarietät und Nonstandardvarietäten aus dem Blick, die Ammons Ansatz aufgrund ihrer empirische Angemessenheit gerade so attraktiv macht. Zugleich riskiert sie, die durch alltagsontologische Verdinglichung motivierte Homogenitätsthese in Bezug auf Normen und Sprachgemeinschaften wieder in die Beschreibung einzuschleusen. So unterstellen Kritiker wie Hundt implizit, dass es identifizierbare Normen von Standardvarietäten geben müsse, die in der Sprachpraxis der Sprachverwender selbst zu lokalisieren seien. Unter »Standardvarietät« verstünde man dann so etwas wie eine tatsächlich gesprochene, offizielle und homogene Varietät einer Sprache, die ihrerseits objektiv geltenden Regeln unterliegt. Eine Art Umgangs- oder Alltagssprache, die man sich als »eine wesentlich von der Satzgestalt her geprägte Sprachform« vorstellen kann, die sich »in umgangswie in hochsprachlicher, partiell auch in mundartlicher Lautform verwirklichen kann« (Moser 1960, 223). Eine solche, an der schriftsprachlichen Standardvarietät orientierte, gesprochene Sprache wird allerdings vor allem in den Mittel- und Oberschichten realisiert, unterliegt deutlich der Prägung durch die gesetzte Standardvarietät und kann somit ebenfalls nicht als allgemeine Standardsprache einer homogenen Sprechergemeinschaft angesehen werden.⁵³

Dabei besitzt Ammons Modell den Vorzug, dass die Normen der Standardvarietät sich – selbst wenn die von Sprachnormautoritäten faktisch als geltend unterstellten Sprachnormen an einigen Stellen von ihnen abweichen

53 Bezüglich einer solchen Umgangssprache spricht Radtke auch davon, dass »von einer latent vorhandenen ›empirischen Norm‹ (im Sinne einer ›Gebrauchsnorm‹) auszugehen sei, die mit einem hohen Grad an Wahrscheinlichkeit die ›Umgangssprache‹ als eine allgemein verständliche und gebräuchliche Sprachvarietät überregionaler Kommunikation sein dürfte« (zitiert nach Sinner 2014, 93). Das hier entwickelte Modell legt diesbezüglich nahe, die Rede von einer »latent vorhandenen ›empirischen Norm‹« statistisch in dem Sinne zu interpretieren, dass sie nichts weiter als die gemeinschaftliche Geltung bestimmter Man-Erwartungen bezüglich der adäquaten Realisierung einer Sprache bei einer angebbaren Menge von Subjekten bezeichnet, die nicht im strengen Sinne normativ signifikant sein kann. Unabhängig von diesen je individuellen Man-Erwartungen oder Begriffen-von existieren also nicht noch einmal in der Sprachpraxis selbst »latent vorhandene« Normen, die als allgemeinverbindliche Maßstäbe fungieren könnten.

– anhand der Kodizes einfach identifizieren und lokalisieren lassen. Die tatsächlich ›geltenden‹ (sofern eben als solche gesetzten) Normen sind im Falle einer ausgebauten Standardvarietät eben gerade die kodifizierten Normen, selbst wenn sich in einigen Fällen herausstellen sollte, dass sich bestimmte dieser Normen auch gegenüber einigen Sprachnormautoritäten nicht ohne Weiteres durchsetzen lassen. Anders als im Fall von Nonstandardvarietäten existieren im Fall von Standardvarietäten also tatsächlich kodifizierte Regeln, die über die gemeinschaftliche Geltung hinaus auch institutionell sanktioniert und abgesichert werden. Standardvarietäten werden also in der Tat (wie regelbasierte Gesellschaftsspiele) durch Sprachnormen konstituiert – diese erweisen sich aber gerade nicht als der faktischen Sprachpraxis irgendwie immanente, interne, ihr einbeschriebene und allgemeinverbindliche Regeln, die ›richtige‹ von ›falschen‹ Sprachverwendungen unterscheidbar machen und der Sprachpraxis als solcher konstitutiv zugrunde lägen. Die Normen der Standardvarietät erweisen sich vielmehr als ein jeweils kontingentes, historisches und eben auch politisches Geltungskonstrukt mit stets beschränkter Reichweite und Durchsetzungsfähigkeit.⁵⁴

Nonstandardvarietäten

Wie oben bereits zitiert zeichnen sich soziale Praktiken Stahl (2013, 351) zufolge dadurch aus, dass ihnen eine »Unterscheidung zwischen *subjektiv für richtig gehaltenen* und *objektiv gerechtfertigten* sozialen Normen« als *›immanenter Zug‹* einbeschrieben sei. Die Frage ist hierbei, was genau darunter zu verstehen ist, dass Praktiken eine solche Unterscheidung als immanenter Zug innewohnt. Stahls Formulierung ist ambig, sofern sie nicht klarstellt, ob die Unterscheidung selbst eine Unterscheidung zwischen einerseits denjenigen Normen bezeichnet, an welche Praxisteilnehmer:innen *als richtig glauben*, und denjenigen, die tatsächlich *objektiv gelten*, oder ob sie nur den Umstand bezeichnen soll, dass die Praxisteilnehmer:innen selbst häufig an die Differenz zwischen ›subjektiv für richtig gehaltenen‹ und ›objektiv geltenden sozialen Normen‹

54 Was Hundt andererseits vorschwebt ist eine Annäherung des Konzepts der Standardvarietät an die Dynamik faktischer Sprachverwendung. Statt die Standardvarietät hinsichtlich der für sie geltenden Normen durch Kodizes zu identifizieren, unterstellt eine solche Perspektive dabei implizit, dass es jenseits der explizit kodifizierten Normen noch der Praxis immanente Normen gibt, welche die tatsächlich geltenden Normen darstellen.

glauben. Letzteres wäre für eine Theorie, welche die Normativität sozialer Praktiken im eminenten Sinne rechtfertigen will, jedenfalls zu wenig, sofern aus faktischem Geltungsglauben keine normative Geltung erwächst. Grundsätzlich sind in diesem Zusammenhang drei verschiedene Auslegungen von Stahls Aussage denkbar: Entweder existieren 1) explizit kodifizierte und somit gesatzte Regeln als offizielle (und insofern ›objektiv gerechtfertigte‹) Regeln der Praxis oder es existieren 2) bei hinreichend vielen Teilnehmer:innen einer Praxis individuell verinnerlichte, mitunter divergierende Man-Erwartungen (die mit der Überzeugung einhergehen können, dass ein Unterschied zwischen subjektiv für richtig gehaltenen und objektiv geltenden Normen besteht) oder es existieren 3) implizite, objektiv geltende Normen, die von individuellen Man-Erwartungen abweichen können.

Die erste Auslegung fällt in Bezug auf die Praxis der Sprache mit der oben vorgestellten Theorie der Standardvarietäten zusammen. Sie vermag allerdings kein argumentatives Rüstzeug für die Rechtfertigung der These zur Verfügung zu stellen, dass die gesatzten Regeln auch im starken Sinne in Bezug auf die Praxis im Ganzen Geltung besitzen bzw. für die Praxis konstitutiv sind. Auch die zweite Auslegung vermag eine solche Rechtfertigung nicht zu leisten, sofern der bloße Glaube, dass eine Differenz zwischen subjektiv für richtig gehaltenen und objektiv geltenden Normen besteht, mag er auch noch so verbreitet sein, nichts zur Rechtfertigung der Existenz objektiv gerechtfertigter Normen beiträgt. Bleibt die dritte Auslegungsmöglichkeit, bezüglich derer nicht wirklich klar ist, was genau durch sie bezeichnet sein sollte. Wie und wo sollten objektiv geltende Normen einer Praxis einbeschrieben sein, wenn nicht in den Man-Erwartungen der einzelnen Individuen oder in explizit gesatzten, kodifizierten Regeln, sofern wir keine metaphysisch dubiose dritte Ebene einführen wollen, auf der jenseits explizit gesatzter und subjektiv geglaubter Regeln noch die eigentlich geltenden Regeln zu verorten wären? Gleichzeitig impliziert auch diese Auslegung wiederum die Geltung der Homogenitätsthese.

Wie wir gesehen haben erweisen sich die individuellen Varianzen der je gesprochenen Sprache(n) *de facto* als zu groß, um solche allgemeinverbindlichen Regeln aus der Praxis zu destillieren: Jenseits von Kodizes und gelegentlich konvergierenden, individuellen Man-Erwartungen existieren keine eindeutige und objektiv geltenden Regeln, nur relative Ähnlichkeiten und statistische Normalverteilung jeweils individuell verwendeter Sprachmuster, die teilweise von Sprecher- und Schreiber:innen als objektiv geltende Regeln angesehen werden. Statt mit objektiv gültigen Normen haben wir es bei Nonstandardvarietäten vielmehr mit einer fluiden Dynamik sich wechselseitig beeinflus-

sender Sprechhandlungen zu tun, welche kalibrierend auf die verinnerlichten Man-Erwartungen der Sprachhandelnden zurückwirken. Ammon vergleicht Nonstandardvarietäten daher – im Gegensatz zu Standardvarietäten, die er mit *Vorschriften* vergleicht – mit *Bräuchen*:

Bräuche werden nicht von persönlichen Normautoritäten ausgegeben und oft nicht sprachlich, schon gar nicht schriftlich vermittelt, sondern sind Teile der Lebensweisen von Gruppen, die durch Nachahmung gelernt werden. Ihre Nichtbefolgung hat eher die Nicht-Aufnahme in oder den Ausschluss aus der Gruppe zur Folge als – im Falle von Vorschriften – speziellere Sanktionen. (2015, 145)

Hinreichende Ähnlichkeit der auf der Grundlage entsprechender Begriffe von realisierter und wahrgenommener Sprachmuster und -anschlüsse reicht im Falle von Nonstandardvarietäten schon aus, um als Sprecher:in einer bestimmten Varietät identifiziert zu werden; obwohl auch und gerade bei Sprecher:innen von Dialekten mitunter eine besonders hohe Sensibilität für die verschiedenen, gelegentlich minimalen Unterschiede verschiedener Dialektfarben zu beobachten ist. Dabei werden Nonstandardvarietäten zwar mitunter durch Überdachung durch eine kodifizierte Standardvarietät beeinflusst,⁵⁵ bewahren jedoch eine relative Autonomie, die auch und vor allem darin zum Ausdruck kommt, dass durchschnittliche Sprachverwender:innen »sich offenkundig häufiger an einer idealisierten Sprachnorm, die nicht immer mit dem Kodex rückgekoppelt sein muss« orientieren (Hundt 2009, 126). Diese »idealisierten Sprachnormen« sind nun nichts anderes als die Subjekten in Bezug auf eine Varietät zuschreibbaren Man-Erwartungen. Solche Man-Erwartungen werden von Sprachverwender:innen im Ausgang von ihrer direkten Wahrnehmung und alltagsontologisch-verdinglichend zu einem gültigen Standard der Akzeptabilität von varietätenspezifischen Sprachmustern erhoben, anhand dessen sie situativ Sprachhandlungen auf deren Annehmbarkeit hin überprüfen. Vereinfacht lässt sich sagen: Jede Sprachteilnehmer:in projiziert (unmittelbar) auf der Basis ihrer jeweiligen Spracherfahrung situations- und kontextspezifische Man-Erwartungen, von deren allgemeiner Geltung sie für gewöhnlich in alltagsontologisch-verdinglichender Einstellung unhinterfragt ausgeht. Auch die aus der Perspektive der Teilnehmer:innen vermeintlich geltenden Normen von Nonstandardvarietäten, wie z.B. Jargonsprachen

55 »Während ein Dialekt i.d.R. durch die Schriftsprache beeinflusst wird, womit sich die Divergenz zwischen Dialekt und der ihn überdachenden Hochsprache verringern kann, weichen die dachlosen Außenmundarten vielfach sehr stark von der sozusagen zugehörigen Schriftsprache und den von ihr überdachten Dialekten ab« (Sinner 2014, 56).

oder Dialekten, erscheinen aus deren Perspektive somit als »informell gesetzt, scheinbar von der Gesellschaft als ganzer« (Ammon 2005, 32). Verdinglichend fassen also die einzelnen Sprachverwender:innen ihre verinnerlichten Begriffe-von (bzw. Man-Erwartungen) als durch die jeweilige Gemeinschaft als Ganzer informell gesetzte Regeln auf. Das heißt aber nicht, dass, wie Searle sich dies vorstellt, die Subjekte sich durch Enkulturalisierung einen Hintergrund angeeignet haben, welcher für die *konstitutive Regelstruktur* der sozialen Wirklichkeit kausal empfindlich ist. Es heißt vielmehr nur, dass es den Subjekten *so scheint, als seien sie* für eine solche konstitutive Regelstruktur empfänglich.

Tatsächlich existiert bei Nonstandardvarietäten jedoch nicht zuerst eine solche konstitutive Regelstruktur, für welche Subjekte im Zuge der Enkulturalisierung empfänglich werden könnten. Was es gibt sind die verschiedenen Individuen, ihre Sprachhandlungen und individuell verinnerlichten Man-Erwartungen, die entweder situativ gegenüber anderen unmittelbar anschlussfähig sind oder aber kommunikative Nachjustierungen nötig machen, weil Subjekte sich gegenseitig nicht unmittelbar verstehen und aus geräuschloser in knirschende Kommunikation übergehen müssen. Unabhängig von den verschiedenen Graden der gemeinschaftlichen Geltung unterschiedlicher Man-Erwartungen gibt es aber in Bezug auf Nonstandardvarietäten nicht noch einmal die tatsächlich oder objektiv geltenden Man-Erwartungen oder Regeln dieser Praxis.

Jenseits der kodifizierten Standardvarietät existieren also nur nicht-kodifizierte Nonstandardvarietäten, denen keine objektiv geltenden Normen eindeutig zuzuordnen sind, wenn sich auch statistisch gemeinschaftliche geltende Regeln in ihnen mehr oder weniger stabil etablieren können. Nonstandardvarietäten erweisen sich also einfach als die in freier Wildbahn, in (zumindest) relativer Unabhängigkeit von Kodizes und Sprachnormautoritäten gesprochenen und geschriebenen Varietäten, die miteinander um Verwendung durch Sprecher:innen konkurrieren.

[E]s gibt weder eine Sprache an sich noch eine Universalität der Sprache, sondern einen Wettstreit von Dialekten, Mundarten, Jargons und Fachsprachen. Es gibt keinen idealen Sprecher-Hörer, ebensowenig wie eine homogene Sprachgemeinschaft. Die gesprochene Sprache ist, nach einer Formulierung von Weinreich, »eine wesentlich heterogene Wirklichkeit«. Es gibt keine Muttersprache, sondern die Machtergreifung einer vorherrschenden Sprache in einer politischen Mannigfaltigkeit. (Deleuze & Guattari 1992, 17)

Obwohl diese Bemerkung zunächst etwas zugespitzt scheinen könnte, trifft sie doch in Bezug auf die Funktionsweise von Standardvarietäten und ihr Ver-

hältnis zu Nonstandardvarietäten zu: Standardvarietäten kodifizieren nicht die gegenwärtig bereits geltenden Regeln einer Sprache, vielmehr installieren sie erst Normen durch gesetzte Kodizes, Institutionen und Autoritäten, während unterhalb dieser Kodizes die Sprache durch lauter individuelle Sprechinteraktionen in ihrer gewohnten Diversität weiter – wer will, kann sagen: rhizomatisch – wimmelt und sich wandelt. Sofern dies so ist, muss die Art und Weise, *wie innerhalb von Nonstandardvarietät von den jeweiligen Sprachverwender:innen auf die Existenz geteilter Man-Erwartungen gerechnet wird*, von der Art und Weise unterschieden werden, *wie kodifizierte sprachliche Normen innerhalb von Standardvarietäten sanktioniert und durchgesetzt werden*. Existieren im Falle letzterer tatsächlich Kodizes, die den Sprachgebrauch durch entsprechende Instanzen und in den entsprechenden Geltungsbereichen überwachen und kontrollierbar machen, so existiert ein solcher, äußerlicher Maßstab bei Nonstandardvarietäten gerade nicht. Jenseits der je von Einzelnen verinnerlichten und mindestens teilweise divergierenden Regel- oder Man-Erwartungen existieren also – abgesehen von der explizit kodifizierten Standardvarietät – nicht noch einmal *die wirklich (objektiv oder immanent) gültigen* Regeln einer Sprache. Vielmehr haben wir es hier mit einer Vielzahl von Sprecher:innen zu tun, die individuelle, mitunter situationsspezifische Varietäten sprechen, die sich auch in nur minimalen Aspekten graduell voneinander unterscheiden können. Dabei sorgt hochfrequente Kommunikation unter Sprachverwender:innen mit hoher Wahrscheinlichkeit durch sukzessive wechselseitige Kalibrierung und Assimilation der jeweiligen Begriffe-von für eine gewisse Konvergenz der je präferentiell verwendeten Phrasen, Satzmelodien und Sprachmuster. Ein Subjekt, das wiederkehrend mit einem Sprachgebrauch konfrontiert ist, der ihm in direkter Wahrnehmung »falsch« erscheint, muss daher auf kurz oder lang (bewusst oder unbewusst) entscheiden, ob es die eigenen normativen Regelerwartungen angleicht oder trotz sich häufender, systematischer Verstöße gegen diese Erwartung dogmatisch an ihnen festhält. Häufig wird ihm die explizite Entscheidung dabei durch den Umstand abgenommen, dass durch bloße Gewöhnung der unmittelbare (perzeptive) Eindruck der Falschheit (wie ähnlich auch bei zunächst ironischer Rezeption zu beobachten, die langsam in ernsthafte übergeht) sukzessive verschwinden kann und sich die entsprechenden Wendungen – mitunter auch ungewollt – ins eigene Sprechen einschleichen. Exemplarisch lässt sich dies heute an der Akzeptanz der Formulierung »Das macht Sinn« beobachten, die vielen Sprecher:innen heute noch als Fehler erscheint, sich sukzessive allerdings durchzusetzen scheint (sodass

jemand, dem über Jahre hinweg Dinge nur Sinn *ergeben konnten*, auf einmal bereit ist, Dinge auch einmal Sinn *machen* zu lassen).

Gleichzeitig divergieren die jeweils individuell in Man-Erwartungen implizit als geltend angesetzten Regeln zwischen verschiedenen Sprachverwender:innen mehr, als die Reibungslosigkeit alltäglicher Kommunikation auf den ersten Blick nahelegen könnte. Über vieles hört man alltäglich einfach hinweg. Fälle »abnormaler« Sprachverwendung können »in verschiedener Weise in der Erfahrung dem Normalfall assimiliert werden (ihnen wird Normalität gewissermaßen übergestülpt), wie wenn Kippfiguren, so wie die Hasenente, erfolgreich der ein oder anderen »normalen« Deutung assimiliert werden« (B. Smith 1995c, 409 [m.Ü.]).⁵⁶ Dennoch stellen die je individuell verinnerlichten Begriffe-von und die aus ihnen erwachsenden Formen der Sprachverwendung aufgrund der schieren Anzahl der Sprachverwender:innen und deren immer nur partiellen Interaktionen wechselseitig füreinander fortwährend Quellen möglicher Irritation und/oder subliminaler Veränderungen dar, die sowohl weitere synchrone Divergenzen und Konvergenzen erzeugen können als auch die Möglichkeit des diachronen Wandels der Praxis offen halten. So entscheidet sich in konkreten sprachlichen Interaktionen jeweils auf's Neue, ob und welche Sprechhandlungen von welchen Anderen akzeptiert und als geräuschlos anschlussfähig behandelt werden und welche Sprechhandlungen nachhakende, knirschende, kommunikative Klärungen, Sanktionen oder Korrekturen nach sich ziehen. Jenseits dessen, was oben als gemeinschaftliche Geltung von Man-Erwartungen bezeichnet wurde – die hinreichende Verbreitung entsprechender Man-Erwartungen, die ihrerseits die Etabliertheit eines spezifischen Gebrauchs bedingt –, existieren also nicht so etwas wie die wirklich objektiv gültigen Regeln einer Praxis, die echte, normative Schlagkraft entfalten könnten. In Bezug auf die konkreten Interaktionen und die wechselseitig erwarteten Man-Erwartungen kann dies dann zu etwas führen, was Robert Brandom als ein »messy retail business« bezüglich dessen beschreibt, *was jetzt hier bei den jeweils Beteiligten als angemessene oder korrekte Praxisrealisierung durchgeht* (1994, 601; vgl. hierzu auch Poljanšek 2022b).⁵⁷

56 Smith bezieht sich hier auf Fälle direkter Wahrnehmung im Allgemeinen, der beschriebene Fall lässt sich jedoch auch auf direkte Sprachwahrnehmung übertragen.

57 Wie ist aber jenseits der Ausbildung solcher Man-Erwartungen – die, wie wir oben gesehen haben, allgemeine Wahrnehmungen *in sensu diviso* darstellen und insofern keine propositionalen Überzeugungen allgemeinen Gehalts bezüglich einer Norm als geltend implizieren – die Verbreitung allgemeiner Normüberzeugungen zu erklären? Verschiedene

Anwendung der varietätenlinguistischen Überlegungen auf die gemeinschaftliche Geltung von Bedeutsamkeiten

Obwohl die von Individuen realisierten und erwarteten Sprachmuster faktisch divergieren, gehen Subjekte in ihrer Sprachpraxis für gewöhnlich verdinglichend von der Existenz allgemein geteilter und einklagbarer Normen der korrekten Realisierung von Sprechhandlungen aus. Dasselbe gilt nun allgemein von kulturellen Praktiken und der Verwendung der in ihnen gebräuchlichen kulturellen Meme, sofern diese der Sprachpraxis strukturell analog funktionieren: Subjekte verinnerlichen im Laufe ihrer Ontogenese Begriffe-von kultureller Meme und Praktiken, welche für die situativen Vorwegnahmen des jeweils Naheliegenden verantwortlich sind. Wie wir oben gesehen haben, lässt sich der Besitz von Begriffen-von kultureller Meme in funktionalistischer Perspektive auch als Besitz entsprechender Man-Erwartungen beschreiben, sofern er einerseits zur situativen Vorwegnahme der typischen Verlaufsformen der Realisierung von Praktiken und des Gebrauchs von kulturellen Memen führt, andererseits bei Durchkreuzung dieser Erwartungshorizonte zu dementsprechenden Irritationen, die dann zusätzlich häufig mit sanktionierendem Verhalten einhergehen (was sich in Bezug auf kulturelle Meme und Praktiken insofern nahelegt, als die Erfüllung der für sie konstitutiven Vorwegnahmen von einem selbst und anderen Individuen abhängt). Gleichzeitig sind solche Erwartungen sowohl kontextuell als auch in Bezug auf den jeweiligen Personenkreis, auf den sie in der direkten Wahrnehmung Anwendung finden, sensitiv. In Bezug auf kulturelle Praktiken bilden Menschen also im Laufe ihrer Ontogenese von selbst so etwas wie ein implizites *Zugehörigkeitsgefühl zu Praxisgemeinschaften*, einen *Wir- oder Man-Modus* aus (Tuomela 2006), der sich auf

Erklärungen bieten sich an: Zum einen erscheint es plausibel, dass durch die wiederholte Konfrontation mit Sprachnormautoritäten und mit der durch sie vollzogenen Kritik an vermeintlich ›falscher‹ oder ›schlechter‹ Sprachverwendung Individuen entsprechende alltagsontologische Normüberzeugungen internalisieren. Zum anderen scheint aus einer evolutionstheoretischen Perspektive eine höhere Anschlussfähigkeit bzw. Ähnlichkeit verwendeter Sprachmuster innerhalb von Sprachgemeinschaften den innerhalb dieser Gemeinschaften nötigen Koordinationsaufwand für erfolgreiche Interaktionen zu reduzieren, sodass neben der Ausbildung von gemeinschaftlich geltenden Man-Erwartungen auch die Neigung zu wechselseitig regulierendem und sanktionierendem Verhalten und der Ausbildung entsprechender, allgemeiner Überzeugungen in Bezug auf Korrektheitsstandards der Sprachverwendung einen evolutionären Vorteil darstellt (McGeer 2015). Millikan (2004b, 23) formuliert diesbezüglich die Vermutung, dass die Präferenz für Konformität Menschen auch angeboren sein könnte.

die Struktur von verinnerlichten Begriffen-von kultureller Meme zurückführen lässt. Wer beispielsweise einen entsprechenden Begriff-von von ›Männlichkeit‹ verinnerlicht hat, mag Irritation verspüren, wenn ein Mann (eine *gegebenheitsontologisch als Mann apperzipierte Person*) öffentlich schluchzend weint, aber keine entsprechende Irritation verspüren, wenn eine als Frau apperzipierte Person dasselbe tut. Praxistheoretisch lässt sich dieser Umstand so reformulieren: Das Subjekt geht (implizit) von der Existenz einer *Praxis des Mannseins* aus, in Bezug auf welche die Regel »[Bei uns:] Männer weinen nicht« zwischen ›korrekten‹ und ›inkorrekten‹ Realisierungen des Mannseins unterscheidet. Entsprechend mag sie geneigt sein, Menschen zu kritisieren, wenn sie gegen diese Regel verstoßen, oder andere auf den entsprechenden ›Regelverstoß‹ hinweisen usw.

Wiederum erweist sich hier die Reichweite des gegebenheitsontologischen Ansatzes, sofern die direkte Wahrnehmung von ›Fehlern‹ bei der Realisierung von Praktiken und beim Gebrauch kultureller Meme sich durch die Struktur gegebenheitsontologischer Objekte als zeitlich erstreckte Einheiten sich einstimmig bewährender Vorwegnahmen erklären lässt. Zudem lassen sich, wie wir gesehen haben, auch praxistheoretische Überlegungen durch diesen Ansatz wahrnehmungstheoretisch (oder gegebenheitsontologisch) fundieren, sofern die verdinglichende Auffassung gegebenheitsontologisch objektkonstitutiver Vorwegnahmen uns mindestens Ansätze einer Erklärung für die durch die Subjekte verdinglichend vollzogene Normativierung kontingenter Regeln oder Man-Erwartungen liefert (vgl. auch Bertram 2011, 803ff.). Alltagsontologisch-verdinglichend gehen Menschen dabei häufig davon aus, dass ihre direkte Wahrnehmung eines ›Fehlers‹ bei der Realisierung einer Praxis auch objektiv auf einen Fehler bei der Realisierung dieser Praxis durch das realisierende Subjekt verweist. Bei hinreichend hoher Wiederholungsfrequenz der Interaktion von mit- und gegeneinander Handelnden ist dabei davon auszugehen, dass sich deren jeweilige Man-Erwartungen und ihnen entsprechende Regelüberzeugungen synchronisieren und angleichen. Subjekte unterstellen dann (implizit oder explizit), dass ihre Begriffe-von angemessene Beurteilungsmaßstäbe der korrekten Realisierung einer Praxis oder eines kulturellen Mems im Allgemeinen darstellen. Allerdings haben wir am Paradigma der Varietätenlinguistik gesehen, dass jenseits einerseits der individuell divergierenden Man-Erwartungen und andererseits explizit kodifizierter Normen keine objektiv geltenden Korrektheitsmaßstäbe kultureller Praktiken existieren. Eine Norm kann zwar innerhalb eines angebbaren Kontextes einen bestimmten Grad *gemeinschaftlicher Geltung* erlangen, diese bezeichnet jedoch nur ihre hin-

reichende, statistische Erwartbarkeit oder Etabliertheit als Man-Erwartung innerhalb dieses Kontextes. Sie besitzt damit *als solche* zwar keine normative Kraft, aber *sozialepistemische Signifikanz*.⁵⁸

Besitzt eine Norm in einem Kontext ein hohes Maß gemeinschaftlicher Geltung (findet also eine entsprechende Man-Erwartung hohe Verbreitung in einer bestimmten Gruppe von Subjekten), so können die Subjekte in diesem Kontext mit entsprechender Zuverlässigkeit damit rechnen, dass andere Subjekte entsprechende Man-Erwartungen bezüglich der Realisierung dieser Praxis und der Verwendung der in ihr gebräuchlichen kulturellen Meme sowie ihrer jeweiligen Bedeutsamkeiten besitzen. Entsprechend werden Subjekte in diesem Kontext dazu neigen, Handlungen und Meme in der etablierten Weise aufzufassen und ähnliche Realisierungs- und Reaktionsweisen als angemessen oder unangemessen wahrzunehmen. Je intersubjektiv kongruenter der etablierte Gebrauch kultureller Meme und somit auch die gemeinschaftliche Geltung von Normen einer Praxis innerhalb eines Kontextes ist, desto eher lässt sich somit auch auf die geräuschlose Anschlussfähigkeit von Handlungsbeiträgen rechnen, die diesem Gebrauch entsprechen. Ebenso erwartbar führen dann von diesen gemeinschaftlich geltenden Normen abweichende Handlungen und Verwendungen kultureller Meme potenziell zu Missverständnissen und Irritationen. Wenn ich weiß, dass der ausgestreckte Mittelfinger in einem bestimmten Kontext die gemeinschaftliche Geltung besitzt, eine Geste der Beleidigung zu sein, so rechne ich besser mit diesem Umstand, wenn ich in der Öffentlichkeit zur spielerischen Belustigung mit den Fingern meiner Hand verschiedene Formen bilde. Insofern erlaubt und nötig ist das Wissen um die gemeinschaftliche Geltung bestimmter Normen, sich auf bestimmte Man-Erwartungen als wechselseitig von einer Vielzahl der Akteure als selbstverständlich angenommenen Voraussetzungen der Interaktion einzustellen, zumindest so lange, bis irgendetwas nicht mehr so läuft, wie es die verdinglichend vorweggenommene Normalität des Normalen vorzeichnet. Etablier-

58 Einschränkung bleibt gleichwohl festzuhalten, dass die hier entwickelten Überlegungen keine Implikationen bezüglich der Existenz oder Nichtexistenz objektiv geltender (beispielsweise moralischer) Normen beinhaltet. Es mag solche objektiv geltenden Normen geben, allein: aus der gemeinschaftlichen Geltung, der kontingenten Etablierung oder Etabliertheit von Man-Erwartungen innerhalb kultureller Praktiken lassen sich solche nicht ableiten. Objektiv geltende Normen stehen, wenn es sie gibt, metaphysisch betrachtet auf einem anderen Blatt Papier als kontingent kodifizierte Regeln oder gemeinschaftlich geltende Man-Erwartungen – und das ist gut so, sollen sie doch signifikant mehr sein als das: kontingent gesatzte Regeln.

ter Gebrauch und gemeinschaftliche Geltung zeigen also sowohl die Pfade geräuschloser Anschlussfähigkeit von Handlungen als auch die Pfade möglicher oder wahrscheinlicher Irritation durch deviante Handlungen an.

Sind diese Überlegungen richtig, so ergibt sich in Bezug auf unsere Ausgangsfrage nach dem Verhältnis von Regeln und Praktiken folgendes Ergebnis: Regeln liegen Praktiken im Regelfall nicht konstitutiv zugrunde, vielmehr erwachsen individuelle Man- und Regelerwartungen aus der hinreichenden Etabliertheit bestimmter Gepflogenheiten, die jedoch synchron divers und historisch variabel sind. Dabei gilt es, strikt zwischen *kodifizierten Praktiken* und *nicht-kodifizierten Praktiken* zu unterscheiden, wobei sich gezeigt hat, dass die Bedeutsamkeit kultureller Meme in vielen Fällen aus nicht-kodifizierten Praktiken erwächst. Allerdings lässt sich die Bedeutsamkeit kultureller Meme mitunter – so viel ist zuzugestehen – ›künstlich‹ fixieren oder feststellen, indem man entsprechende kodifizierte Praktiken mit entsprechender Sanktionsmacht und einem Apparat ihrer Durchsetzung ausstattet, wie dies etwa im Falle institutionalisierter Währungen, offiziell zugewiesenen und ratifizierten Statuspositionen usw. geschieht. In stark institutionalisierten Gesellschaften wie der unseren ist diesbezüglich nicht von der Hand zu weisen, dass die kodifizierte und entsprechend sanktionierte Zuweisung von Statusfunktionen (durch Schulabschlüsse, Meisterbriefe, Gerichtsurteile usw.) einen großen Einfluss auf die gesellschaftliche Wirklichkeit besitzt. Jedoch stellen explizit kodifizierte Praktiken dieser Art kein angemessenes paradigmatisches Beispiel für Genese und Wandel der Bedeutsamkeiten in geteilten Wirklichkeiten (bzw. von Bedeutsamkeitshüllen) im Allgemeinen dar. Ein solches, paradigmatisches Beispiel liefern vielmehr die Nonstandardvarietäten von Sprachen, ihre synchrone Diversität und ihr diachroner Wandel. Gemeinschaftlich geltende Normen erweisen sich dabei als das stets zur situativen Disposition stehende ›Ergebnis‹ (besser: als der diffuse, bewegliche Durchschnitt) einer wechselseitigen Erwartungsstabilisierung verschiedener Akteure und Institutionen und einer auf dieser basierenden Verinnerlichung entsprechender Begriffe-von: »Sprachnormen sind per se nicht stabil, sondern steten Veränderungen unterworfen« (Hundt 2009, 131) – und man sollte hinzufügen: sie sind auch synchron divers.

Eine zentrale Konsequenz dieser Überlegungen in Bezug auf die Sprache besteht darin, dass die Nonstandardvarietäten keine homogenen Gebilde darstellen, die sich durch sie eindeutig konstituierende Regeln individuieren ließen. Vielmehr erscheint jede Sprecher:in mit einem spezifischen Idiolekt (oder

besser sogar: verschiedenen Idiolekten) ausgerüstet, die sie oder er situations- und funktionssensibel einsetzt.⁵⁹

An ein und demselben Tag geht ein Mensch immer wieder von einer Sprache zur nächsten über. Nacheinander spricht er wie »ein Vater zum Sohn«, dann wie ein Chef; mit der Geliebten spricht er in einer infantilierten Sprache; wenn er einschläft, versinkt er in einen Traumdiskurs, und wenn das Telephon klingelt, verfällt er plötzlich in eine berufsmäßige Sprache. (Deleuze & Guattari 1992, 131)

Diese Beobachtungen gelten nicht nur für die Sprache, sondern ebenso für sonstige kulturelle Praktiken und Meme. Auch in Bezug auf diese lassen sich also die Standardvarietäten – d.i. die Menge der explizit kodifizierten Praktiken und Normen, hinter denen entsprechende Autoritäten, Institutionen und Sanktionen stehen – von den Nonstandardvarietäten, den vielen verschiedenen ›Dialekten‹ einer Praxis abheben, die sich in lokalen Umgebungen immer zugleich sowohl stabilisieren als auch diversifizieren. Voneinander unterscheidbare lokale Praxisformen fungieren diesbezüglich wie Gravitationszentren, um die herum spezifische Varietäten auskristallisieren, sich aber zugleich auch gegenseitig beeinflussen und verändern. So kann man sich etwa verschiedene regionale Ausprägungen eines (Praxis-)Dialekts als verschiedene solche Gravitationszentren vorstellen, die vor allem durch die relative Konstanz der kommunikativen Beziehungen stabilisiert und aufrechterhalten werden (jedes Dorf besitzt – vor allem vor der Zeit der Massenmedien – seine dialektalen Eigenheiten). Dass solche Gravitationszentren überhaupt entstehen, hängt von verschiedenen Faktoren ab, unter denen die Regelmäßigkeit und relative Dichte von Interaktionen innerhalb identifizierbarer Gemeinschaften von zentraler Bedeutung sind, wobei ihr Entstehen selbst ein Resultat der wechselseitigen Erwartungsstabilisierungen und -synchronisationen der miteinander Handelnden und Kommunizierenden ist.

Oben wurde bereits angedeutet, dass man auch in Bezug auf sonstige kulturelle Meme und Praktiken nicht nur von verschiedenen, in unterschiedlichem Ausmaß gemeinschaftlich geltenden (*Praxis-*)Dialekten, sondern ebenso auch von individuell verschiedenen (*Praxis-*)Idiolekten sprechen kann (vgl. hierzu auch die in Kapitel 4.4 zitierten Anmerkungen Barthes' zum Idiolekt). Anders als die Varietäten oder Dialekte aber, die als in Gemeinschaften mehr oder minder etablierte und anschlussfähige Praxismuster bestimmbar sind, bezeichnen (*Praxis-*)Idiolekte den *individuellen Hintergrund* einer Person in Be-

59 Vgl. zur Rolle der Idiolekte für varietätenlinguistische Forschung vgl. Oksaar 2000.

zug auf kulturelle Meme und Praktiken. In Bezug auf die Praxis des Sprechens also die Menge aller in Bezug auf das Sprechen verschiedener Varietäten einer Sprache durch ein Subjekt verinnerlichte Begriffe-von (›Dialekt‹ mit den Eltern am Telefon, ›Hochsprache‹ mit den Kolleg:innen im Büro, ›lockere Alltagssprache‹ mit den Freund:innen in der Kneipe, ›säuselnder Singsang‹ mit der Lebenspartner:in zuhause usw.). Somit stellen (Praxis-)Idiolekte keine Privatsprachen, sondern *Systeme von Dispositionen* zur Wahrnehmung und Realisierung kultureller Meme dar.

Ein Idiolekt ist weder eine private noch eine individuelle Sprache, er ist *überhaupt keine* Sprache im Sinn einer der jeweiligen sprachlichen Verständigung *vorausliegenden* und Bedeutung *konstituierenden* Struktur. *Unabhängig* von den tatsächlichen oder möglichen Akten geglätteter wechselseitiger Verständigung betrachtet, sind Idiolekte nicht mehr als komplexe Muster von Dispositionen zu verbalem Verhalten. (Liptow 2004, 207)

Sobald ein solcher Idiolekt allerdings in einem bestimmten Kontext hinreichend anschlussfähig ist, ist er Teil einer lokalen, mit anderen geteilten Wirklichkeits- und Bedeutsamkeitshülle. Auch diese Überlegung lässt sich somit auf kulturelle Praktiken und Meme im Allgemeinen übertragen: Jedes Subjekt entwickelt (durch die verinnerlichte Begriffe-von kultureller Praktiken und Meme sowie sonstiger spezifisch lokaler Umgebungsregularitäten) seinen individuellen – wenn man so sagen will – *Ontolekt*, seine individuelle Wirklichkeit, deren Struktur jeweils auf die etablierten Bräuche und sonstigen lokal bestehende Regularitäten in denjenigen Kontexten zurückzuführen ist, mit denen es im Laufe seiner Ontogenese hinreichend andauernd konfrontiert ist. In Bezug auf den individuellen Ontolekt eines Subjekts lässt sich dabei, wie gezeigt wurde, zwischen dem von allen Subjekten geteilten Wirklichkeitskern und den lokalen Wirklichkeitshüllen unterscheiden. Diesen entsprechen einerseits die von allen geteilten, andererseits die intersubjektiv divergierende Anteile des Hintergrundes. Je stärker sich nun die individuellen Ontolekte Interagierender ähneln, desto mehr leben sie auch – neben dem ohnehin mit allen geteilten Kern der Welt – in lokal geteilten Welten.

Fähigkeitsabhängige Bedeutsamkeiten

Jenseits der drei beschriebenen Möglichkeiten des Weltenteilens besteht schließlich noch eine vierte Hinsicht, in der menschliche Subjekte ihre Welt teilen oder nicht teilen können. Dieser Punkt ist in Bezug auf die Diversität menschlicher Wirklichkeiten von großer Wichtigkeit, ergibt sich in systema-

tischer Hinsicht jedoch aus dem Vorhergehenden: Sofern die Fähigkeiten, die Subjekte besitzen, individuell oder in diachroner Hinsicht divergieren, unterscheiden sich entsprechend auch die Spielräume ihrer individuellen Handlungsmöglichkeiten. Ähnliches gilt in Bezug auf die Möglichkeitsräume, die Subjekten aufgrund von Identitätszuweisungen innerhalb einer Gesellschaft eingeräumt werden. Entsprechend können sich auch die Begriffe von, die sie in ihrer Ontogenese verinnerlichen, und somit auch die ihnen in direkter Wahrnehmung gegebenen Wirklichkeiten voneinander unterscheiden. Eine Person, die im Rollstuhl sitzt, wird im Zuge ihrer Auseinandersetzung mit dieser Situation etwa unmittelbar mit dem Rollstuhl unpassierbare Hindernisse und Barrieren als solche wahrnehmen, *als Behinderungen* und *Einschränkungen* des eigenen Möglichkeitsraums. Einer Person demgegenüber, die zu laufen in der Lage ist, entgehen solche Barrieren und Hindernisse häufig, sofern sie für sie nicht dieselbe ökologische Signifikanz besitzen wie für eine Rollstuhlfahrer:in. Dasselbe gilt allerdings auch schon beispielsweise für Differenzen der Feinsinnigkeit oder des Gespürs für Stimmungslagen anderer Personen: Wenn eine Person, ob ›neurotypisch‹ oder nicht, ein besonders eingeschränktes unmittelbares Gespür für Stimmungen und emotionale Reaktionstypiken Anderer besitzt, kann es durchaus vorkommen, dass sie auf andere grobianisch oder kalt wirkt. Sie kann etwa Kränkungen anderer zu ignorieren, Verletzungen in Kauf zu nehmen scheinen usw., obwohl diese Phänomene in ihrer Wirklichkeit schlicht nicht vorkommen, während diese für andere unmittelbar wahrnehmbare Phänomene ihrer Wirklichkeit darstellen. Ebenso kann auch der motivationale Grundhaushalt von Personen in einer Weise divergieren, der verschiedene Subjekt ein und dieselbe Situation oder Herausforderung einmal als ›erdrückende Last‹, einmal als ›ein Klacks‹ wahrnehmen lässt. »Die Welt des Glücklichen ist eine andere als die des Unglücklichen« (Wittgenstein). Insofern können sich Wirklichkeiten auch in Bezug auf fähigkeitsabhängige Bedeutsamkeiten voneinander unterscheiden. Die Welt der Parkourläufer:in ist eine andere als die Welt der Rollstuhlfahrer:in, die wiederum eine andere ist als die Welt einer in ihrer Bewegung eingeschränkten Greis:in.

Zusammenfassung: Kern und Hülle geteilter Welten

Die vorhergehenden Überlegungen zu Kern und Hülle geteilter Welten haben gezeigt, dass Menschen in Bezug auf viele Aspekte ihrer direkten Wahrnehmung darin gerechtfertigt sind, diese in alltagsontologisch-verdinglichender Einstellung wahlweise geradewegs *als intersubjektiv verbindlich* oder in ver-

sachlicher Einstellung *als für alle menschlichen Subjekte hinreichend kongruent* anzunehmen, sodass sie in Bezug auf diese Aspekte mit allen menschlichen Subjekten einen gemeinsamen Wirklichkeitskern teilen. Was oben als ein »erkenntnistheoretisch-ontologischer Shortcut« (vgl. oben 199) bezeichnet wurde, der verdinglichende Übergang von den in direkter Wahrnehmung gegebenen Objekten und Merkmalen zur alltagsontologisch-verdinglichenden Annahme von deren wahrnehmungsunabhängiger Existenz, erscheint somit in Bezug auf den universal und global geteilten Kern der menschlichen Wirklichkeit in der beschriebenen Weise pragmatisch gerechtfertigt. Dies gilt etwa in Bezug auf die *naive Physik* des Alltags, die Unterscheidung von Objektklassen wie *belebt* und *unbelebt*, und auch die sogenannte *folk psychology* (vgl. Husserl, Hua XXIX, 391f.; B. Smith 1998, 528; vgl. auch Park 2001, 92f. FN1).

Allerdings folgt aus den vorhergehenden Überlegungen ebenso, dass die Unterscheidung zwischen Kern und Hülle geteilter Welten keinen erlebnisdeskriptiven Sachverhalt bezeichnet. Ein Subjekt kann also nicht aus seiner direkten Wahrnehmung allein unmittelbar ableiten, welche Aspekte der von ihm wahrgenommenen Wirklichkeit dem global geteilten Kern und welche bloß lokal geteilten Wirklichkeitshüllen zugehören (und inwiefern bezüglich letzterer tatsächlich gemeinschaftliche Geltung besteht oder nicht). Dass etwas zum global geteilten Kern der menschlichen Wirklichkeit gehört ist also nicht seinerseits eine spezifische Gegebenheitsweise, die uns entsprechend darin rechtfertigt, zu einer diesbezüglichen alltagsontologischen Überzeugung überzugehen. Tatsächlich geht dieser Umstand schon aus den Bemerkungen zur Verdinglichung und Versachlichung hervor: Menschen müssen erst lernen, dass es sich mit der Welt nicht einfach objektiv und grundsätzlich so verhält, wie es ihnen in direkter Wahrnehmung zuverlässig erscheint – und mitunter lernen sie hier ihr Leben lang gar nicht so besonders viel. Sofern dies so ist, Versachlichung gegenüber der Verdinglichung einer eigenen epistemischen Anstrengung bedarf, kann man an dieser Stelle Bergers und Luckmanns (1980, 98) Forderung nur wiederholen, dass Gesellschaft einer »Analyse der Verdinglichung [...] als dauerndes Korrektiv für die verdinglichenden Tendenzen« der menschlichen Auffassung der Wirklichkeit bedarf (vgl. auch Haslanger 2021). Eines solchen Korrektivs bedürfen wir gerade in Bezug auf diejenigen Aspekte der menschlichen Wirklichkeit, *die nicht global geteilt sind*, die nicht zum Kern der menschlichen Wirklichkeit gehören.

Diesbezüglich konnte die vorhergehende Explikationen der Struktur und Dynamik von Nonstandardvarietäten als paradigmatischem Beispiel für Genese und Wandel der Bedeutsamkeit kultureller Meme in kulturellen Prakti-

ken zeigen, dass zwar einerseits in Gesellschaften bezüglich kultureller Meme und Praktiken verdinglichende Man-Erwartungen verbreitet sind, diese allerdings die Subjekte, welche sie jeweils besitzen, nicht zu der Überzeugung berechtigen, dass die von ihnen alltagsontologisch als kollektiv verbindlich unterstellten Regeln jenseits des jeweiligen Ausmaßes ihrer gemeinschaftlichen Geltung tatsächlich objektive Verbindlichkeit besitzen. Auch bezüglich explizit kodifizierter Regeln für Praktiken konnte diesbezüglich gezeigt werden, dass diese jenseits der konkret mit ihnen verbundenen Sanktionsmacht in ihrem jeweiligen Geltungsbereich durch ihre bloße, positive Satzung keine objektive normative Verbindlichkeit entfalten können.⁶⁰ Menschen gehen also zwar häufig in alltagsontologisch-verdinglichender Einstellung davon aus, dass es normativ verbindliche Regeln einer Praxis gibt, die Entstehung solcher Überzeugungen lässt sich jedoch einerseits ohne Rekurs auf die Existenz normativ verbindlicher Regeln erklären. Andererseits konnte gezeigt werden, dass keine objektiv normativ verbindlichen Regeln existieren, die nichtkodifizierten Praktiken als solchen immanent sind (was nicht ausschließt, dass Menschen sich etwa gegenüber anderen explizit – etwa durch Versprechen – auf bestimmte Handlungen verpflichten). Was in Bezug auf kulturelle Meme und Praktiken demgegenüber besteht, ist die *gemeinschaftliche Geltung* bestimmter Regeln und Bedeutsamkeitshüllen, die als graduell auftretende Verbreitung entsprechender Man-Erwartungen in Bezug auf diese Meme und Praktiken expliziert werden kann. Eine solche, gemeinschaftliche Geltung ist allerdings nicht als solche *normativ*, sondern, wie gezeigt wurde, primär *epistemisch* und *pragmatisch signifikant*. Wissen Subjekte um die gemeinschaftliche Geltung bestimmter Man-Erwartungen, so sollten sie darauf rechnen, dass Menschen alltagsontologisch-verdinglichend von der Geltung dieser Regeln und Bedeutsamkeiten ausgehen, selbst wenn diese von ihren individuellen, direkten Wahrnehmungen oder ihren expliziten alltagsontologischen Überzeugungen abweichen. Wer weiß, dass eine bestimmte Geste gemeinhin in bestimmter Weise aufgefasst wird, muss davon ausgehen, dass dies auch der Fall ist, wenn sie selbst (oder eine Gruppe, der sie angehört), diese Ges-

60 Wie wir oben zumindest im Vorbeigehen gesehen haben, stellen auch Konventionen im Sinne von Lewis Fälle von Praktiken dar, in welchen alle Praxisteilnehmer erwarten können, dass es im aufgeklärten Eigeninteresse jedes Einzelnen liegt, sich (auch ohne Sanktionen) an eine etabliertere Konvention zu halten (sofern die kollektive Akzeptanz jeder der gleichwertigen Konventionen gegenüber dem Nichtbestehen einer solchen Akzeptanz für jeden Beteiligten individuell von Vorteil ist).

te gewöhnlich anders verwendet und wahrnimmt, sie muss also die gemeinschaftlich geltenden Man-Erwartungen in ihrem eigenen Handeln und Wahrnehmen im Blick halten, wenn sie anschlussfähig – d.i. ohne soziales Ruckeln oder knirschende strukturelle Kopplung zu erzeugen – handeln und wahrnehmen will. Sie kann aber solches Knirschen und Ruckeln – beispielsweise als Protest an der gemeinschaftlichen Geltung einer Norm – auch bewusst herbeiführen wollen.

Alle Menschen teilen also einen gemeinsamen Kern der Wirklichkeit, der in alltagsontologisch-pragmatischer Hinsicht legitimerweise als von allen geteilt unterstellt werden kann. Neben diesem Kern existieren dann lokale Wirklichkeitshüllen, bezüglich derer bei konkreten Einzelinteraktionen jedoch niemals im Vorhinein klar und sicher sein kann, ob und inwiefern sie von den jeweils Interagierenden *de facto* geteilt sind. Je nach wahrgenommenem Grad gemeinschaftlicher Geltung unterstellen Interagierende zwar implizit die Geteiltheit entsprechender Begriffe von (bzw. Man-Erwartungen); eine solche Unterstellung kann sich in konkreter Interaktion jedoch stets als fehlgeleitet erweisen. Sie basiert letztlich auf *Vertrauen*, sofern man dieses mit Luhmann (2000, 27) funktional als – notwendig enttäuschbare – »riskante[] Vorleistung« oder »überzogene Information« (ebd., 40) begreift. Alltäglich-verdinglichend unterstellen wir die Geteiltheit weiter Teile auch der lokalen Wirklichkeitshüllen, womit wir in einer Vielzahl von Fällen auch mit anonymen Anderen geräuschlos interagieren können. Grundsätzlich müssen wir hier aber auf mögliche Erwartungsenttäuschungen gefasst sein. Stets kann sich herausstellen, dass Andere in anderen (lokalen) Wirklichkeiten leben, auf anderen gegebenheitsontologischen Wellenlängen unterwegs sind als wir selbst. In diesem Sinne fungieren wechselseitige Vorwegnahmen und implizite Unterstellungen der Geteiltheit von Welt innerhalb alltäglicher Interaktionen als stets fallible »Sprungbasis für den Absprung in eine immerhin begrenzte und strukturierte Ungewißheit« (ebd.). Dabei »ergeben sich mehr Chancen für komplexere Rationalität, wenn ich auf ein bestimmtes künftiges (bzw. gleichzeitiges oder vergangenes, für mich aber erst künftig feststellbares) Handeln anderer vertrauen möchte« (ebd., 28). »Aber eben: die kleinen Ausnahmen!« (Schütz & Luckmann 2017, 602f.)

Schluss

Menschen werden nicht (oder nur zu einem sehr geringen Anteil) in eine gemeinsame Wirklichkeit geboren, aber sie wachsen im Laufe ihres Lebens in geteilte Wirklichkeiten hinein. Dies tun sie teils in Auseinandersetzung mit unabhängig von ihnen und ihrem Verhalten in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung bestehenden Regularitäten, teils in wechselseitiger Auseinandersetzung mit ihresgleichen und lokal bestehenden Regularitäten. Wie wir gesehen haben sind sie dabei pragmatisch in der alltagsontologischen Annahme gerechtfertigt, dass sie in Bezug auf den von allen Menschen geteilten Wirklichkeitskern in einer mit allen anderen Menschen geteilten Wirklichkeit leben. Gleichzeitig hat sich aber gezeigt, dass Menschen auch in lokale Wirklichkeiten hineinwachsen, die sich – vermittelt durch gemeinschaftlich geltende Gepflogenheiten bezüglich der Realisierung und Wahrnehmung kultureller Meme – um den Wirklichkeitskern herum zugleich etablieren und destabilisieren. Bezüglich dieser lokalen Wirklichkeitshüllen muss stets mit intersubjektiven Abweichungen und Wirklichkeitsdivergenzen gerechnet werden. Zwar können Menschen bezüglich gemeinschaftlich geltender und etablierter Bräuche und Bedeutsamkeiten mit hoher Zuverlässigkeit die Geteiltheit von Welt auch mit unbekanntem Anderen vorwegnehmen, müssen sich hierbei aber auf die grundsätzliche Möglichkeit situativer Erwartungsenttäuschung einstellen. Diese Möglichkeit lässt sich nicht einfach (oder zumindest nicht ohne Verlust an gegebenheitsontologischer Tiefenschärfe) durch die Vorstellung glattbügeln, dass diejenigen, die in anderen Wirklichkeiten unterwegs sind als wir selbst, sich einfach nicht an die für alle verbindliche Regeln (des Wahrnehmens und Handelns) halten.

Wer will, kann die faktische Divergenz menschlicher Wirklichkeiten als eine fortwährende Einladung zur Erweiterung der je eigenen *epistemischen*

Reichweite lesen. Eine Einladung zur Vertiefung des eigenen Weltverständnisses und zur Schärfung des eigenen Ohrs zur »Wahrnehmung der Tiefenunterschiede der Resonanz« (Plessner) durch Aneignung und Verinnerlichung weiterer und feinerer Begriffe-von als es diejenigen sind, die für die bloßen, alltagspragmatischen Besorgungen und Interaktionen schon zureichen. Insofern verstehen sich die hier angestellten Überlegungen neben ihren rein theoretischen Implikationen *einerseits* als ein werbender Appell für die Einnahme einer versachlichenden Einstellung gegenüber der in direkter Wahrnehmung gegebenen Wirklichkeit, *andererseits* als ein Appell an die Einzelnen, ihre jeweilige epistemische Reichweite in Bezug auf die Diversität menschlicher Wirklichkeiten durch Steigerung ihrer Sensibilität und Irritabilität durch Andere zu erweitern. Die versachlichende Einstellung, die hierbei im Blick ist, lässt allerdings die menschliche Wirklichkeit nicht aus einer missverstandenen Gläubigkeit an die naturwissenschaftlich-existenzontologische Perspektive unter den Tisch fallen, sie anerkennt vielmehr ihr *epistemisch-ontologisches Eigenrecht*. Selbstredend kann man (wer sollte einen hindern?) gegenüber einem solchen Appell auch an der alltagsontologisch-verdinglichenden Vorstellung festhalten, dass Irritationen und Enttäuschungen der eigener Man-Erwartungen den Anderen als Fehler zugerechnet werden dürfen oder sollen, dass Man-Erwartungen also nicht nur ein bestimmter Grad an *gemeinschaftlicher Geltung* zukommt, sondern sie als solche intersubjektiv-verbindlich (oder zumindest von teilnehmenden Akteuren als intersubjektiv-verbindlich aufzufassen) sind. Man wird dann nur, sofern die vorhergehenden Überlegungen richtig sind, etwas weniger differenziert, etwas weniger feinorientiert in der Welt unterwegs sein als andere Zeitgenoss:innen, welche die Diversität menschlicher Wirklichkeiten (nicht nur in Form expliziter Bekundungen, sondern auch in ihrer alltäglichen Wahrnehmung) ernstzunehmen versuchen. Die Diversität menschlicher Wirklichkeiten anzuerkennen und zugleich die Existenz intersubjektiv-verbindlicher Man-Erwartungen infrage zu stellen heißt allerdings nicht, einem normativen Relativismus der »Kulturen« oder »lokalen Wirklichkeiten« das Wort zu reden. Dass die bloß faktische Etabliertheit lokaler Wirklichkeits- und Bedeutsamkeitshüllen die mit ihnen verknüpften Man-Erwartungen nicht als intersubjektiv-verbindlich zu rechtfertigen vermag, schafft vielmehr gerade Platz für eine emanzipatorische Kritik vermeintlicher Selbstverständlichkeiten, welche die Individuen im besten Fall vor den übergriffigen Tendenzen, welche in der Verdinglichung solcher »Selbstverständlichkeiten« liegen, schützt. Zugleich kann die entwickelte Perspektive aber auch erklären, inwiefern ein gewisses Maß an als geteilt vorausgesetzter Selbstverständlich-

keiten eine Bedingung der Möglichkeit sozialer Interaktion überhaupt darstellt. Gangbare Wege zwischen diesen beiden Polen zu finden und aufzuzeigen erscheint als würdige Aufgabe einer realistischen Sozialkritik.

Weiterhin liegt in der hier entwickelten Theorie der menschlichen Wirklichkeit(en) ein Ansatz vor, der es uns ermöglicht, den kommenden technologischen Transformationen der menschlichen Wirklichkeiten auch (gegebenheits-)ontologisch Rechnung zu tragen. Nicht zufällig oder aus dem bloßen Versuch heraus, die Überlegungen an gegenwärtige technologische Entwicklungen anzuschließen, wurde deshalb wiederholt auf Beispiele aus dem Bereich der *virtual* und *augmented realities* Bezug genommen, um die vorgeschlagene Konzeption gegebenheitsontologischer Objekte zu erläutern und zu plausibilisieren: Zwar erweist sich die ontologische Privilegierung mittelgroßer, materieller Gegenstände aus gegebenheitsontologischer Perspektive schon grundsätzlich als eine problematische Verkürzung der ontologischen Infrastruktur der menschlichen Wirklichkeit, sie wird sich aber umso mehr als eine intolerable Verkürzung erweisen, als auf kurz oder lang mehr und mehr ›digitale‹ und ›virtuelle‹ Objekte in unseren alltäglichen Wirklichkeiten Fuß fassen werden, die unseren lieb gewonnenen Alltagsdingen in Bezug auf ihre ›Wirklichkeit‹ und alltagsontologische Signifikanz in Wenigem nachstehen. Ebenso werden, wenn es auch heute noch wie eine (wenn auch nicht mehr ganz fern liegende) Phantasie aus einem *science fiction* erscheint, auf kurz oder lang Roboter und virtuelle Gegenüber in unserer Wirklichkeit in Erscheinung treten, die wir in direkter Wahrnehmung – gegebenheitstologisch – als Lebewesen oder sogar als personale Gegenüber wahrnehmen werden, auch wenn wir zugleich ›wissen‹, dass sie ›eigentlich‹ nicht ›lebendig‹ oder ›bewusst‹ sind. Auch solche Phänomene erlaubt die hier entwickelte Theorie zu erklären, wenn sie auch keine unmittelbaren (moralischen) Vorschläge dafür macht, wie wir mit diesen umgehen sollten; ob wir sie also etwa wie *Lebewesen* oder *Personen* behandeln sollten oder nicht.

Jenseits dieser resultativen Anmerkungen geben die Schlussbetrachtungen auch die Gelegenheit, auf diejenigen Aspekte der menschlichen Wirklichkeit zu verweisen, die hier keine hinreichende Berücksichtigung finden konnten. Insbesondere sollen dabei vier Aspekte hervorgehoben werden, die entweder einer eingehenderen Auseinandersetzung bedürften, oder an anderer Stelle, in anderen Theorien, Fachrichtungen oder Forschungszweigen bereits hinreichende Berücksichtigung erfahren: *Erstens* betrifft dies die *explizit kodifizierten*, durch *Institutionen mit entsprechender Sanktionsmacht* gestützten sozialen Zusammenhänge und Praktiken, bezüglich derer der Eindruck

entstanden sein könnte, dass diese im vorgeschlagenen Ansatz zu Unrecht marginalisiert werden. Dem ist nicht der Fall. Zu betonen, dass explizit kodifizierte, mit entsprechender Sanktionsmacht versehene Institutionen und Einrichtungen keine adäquaten paradigmatischen Beispiele für soziale Praktiken im Allgemeinen abgeben, bedeutet nicht zugleich zu behaupten, dass solche kodifizierten, sanktionierten und institutionell gestützten Praktiken keine signifikante Rolle innerhalb menschlicher Wirklichkeiten spielen. *De facto* tun sie dies in gewaltigem Umfang, wie nicht nur innerhalb von Sozialwissenschaften wie der Soziologie seit langem konstatiert und erforscht wird, und wie in jüngerer Zeit vermehrt auch in der Sozialphilosophie wieder in den Blick gerät. Der hier vorgeschlagene Ansatz bietet zu diesen Theorien einen (wie ich glaube) geeigneten Unterbau, macht sich dabei jedoch nicht anheischig, diese zu ersetzen.

Zweitens – und mit dem ersten Aspekt in Zusammenhang stehend – würde es vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen gelten, die wirklichkeitsformierenden Effekte materieller (existenzontologischer) Umgebungen und Objekte auf einer mesoskopischen Ebene noch stärker in den Blick zu rücken (vgl. etwa Poljanšek 2014a und Poljanšek 2017). Sofern etwa, wie wir oben gesehen haben, Bildung und Wandel gemeinsamer Wirklichkeiten wesentlich auch ein Effekt von Frequenz und Struktur intersubjektiver Kommunikationen und Interaktionen sind, wäre es angesichts der durchschlagenden Verbreitung *digitaler sozialer Medien* von zentraler Bedeutung zu untersuchen, wie die Prozesse wechselseitiger Wirklichkeitsstabilisierung und -synchronisation innerhalb solcher kommunikativer Strukturen vonstattengehen und gesteuert werden. Weiterhin gehört auch die Untersuchung des Einflusses sonstiger materieller Objekte wie Dokumente, Gebäude, Smartphones und sonstiger technischer Erweiterungen auf die Konstitution menschlicher Wirklichkeiten zu einer Vertiefung des hier vorgeschlagenen Ansatzes.

Drittens ist der hier entwickelte Ansatz stark auf die Dimension des direkten Wahrnehmens und Handelns fokussiert und lässt die Dimension der Alltagsüberzeugungen und -ontologien zwar nicht unberücksichtigt, jedoch zugegebenermaßen etwas in den Hintergrund treten. Neben einer Divergenz *menschlicher Wirklichkeiten* wäre hier insbesondere auch die Frage nach den möglichen Divergenzen *menschlicher Alltagsontologien* stärker in den Fokus zu rücken, wie sie in Anbetracht der vermehrt zu beobachtenden politischen Spaltungen und Lagerbildungen, die heute nicht zuletzt durch soziale Medien verstärkt zu werden scheinen, zu beobachten sind. Weiterhin würde es sich in diesem Zusammenhang nahelegen, das Verhältnis von verinnerlich-

ten Begriffen-von und bewussten Überzeugungen noch sehr viel genauer zu untersuchen, als es hier geschehen konnte. Insbesondere stellt sich diesbezüglich die empirische Frage, ob und inwiefern die Hintergründe von Personen ihre Inklinationen bezüglich bewusster Überzeugungen erklären oder ob (und inwiefern) umgekehrt bewusste Überzeugungen auf den Hintergrund einer Person Einfluss nehmen können. Neigen also etwa unbewusste Sexist:innen *in sensu diviso* eher zu sexistischen Überzeugungen, oder können explizite antisexistische Überzeugungen auf die Begriffe-von einer unbewusst sexistischen Person Einfluss nehmen (und wenn ja, inwiefern)? Ebenso müsste umgekehrt gefragt werden, inwiefern etwa die Etablierung naturalistischer (oder auch anders gelagerter) Weltbilder auf die individuellen Hintergründe von Subjekten Einfluss haben.

Viertens schließlich eröffnet sich mit dem technologischen Fortschritt in Bezug auf virtuelle und erweiterte Realitäten ein philosophisches Forschungsfeld, das bisher noch kaum erschlossen werden konnte, sofern die bisherigen Möglichkeiten, sich mit der eigenen Aufmerksamkeit (bzw. dem eigenen Immersionvermögen) außerhalb der primären, geteilten Wirklichkeiten zu bewegen, stark eingeschränkt waren. Heute zeichnet sich ab, dass wir auf kurz oder lang mittels technischer Unterstützung tatsächlich Situationen simulieren können, die – was ihre Immersivität betrifft – mit unserer primären Wirklichkeit konkurrieren, ja, sie auf kurz oder lang diesbezüglich möglicherweise sogar überbieten könnten. Sowohl auf philosophischer als auch auf psychologischer und existenzieller Ebene stellt sich hier die Frage, was genau es für den Menschen eigentlich heißt, eine Sache, eine Situation, ein Objekt als *wirkliches Objekt der wirklichen Welt* aufzufassen. Die hier entwickelte *gegebenheitsontologische* Perspektive zeichnet hier mögliche Forschungsperspektiven und Problemstellungen vor. Sie in dieser Hinsicht auszubauen erscheint als eine ebenso faszinierende wie unheimliche Aufgabe, die – den objektiven Status der wahrnehmungsunabhängigen Realität einmal unbezweifelt beiseite gestellt – das *Wirklichsein unserer Wirklichkeit* selbst in ihrem Kern betrifft.

Dank.

590

Ohne die Wirklichkeit der Freunde, die mich durch die Zeit der Promotion begleitet haben, wäre dieses Buch nicht möglich gewesen. Ihnen allen anderen vorab möchte ich für ihr Dasein und ihre Hilfe danken. Nicht, um durch die Geste des Dankes das Inkompensable seiner Anlässe symbolisch doch irgendwie zu kompensieren, es gewissermaßen *schriftlich wegzudanken*. Vielmehr, um es nur schmerzlicher hervorzuheben: Jacqueline – für den Beweis, dass ein Zuhause in der Welt zwar unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich ist. Benni – für die unbeirrbarere Freundschaft, unzählbare Schpeidermannverweise auf Filme, Kunst und Kuriosa, politische Diskussionen und die wohlwollend-beherrliche Erinnerung an die evokative Kraft des Guten. Jordi – für das offene Ohr, die wiederholte Erinnerung an die faszinierenden Energien des Agonalen, den Ort der Ruhe der Stimme und die Genauigkeit mancher psychodynamischer Vermutung. Tobias B. – für die in erstaunlicher Verlässlichkeit gemeinsam in entferntener Nähe bewohnte hintere obere Ebene. Jule – für das Poetischnehmen des Lebens. Fabian – für die stützende Hand im klardunkel Geländerlosen phänomenologischer Exkursionen und das andauernde Gespräch, das unsere Freundschaft ist. Elli – für geteilte Lebensjahre und die Andeutung der Möglichkeit einer Insel. Wolf – für die Freundschaft, das Vertrauen und die Unterstützung seit den frühen Tagen des Studiums. Klara – für die beherrliche Provokation ins Leben. David – für alle Tübinger Tage, die wir assoziierend zeralbert haben, und die Erinnerung daran, dass der Verlust der Fähigkeit zu unbeschwerter Alberei existenziell so ziemlich wahrscheinlich mit der Ankunft in der Ernstwelt zusammenfällt. Sebastian – für die merkwürdige Synchronie unserer zwei Weltfremdheiten. Annie – für politische Agitation und die Plausibelhaltung der Hoffnung, dass eine freundlichere Welt für alle irgendwie irgendwann doch möglich sein könnte. Lisa – für existenziellen Ernst und die geteilte Jugendbegeisterung für Freddie Mercury. Yannick, für die unbeirrbarere Lebenslinie. Nico – für Musik, Lebenswut, die Bereitschaft zur Rauferei und den durch symbolische Anerkennung wenig beeindruckbaren Blick. Felix – für das Flimmern der Sprache. Ruth, für Flammkuchen und existenzphilosophische Gespräche auf der Terrasse. Hauke, für die Jahre Stuttgarter Büroheiterkeit. Tobias S., für Dasein, Freundschaft, Lustigsein, Doppelboxboxhotelkomplizentum.

Den Eltern und der Familie will ich dafür danken, dass es sie gibt.

Darüber hinaus möchte ich mich besonders bei meinen beiden Dokorteltern bedanken, die mich bei der Fertigstellung der Arbeit begleitet haben: Catrin Misselhorn für philosophische Impulse, Jahre der Unterstützung und das geschenkte Vertrauen. Barry Smith für theoretische Inspirationen, die Initiative seiner Kontaktaufnahme, die unverhoffte Bereitschaft, die Promotion als Zweitgutachter zu betreuen und für die Disputation aus Buffalo anzureisen.

Ein besonderer Dank gilt auch dem Exzellenzcluster SimTech, welches die Promotion finanziell und institutionell ermöglicht hat und dem ich einige interdisziplinäre Inspirationen verdanke. Für die Einladung, das Buch in der Reihe »Medien- und Gestaltungsästhetik« zu veröffentlichen, danke ich Oliver Ruf; ohne diesen Impuls wäre es wohl noch immer nicht erschienen. Für das Design des Covers und die damit verbundene Mühe danke ich Andreas Sieß.

Bezüglich der Fertigstellung der ersten Version der Dissertation möchte ich Jacqueline Bellon und David Jöckel noch einmal gesondert danken, die beide den Irrsinn auf sich genommen haben, das viel zu lang geratene Manuskript komplett korrekturlesen: <3.

Literatur

[Die Siglen der Werke Heideggers, Husserls, Kants und Wittgensteins finden sich jeweils in runden Klammern hinter den entsprechenden Titeln]

ABELS, HEINZ: *Interaktion, Identität, Präsentation. Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie*. Wiesbaden 2010.

ABELSON, ROBERT; SCHANK, ROGER: *Scripts, Plans, Goals and Understanding. An Inquiry into Human Knowledge Structures*. New York, New Jersey 1977.

ADAM, MATTHIAS: *Theoriebeladenheit und Objektivität. Zur Rolle von Beobachtungen in den Naturwissenschaften*. Frankfurt, London 2002.

ADOLPHS, RALPH: »Cognitive Neuroscience of Human Social Behaviour«. In: *Nature Review Neuroscience* 4.3 (2003), 165–78.

ADORNO, THEODOR W.: Horkheimer, Max: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main 2000.

AGUIAR, ANDRÉA; BAILLARGEON, RENÉE: »2.5 Month Old Infants' Reasoning about When Objects Should and Should Not Be Occluded«. In: *Cognitive Psychology* 39 (1999), 116–157.

AGUIAR, ANDRÉA; BAILLARGEON, RENÉE: »Development in Young Infants' Reasoning about Occluded Objects«. In: *Cognitive Psychology* 45 (2002), 267–336.

ALBERTAZZI, LILIANA: »At the Roots of Consciousness Intentional Presentations«. In: *Journal of Consciousness Studies* 14.1–2 (2007), 94–114.

ALBERTAZZI, LILIANA: »The Ontology of Perception«. In: Roberto Poli, Johanna Seibt (Hrsg.): *Theory and Application of Ontology*. London, New York 2010, 177–206.

ALLEN, COLIN: »The Geometry of Partial Understanding«. In: *American Philosophical Quarterly* 50.3 (2013), 249–262.

ALLEN, COLIN: »Umwelt or Umwelten? How Should Shared Representation be Understood Given Such Diversity?«. In: *Semiotica* 198 (2014), 137–158.

ALLEN, VALERIE: *On Farting. Language and Laughter in the Middle Ages*. New York 2007.

ALLISON, HENRY: *Kant's Theory of Taste. A Reading of The Critique of Aesthetique Judgment*. Cambridge 2001.

AL-SAJI, ALIA: »A Phenomenology of Critical-Ethical Vision: Merleau-Ponty, Bergson, and the Question of Seeing Differently«. In: *Chiasmi International* 11 (2009), 375–399.

AMMON, ULRICH: »Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation«. In: Ludwig M. Eichinger, Werner Kallmeyer (Hrsg): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin, New York 2005, 28–40.

AMMON, ULRICH: *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin, New York 1995.

AMMON, ULRICH: *Die Stellung des Deutschen in der Welt*. Berlin 2015.

ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: *Gesammelte Märchen. Erster Theil. Gesammelte Werke. Zwölfter Band*. Leipzig 1847.

ARNOLD, KATE; ZUBERBÜHLER, KLAUS: »The Alarm-Calling System of Adult Male Putty-Nosed Monkeys, *Cercopithecus nictans martini*«. In: *Animal Behaviour* 72 (2006), 643–653.

ARP, ROBERT; SMITH, BARRY; SPEAR, ANDREW D.: *Building Ontologies with Basic Formal Ontology*. Cambridge, London 2015.

AUSTIN, JOHN L.: *Sense and Sensibilia*. Oxford 1962.

BACHELARD, GASTON: *Der neue wissenschaftliche Geist*. Michael Bischoff (Übers.). Frankfurt/M. 1988.

BACHELARD, GASTON: *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zur Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis*. Michael Bischoff (Übers.). Mit einer Einleitung von Wolf Lepenies. Frankfurt/M. 1978.

BACHELARD, GASTON: *Die Philosophie des Nein. Versuch einer Philosophie des neuen wissenschaftlichen Geistes*. Frankfurt/M. 1980.

BACHELARD, GASTON: *Epistemologie*. Ausgewählt von Dominique Lecourt. Henriette Beese (Übers.). Frankfurt/M. 1993.

BAILLARGEON, RENÉE; SPELKE, ELIZABETH S.; WASSERMANN, STANLEY: »Object permanence in five-month-old infants«. In: *Cognition* 20 (1985), 191–208.

BAKER, LYNNE RUDDER: »Third-Person Understanding«. In: Anthony Sanford (Hrsg.): *The Nature and Limits of Human Understanding. The 2001 Gifford Lectures at the University of Glasgow*. London, New York 2003, 186–208.

BAKER, LYNNE RUDDER: *The metaphysics of everyday life: An Essay in Practical Realism*. Cambridge 2007.

BALL, HUGO: *Die Flucht aus der Zeit*. München, Leipzig 1927.

BALLE, JOHANNES D.: »Husserls typisierende Apperzeption und die Phänomenologie dynamischer Intentionalität«. In: Filip Mattens (Hrsg.): *Meaning and Language. Phenomenological Perspectives*. Dordrecht 2008, 89–104.

BARKER, ROGER; AND ASSOCIATES: *Habitats, Environments, and Human Behavior*. San Francisco, Washington, London 1978.

BARKER, ROGER: *Ecological Psychology. Concepts and Methods for Studying the Environment of Human Behavior*. Stanford 1968.

BARON-COHEN, SIMON; TAGER-FLUSBERG, HELEN; LOMBARDO, MICHAEL V.: *Understanding Other Minds. Perspectives From Developmental Social Neuroscience*. Oxford 2013.

BARRAT, DANIEL; RÉDEI, ANNA C.; INNES-KER, ÅSE; VAN DE WEIJER, JOOST: »Does the Kuleshov Effect Really Exist? Revisiting a Classic Film Experiment on Facial Expressions and Emotional Context«. In: *Perception* 45,8 (2016), 847–874.

BARRETT, LISA F.; BAR, MOSHE: »See it with feeling: Affective predictions during object perception«. In: *Philosophical Transactions of the Royal Society B: Biological Sciences* 364.1521 (2009), 1325–1334.

BARRETT, LISA F.: *How Emotions are Made. The Secret Life of the Brain*. Boston, New York 2017.

BARTHES, ROLAND: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn*. Frankfurt/M. 1990.

BARTHES, ROLAND: *Mythen des Alltags*. Frankfurt/M 1980.

BÄUML, JOSEF: *Psychosen aus dem schizophrenen Formenkreis*. Heidelberg 2008.

BECKER-CARUS, CHRISTIAN: »Orientierungsreaktion«. In: Markus A. Wirtz (Hrsg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie*. Bern 2014, 1138.

BELKE, INGRID (HRSG.): *Moritz Lazarus und Heymann Steinthal. Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen*. Band II/2. Tübingen 1986.

BENOIST, JOCELYN: »Sinn und Wirklichkeit«. In: Peter Gaitsch, Sandra Lehmann, Philipp Schmidt (Hrsg.): *Eine Diskussion mit Markus Gabriel. Phänomenologische Positionen zum neuen Realismus*. Wien, Berlin 2017, 149–170.

BENOIST, JOCELYN: *Éléments de philosophie réaliste*. Paris 2011.

BERGER, PETER L.; LUCKMANN, THOMAS: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M. 1980.

BERKELEY, GEORGE: *Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis*. Übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Arend Kulenkampff. Hamburg 2004.

BERMÚDEZ, JOSÉ LUIS: *Philosophy of Psychology. A Contemporary Introduction*. New York 2005.

BERMÚDEZ, JOSÉ LUIS: *Thinking Without Words*. New York 2003.

BERTRAM, GEORG W.: »Sagen, was man so sagt. Über Freiheiten und Unfreiheiten des Sprechens und Verstehens«. In: Carl Friedrich Gethmann (Hrsg.): *Lebenswelt und Wissenschaft. XXI. Deutscher Kongress für Philosophie. Kolloquienbeiträge*. Hamburg 2011, 798–811.

BEYER, CHRISTIAN: »Husserls transzendente Phänomenologie im Lichte der (neueren) Erkenntnistheorie«. In: Julian Nida-Rümelin, Elif Özmen (Hrsg.): *Welt der Gründe*. Hamburg 2012, 31–47.

BLANKENBURG, WOLFGANG: *Der Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit. Ein Beitrag zur Psychopathologie symptomarmer Schizophrenien*. Stuttgart 1971.

BLASCHKE, BERND: *Der homo oeconomicus und sein Kredit bei Musil, Joyce, Svevo, Umamuno und Céline*. München 2004.

BLEULER, EUGEN: *Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien*. Leipzig, Wien 1911.

BLUMENBERG, HANS: *Realität und Realismus*. Nicola Zambon (Hrsg.). Berlin 2020.

BLUMENBERG, HANS: *Theorie der Lebenswelt*. Manfred Sommer (Hrsg.). Berlin 2010.

- BLUMER, HERBERT: »Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus«. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): *Alltagswissen, Interaktion, gesellschaftliche Wirklichkeit*. Opladen 1980, 80–146.
- BÖHME, GERNOT: »Synästhesien im Rahmen einer Phänomenologie der Wahrnehmung«. In: Hans Adler, Ulrike Zeuch (Hrsg.): *Synästhesie: Interferenz, Transfer, Synthese der Sinne*. Würzburg 2002, 45–56.
- BOSSART, YVES: *Ästhetik nach Wittgenstein. Eine systematische Rekonstruktion*. Frankfurt/M., Prais, Lancaster, New Brunswick 2013.
- BOURDIEU, PIERRE: »The Production and Reproduction of Legitimate Language«. In: Ders.: *Language and Symbolic Power*. John B. Thompson (Hrsg.). Cambridge 1991, 43–65.
- BOURDIEU, PIERRE: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt/M. 2009.
- BOURDIEU, PIERRE: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M. 2015.
- BRAND, GERD: *Die Lebenswelt. Eine Philosophie des konkreten Apriori*. Berlin 1971.
- BRANDOM, ROBERT: *From Empiricism to Expressivism. Brandom Reads Sellars*. Cambridge, London 2015.
- BRANDOM, ROBERT: »Knowledge and the Social Articulation of the Space of Reasons«. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 55 (1995), 895–908.
- BRANDOM, ROBERT: *Making it Explicit*. Harvard 1994.
- BRASSIER, RAY: *Nihil Unbound. Enlightenment and Extinction*. New York 2007.
- BREGMAN, ALBERT: *Auditory Scene Analysis. The Perceptual Organization of Sound*. Cambridge, London 1994.
- BRENTANO, FRANZ: *Deskriptive Psychologie*. Roderick M. Chisholm & Wilhelm Baumgartner (Hrsg.). Hamburg 1982.

- BRIESEN, JOCHEN: »Perceptual Justification and Assertively Representing the World«. In: *Philosophical Studies* 172 (2015), 2239–2259.
- BRISCOE, ROBERT EAMON: »Mental Imagery and the Varieties of Amodal Perception«. In: *Pacific Philosophical Quarterly* 92 (2011), 153–173.
- BROWNMILLER, SUSAN: *In Our Time: Memoir of a Revolution*. New York 1990.
- BRUNSCHVICG, LÉON; ET AL.: »Histoire et Philosophie. Séance du 31 mai 1923«. In: *Bulletin de la Société française de Philosophie* 23 (1923), 145–72.
- BRUNSCHVICG, LÉON: *L'Expérience Humaine et la Causalité Physique*. Paris 1922.
- BRUNSWIK, EGON: »»Ratiomorphic« models of perception and thinking«. In: *Acta Psychologica* 11 (1955), 108–109.
- BRUNSWIK, EGON: *The Conceptual Framework of Psychology*. Chicago 1952.
- BRUNSWIK, EGON: *Wahrnehmung und Gegenstandswelt. Grundlegung einer Psychologie vom Gegenstand her*. Leipzig, Wien 1934.
- BUBIC, ANDREJA; VON CRAMON, D. YVES; SCHUBOTZ, RICARDA I.: »Prediction, Cognition and the Brain«. In: *Frontiers in Human Neuroscience* 4.25 (2010), 1–15.
- BÜHLER, KARL: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart 1965.
- BURGE, TYLER: *Origins of Objectivity*. New York, London 2010.
- BUSSE, DIETRICH: *Frame-Semantik. Ein Kompendium*. Berlin, Boston 2012.
- BYRNE, ALEX: »Perception and Conceptual Content«. In: Ernest Sosa, Matthias Steup (Hrsg.): *Contemporary Debates in Epistemology*. Oxford 2005, 231–250.
- CAMPBELL, JOHN: »Schizophrenia, the Space of Reason, and Thinking as a Motor Process«. In: *The Monist* 82.4 (1999), 609–625.
- CAMPBELL, JOHN: *Past, Space, and Self*. Cambridge, London 1994.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

CAMPBELL, JOHN: *Reference and Consciousness*. Oxford 2002.

600

CARMAN, TAYLOR: *Heidegger's Analytic. Interpretation, Discourse, and Authenticity in Being and Time*. Cambridge, New York 2003.

CARNAP, RUDOLF: *Der logische Aufbau der Welt*. Hamburg 1928.

CASATI, ROBERTO; VARZI, ACHILLE R.: »Events«. In: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (2015). Edward N. Zalta (Hrsg.), URL = <<https://plato.stanford.edu/archives/win2015/entries/events/>>.

CASATI, ROBERTO; VARZI, ACHILLE R.: »Holes«. In: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (2014). Edward N. Zalta (Hrsg.), URL = <<https://plato.stanford.edu/archives/spr2014/entries/holes/>>.

CASATI, ROBERTO: »Object Perception«. In: Mohan Matthen (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Philosophy of Perception*. Oxford 2015, 393–405.

CASSIRER, ERNST: *Schriften zur Philosophie der symbolischen Formen*. Hamburg 2009.

CHALMERS, DAVID J.: »The Nature of Narrow Content«. In: *Philosophical Issues* 13.1 (2003), 46–66.

CHALMERS, DAVID J.: »The Virtual and the Real«. In: *Disputatio* 9.46 (2017), 309–352.

CHENEY, DOROTHY L.; SEYFAHRT, ROBERT M.: »The Representation of Social Relations by Monkeys«. In: *Cognition* 37 (1990), 167–196.

CHIMISSO, CHRISTINA: *Writing the History of the Mind. Philosophy and Science in France, 1900 to 1960s*. London, New York 2016.

CHOMSKY, NOAM: »Explaining Language Use«. In: *The Philosophy of Hilary Putnam. Philosophical Topics* 20.1 (1992), 205–231.

CHOMSKY, NOAM: *Aspects of the Theory of Syntax*. Massachusetts 1965.

CHOMSKY, NOAM: *The Minimalist Program*. Cambridge 1995.

CHRISTIAS, DIONYSIS: »Sellars' Naturalism, the Myth of the Given and Husserls Transcendental Phenomenology«. In: *Philosophical Forum* 49.4 (2018), 511–539.

CHURCHLAND, PAUL M.: »Eliminative Materialism and the Propositional Attitudes«. In: *Journal of Philosophy* 78 (1981), 67–90.

CLARK, ANDY: *Surfing Uncertainty. Prediction, Action, and the Embodied Mind*. Oxford, New York 2016.

CRANE, TIM; FRENCH, CRAIG: »The Problem of Perception«. In: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (2017), URL = <<https://plato.stanford.edu/archives/spr2017/entries/perception-problem/>>.

CRANE, TIM: »Is Perception a Propositional Attitude?«. In: *The Philosophical Quarterly* 59.236 (2009), 452–469.

CURTIUS, ERNST R.: »Das Schematismuskapitel in der Kritik der reinen Vernunft«. In: *Kant-Studien* 19.1-3 (1914), 338–366.

DAMMBÖCK, CHRISTIAN: »Wilhelm Diltheys empirische Philosophie und der rezente Methodenstreit in der analytischen Philosophie«. In: *Grazer Philosophische Studien* 85 (2012), 151–185.

DAVIES, WINIFRED: »Die Geschichte vom ›schlechten‹ Deutsch«. In: *Der Deutschunterricht* 59.3 (2007), 52–62.

DAWKINS, RICHARD: *The Selfish Gene*. Oxford, New York 1976

DE BRUIN, LEON; STRIJBOS, DEREK: »Direct social perception, mindreading and Bayesian predictive coding«. In: *Consciousness and Cognition* 36 (2015), 565–570.

DE JAEGER, HANNE; DI PAOLO, EZEQUIEL: »Participatory sense-making: An enactive approach to social cognition«. In: *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 6.4 (2007), 485–507.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

DE JAEGHER, HANNE: »Social understanding through direct perception. Yes, by interacting«. In: *Consciousness and Cognition* 18 (2009), 535–542.

602

DELEUZE, GILLES; GUATTARI, FELIX: *Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus*. Berlin 1992.

DELEUZE, GILLES: *Differenz und Wiederholung*. Joseph Vogl (Übers.). München 1992.

DENKEL, ARDA: »Natural meaning«. In: *Australasian Journal of Philosophy* 70.3 (1992), 296–306.

DENNETT, DANIEL C.: »Heterophenomenology reconsidered«. In: *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 6.1-2 (2007), 247–270.

DENNETT, DANIEL C.: »How to study human consciousness empirically, or, nothing comes to mind«. In: *Synthese* 53 (1982), 159–180.

DENNETT, DANIEL C.: »Mechanism and Responsibility«. In: Ders.: *Brainstorms. Philosophical Essays on Mind and Psychology*. Montgomery 1978, 233–255.

DENNETT, DANIEL C.: *Consciousness Explained*. New York, Boston, London 1991.

DENNETT, DANIEL C.: *The Intentional Stance*. Cambridge 1987.

DENNETT, DANIEL C.: »Who's on first? Heterophenomenology Explained«. In: *Journal of Consciousness Studies* 10.9-10 (2003), 19–30.

DENNETT, DANIEL C.: *From Bacteria to Bach and Back Again. The Evolution of Minds*. New York, London 2017.

DERRIDA, JACQUES: »Signatur, Ereignis, Kontext«. In: Ders.: *Limited Inc*. Werner Rappl (Übers.). Wien 2001, 15–46.

DERRIDA, JACQUES: *Das Tier und der Souverän I. Seminar 2001-2002*. Wien 2015.

DESCARTES, RENÉ: *Meditationen*. Christian Wohlers (Übers. & Hrsg.). Hamburg 2009.

DEVRIES, WILLEM: *Wilfrid Sellars*. Chesham 2005.

DEVRIES, WILLEM: »Images, Descriptions, Pictures. Personhood and the Clash«. In: James O'Shea (Hrsg.): *Sellars and his Legacy*. Oxford 2016, 47–59.

DEWEY, JOHN: *Experience and Nature*. The Collected Works of John Dewey, 1882-1953. The Later Works, 1925-1953. Band 1. Jo Ann Boydston (Hrsg.). Carbondale 2008.

DIAZ-BONE, RAINER: »Die französische Epistemologie und ihre Revisionen: Zur Rekonstruktion des methodologischen Standortes der Foucaultschen Diskursanalyse«. In: *Historical Social Research* 33.1 (2008), 29—72.

DILTHEY, WILHELM: *Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte. Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. Gesammelte Schriften. Band V*. Stuttgart, Göttingen 1990.

DILTHEY, WILHELM: *Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Teil: Manuskripte zur Genese der deskriptiven Psychologie (ca. 1860—1895). Gesammelte Schriften. XXII. Band*. Göttingen 2005.

DRETSKE, FRED: »Simple Seeing«. In: Ders.: *Perception, Knowledge and Belief. Selected Essays*. Cambridge 2000, 97–112.

DRETSKE, FRED: »Fehlrepräsentationen«. In: Thomas Metzinger (Hrsg.): *Grundkurs Philosophie des Geistes. Band 3. Intentionalität und mentale Repräsentation*. Paderborn 2010, 346–367.

DRETSKE, FRED: *Naturalizing the Mind. The 1994 Jean Nicod Lectures*. Cambridge, London 1995.

DURT, CHRISTOPH; FUCHS, THOMAS; TEWES, CHRISTIAN (HRSG.): *Embodiment, Enaction, and Culture. Investigating the Constitution of the Shared World*. Cambridge, London 2017.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

604

DURT, CHRISTOPH: »Consciousness, Culture, and Significance«. In: Christoph Durt, Thomas Fuchs, Christian Tewes (Hrsg.): *Embodiment, Enaction, and Culture. Investigating the Constitution of the Shared World*. Cambridge, London 2017, 65–86.

DURT, CHRISTOPH: *The Paradox of the Primary-Secondary Quality Distinction and Husserl's Genealogy of the Mathematization of Nature*. eScholarship University of California 2012

ECO, UMBERTO: *Einführung in die Semiotik*. München 1972.

EDDINGTON, ARTHUR STANLEY: *Das Weltbild der Physik und ein Versuch seiner philosophischen Deutung*. Marie Freifrau Rausch v. Traubenberg, H. Diesselhorst (Übers.). Braunschweig 1931.

EDMONDS, BRUCE; LUCAS, PABLO; ROUCHIER, JULIETTE; TAYLOR, RICHARD: »Human Societies: Understanding Observed Social Phenomena«. In: Bruce Edmonds, Ruth Meyer: *Simulating Social Complexity. A Handbook*. Berlin, Heidelberg 2017, 763–800.

EDMONDS, BRUCE: »Matching and Mismatching Social Contexts«. In: Virginia Dignum, Frank Dignum (Hrsg.): *Perspectives on Culture and Agent-based Simulations. Integrating Cultures*. Dordrecht 2014, 149–167.

EKMAN, PAUL; FRIESEN, WALLACE V.: »Constants Across Cultures in the Face and Emotion«. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 17.2 (1971), 124–129.

ELDER, CRAWFORD L.: *Real Natures and Familiar Objects*. Cambridge 2004.

ELGIN, CATHERINE Z.: *True Enough*. Cambridge, London 2017.

ENNS, JAMES T.; LLERAS, ALEJANDRO: »What's next? New evidence for prediction in human vision«. In: *Trends in Cognitive Sciences* 12.9 (2008), 327–333.

ERHARD, CHRISTOPHER: *Denken über Nichts – Intentionalität und Nicht-Existenz bei Husserl*. Berlin, Boston 2014.

ERHARDT, FABIAN: »Problemgeschichtliche Notizen zur ›Architektonik‹ als ›Prinzip der Suche‹. In: *Interpretationes. Studia philosophica europeana* IX.1 (2019), 121–138.

FAJEN, BRETT: »Perceiving Possibilities For Action: On the Necessity of Calibration and Visual Learning for the Visual Guiding of Actions«. In: *Perception* 34 (2005), 717–740.

FAJEN, BRETT; TURVEY, MICHAEL: »Perception, Categories and Possibilities for Action«. In: *Adaptive Behaviour* 11.4 (2003), S.276–278.

FERENCZ-FLATZ, CHRISTIAN: »Fundierung und Motivation. Zu Husserls Auslegung der Alltagsgegenstände im Lichte der Heidegger'schen Kritik«. In: *Phänomenologische Forschungen* (2011), 111–131.

FICHTE, JOHANN GOTTLIEB: *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* (1794/95). In: Ders.: Gesamtausgabe der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Band I/2. Werke 1793-1795. Hans Jacob, Reinhard Lauth (Hrsg.). Stuttgart 1965.

FIEBERG, EDGAR: *Das intuitive Wissen über Bewegungsgesetze. Entwicklungspsychologische Untersuchungen zum intuitiven Wissen im Handeln, Wahrnehmen und Urteilen*. New York, München, Berlin 1998.

FILIPPI, PIERA: »Specifically Human: Going Beyond Perceptual Syntax«. In: *Biosemiotics* 7.1 (2014), 111–123.

FINK, SASCHA BENJAMIN: »Introspective disputes deflated: the case for phenomenal Variation«. In: *Philosophical Studies* 175 (2018), 3165–3194.

FISCHHOFF, BARUCH: »Debiasing«. In: Daniel Kahneman, Paul Slovic, Amos Tversky (Hrsg.): *Judgement Under Uncertainty: Heuristics and Biases*. Cambridge, New York 1982, 422–444.

FOUCAULT, MICHEL: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt/M. 1974.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

FOUCAULT, MICHEL: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt/M. 1973.

606

FREGE, GOTTLLOB: »Über Sinn und Bedeutung«. In: *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 100 (1892), 25–50.

FRESE, JÜRGEN: »Sprechen als Metapher für Handeln«. In: Hans-Georg Gadamer (Hrsg.): *Das Problem der Sprache. Achter Deutscher Kongress für Philosophie*. München 1967, 45–55.

FRICKER, MIRANDA: *Epistemic Injustice. Power & the Ethics of Knowing*. Oxford, New York 2007.

FRIEDMAN, MICHAEL: *Dynamics of Reason. The 1999 Kant Lectures at Stanford University*. Stanford 2001.

FUCHS, THOMAS: »Körper haben oder Leib sein«. In: *Gesprächspsychotherapie und Personenzentrierte Beratung* 3/15 (2015), 144–150.

FUCHS, THOMAS: »Zur Phänomenologie der Stimmungen«. In: Friederike Reents, Burkhard Meyer-Sickendiek (Hrsg.): *Stimmung und Methode*. Tübingen 2013, 17–31.

FURIE, MATT: »Pepe the Frog's Creator: I'm Reclaiming Him. He Was Never About Hate«. In: *Time (magazine)*. 13. Oktober 2016 (zuletzt aufgerufen am 19. November 2017). URL = <<http://time.com/4530128/pepe-the-frog-creator-hate-symbol/>>

GABRIEL, MARKUS: »Repliken«. In: Peter Gaitsch, Sandra Lehmann, Philipp Schmidt (Hrsg.): *Phänomenologische Positionen zum neuen Realismus. Eine Diskussion mit Markus Gabriel*. Wien, Berlin 2017, 217–259.

GABRIEL, MARKUS: *Der Sinn des Denkens*. Berlin 2018.

GALLAGHER, SHAUN: »Direct perception in the Intersubjective Context«. In: *Consciousness and Cognition* 17.2 (2008), 535–543.

GARFINKEL, HAROLD: »Studies of the routine grounds of everyday activities«. In: Ders.: *Studies in Ethnomethodology*. Prentice-Hall 1967, 35–75.

GAUKROGER, STEPHEN: »Bachelard and the Problem of Epistemological Analysis«. In: *Studies in History and Philosophy of Science Part A* 7,3 (1976), 189–244.

GAVER, WILLIAM W.: »Technology affordances«. In: *CHI'91. Conference Proceedings*. New York 1991, 79–84.

GEHLEN, ARNOLD: *Anthropologische und sozialpsychologische Untersuchungen*. Mit einem Nachwort von Herbert Schnädelbach. Reinbek bei Hamburg 1986.

GEHLEN, ARNOLD: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Berlin 1940.

GENDLER, TAMAR SZABÓ: »Alief in Action (and Reaction) ». In: *Mind and Language* 23,5 (2008a), 552–585.

GENDLER, TAMAR SZABÓ: »Aliefs and Beliefs«. In: *The Journal of Philosophy* 105,10 (2008b), 634–663.

GESS, NICOLA: »Musik«. In: Birgit Nübel, Norbert Christian Wolf: *Robert-Musil-Handbuch*. Berlin, Boston 2016, 684–686.

GIBSON, JAMES J.: »Notes on Affordances«. In: Ders.: *Reasons for Realism*. Selected Essays of James Gibson. Edward Reed, Rebecca Jones (Hrsg.). Hillsdale, London 1982, 401–418.

GIBSON, JAMES J.: *The Ecological Approach to Visual Perception*. New York 1986.

GIBSON, JAMES J.: *The Perception of the Visual World*. Boston, Cambridge 1950.

GIDDENS, ANTHONY: *The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration*. Berkeley, Los Angeles 1984.

GILBERT, MARGARET: *A Theory of Political Obligation. Membership, Commitment, and the Bonds of Society*. Oxford, New York 2006.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

608

GOETZ, RAINALD: »Leben und Schreiben. Der Existenzauftrag der Schrift«. Antrittsvorlesung zur Heiner Müller Gastprofessur für Poetik 2012. URL = <https://www.youtube.com/watch?v=tJk2_Yopxcw>. (Zuletzt aufgerufen am 19.11.2017).

GOETZ, RAINALD: *Abfall für Alle*. Frankfurt/M. 2003.

GOFFMAN, ERVING: *Frame-Analysis. An Essay on the Organization of Experience*. Boston 1974.

GOLDSTEIN, BRUCE: *Sensation and Perception*. Wadsworth 2014.

GREENWOOD, JOHN D.: *The Future of Folk Psychology. Intentionality and Cognitive Science*. Cambridge 1991.

GREGORY, RICHARD L.: »Perceptions as hypotheses«. In: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London. B* 290.1038 (1980), 181–197.

GRICE, PAUL: »Meaning«. In: *The Philosophical Review* 66.3 (1957), 377–388.

GURWITSCH, ARON: *Die mitmenschlichen Begegnungen in der Milieuwelt*. Herausgegeben und eingeleitet von A. Métraux. Berlin, New York 1976.

GÜNTHER, GOTTHARD: »Life als Poly-Contexturality«. In: Ders.: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Zweiter Band. Wirklichkeit als Poly-Kontexturalität*. Hamburg 1979, 187–210.

HABERMAS, JÜRGEN: »Von den Weltbildern zur Lebenswelt«. In: Carl-Friedrich Gethmann (Hrsg.): *Lebenswelt und Wissenschaft. Deutsches Jahrbuch Philosophie. Band 2*. Hamburg 2011, 63–88.

HABERMAS, JÜRGEN: *Kritik der Vernunft. Philosophische Texte. Band 5*. Frankfurt/M. 2009.

HABERMAS, JÜRGEN: *Theorie des kommunikativen Handelns. 2. Band. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*. Frankfurt 1981.

HABERMAS, TILMANN: *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Frankfurt/M. 1999.

HAMANN, JOHANN GEORG: *Briefwechsel*. Hg. von Walther Zieseimer u. Arthur Henkel. Band 1. Frankfurt/M. 1955.

HASLANGER, SALLY: »What is a Social Practice?«. In: *Royal Institute of Philosophy Supplement* 82 (2018), 231–247.

HASLANGER, SALLY: *Der Wirklichkeit widerstehen. Soziale Konstruktion und Sozialkritik*. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Daniel James. Berlin 2021.

HECK JR., RICHARD G.: »Are there Different Kinds of Content?«. In: Brian P. McLaughlin, Jonathan Cohen (Hrsg.): *Contemporary Debates in Philosophy of Mind*. Malden, Oxford 2007, 117–138.

HEFT, HARRY: *Ecological Psychology in Context: James Gibson, Roger Barker, and the Legacy of William James's Radical Empiricism*. Mahwah, London 2001.

HEIDEGGER, MARTIN: *Die Grundbegriffe der Metaphysik. Welt – Endlichkeit – Einsamkeit*. Freiburger Vorlesung Wintersemester 1929/30. F.-W. von Herrmann (Hrsg.). Frankfurt/M. 2004. (= GA 29/30)

HEIDEGGER, MARTIN: *Logik. Die Frage nach der Wahrheit*. Gesamtausgabe. II. Abteilung: Vorlesungen 1923-1944. Band 21. Walter Biemel (Hrsg.). Frankfurt/M. 1976. (= GA 21)

HEIDEGGER, MARTIN: *Phänomenologische Interpretationen zu Aristoteles. Einführung in die phänomenologische Forschung*. Gesamtausgabe. II. Abteilung: Vorlesungen 1923-1944. Band 61. Walter Bröcker, Käte Bröcker-Oltmanns (Hrsg.). Frankfurt/M. 1994. (= GA 61)

HEIDEGGER, MARTIN: *Prolegomena zur Geschichte des Zeitbegriffs*. Gesamtausgabe. II. Abteilung: Vorlesungen 1923-1944. Band 20. Frankfurt/M. 1979. (= GA 20)

HEIDEGGER, MARTIN: *Sein und Zeit*. Tübingen 2001. (= SZ)

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

HEIMBERG, DANIELA RENATE: *Zusammenbruch der Gestalt. Eine Evozierte-Potential-Analyse der Informationsverarbeitung schizophrener Erkrankter*. Münster 2002.

610

HELMHOLTZ, HERMANN VON: *Die Tatsachen in der Wahrnehmung. Zählen und Messen erkenntnistheoretisch betrachtet*. Darmstadt 1959.

HELMHOLTZ, HERMANN VON: *Handbuch der physiologischen Optik*. Leipzig 1867.

HERBART, JOHANN FRIEDRICH: *Psychologie als Wissenschaft. Band 2*. Königsberg 1825.

HERDER, JOHANN GOTTFRIED: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. Berlin 1772.

HOFFMANN, DONALD D.: »The Interaction of Colour and Motion«. In: Rainer Mausfeld, Dieter Heyer (Hrsg.): *Colour Perception. Mind and the Physical World*. Oxford, New York 2003, 361–377.

HOGREBE, WOLFRAM: *Riskante Lebensnähe. Die szenische Existenz des Menschen*. Berlin 2009.

HOLENSTEIN, ELMAR: *Die Phänomenologie der Assoziation. Zu Struktur und Funktion eines Grundprinzips der passiven Genesis bei E. Husserl*. Den Haag 1972.

HOUELLEBECQ, MICHEL: *Die Möglichkeit einer Insel*. Köln 2005.

HOWE, CATHERINE Q.; PURVES, DALE: »The Müller-Lyer Illusion Explained by the Statistics of Image-Source Relationships«. In: *Proceedings of the National Academy of Science of the USA* 102.4 (2005), 1234–1239.

HUME, DAVID: *A Treatise of Human Nature*. Oxford 1888.

HUMPHREYS, GLYN W.; FORDE, EMER M.; RIDDOCH, M. JANE: »The Planning and Execution of Everyday Actions«. In: Brenda Rapp (Hrsg.): *The Handbook of Cognitive Neuropsychology: What Deficits Reveal About the Human Mind*. Philadelphia 2001, 565–589.

HUNDT, MARKUS: »Normverletzung und neue Normen«. In: Marek Konopka, Bruno Strecker (Hrsg.): *Deutsche Grammatik. Regeln, Normen, Sprachgebrauch*. Berlin, New York 2009, 117–140.

HUSSERL, EDMUND: *Analysen zur passiven Synthesis. Aus Vorlesungs- und Forschungsmanuskripten 1918-1926*. Margot Fleischer (Hrsg.). Husserliana Band XI. Den Haag 1968. (= Hua XI)

HUSSERL, EDMUND: *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*. S. Strasser (Hrsg.). Husserliana Band I. Dordrecht 1991. (= Hua I)

HUSSERL, EDMUND: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*. Walter Biemel (Hrsg.). Husserliana Band VI. Den Haag 1976. (= Hua VI)

HUSSERL, EDMUND: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Ergänzungsband. Texte aus dem Nachlass 1934-1937*. Reinhold M. Smid (Hrsg.). Husserliana Band XXIX. Dordrecht 1993. (= Hua XXIX)

HUSSERL, EDMUND: *Die Lebenswelt. Auslegungen der vorgegebenen Welt und ihrer Konstitution. Texte aus dem Nachlass (1916-1937)*. Rochus Sowa (Hrsg.). Husserliana Band XXXIX. Dordrecht 2008. (= Hua XXXIX)

HUSSERL, EDMUND: *Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik*. Ludwig Landgrebe (Hrsg.). Prag 1939.

HUSSERL, EDMUND: *Formale und transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft*. Paul Janssen (Hrsg.). Husserliana Band XVII. Den Haag 1974. (= Hua XVII)

HUSSERL, EDMUND: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch. Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie*. Karl Schumann (Hrsg.). Husserliana Band III/1. Den Haag 1976. (= Hua III/1)

HUSSERL, EDMUND: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Zweites Buch. Phänomenologische Untersuchungen zur Konstitution*. Marly Biemel (Hrsg.). Husserliana Band IV. Den Haag 1952. (= Hua IV)

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

HUSSERL, EDMUND: *Logische Untersuchungen. Zweiter Band. Erster Teil. Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis*. Ursula Panzer (Hrsg.). Husserliana Band XIX/1. New York 1984. (= Hua XIX/1)

612

HUSSERL, EDMUND: *Phänomenologische Psychologie. Vorlesungen Sommersemester 1925*. Walter Biemel (Hrsg.). Husserliana Band IX. Dordrecht 1968. (= Hua IX)

HUSSERL, EDMUND: *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität. Texte aus dem Nachlass. Erster Teil: 1905-1920*. Herausgegeben von Iso Kern. Husserliana Band XIII. Den Haag 1973. (= Hua XIII)

HUSSERL, EDMUND: *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins. 1893-1917*. Rudolf Boehm (Hrsg.). Husserliana Band X. Den Haag 1969. (= Hua X)

HUTCHINS, EDWIN: »The Cultural Ecosystem of Human Cognition«. In: *Philosophical Psychology* 27.1 (2013), 34–49.

JACKENDOFF, RAY: »Parallels and Nonparallels Between Language and Music«. In: *Music Perception* 26.3 (2009), 195–204.

JACKENDOFF, RAY: *Foundations of Language. Brain, Meaning, Grammar, Evolution*. Oxford, New York 2002.

JACKENDOFF, RAY: *Language, Consciousness, Culture. Essays on Mental Structure*. Cambridge 2007.

JAEGGI, RAHEL: *Kritik von Lebensformen*. Berlin 2014.

JÄGER, SIEGFRIED: »Standardsprache«. In: Hans Peter Althaus, Helmut Henne, Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): *Lexikon der germanistischen Linguistik*. Tübingen 1980, 375–379.

JASPERS, KARL: *Allgemeine Psychopathologie*. Berlin, Heidelberg, New York 1973.

JASPERS, KARL: *Philosophie II. Existenzerhellung*. Berlin, Heidelberg 1956.

JOAS, HANS; KNÖBL, WOLFGANG: *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*. Aktualisierte Ausgabe. Berlin 2011.

JOHNSON, SUSAN C.; SHIMIZU; YUKIO A., OK, SU-JEONG: »Actors and Actions: The Role of Agent Behavior in Infants' Attribution of Goals«. In: *Cognitive Development* 22.3 (2007), 310–322.

KAELI, DAVID; YEW, PEN-CHUNG: *Speculative Execution in High-Performance Computer Architectures*. Boca Raton, London, New York 2005.

KANIZSA, GAETANO: »Margini quasi-percettivi in campi con stimolazione omogenea«. In: *Rivista di Psicologia* 49.1 (1955), 7–30.

KANT, IMMANUEL: *Kritik der reinen Vernunft*. In: Ders.: *Kant's Gesammelte Schriften*. König Preußische Akademie der Wissenschaften. Band 3. Band 4. Berlin 1904, 1911. (= KrV)

KANT, IMMANUEL: *Kritik der Urteilskraft*. In: Ders.: *Kant's Gesammelte Schriften*. König Preußische Akademie der Wissenschaften. Band 5. Berlin 1913. (= KU)

KASHIMA, YOSHIHISA: »Meaning, Grounding, And the Construction of Social Reality«. In: *Asian Journal of Social Psychology* 17 (2014), 81–95.

KASHIMA, YOSHIHISA: »Recovering Bartlett's social psychology of cultural dynamics«. In: *European Journal of Social Psychology* 30.3 (2000), 383–403.

KELLER, PIERRE: *Husserl and Heidegger on Human Experience*. Cambridge 1999.

KELLER, RUDI: »Konventionen, Regeln, Normen«. In: Marek Konopka, Bruno Strecker (Hrsg.): *Deutsche Grammatik. Regeln, Normen, Sprachgebrauch*, Berlin 2009, 9–22.

KELLMAN, PHILIP J.; SPELKE, ELIZABETH S.: »Perception of Partly Occluded Objects in Infancy«. In: *Cognitive Psychology* 15 (1983), 483–524.

KIVERSTEIN, JULIAN: »Social Understanding without Mentalizing«. In: *Philosophical Topics* 39.1 (2011), 41–65.

KNOLLE, FRANZISKA; GONCALVES, RITA P.; MORTON, A. JENNIFER: »Sheep recognize familiar and unfamiliar human faces from two-dimensional images«. In: *Royal Society Open Science* 4.171228 (2017).

KOFFKA, KURT: *Principles of Gestalt Psychology*. London 1936.

KÖNIG, SABINE U.; SCHUMANN, FRANK; KEYSER, JOHANNES; GOEKE, CASPAR; KRAUSE, CARINA; WACHE, SUSAN ET AL.: »Learning New Sensorimotor Contingencies: Effects of Long-Term Use of Sensory Augmentation on the Brain and Conscious Perception«. In: *PLoS One* 11.12 (2016): e0166647.

KORIAKO, DARIUS: »Kants Schematismuslehre und ihre Relevanz für die Philosophie der Mathematik«. In: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 83.3 (2001), 286–307.

KRUPKA, BERND: *...die rechte Hand muß wissen, was die linke tut. Interkulturelles Lernen – Handeln im Zusammenspiel von Kulturdifferenz, Macht, Diskriminierung und Fremdwahrnehmung*. München, Berlin, New York 2002.

KVANVIG, JONATHAN: *The Value of Knowledge and the Pursuit of Understanding*. Cambridge, New York 2003.

LACAN, JACQUES: *Meine Lehre*. Jacques-Alain Miller. Wien 2013.

LACAN, JACQUES: *Schriften I. Vollständiger Text*. Hans-Dieter Gondek (Übers.). Wien 2016.

LANGE, KARL: *Über Apperzeption. Eine psychologisch-pädagogische Monographie*. Plauen 1891.

LANGER, SUSANNE: *Philosophy in a New Key. A Study in the Symbolism of Reason, Rite and Art*. New York 1954.

LAZARUS, MORITZ: *Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Zweiter Band*. Berlin 1885.

LÉVINAS, EMMANUEL: *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. Freiburg/München 2017.

LÉVY-BRUHL, LUCIEN: *La mentalité primitive*. Paris 1922.

LEVY, HEINRICH: *Kants Lehre von dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe. Ein Erklärungsversuch Teil 1.* Halle 1907.

LEWIN, KURT: *Feldtheorie. Kurt-Lewin-Gesamtausgabe.* Band 4. Carl-Friedrich Graumann (Hrsg.). Bern, Stuttgart 1982.

LEWIS, DAVID: *Convention. A Philosophical Study.* Oxford 1969.

LIPMANN, OTTO: »Das Wesen der naiven Physik. Grundsätze einer Prüfung der Fähigkeit zu intelligentem physischem Verhalten«. In: Otto Lipmann, Helmut Bogen (Hrsg.): *Naive Physik.* Berlin 1923, 1–26.

LIPTOW, JASPER: »Natur, Kommunikation, Bedeutung«. In: Michael Hampe (Hrsg.): *John Dewey: Erfahrung und Natur. Klassiker Auslegen.* Band 66. Berlin, Boston 2017, 81–96.

LIPTOW, JASPER: »Zur Rolle der Sprache in *Sein und Zeit*«. In: Barbara Merker (Hrsg.): *Verstehen. Nach Brandom und Heidegger,* Hamburg 2009, 27–46.

LIPTOW, JASPER: *Regel und Interpretation. Eine Untersuchung zur sozialen Struktur sprachlicher Praxis.* Weilerswist 2004.

LOCKE, JOHN: *An Essay Concerning Human Understanding.* Roger Woolhouse (Hrsg.). London 1997.

LÖFFLER, HEINRICH: »Wieviel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? Begriffsklärung: Standard und Gegenbegriffe«. In: Ludwig M. Eichinger, Werner Kallmeyer (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin, New York 2005, 7–27.

LÖFFLER; DAVOR: »Leben im Futur II Konjunktiv«. Über das Phänomen Atmosphäre und dessen Bedeutung im Zeitalter der technischen Immersion«. In: Institut für immersive Medien (Hrsg.): *Jahrbuch immersiver Medien* 2013. Kiel 2013, 23–37.

LOHAUS, ARNOLD: »Habituations-Dishabituations-Paradigma«. In: Markus A. Wirtz (Hrsg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie.* Bern 2014, 667.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

616

LOHMAR, DIETER: »Die phänomenologische Methode der Wesensschau und ihre Präzisierung als eidetische Variation«. In: *Phänomenologische Forschungen* 2005, 65–91.

LOHMAR, DIETER: *Erfahrung und kategoriales Denken. Hume, Kant und Husserl über vorprädikative Erfahrung und prädikative Erkenntnis*. Dordrecht 1998.

LOHMAR, DIETER: *Phänomenologie der schwachen Phantasie*. Dordrecht 2008.

LOTZMANN, ULF; NEUMANN, MARTIN: »Simulation for Interpretation: A Methodology for Growing Virtual Cultures«. In: *Journal of Artificial Societies and Social Simulation* 20.3 (2017), 1–13.

LOVEJOY, ARTHUR O.: *The Great Chain of Being: A Study of an Idea*. Cambridge 1936.

LUCAS, PABLO: »Usefulness of Simulating Social Phenomena: Evidence«. In: *AI and Society* 26 (2011), 355–362.

LUHMANN, NIKLAS: »Die Lebenswelt — nach Rücksprache mit Phänomenologen«. In: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 72.2 (1986), 176–194.

LUHMANN, NIKLAS: »Die Praxis der Theorie«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Wiesbaden 2005, 317–335.

LUHMANN, NIKLAS: *Die Moral der Gesellschaft*. Detlef Horster (Hrsg.). Frankfurt/M. 2008b.

LUHMANN, NIKLAS: *Einführung in die Systemtheorie*. Autobahnuniversität. Heidelberg 1991.

LUHMANN, NIKLAS: *Liebe. Eine Übung*. Frankfurt/M. 2008a.

LUHMANN, NIKLAS: *Rechtssoziologie*. Opladen 1987b.

LUHMANN, NIKLAS: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main 1987a.

LUHMANN, NIKLAS: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*. Wiesbaden 2005.

LUHMANN, NIKLAS: *Vertrauen. Ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität*. Stuttgart 2000.

LUHMANN, NIKLAS: Wolfgang Hagen im Gespräch mit Niklas Luhmann. Donnerstag, 9. Oktober 1997. Radio Bremen. URL = <<https://www.radiobremen.de/mediathek/audio45996-popup.html>> (Zuletzt aufgerufen am 19.11.2017).

MACDONALD, JOHN; MCGURK, HARRY: »Visual Influences on Speech Perception Processes«. In: *Perception and Psychophysics* 24 (1978), 253–257.

MACH, ERNST: *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*. Jena 1922.

MACH, ERNST: *Erkenntnis und Irrtum*. Leipzig 1917.

MAIMON, SALOMON: *Salomon Maimon's [sic] Lebensgeschichte. Von ihm selbst geschrieben. K. P. Moritz (Hrsg.). In zwei Theilen*. Berlin 1792.

MAIMON, SALOMON: »Ueber das Vorhersehungsvermögen«. In: *Deutsche Monatsschrift* 2 (1791), 45–67.

MAIMONIDES, MOSES: *Führer der Unschlüssigen*. Adolf Weiss (Übers.). Zweites Buch. Leipzig 1924.

MARBACH, EDUARD: *Mental Representation and Consciousness. Towards a Phenomenological Theory of Representation and Reference*. Dordrecht 1993.

MATTHEN, MOHAN: *Seeing, Doing, and Knowing. A Philosophical Theory of Sense Perception*. Oxford 2005.

MCCARTHY, JOHN: »The Little Thoughts of Thinking Machines«. In: *Psychology Today* (Dezember 1983), 46–49.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

618

MCDANIEL, KRIS: »Ways of Being«. In: David J. Chalmers, David Manley, Ryan Wasserman (Hrsg.): *Metametaphysics: New Essays on the Foundations of Ontology*. Oxford 2009, 290–319.

MCDOWELL, JOHN: *Geist und Welt*. T. Blume, H. Bräuer, G. Klass (Übers.). Nordestedt 2012.

MCDOWELL, JOHN: *Mind and World. With a New Introduction*. Cambridge, London 1996.

MCDOWELL, JOHN: *Wert und Wirklichkeit. Aufsätze zur Moralphilosophie*. J. Schulte (Übers.). A. Honneth u. M. Seel (Einleitung). Berlin 2009.

MCGEER, VICTORIA: »Mind-making practices: the social infrastructure of self-knowing agency and responsibility«. In: *Philosophical Explorations: An International Journal for the Philosophy of Mind and Action* 18.2 (2015), 259–281.

MCGRENERE, JOANNA; HO, WAYNE: »Affordances: Clarifying and Evolving a Concept«. In: Sidney Fels & Pierre Poulin (Hrsg.): *Graphics Interface 2000. Proceedings*. Québec 2000, 179–186.

MEILLASSOUX, QUENTIN: *After Finitude. An Essay on the Necessity of Contingency*. Ray Brassier (Übers.). London, New York 2008.

MEINONG, ALEXIUS: *Abhandlungen zur Erkenntnistheorie und Gegenstandstheorie. Der gesammelten Abhandlungen zweiter Band*. Leipzig 1913.

MEINONG, ALEXIUS: *Über die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften*. Leipzig 1907.

MEINONG, ALEXIUS: *Über emotionale Präsentation*. In: Ders.: *Abhandlungen zur Werttheorie*. Gesamtausgabe Band 3. Graz 1968, 285–465.

MEIXNER, UWE: *Defending Husserl. A Plea in the Case of Wittgenstein & Company versus Phenomenology*. Berlin, Boston 2014.

MEREU, STEFANIA; ZACKS, JEFFREY M.; KURBY, CHRISTOPHER A.; LLERAS, ALEJANDRO: »The Role of Prediction in Perception: Evidence From Interrupted Visual Search«. In: *Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance* 40.4 (2014), 1372–1389.

MERLEAU-PONTY, MAURICE: *Die Phänomenologie der Wahrnehmung*. Rudolf Boehm (Übers.). Berlin 1966.

MERLEAU-PONTY, MAURICE: *L'Institution, la passivité. Notes de cours Collège de France (1954-1955)*. Paris 2015.

MERLEAU-PONTY, MAURICE: *The Structure of Behavior*. Boston 1963.

MICHOTTE, ALBERT: *Die phänomenale Kausalität*. Otto Heller, Winfried Lohr (Hrsg. & Übers.). Gesammelte Werke. Band 1. Bern 1982.

MICHOTTE, ALBERT: *La perception de la causalité*. Louvain, Paris, 1946.

MICHOTTE, ALBERT: *Michotte's Experimental Phenomenology of Perception*. Georges Thinès, Alan Costall, George Butterworth (Hrsg.). New York 2014.

MILLIKAN, RUTH GARRETT: »Pushmi-Pullyu Representations«. In: *Philosophical Perspectives* 9. *AI, Connectionism and Philosophical Psychology* (1995), 185–200.

MILLIKAN, RUTH GARRETT: *Beyond Concepts. Unicepts, Language, and Natural Information*. Oxford 2017.

MILLIKAN, RUTH GARRETT: *Language. A Biological Model*. Oxford 2005.

MILLIKAN, RUTH GARRETT: *On Clear and Confused Ideas. An Essay About Substance Concepts*. Cambridge 2004a.

MILLIKAN, RUTH GARRETT: *Varieties of Meaning. The 2002 Jean Nicod Lectures*. Cambridge, London 2004b.

MISCH, GEORG: »Vorbericht des Herausgebers«. In: Wilhelm Dilthey: *Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte. Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. Gesammelte Schriften. Band V.* Stuttgart, Göttingen 1990, VII–CXVII.

MISSELHORN, CATRIN: »Begriffliche Reflexion in der Literatur. Eine Proxytypentheorie des kognitiven Gehalts der Literatur erläutert an Musils *Vollendung der Liebe*«. In: Christoph Demmerling, Ingrid Verran (Hrsg.): *Wahrheit, Wissen und Erkenntnis in der Literatur. Philosophische Beiträge.* Berlin 2014, 219–239.

MISSELHORN, CATRIN: »Bildwahrnehmung, Imagination und das Gefühl der Präsenz. Überlegungen zum besonderen Status von Bildern als Gründen«. In: Julian Nida-Rümelin, Elif Özmen (Hrsg.): *Deutsches Jahrbuch für Philosophie* 4. Hamburg 2012, 793–811.

MISSELHORN, CATRIN: »Empathy with Inanimate Objects and the Uncanny Valley« In: *Minds and Machines: Journal for Artificial Intelligence, Philosophy and Cognitive Science* 19.3 (2009), 345–359.

MISSELHORN, CATRIN: »Gibt es eine ästhetische Emotion?« In: Stefan Deines, Jasper Liptow, Martin Seel (Hrsg.): *Ästhetische Erfahrung. Beiträge zu einer philosophischen Kontroverse.* Berlin 2013, 120–141.

MISSELHORN, CATRIN: »Wahrnehmungsrepräsentation und Objektivität – Zur Verteidigung von Evans' Neo-Kantianismus«. In: Catrin Misselhorn, Ulrike Pompe-Alama, Ulrike Ramming (Hrsg.): *Sprache, Wahrnehmung und Selbst. Neue Perspektiven auf Gareth Evans' Philosophie.* Münster 2017, 179–207.

MISSELHORN, CATRIN: *Wirkliche Möglichkeiten – Mögliche Wirklichkeiten. Grundriss einer Theorie modaler Rechtfertigung.* Paderborn 2005.

MOHRMANN, THOMAS: »Ist der Begriff der Repräsentation obsolet?«. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 51.3 (1997), 349–366.

MONTENBRUCK, AXEL: *Mittelwelt und Drei-Drittel-Mensch. Sozialreale Dehumanisierung und Zivilisierung als synthetischer Pragmatismus.* 3. erneut erheblich erweiterte Auflage. Berlin 2014.

MOREWEDGE, CAREY K.; YOON, HAEWON; SCOPELLITI, IRENE; SYMBORSKI, CARL W.; KORRIS, JAMES H.; KASSAM, KARIM S.: »Debiasing Decisions: Improved Decision Making With a Single Training Intervention«. In: *Policy Insights from the Behavioral and Brain Sciences* 2.1 (2015), 129–140.

MOSER, HUGO: »Umgangssprache«. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen«. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* 27 (1960), 215–232.

MOUNOUD, PIERRE; HAUERT, CLAUDE-ALAIN: »Development of Sensorimotor Organization in Young Children: Grasping and Lifting Objects«. In: George Forman (Hrsg.): *Action and Thought: From Sensorimotor Schemes to Symbolic Operations*. New York 1982, 3–35.

MSIMANG, PHILA MFUNDO: »Living in One World: Searle's Social Ontology and Semiotics«. In: *Signs and Society* 2.2 (2014), 173–202.

MÜLDER-BACH, INKA: *Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften: Ein Versuch über den Roman*. München 2013.

MUNDY, PETER C.: *Autism and Joint Attention. Development, Neuroscience and Critical Fundamentals*. New York, London 2016.

MUREZ, MICHAEL; RECANATI, FRANÇOIS: »Mental Files: an Introduction«. In: *Review of Philosophy and Psychology* 7 (2016), 265–281.

MUSGRAVE, ALAN: *Essays on Realism and Rationalism*. Amsterdam 1999.

MUSIL, ROBERT: *Beitrag zur Beurteilung der Lehren Machs*. Berlin 1908.

MUSIL, ROBERT: *Der Mann ohne Eigenschaften. I. Erstes und zweites Buch*. Herausgegeben von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg 1987a.

MUSIL, ROBERT: *Der Mann ohne Eigenschaften. II. Aus dem Nachlaß*. Reinbek bei Hamburg 1987b.

MUSIL, ROBERT: *Gesammelte Werke* 8. *Essays und Reden*. Reinbek bei Hamburg 1981.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

- MUSIL, ROBERT: *Tagebücher*. Adolf Frisé (Hrsg.). Reinbek bei Hamburg 1983a.
- 622
MUSIL, ROBERT: *Tagebücher. Anmerkung, Anhang, Register*. Adolf Frisé (Hrsg.). Reinbek bei Hamburg 1983b.
- NAGEL, THOMAS: »What Is It Like to Be a Bat«. In: *The Philosophical Review* 83.4 (1974), 435–450.
- NAGEL, THOMAS: *The View From Nowhere*. Oxford 1986.
- NANAY, BENICE: »Do we see apples as edible?«. In: *Pacific Philosophical Quarterly* 92.3 (2011), 305–322.
- NANAY, BENICE: »Perception and imagination: Amodal perception as mental imagery«. In: *Philosophical Studies* 150 (2010), 239–54.
- NANAY, BENICE: *Between Action and Perception*. Oxford 2013.
- NIETZSCHE, FRIEDRICH: *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. Kritische Studienausgabe. Band 5. Giorgio Colli, Mazzino Montinari (Hrsg.). München 2007. (= KSA 5)
- NIETZSCHE, FRIEDRICH: *Morgenröte. Idyllen aus Messina. Die fröhliche Wissenschaft. Kritische Studienausgabe*. Band 3. Giorgio Colli, Mazzino Montinari (Hrsg.). München 1999. (= KSA 3)
- NORLING, EMMA: »Don't Lose Sight of the Forest. Why the Big Picture of Social Intelligence is Essential«. In: *Proceedings of the 2016 International Conference on Autonomous Agents & Multiagent Systems* (2016), 984–987.
- NORMAN, DONALD: *The Design of Everyday Things. Revised and Expanded Edition*. New York 2013.
- NORMAN, DONALD: *The Invisible Computer. Why Good Products Can Fail, the Personal Computer is so Complex, and Information Appliances are the Solution*. Cambridge, London 1999.

NORTH, DOUGLAS C.: »Institutions«. In: *Journal of Economic Perspectives* 5.1 (1991), 97–112.

NUSSBAUM, MARTHA C.: »Non-Relative Virtues: An Aristotelian Approach«. In: Martha C. Nussbaum, Amarty Sen (Hrsg.): *The Quality of Life*. Oxford 1993, 242–70.

O'REGAN, KEVIN J.; NOË, ALVA: »A Sensorimotor Account of Vision and Visual Consciousness«. In: *Behavioral and Brain Sciences* 24 (2001), 939–1031.

O'REGAN, KEVIN J.: *Why Red Doesn't Sound Like a Bell: Understanding the Feel of Consciousness*. Oxford, New York 2011.

O'SHEA, JAMES R.: »Normativity and Scientific Naturalism in Sellars' Janus Faced' Space of Reasons«. In: *International Journal of Philosophical Studies* 18.3 (2010), 459–471.

OAKSFORD, MIKE; CHATER, NICK: *Rationality in an Uncertain World. Essays on the Cognitive Science of Human Reasoning*. Hove 1998.

OKSAAR, ELS: »Idiolekt als Grundlage der variationsorientierten Linguistik«. In: *Sociolinguistica* 14 (2000), 37–41.

OKSAAR, ELS: *Kulturemtheorie. Ein Beitrag zur Sprachverwendungsforschung*. Hamburg 1988.

OLAY, CSABA: »Verstehen und Auslegung bei Heidegger«. In: Barbara Merker (Hrsg.): *Verstehen. Nach Heidegger und Brandom*. Hamburg 2009, 47–60.

OTTEN, MARTE; SETH, ANIL K.; PINTO, Y. M.: »A Social Bayesian Brain: How Social Knowledge can Shape Visual Perception«. In: *Brain and Cognition* 112 (2017), 69–77.

PARK, BYONG-CHUL: »Wittgensteins's Use of the Word Aspect«. In: *Synthese* 115.1 (1998a), 131–140.

PARK, BYONG-CHUL: *Phenomenological Aspects of Wittgenstein's Philosophy*. Dordrecht, Boston, London 1998b.

PARK, IN-CHEOL: *Die Wissenschaft von der Lebenswelt. Zur Methodik von Husserls später Phänomenologie*. Amsterdam, New York 2001.

PAUEN, SABINE; TRÄUBLE, BIRGIT: »How 7-month-olds Interpret Ambiguous Motion Events: Category-Specific Reasoning in Infancy«. In: *Cognitive Psychology* 59 (2009), 275–295.

PENDLEBURY, MICHAEL: »Making Sense of Kant's Schematism«. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 55.4 (1995), 777–797.

PETITOT, JEAN; SMITH, BARRY: »Physics and the Phenomenal World«. In: Roberto Poli, Peter Simons (Hrsg.): *Formal Ontology*. Dordrecht 1996, 233–253.

PFAU, JENS; KASHIMA, YOSHIHISA; SONENBERG, LIZ: »Towards Agent-Based Models of Cultural Dynamics: A Case of Stereotypes«. In: Virginia Dignum, Frank Dignum (Hrsg.): *Perspectives on Culture and Agent-based Simulations. Integrating Cultures*. Dordrecht 2014, 129–147.

PIAGET, JEAN: *Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde. Gesammelte Werke 2. Studienausgabe*. Stuttgart 1998.

PINNA, BAINGIO; ALBERTAZZI, LILIANA: »From Grouping to Visual Meanings: A New Theory of Perceptual Organization«. In: Liliana Albertazzi, Gert van Tonder, Dhanraj Vishwanath (Hrsg.): *Perception beyond Inference. The Information Content of Visual Processes*. Cambridge, London 2010, 287–344.

PIPPIN, ROBERT B.: »Schematism and Empirical Concepts«. In: *Kant-Studien* 67.1-4 (1976), 156–171.

PLANCK, MAX: *Die Einheit des physikalischen Weltbildes*. Leipzig 1909.

PLESSNER, HELMUTH; BUYTENDIJK, FREDERIK: »Die Deutung des mimischen Ausdrucks. Ein Beitrag zur Lehre des Bewußtseins vom anderen Ich«. In: Helmuth Plessner: *Gesammelte Schriften. Band 7*. Frankfurt/M. 1980, 67–129.

PLESSNER, HELMUTH: *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Berlin, New York 1975.

POLANYI, MICHAEL: *The Tacit Dimension*. London 1966.

POLI, ROBERTO: »Rens, Ens, Aliquid«. In: Roberto Poli, Peter Simons (Hrsg.): *Formal Ontology*. Dordrecht 1996, 1–26.

POLJANŠEK, TOM: »Choosing Appropriate Paradigmatic Examples for Understanding Collective Agency«. In: Catrin Misselhorn (Hrsg.): *Collective Agency and Cooperation in Natural and Artificial Systems*. New York, London 2015a, 185–204.

POLJANŠEK, TOM: »Angemessen ist, was als angemessen passiert. Eine opportunistische Theorie sozialer Angemessenheit«. In: Jacqueline Bellon, Bruno Gransche, Sebastian Nähr-Wagener (Hrsg.): *Soziale Angemessenheit – Forschung zu Kulturtechniken des Verhaltens*. Wiesbaden 2022b, 153–172.

POLJANŠEK, TOM: »Benutzeroberflächen – Techniken der Verhüllung des Technischen«. In: Ute Seiderer, Michael Fisch (Hrsg.): *Haut und Hülle. Umschlag und Verpackung. Techniken des Umschließens und Verkleidens*. Berlin 2014c, 102–117.

POLJANŠEK, TOM: »Beruhigen und Befremden – Zwei Tendenzen in Kunst und Philosophie«. In: Werner Fitzner (Hrsg.): *Kunst und Fremderfahrung*. Bielefeld 2016a, 97–118.

POLJANŠEK, TOM: »Die Vorstrukturierung des Möglichen. Latenz und Technisierung«. In: Alexander Friedrich, Petra Gehring, Christoph Hubig et al. (Hrsg.): *Jahrbuch Technikphilosophie 2017. Technisches Nichtwissen*. Baden-Baden 2017, 17–40.

POLJANŠEK, TOM: »Genauigkeit und Seele. Kritik des philosophischen Erkenntnisanspruchs nach Robert Musil und Paul Valéry«. In: Sebastian Hüscher, Sankar Singh (Hrsg.): *Literatur als philosophisches Erkenntnismodell*. Tübingen 2016b, 236–251.

POLJANŠEK, TOM: »Kritisieren heißt Filtrieren – Eine Kritik kritischer Praxis in sozialen Netzwerken«. In: *Schwerpunkt »Internet und Freiheit«*. *Juridikum. Zeitschrift für Kritik - Recht – Gesellschaft* 4.2014, 483–493.

POLJANŠEK, TOM: »Nie ganz bei den Sachen. Zur Philosophie der Immersion«. In: Oliver Ruf & Lars Grabbe (Hrsg.): *Technik-Ästhetik*. Bielefeld 2022c, 183–202.

POLJANŠEK, TOM: »Phänomenologie als deiktische Kartographie der Existenz«. In: Thiemo Breyer, Niklas Grouls, Laura Martena: *Anspruch und Methode der Philosophie*. Darmstadt 2022d.

POLJANŠEK, TOM: »Philosophie und Literatur – Zwei entfernte Verwandte?«. In: Klaus Birnstiel, Erik Schilling (Hrsg.): *Literatur und Theorie seit der Postmoderne. Mit einem Nachwort von Hans Ulrich Gumbrecht*. Stuttgart 2012, 27–40.

POLJANŠEK, TOM: »Seeing Ghost. Apperception, Accordance, and the Mode of Living Presence in Perception«. In: Thiemo Breyer, Marco Cavallaro, Rodrigo Y. Sandoval (Hrsg.): *Phenomenology of Phantasy and Emotion*. Darmstadt 2022a, 145–180.

POLJANŠEK, TOM: »Sinn und Erwartung. Über den Unterschied von Sinngegenständigkeit und Referenzialität«. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 69.4 (2015b), 502–524.

POLJANŠEK, TOM: »Wissen und Zaubern an der Oberfläche«. In: Suzana Alpsancar, Kai Denker (Hrsg.): *Tagungsband der Nachwuchstagungen für Junge Philosophie in Darmstadt*. Marburg 2011, 169–186.

PRESTON, BETH: »Ethnotechnology: A Manifesto«. In: Maarten Franssen, Peter Kroes, Thomas A.C. Reydon, Pieter E. Vermaas (Hrsg.): *Artefact Kinds. Ontology and the Human-Made World*. New York, Dordrecht, London 2014, 145–163.

PRINZ, JESSE J.: *Furnishing the Mind. Concepts and Their Perceptual Basis*. Cambridge, London 2002.

PRINZ, JESSE J.: *Gut Reactions. A Perceptual Theory of Emotions*. Oxford, New York 2004.

PURVES, DALE; LOTTO, R. BEAU; WILLIAMS, S. MARK; NUNDY, SURAJIT; YANG, ZHIYONG: »Why we see Things the Way We Do: Evidence for a Wholly Empirical Strategy of Vision«. In: *Philosophical Transactions of the Royal Society B: Biological Sciences* 356.1407 (2001), 285–297.

PUTNAM, HILARY: »Meaning and Reference«. In: *Journal of Philosophy* 70 (1973), 699–711.

PUTNAM, HILARY: »Realism«. In: *Philosophy and Social Criticism* 42.2 (2016), 117–131.

PUTNAM, HILARY: »Replies«. In: *The Philosophy of Hilary Putnam. Philosophical Topics* 20.1 (1992), 347–408.

PUTNAM, HILARY: *Reason, Truth, and History*. Cambridge 1981.

PUTNAM, HILARY: *The Many Faces of Realism. The Paul Carus Lectures*. Illinois 1987.

PYLYSHYN, ZENON: »Is vision continuous with cognition? The case for cognitive impenetrability of visual perception«. In: *Behavioral and Brain Sciences* 22 (1999), 341–423.

QUINE, WILLARD VAN ORMAN: »Grades of Theoreticity«. In: Lawrence Foster, J. W. Swanson (Hrsg.): *Experience and Theory*. London, Aylesbury 1970, 1–17.

RADVANSKY, GABRIEL A.; ZACKS, JEFFREY M.: *Event Cognition*. Oxford, New York 2014.

RAPIC, SMAIL: »Einleitung«. In: Edmund Husserl: *Ding und Raum. Vorlesungen* 1907. Karl-Heinz Hahnengress, Smail Rapic (Hrsg.). Hamburg 1991.

RATCLIFFE, MATTHEW: »Phenomenology as a Form of Empathy«. In: *Inquiry* 55.5 (2012), 473–495.

RATCLIFFE, MATTHEW: *Experiences of Depression. A Study in Phenomenology*. Oxford 2015.

REICHENBACH, HANS: *Relativitätstheorie und Erkenntnis apriori*. Berlin 1920.

REMEZ, ROBERT E., & RUBIN, PHILIP E.: »On the perception of intonation from sinusoidal sentences«. In: *Perception & Psychophysics* 35 (1984), 429–440.

REMEZ, ROBERT; RUBIN, PHILIP E.; PISONI, DAVID, CARRELL, THOMAS D.: »Speech perception without traditional speech cues«. In: *Science* 212 (1981), 947–950.

RESCHER, NICHOLAS: *Process Metaphysics. An Introduction to Process Philosophy*. New York 1996.

RISTAU, CAROLYN A.: »Cognitive Ethology: An Overview«. In: Dies. (Hrsg.): *Cognitive Ethology: The Minds of Other Animals*. New York 1991, 291–313.

ROBERTS, ROBERT C.: *Emotions. An Essay in Aid of Moral Psychology*. Cambridge 2003.

ROMBACH, HEINRICH: *Strukturanthropologie. »Der menschliche Mensch«*. Freiburg, München 1987.

RORTY, RICHARD: *Philosophy and the Mirror of Nature*. Princeton 1979.

ROSEFELDT, TOBIAS: »Dinge an sich und Außenweltskeptizismus. Über ein Missverständnis der frühen Kant-Rezeption«. In: Dina Emundts (Hrsg.): *Self, World, and Art. Metaphysical Topics in Kant and Hegel*. Berlin, Boston 2013, 221–259.

ROSEFELDT, TOBIAS: »Dinge an sich und sekundäre Eigenschaften«. In: Jürgen Stolzenberg (Hrsg.): *Kant in der Gegenwart*. Berlin 2007, 167–209.

ROSENBERG, JAY: *Wilfrid Sellars: Fusing the Images*. Oxford 2007.

ROY, JEAN-MICHEL: »Heterophenomenology and Phenomenological Skepticism«. In: *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 6.1 (2007), 1–20.

RÜMKE, HENRICUS CORNELIUS: *Eine blühende Psychiatrie in Gefahr. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze*. Berlin, Heidelberg, New York 1967.

RYLE, GILBERT: *The Concept of Mind*. Chicago 1949.

SAADI, SCHICH MUSLADIE: *Der persianische Baum-Garten*. 2. Buch. Erstes Kapitel. Hamburg 1696.

SACHS, CARL: *Intentionality and the Myths of the Given: Between Pragmatism and Phenomenology*. Vermont 2014.

SANDIG, BARBARA: »Zur historischen Kontinuität normativ diskriminierter syntaktischer Muster in spontaner Sprechsprache«. In: *Deutsche Sprache* 1 (1973), 37–57.

SAPIR, EDWARD: *The Psychology of Culture. A Course of Lectures*. Judith T. Irvine (Hrsg.). Berlin, New York 2002.

SARTRE, JEAN-PAUL: *Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie*. Reinbek bei Hamburg 1991.

SARTRE, JEAN-PAUL: *Der Mensch und die Dinge. Aufsätze zur Literatur 1938-1946*. Reinbek bei Hamburg 1978.

SCHAFFER, JONATHAN: »On what grounds what«. In: David Manley, David J. Chalmers, Ryan Wasserman (Hrsg.): *Metametaphysics: New Essays on the Foundations of Ontology*. Oxford 2009, 347–383.

SCHANK, ROGER; ABELSON, ROBERT: *Scripts, Plans, Goals and Understanding: An Inquiry into Human Knowledge Structures*. Hillsdale 1977.

SCHAPP, WILHELM: *Beiträge zur Phänomenologie der Wahrnehmung*. Halle 1910.

SCHELER, MAX: *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. Neuer Versuch der Grundlegung eines ethischen Personalismus*. Halle 1916.

SCHELER, MAX: *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. Bonn 1991.

SCHMITZ, HERMANN: *Der Leib, der Raum und die Gefühle*. Bielefeld, Locarno 2007.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

SCHMITZ, HERMANN: *Der Leib*. Berlin, Boston 2011.

630

SCHMITZ, HERMANN: *Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie*. Bonn 1990.

SCHNÄDELBACH, HERBERT: »Phänomenologie und Sprachanalyse«. In: Ders.: *Philosophie in der modernen Welt. Vorträge und Abhandlungen* 3. Frankfurt/M. 2000, 230–255.

SCHNÄDELBACH, HERBERT: »Satz und Sachverhalt«. In: Geert Keil, Udo Tietz (Hrsg.): *Phänomenologie und Sprachanalyse*. Paderborn 2006, 23–42.

SCHOOGEN, PHIL: *Behavior Settings. A Revision and Extension of Roger G. Barker's Ecological Psychology*. Stanford 1989.

SCHOPENHAUER, ARTHUR: *Die Welt als Wille und Vorstellung. Band 1*. München 1912.

SCHRÖDER, SEVERIN: »A Tale of Two Problems. Wittgenstein's Discussion of Aspect Perception«. In: John Cottingham & Peter M. S. Hacker: *Mind, Method, and Morality. Essays in Honour of Anthony Kenny*. Oxford 2010.

SCHULTE, WALTER; TÖLLE, RAINER: *Psychiatrie. Zweite, überarbeitete und ergänzte Auflage*. Berlin, Heidelberg 1973.

SCHÜTZ, ALFRED; LUCKMANN, THOMAS: *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz, München 2017.

SCHÜTZ, ALFRED: *Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie*. Arvid Brodersen (Hrsg.). Übersetzt von Alexander von Baeyer. Den Haag 1972

SCHÜTZ, ALFRED: *Das Problem der Relevanz*. Alexander von Baeyer (Übers.). Richard M. Zaner (Hrsg.). Einleitung von Thomas Luckmann. Frankfurt am Main 1982.

SCHWITZGEBEL, ERIC: »No unchallengeable Epistemic Authority, of Any Sort, Regarding Our Own Conscious Experience – Contra Dennett?«. In: *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 6 (2007), 107–113.

- SCRUTON, ROGER: *The Aesthetics of Architecture*. London 1979.
- SEARLE, JOHN: »The Mind and Education«. In: Michel Ferrari, Robert J. Sternberg: *Self-Awareness. Ist Natur and Development*. New York, London 1998, 3–11.
- SEARLE, JOHN: *Consciousness and Language*. Cambridge 2002.
- SEARLE, JOHN: *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen*. Berlin 2011.
- SEARLE, JOHN: *Seeing Things as They Are. A Theory of Perception*. Oxford 2015.
- SEARLE, JOHN: *The Rediscovery of the Mind*. Cambridge, London 1994.
- SEARLE, JOHN: *Wie wir die soziale Welt machen. Die Struktur der menschlichen Zivilisation*. Berlin 2012.
- SEGAL, OREN: »Pepe the Frog: Yes, a Harmless Cartoon can Become an Alt-Right Mascot«. In: *The Guardian* (29.9.2016). Zuletzt aufgerufen am 19.11.2017. URL = <<https://www.theguardian.com/commentisfree/2016/sep/29/pepe-the-frog-alt-right-mascot-racist-anti-semitic>>
- SEIBT, JOHANNA: »How to Naturalize Sensory Consciousness and Intentionality within a Process Monism with Normativity Gradient: A Reading of Sellars«. In: James R. O’Shea: *Sellars and his Legacy*. Oxford 2016, 186–222.
- SELLARS, WILFRID: »The Lever of Archimedes«. In: *The Monist* 64.1 (1981), 3–36.
- SELLARS, WILFRID: »Counterfactuals, Dispositions, and the Causal Modalities«. In: Herbert Feigl, Michael Scriven, Grover Maxwell (Hrdg.): *Minnesota Studies in the Philosophy of Science, Volume II: Concepts, Theories, and the Mind-Body Problem*. Minneapolis 1958.
- SELLARS, WILFRID: *Empiricism and the Philosophy of Mind*. With an Introduction by Richard Rorty and a Study Guide by Robert Brandom. Cambridge, London 1997.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

SELLARS, WILFRID: *Kant's Transcendental Metaphysics. Sellar's Cassirer Lectures Notes and Other Essays*. Jeffrey H. Sicha (Hrsg.). Atascadero 2002.

632

SELLARS, WILFRID: *Science and Metaphysics. Variations on Kantian Themes*. London, New York 1968.

SELLARS, WILFRID: *Science, Perception, and Reality*. Atascadero 1963.

SETOH, PEIPEI; WU, DI; BAILLARGEON, RENÉE; GELMAN, ROCHEL: »Young Infants Have Biological Expectations About Animals«. In: *Proceedings of the National Academy of Science of the USA* 110.40 (2013), 15937–15942.

SHAPIRO, SCOTT: *Legality*. Cambridge, London 2011.

SHIPLEY, THOMAS F.; KELLMAN, PHILIP J.: »Optical tearing in spatiotemporal boundary formation: When do local element motions produce boundaries, form, and global motion?«. In: *Spatial Vision* 7 (1993), 323–339.

SHIPLEY, THOMAS F.; KELLMAN, PHILIP J.: »Spatiotemporal boundary formation: Boundary, form, and motion perception from transformations of surface elements«. In: *Journal of Experimental Psychology: General* 123 (1994), 3–20.

SIEGEL, SUSANNA: »Affordances and the Contents of Perception«. In: Berit Brogaard: *Does Perception Have Content?* Oxford 2014, 39–76.

SIEGLER, SUSANNE: »Cognitive Penetrability and Perceptual Justification«. In: *Nous* 46.2 (2012), 201–222.

SINNER, CARSTEN: *Varietätenlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen 2014.

SLOTERDIJK, PETER: *Sphären I. Mikrosphärologie. Blasen*. Frankfurt am Main 1998.

SMITH, ARTHUR D.: *The Problem of Perception*. Cambridge, London 2002.

SMITH, BARRY; MULLIGAN, KEVIN: »Framework for Formal Ontology«. In: *Topoi* 2 (1983), 73–85.

SMITH, BARRY: »Carving Up Reality«. In: Michael Gorman, Jonathan Sanford (Hrsg.): *Categories. Historical and Systematic Essays*. Washington 2004, 225–237.

SMITH, BARRY: »Common Sense«. In: Barry Smith, David Woodruff Smith (Hrsg.): *The Cambridge Companion to Husserl*. Cambridge 1995c, 394–437.

SMITH, BARRY: »Diagrams, Documents, and the meshing of plans«. In: András Benedek & Kristóf Nyíri (Hrsg.): *How to do Things with Pictures: Skill, Practice, Performance*. Frankfurt 2013, 165–180.

SMITH, BARRY: »Formal Ontology, Common Sense and Cognitive Science«. In: *International Journal for Human-Computer Studies* 43 (1995b), 641–667.

SMITH, BARRY: »Toward a Realistic Science of Environments«. In: *Ecological Psychology* 21.2 (2009), 121–130.

SMITH, BARRY: »Towards an Ontology of Common Sense«. In: Jaakko Hintikka, Klaus Puhl (Hrsg.): *The British Tradition in Twentieth-Century Philosophy*. Wien 1995a, 300–309.

SMITH, BARRY: »Gegenstände und ihre Umwelten: Von Aristoteles zur ökologischen Ontologie«. In: Barbara Boisits, Sonja Rinofner-Kreidl (Hrsg.): *Einheit und Vielheit. Organologische Denkmodelle in der Moderne*. Wien 2000, 35–64.

SMITH, BARRY: »Ontologie des Mesokosmos. Soziale Objekte und Umwelten«. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 52.4 (1998), 521–540.

SMITH, EDWARD E.; OSHERSON, DANIEL N.: »Conceptual Combination with Prototype Concepts«. In: *Cognitive Science* 8 (1984), 337–361.

SNOWDON, CHARLES T.; TEIE, DAVID; SAVAGE, MEGAN: »Cats prefer species-appropriate music«. In: *Applied Animal Behaviour Science* 166 (2015), 106–111.

SOTERIOU, MATTHEW: »The Disjunctive Theory of Perception«. In: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (2016), Edward N. Zalta (Hrsg.), URL = <<https://plato.stanford.edu/archives/win2016/entries/perception-disjunctive/>>

SOUDAY, PAUL: »Questions de Grammaire«. In: *Le Temps*, 29. Juli 1927, 1. URL = <<https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k24671oh/>>

SPELKE, ELIZABETH S.; KESTENBAUM, ROBERTA; SIMONS, DANIEL J.; WEIN, DEBRA: »Spatiotemporal Continuity, Smoothness of Motion and Object Identity in Infancy«. In: *British Journal of Developmental Psychology* 13 (1995), 113–142.

SPERBER, DAN: »Why a Deep Understanding of Cultural Evolution is Incompatible with Shallow Psychology«. In: Enfield, N J.; Levinson, Stephen C. (Hrsg.): *Roots of Human Sociality: Culture, Cognition and Interaction*. Oxford 2006, 431–452.

SRIDHARAN, VISHNU: »Beyond Consensual Domains: Enactivism, Social Representations and Third-Order-Unities«. In: *Culture & Psychology* 21.2 (2015), 259–275.

STAHL, TITUS: *Immanente Kritik. Elemente einer Theorie sozialer Praktiken*, Frankfurt, New York 2013.

STAUDACHER, ALEXANDER: *Das Problem der Wahrnehmung*. Paderborn 2011.

STAUDACHER, ALEXANDER: *Phänomenales Bewußtsein als Problem für den Materialismus*. Berlin, New York 2002.

STAUDE, OTTO: *Der Begriff der Apperzeption in der neueren Psychologie, Philosophische Studien. Band 1*. Leipzig 1883.

STEBBING, L. SUSAN: *Philosophy and the Physicists*. New York 1958.

STEELS, LUC: »The Symbol Grounding Problem has been solved. So what's next?«. In: Manuel de Vega, Arthur Glenberg, Arthur Graesser (Hrsg.): *Symbols and Embodiment: Debates on Meaning and Cognition*. Oxford 2008, 223–244.

STICH, STEPHEN: *From Folk Psychology to Cognitive Science. The Case Against Belief*. Cambridge 1983.

STÖRZINGER, TOBIAS: *Formen kollektiver Akteurschaft und Metakognition in verteilten Systemen*. Paderborn 2022.

STRAWSON, PETER F.: »Imagination and Perception«. In: Lawrence Foster, J. W. Swanson (Hrsg.): *Experience & Theory*. Amherst 1970, 31–54.

STRAWSON, PETER F.: *Individuals. An Essay in Descriptive Metaphysics*. New York 1959.

STREICHERT, TILL: *Von der Freiheit und ihrer Verkehrung. Eine Studie zu Kant und den Bedingungen der Möglichkeit einer kritischen Theorie der Gesellschaft*. Berlin, New York 2003.

SUMMA, MICHELA: »Body Memory and the Genesis of Meaning«. In: Sabine Koch, Thomas Fuchs, Michela Summa, Cornelia Müller (Hrsg.): *Body Memory, Metaphor and Movement*. Amsterdam 2012, 23–24.

SUNSTEIN, CASS; THALER, RICHARD: *Nudge. Improving Decisions About Health, Wealth, and Happiness*. New Haven, London 2008.

SUZUKI, TOSHITAKA N.; WHEATCROFT, DAVID; GRIESSER, MICHAEL: »Experimental Evidence for Compositional Syntax in Bird Calls«. In: *Nature Communications* 7.10986 (2016), 1–7.

THOMAS, ALAN: »Perceptual Presence and the Productive Imagination«. In: *Philosophical Topics* 37.1 (2009), 153–174.

THOMASSON, AMIE L.: *Ordinary objects*. Oxford, New York 2007.

THOMPSON, EVAN: *Mind in Life. Biology, Phenomenology, and the Science of Mind*. Cambridge, London 2007.

TOMKINS, SILVAN: *Exploring Affect. The Selected Writings of Silvan S. Tomkins*. E. Silvia Demos (Hrsg.). New York, Melbourne, Paris 1995.

TRUDGILL, PETER: *Accent, Dialect and School*. London 1975.

TRUFFAUT, FRANÇOIS: *Mr. Hitchcock, wie haben Sie das gemacht?* München 2003.

TUOMELA, RAIMO: »Joint Intention, We-Mode and I-Mode«. In: *Midwest Studies in Philosophy* 30.1 (2006), 35–58.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

TYE, MICHAEL: *Ten Problems of Consciousness. A Representational Theory of the Mind*. Cambridge 1995.

636

UEXKÜLL, JAKOB VON; KRISZAT, GEORG: *Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Ein Bilderbuch unsichtbarer Welten. Ein Erinnerungsbuch*. Berlin 1934.

UEXKÜLL, JAKOB VON: *Niegeschaute Welten. Die Umwelten meiner Freunde*. Berlin 1936.

UEXKÜLL, JAKOB VON: *Theoretische Biologie*. Zweite gänzlich neu bearbeitete Auflage. Berlin, Heidelberg 1928.

UEXKÜLL, JAKOB VON: *Umwelt und Innenwelt der Tiere*. Berlin, Heidelberg 1921.

ULLRICH, WOLFGANG: *Alles nur Konsum. Kritik der warenästhetischen Erziehung*. Berlin 2013.

UNGER, PETER: »There are no Ordinary Things«. In: *Synthese* 41 (1979), 117–154.

UNGVARI, GABOR; XIANG, YU-TAO; HONG, YU; LEUNG, HENRY; CHIU, HELEN F. K.: »Diagnosis of schizophrenia: reliability of an operationalized approach to ›praecox-feeling««. In: *Psychopathology* 43:5 (2010), 292–299.

VALÉRY, PAUL: *Cahiers/Hefte* 2. Max Looser, Hartmut Köhler, Christine Mäder-Viragh, Erika Tophoven-Schöningh. Hartmut Köhler & Jürgen Schmidt-Radefeldt (Übers. & Hrsg.). Frankfurt/M. 1988.

VALÉRY, PAUL: *Werke* 1. *Dichtung und Prosa*. Karl Alfred Blüher, Jürgen Schmidt-Radefeldt (Hrsg.). Frankfurt/M., Leipzig 1992.

VAN FRAASSEN, BAS: »The Manifest & the Scientific Image«. In: Diederik Aerts, Jan Broekaert, Ernest Mathijs (Hrsg.): *Einstein meets Magritte: An Interdisciplinary Reflection*. Dordrecht 1999, 29–52.

VAN FRAASSEN, BAS: *The Scientific Image*. Oxford 1980.

VOLLMER, GERHARD: »Wieso können wir die Welt erkennen? Neue Argumente zur evolutionären Erkenntnistheorie«. In: Asmuth Poser: *Evolution. Modell, Methode, Paradigma*. Würzburg 2007, 221–238.

WAGEMANS, JOHAN; FELDMAN, JACOB; GEPSHTEIN, SERGEI; KIMCHI, RUTH; POMERANTZ, JAMES R.; VAN DER HELM, PETER A.: »A Century of Gestalt Psychology in Visual Perception. I. Perceptual Grouping and Figure-Ground Organization«. In: *Psychological Bulletin* 138.6 (2012), 1172–1217.

WALTON, KENDALL: *Mimesis as Make-Believe. On the Foundations of the Representational Arts*. Cambridge, London 1990.

WANG, QIAN; SPENCE, CHARLES: »Striking a Sour Note: Assessing the Influence of Consonant and Dissonant Music on Taste Perception«. In: *Multisensory Research* 29.1-3 (2016), 195–208.

WEBER, MAX: »Wissenschaft als Beruf« In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen 1988, 582–618.

WEIDTMANN, NIELS: »Sinn und Welt. Eine phänomenologische Kritik der Sinnfeldontologie«. In: Peter Gaitsch, Sandra Lehmann, Philipp Schmidt (Hrsg.): *Eine Diskussion mit Markus Gabriel. Phänomenologische Positionen zum neuen Realismus*. Wien, Berlin 2017, 31–47.

WHITEN, ANDREW; BYRNE, RICHARD W.: *Machiavellian Intelligence: Social Expertise and the Evolution of Intellect in Monkeys, Apes, and Humans*. New York 1988.

WILLASCHEK, MARCUS: »Direkter Realismus. Wahrnehmung, Intentionalität und der Status der Wirklichkeit«. In: H. Lenk, H. Poser (Hrsg.): *Neue Realitäten. Akten des XVI. Deutschen Kongresses für Philosophie*. Berlin 1993, 568–575.

WILLASCHEK, MARCUS: *Der mentale Zugang zur Welt. Realismus, Skeptizismus und Intentionalität*. Frankfurt am Main 2015.

WILLE, KATRIN: »Natur als Drama. Deweys Neubestimmung der Teleologie«. In: Michael Hampe (Hrsg.): *John Dewey: Erfahrung und Natur*. Berlin, Boston 2017, 49–64.

REALITÄT UND WIRKLICHKEIT

WILLIAMS, MICHAEL: »Science and Sensibility. McDowell and Sellars on Perceptual Experience«. In: *European Journal of Philosophy* 14.2 (2006), 302–325.

638

WITTGENSTEIN, LUDWIG: *Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie*. In: Ders.: *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie. Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie*. Werkausgabe Band 7. Frankfurt/M. 1994. (= LSPP)

WITTGENSTEIN, LUDWIG: *Philosophische Grammatik*. Rush Rhees (Hrsg.). Werkausgabe Band 4. Frankfurt/M. 1993. (= PG)

WITTGENSTEIN, LUDWIG: *Philosophische Untersuchungen*. In: Ders.: *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen*. Werkausgabe Band 1. Frankfurt am Main 1984. (= PU)

WYNN, KAREN: »Addition and Subtraction by Human Infants«. In: *Nature* 358 (1992), 749–750.

XU, FEI; CAREY, SUSAN: »Infants' Metaphysics: The Case of Numerical Identity«. In: *Cognitive Psychology* 30 (1996), 111–153.

XU, FEI; CAREY, SUSAN: »The Emergence of Kind Concepts: A Rejoinder to Needham and Baillargeon«. In: *Cognition* 74 (2000), 285–301.

YOUNG, IRIS MARION: »Throwing like a Girl: A Phenomenology of Feminine Body Comportment Motility and Spatiality«. In: *Human Studies* 3.2 (1980), 137–156.

ZACKS, JEFFREY; TVERSKY, BARBARA: »Event Structure in Perception and Conception«. In: *Psychological Bulletin* 127 (2001), 3–21.

ZAHAVI, DAN: »Killing the Straw Man: Dennett and Phenomenology«. In: *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 6.1-2 (2007), 21–43.

ŽIŽEK, SLAVOJ: *Incontinence of the Void. Economico-Philosophical Spandrels*. Cambridge, London 2017.

ŽIŽEK, SLAVOJ: *Less Than Nothing: Hegel and the Shadow of Dialectical Materialism*. New York 2012.

Philosophie



Die konvivialistische Internationale

Das zweite konvivialistische Manifest

Für eine post-neoliberale Welt

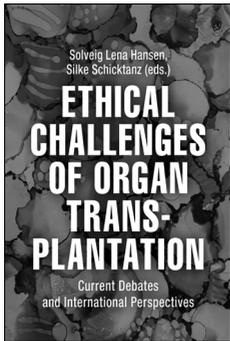
2020, 144 S., Klappbroschur

10,00 € (DE), 978-3-8376-5365-6

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-5365-0

ISBN 978-3-7328-5365-6



Solveig Lena Hansen, Silke Schicktanz (eds.)

Ethical Challenges of Organ Transplantation

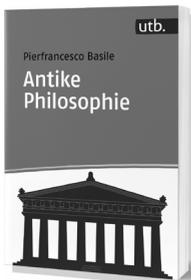
Current Debates and International Perspectives

2021, 358 p., pb., ill.

40,00 € (DE), 978-3-8376-4643-6

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4643-0



Pierfrancesco Basile

Antike Philosophie

2021, 180 S., kart.

20,00 € (DE), 978-3-8376-5946-7

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-5946-1

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Philosophie



Karl Hepfer

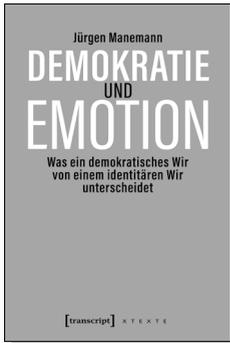
Verschwörungstheorien
Eine philosophische Kritik der Unvernunft

2021, 222 S., kart., 5 SW-Abbildungen

25,00 € (DE), 978-3-8376-5931-3

E-Book:

PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5931-7



Jürgen Manemann

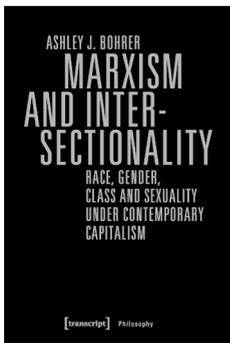
Demokratie und Emotion
Was ein demokratisches Wir
von einem identitären Wir unterscheidet

2019, 126 S., kart.

17,99 € (DE), 978-3-8376-4979-6

E-Book:

PDF: 15,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4979-0



Ashley J. Bohrer

Marxism and Intersectionality
Race, Gender, Class and Sexuality
under Contemporary Capitalism

2019, 280 p., pb.

29,99 € (DE), 978-3-8376-4160-8

E-Book:

PDF: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4160-2

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**